Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechsundneunzigster Band.

Mit den Portraits von:
Peter Altenberg, Georg Freiherr von Ompteda, Neera.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 96. Bandes.

Januar — Februar — März.

1901.

Seite

M. Beerel in Hirschberg.
Das verlorene Paradies 108

Karl Blind in London.
England und die südafrikanischen Freistaaten. Ein zeitgeschichtlicher Rückblick mit persönlichen Erinnerungen 88

Erich Bohn in Breslau.
Der Fall Rothe 223

Désaugiers.
Der richtige Schmerbauch. Uebertragen von Sigmar Mehring in Berlin. 257

H. Frank in Breslau.
Zwei wunderliche Heilige aus Halbasien. Eine Skizze 209

Joseph Joesten in Bonn.
Gottfried Kinkel und seine rheinische Heimat 78

Georg Irrgang in Dresden.
Georg Freiherr von Ompteda. Eine Lebens- und Schaffensskizze .. 193

August Friedrich Krause in Breslau.
Neera 283

Heinrich Meyer in München.
Auf den Hingang Arnold Böcklins 302

Bernhard Münz in Wien.
Zur Erinnerung an Adolf Pichler 317

Sigmund Münz in Wien.
Das zukünftige Conclave 56

Georg Freiherr von Ompteda in Dresden.
Reinheit 258

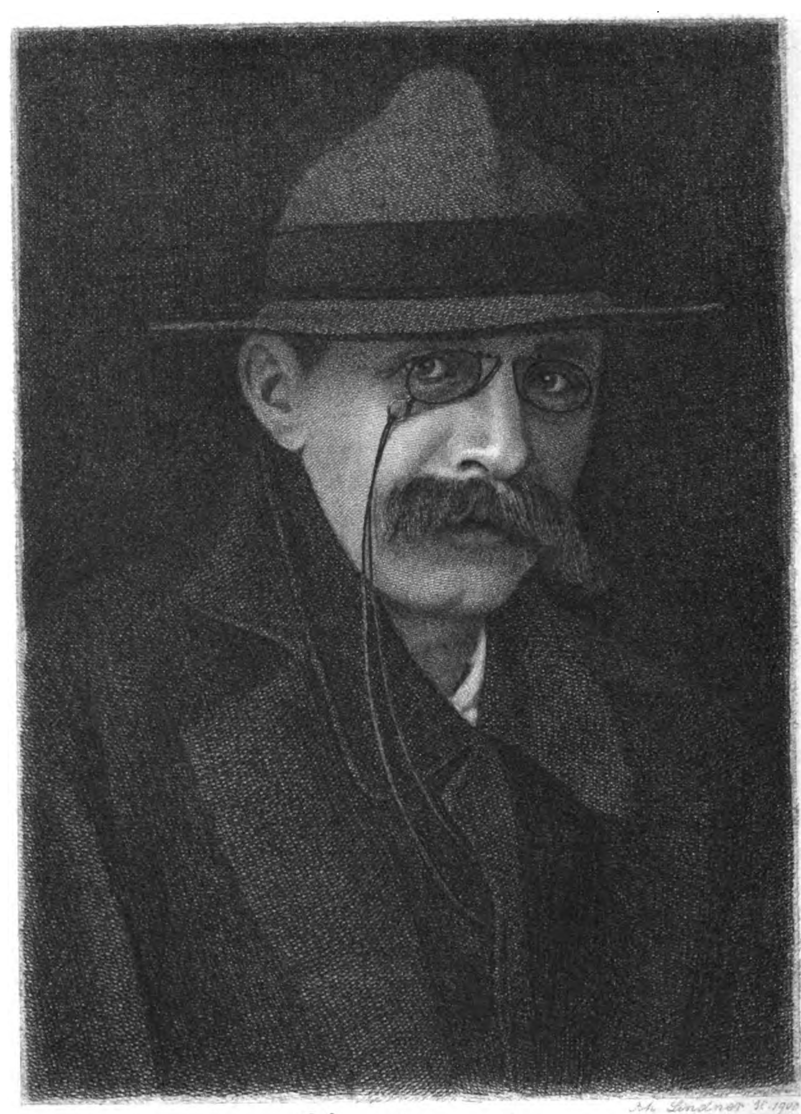
Anton Freiherr von Perfall in Schliersee.
König Wiglaf. Epische Erzählung 1 319

Seite

Else Pohl in Breslau.
Ein Frühlingsrausch 363
Frances Raßmann in Blankenburg a. H.
Echt oder Unecht? 217
Maximilian Strack in Würzburg.
Ein moderner Frauenlob. Peter Altenberg 45
Oscar Wilde †.
Griffel, Gold und Gift. Eine Studie in Grün. Frei nach dem Englischen von Wilhelm Schölermann 304
K. Woermann in Dresden.
Die chinesische Kunst vom Ende der Han-Dynastien bis zum 19. Jahrhundert n. Chr. 393
August Wünsche in Dresden.
Die Schönheit des Alten Testaments in seinen poetischen Schriften. 326
Heinrich Zschalig in Dresden.
Georg Peele. Ein Bild aus Shakespeares Werdezeit 346
* * *
Mein Freund Josef 277
Bibliographie 130 268 403
Bibliographische Notizen 133 271 406
Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze von Ernst Weiland-Lübeck 136 274 412

Mit den Portraits von:
Peter Altenberg, Georg Freiherr von Ompteda, Neera, radirt von Johann Lindner in München.





Peter Altenberg

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCVI. Band. — Januar 1901. — Heft 286.

(Mit einem Portrait in Radirung: Peter Altenberg.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



König Wiglaf.

Epische Erzählung.

Von

Anton Freiherr von Perfall.

— Schliersee. —

König Finn lag auf dem Siechbette.

Vor ihm hing auf der Säule von Eichenholz seine Wehr, der zerhauene Schild mit den goldenen Buckeln, der Kettenpanzer, der Sturmhut mit den Flügeln des Seeadlers, das mächtige Schlachtschwert und der Speer.

Ihm zu Häupten stand ein hohes Weib in weißem Linnen. Die Wucht des Rothhaares, das ihr über die weißen Schultern floß, bändigte ein goldener Reif, der die Mitte der Stirne umschloß.

Das Weib war Trytho, die Gattin des sterbenden Greises, des Angelkönigs Offa einzige Tochter, um die König Finn auf der Wahlstatt gefreit, vor der Leiche des besiegten Vaters.

In der Tiefe der Halle, welche das Licht der Fackel im Eisenring nicht erreichte, stand ein Mann, schwarz gerüstet, die Fäuste auf das Schwert gestemmt. Ein schwarzer Bart wallte ihm auf die Brust herab, bis zum Schwertknauf.

Sein Blick war auf dieses Weib gerichtet, und immer wieder erzwang er sich kurzen Gegenblick, — feindlichen, trotzigen zwar, — aber er erzwang ihn. — Der Mann war Aeschere, König Finns Schwerthand seit zwanzig Jahren, der den Angeln Offa schlug, seinen Erbfeind.

König Finn achtete nicht auf das Weib und nicht auf den Mann, sein Auge ruhte auf dem Schild, in dem das Flackerlicht der Fackel gar lustige Bilder schuf: — da schwillt das Meer um Grendel, sein treues Schiff, das klirrt von Erz. Er steht vorne am Steuer, vom weißen Gischt

umsprüht, und späht nach der Küste großer Thaten. — Der Himmel blaut, ruhig schimmert das Meer; Beovas Lichtspeer hat es vom Eis befreit. Er zieht von der Finnburg herab an den Strand, goldig das Haar, schlank die Lenden. Hiltegunt naht, das Nordlandskind, die wonnige Braut, auf blumenbekränztem Rüstschiff. Vergessen ist Kampf und Ruhm in ihren weißen Armen, die schwarze Finnburg wird zum Liebeshof. — Auf dem Meere gaukeln leichte Kähne, die bunte Tücher vor der Sonne schützen. In den Ställen wiehern zierliche Rosse, nur zur Jagd und Kurzweil dienlich. Blumen blühen in den verwilderten Gärten, — als die schönste der kleine Wiglaf, des Königs Stolz und Hoffnung. — Eine feurige Wolke zieht über das Bild. Die Schlacht tobt auf dem Wasungfeld. Ein klirrendes Zittern bewegt das Erz. — König Offa liegt in seinem Blute, die schöne Trytho steht in Fesseln daneben. Da vergißt er Hiltegunt, die ihm erst vor einem Jahre der Tod geraubt, vergißt, wer Trytho den Vater erschlagen, löst selbst die Fesseln und wirbt um ihre Hand. Sie giebt sie, nicht wie sonst Jungfrauen zu geben gewohnt, mit verschämten Wangen, sondern mit grimmem Lachen.

„Wenn Du's wagst, König," sagte sie drohend. —

Was hätte König Finn nicht gewagt?

Aeschere, der Getreue warnte; er lachte seiner. Trytho wurde Königin. —

Sie war nicht Hiltegunt, der Sonnenschein der Finnburg, — und er war nicht mehr der blondlockige Finn mit den schlanken Lenden, aber sie saß im Rathe der Männer und scheute nicht die Mühsal der Meerfahrt, vor Allem hielt sie ihm die Treue und wußte zu vergessen, was geschehen auf dem Wasungfeld.

Nur Eines quälte ihn. Aeschere, der Mißtrauische, warnte nicht mehr; in stummer Ehrfurcht diente er der Herrin, jedes Winkes gewärtig, und manchmal drang ihm ein Blick vom Auge, stieg ein verrätherisches Roth in sein dunkles Antlitz, das wilden Grimm in ihm entfachte.

Jetzt kam der Tod, er sah ihm fest in's Auge, aber Wiglaf war noch jung und der sanften Hiltegunt Sohn; — wenn Aeschere um Trytho wirbt? Er wird um sie werben. —

Der Grimm trieb von Neuem das matte Blut, und die Faust krallte sich in's Bärenfell, das den dürren Leib bedeckte. — Und sie wird des Wasungfeldes gedenken, seinen Ehrgeiz stacheln, Wiglaf stürzen, den Vater rächen. — Es zuckte dem König im Arme, als wollte er nach dem Schwerte greifen. Alter Thor! Dafür ist es zu spät. Ein Gedanke kroch langsam durch sein müdes Haupt, ein verhaßter, unzählige Male bekämpfter — Wiglaf!

Erfüllte ihn Aescheres finsteres Werben mit ohnmächtigem Grimm, so war ihm nicht minder Wiglafs zärtliche Liebe zur Stiefmutter verhaßt, die ihm Unnatur schien, sowohl dem Blute nach, als dem strengen Gegensatz

beider Wesen, — er fast mädchenhaft, der Mutter Ebenbild, — sie männlich in Art und Bildung. Und sie erwiderte mütterliche Neigung, war ganz verändert in seiner Gegenwart, lachte und scherzte wie ein Mädchen; es stand ihr gar nicht zu Gesicht.

Lange sah er zu, jahrelang, bis er Wiglaf mit dem Schwerte umgürtet vor wenig Monden.

Da sollte ein Ende werden, das Gift schwoll ihm im Herzen gegen den, den er einzig lieben wollte.

So sandte er Boten aus nach Britannien, wo Aethelreds Tochter, Eadwine, heranblühte zur meerberühmten Schönheit, um ihre Hand zu werben für seinen Sohn und Erben seines Thrones.

Damals drohte ihm noch nicht der Tod, und das Furchtbarste lag zu tiefst noch in seiner Brust, — jetzt war es heraufgestiegen und stand in greifbarer Nähe vor ihm.

Aeschere war der Feind, und ihn zu schlagen gab es nur ein Mittel, — Wiglaf!

Wiglaf soll um Trytho werben. Noch war sein Wort Gebot.

Und die Britannin? Jeden Tag mußten die Boten mit dem Jawort kommen. Wird sie die Schmach geduldig tragen?

Was kümmert's ihn! Es rosten ohnehin Schild und Speer, und Wiglaf, der junge Fant, soll um den hohen Preis nur ringen.

Aeschere gilt's vor Allem, dem Verhaßten.

Von Neuem reckte sich der Wille in der müden Brust und scheuchte den Tod, dessen Fittiche ihn schon kühl umrauschten.

König Finn hob sich aus den Kissen, das weiße Haar fiel ihm bis auf die Schultern, und mit der zitternden Rechten strich er den langen Bart, wie es sein Brauch war, wenn er Tiefes sann.

„Aeschere!“ rief er mit einer Stimme, die noch immer an Schlachtruf mahnte.

Aeschere trat dicht vor ihn, das Haupt ehrfurchtsvoll gebeugt.

König Finn blickte ihn lange an, über die mächtige Stirne huschte Schatten und Licht; lange Jahre war er ihm Freund und Waffenbruder, unzählige Male deckte ihn sein treuer Schild, bis sie kam, da begann der langsame Verrath.

Und wenn er ihm Unrecht thäte, ihm und ihr? Es gilt den Abschied für immer. Abschied? Er lauert ja nur auf Deinen Tod.

„Aeschere, was hältst Du von Wiglaf? Sage es offen.“

„Wiglaf ist Hilteguntens Sohn.“

„Das heißt von weicher Art, kein Kriegsmann, nicht so, Aeschere?“

„Darum rieth ich zur Werbung um Eadwine, die Britannin, edler Herr —“

„Eadwine soll noch ein Kind sein, flachshaarig, und lieblich wie der Mai, wie soll sie ersetzen, was Wiglaf fehlt.“

„Die Bundschaft soll es mit dem mächtigen Britannien, nicht Eadwine —"

„Bundschaft ist wandelbar, was ich erfahren. Wüßt' ich ein starkes Weib an Wiglafs Seite, das seine Mannheit weckte, ich stürbe leichter, Aeschere —"

„Das Bedenken kommt zu spät, mein König, jede Stunde erwarte ich die Boten zurück von Britannien —"

„Es giebt kein Zuspät, so lange ich lebe, und ich lebe noch, Aeschere." König Finn sprach es mit kräftigem Hohne.

„Noch lange, König, wenn es Gott gefällt," entgegnete Aeschere gelassen. „Woher aber nimmst Du das starke Weib, das laß' mich wissen."

„Woher?" König Finn lachte in seinen weißen Bart. „Ei, weit reicht mein Arm nicht mehr, doch gerade weit genug —"

Da wandte er sich und ergriff die Hand seines Weibes, das wie ein Marmorbild ihm zu Häupten stand.

„Trytho, sei Wiglafs Weib! — Was starrst Du so? Ist sie nicht stark? Ist sie ihm blutsverwandt, spricht ein Gesetz dagegen —"

„Sie selbst vor Allem, die freie Herrin —" erwiderte Aeschere, den flammenden Blick auf Trytho gerichtet.

„Weißt Du das so gewiß? Weiß er das so gewiß?" wandte sich der König an sein Weib, die Fessel ihrer Hand umspannend.

Trytho schlug den weißen Mantel vor das Antlitz, ihr hoher Leib erbebte.

„Ich kann mich so rasch nicht fassen, habe Mitleid, mein Gemahl."

„Hole Wiglaf, Aeschere," befahl König Finn.

Aeschere zögerte, umklammerte fest den Knauf des Schwertes, ein trotziger Blick traf den König. Empörung kämpfte mit der alten Treue.

Da faßte Finn der Zorn, und er reckte sich auf seinem Lager und griff mit letzter Kraft nach seinem Speer.

„Hole Wiglaf, Aeschere," schrie er, das Antlitz feuerroth. Dann sank er zurück auf die Kissen, und der Speer fiel klirrend zu Boden, nur der Blick war drohend auf den Frevler gerichtet.

Aeschere neigte das Haupt und ging; unter der Pforte warf er noch einen Blick auf Trytho, die mit verhülltem Haupte vor dem Lager des Königs stand.

Lange herrschte Schweigen in dem Gemach.

„Trytho," begann der König, ohne aufzusehen, „Du liebst doch Wiglaf?"

„Als seine zweite Mutter, wie es meine Pflicht ist."

Der König blickte auf. Trytho hatte die Augen gesenkt, ihr Antlitz bedeckte die Röthe des Unwillens oder der Scham.

Und hast Du ihn nie in Gedanken neben mich gestellt, den blühenden Jüngling neben den Greis?"

Trythos Brust wogte ungestüm. „Und wenn ich es that, sah ich einen Knaben neben einem Helden.“

Ein freudiges Licht verklärte die verfallenen Züge König Finns.

„Er soll aber kein Knabe mehr sein, Friesland braucht einen neuen König, den sollst Du ihm geben. Ich habe Deinen Vater getödtet, ich war ein Greis, als ich Dich in vollster Jugendblüthe zum Weibe nahm, und Du hast mir die Treue gehalten. Warum sollst Du ihn verschmähen, der mit reinen Händen Dir naht, der in seiner Jugend Prangen die Liebe, die Du selbst nicht leugnest, rasch zur Flamme anfachen wird, nach der Dein heißes Herz gewiß schon längst begehrt. Wende Dich nicht ab, ich bin nicht der Thor, der sich selbst belügt. Wer sein Blut beherrscht wie Du, ist größer als der, der seine Wallung leugnet. Trytho, ich warne Dich! Der Tod sieht klar. Lasse Dich in Deiner Stärke nicht vom finsteren Heldenthum bethören, nur in der Ergänzung unseres Wesens liegt das Liebesglück; ich habe es an mir selbst erfahren. Gerade heraus, was Du mir auch warst, Du konntest mich die blonde Hiltegunt nicht vergessen machen. So lange sie lebte, galt sie mir als ein Kind, nur als ein schönes Spielzeug in der Waffenruhe, — als sie gestorben, war es, als ob die Sonne erloschen. Es fror mir das Herz in meinem kalten Eisen. Was mir Hiltegunt war, wird Dir Wiglaf sein, die Sonne Deiner künftigen Tage. Jetzt rede, und wenn Du die Stunde mir erleichtern willst, sag' ‚Ja‘.“

Trytho kämpfte einen schweren Kampf.

„König Aethelred wird die Schmach, seiner Tochter angethan, blutig rächen,“ begann sie, einen Ausweg suchend.

„So furchtsam auf einmal, Trytho? Und wie lange ist es her, daß Du mich zum Kriege hetztest mit diesem stolzen Briten, dem Erbfeind Deines Stammes, nur auf Aescheres Drängen gabst Du nach, der damals schon Eadwine für Wiglaf ausersehen, mit der Ahnungskraft seiner brünstigen Liebe meine geheimsten Pläne durchschauend.“

„Von Liebe sprichst Du, Herr?“ fragte Trytho.

„Ja, Du hast Recht, Liebe und Aeschere! Von grimmigem Verlangen spreche ich, von wilder Ehrsucht, die kein Mittel scheut, zum Ziele zu kommen, die den Brand der Leidenschaft wirft in Deine Brust, das blutige Bild des Vaters heraufbeschwört, Haß und Zwietracht säet, sich selbst und Dich in den Abgrund zieht, — das Alles heißt Aeschere.“

König Finn sank, erschöpft von seinem Zorne, in die Kissen zurück.

„Aber nicht Trytho, Herr,“ entgegnete gelassen die Königin.

„Noch nicht, das glaube ich Dir, aber wie lange wird es währen, einen Tag, eine Woche, Du entweichst ihm nicht, und in dem Glauben muß ich sterben.“

Eine Thräne löste sich von den grauen Wimpern und blieb im weißen Barte hängen, das eherne Antlitz zuckte in jähem Schmerze.

Einen Augenblick sah Trytho mit einem seltsamen Lächeln auf den sterbenden Greis, der selbst den blutigen Geist des Vaters beschwor, dann warf sie sich vor ihm auf die Knie, ihre weißen Arme umschlangen den dürren Leib, ihre Hand wischte die Thräne ab.

„Nicht so lasse uns scheiden, König Finn. Du selbst hast das Siegel gebrochen von meinem Munde, so höre mich an.“ Trytho beugte sich dicht über ihn. „Als Du auf dem Wasungfelde vor der Leiche meines Vaters um meine Hand warbst, da haßte ich Dich und schwur dem geliebten Todten Rache! Das Furchtbarste ersann mein Hirn, tückischen Mord, jahrelange Qual. Da sah ich, heimgekehrt in diese Burg, zum ersten Male Wiglaf, kaum dem Knabenalter entwachsen. Der offene Freimuth, mit dem er mir entgegenkam, das edle Mitleid, noch zu kindlich rein, um meinen Stolz zu kränken, sein hoher Anstand, sein schönes Antlitz, seine Gestalt, — ich weiß es selbst nicht, ich dachte an keine Rache mehr, ich fühlte mich nicht mehr in Feindesland, — und als ich Dich dann wiedersah, fand ich seine Züge wieder in Deinem Antlitz, und der Haß zerschmolz wie Schnee im Sommer. Ich wachte über meine Neigung, die mich schamroth machte, und kleidete sie beglückt in das reine Gewand der Mutterliebe. Ich hätte es nicht abgeworfen, auch nach Deinem Tode nicht, — ich schwöre es bei Gott, und daß ich mit Aeschere für die Werbung um die Britin war, sei Dir ein Beweis dafür, — jetzt aber, da Du es selbst begehrst, da Dir zum Trost im Tode ist, was ich Dir bisher ängstlich verbarg, Kränkung fürchtend, jetzt bekenne ich es frei, — ja, ich liebe Wiglaf, wie kein Weib ihn je lieben kann. Ich habe ihn geliebt vom ersten Anblick an und werde ihn lieben, so lange mir die Sterne scheinen; und wenn mich nicht Alles täuscht, liebt er mich wieder, und nur die Ehrfurcht vor Deinem edlen Haupte bändigt seine Gluth. Jetzt sprich mir noch von Aeschere, den ich hasse, wie ich Wiglaf liebe.

Trytho hatte in ihrer Erregung die Veränderung nicht gesehen, die mit dem Könige vor sich gegangen, jetzt erschrak sie; sein Blick war erstarrt, jeder Zug seines Antlitzes, über das ein fahler grauer Schleier sich zog. Der Mund stand offen, nur die weißen Haare zitterten auf dem mächtigen Haupte. Jetzt kam Trytho erst das Bewußtsein ihrer unbedachten Rede.

„Du hast doch selbst — Hiltegunt war Deine Sonne, nicht Trytho.“

„Hiltegunt!“ flüsterten mühsam die bleichen Lippen König Finns, und die Starre löste sich. „Hiltegunt!“

Da öffnete sich die Thüre, ein Jüngling trat stürmisch ein. Es klang kein Erz an seinen schlanken Gliedern, an dem hellen Lederkoller, der die Brust umfing, blinkte üppiges Geschmeide, am goldgetriebenen losen Gürtel hing der kurze Friesendolch, das Blondhaar, das in lockigem Geringel über die Schultern fiel, hielt kein Eisenreif, sondern ein golddurchwirktes Band über der blendend weißen Stirne fest.

Ein sprossender Bart umrahmte ein Antlitz, das zu mädchenhaft gewesen wäre, hätten die starken Brauen sich nicht so stolz über zwei Blauaugen gewölbt, aus denen ein männliches Wollen sprach, — Wiglaf, König Finns Sohn und Erbe.

Wiglaf blickte erst verwirrt auf das Bild vor ihm, — Trytho über den Vater gebeugt, — dann stürzte er vor, von schlimmer Ahnung erfaßt.

„Noch lebe ich, Wiglaf," sagte der König.

Wiglaf schalt sich selbst ob seiner Hast, die den Kranken beunruhigen mußte.

„Verzeihe, Vater, mein Ungestüm! Ich dachte, der Bote sei zurück von Britannien, da Du mich holen ließest," wich er verlegen aus.

„Kannst Du sie nicht mehr erwarten, Du Ungestümer?"

„Das weniger, Vater, im Gegentheil, gerade heraus, ich wollte, sie kehrten nie zurück."

„Von der blonden Eadwine, deren Schönheit alle Meere preisen? Wonach steht Dir denn sonst Dein stolzer Sinn?"

„Nach ihr am letzten, Vater, denn ich hasse sie, ehe ich sie gesehen, die aufgezwungene Braut. Vater, noch einmal bitte ich Dich, — Mutter, hilf mir, — lasse mich frei, — ich bin der Mann nicht für die blonde Schöne —"

„Und für welche bist Du denn der Mann, Wiglaf?"

„Das weiß ich selber nicht, — für keine vielleicht, und wenn ich es wäre, so müßte sie von anderer Art sein wie ich selbst, so viel weiß ich gewiß, nicht blond, nicht von weit gerühmter Schönheit, — stark, ein ganzes Weib, zu dem ich aufsehen kann, wie hier zur Mutter —"

„Und wenn ich nun ein solches Weib für Dich wüßte, Wiglaf, was geschieht mit König Aethelred, der nicht säumen wird, die Schmach zu rächen?"

„Mit König Aethelred? Ei, den werfen wir in das Meer, sammt seiner schönen Blonden, das soll die Hochzeitsfeier geben."

„Wiglaf! O daß ich noch solches Wort vernehmen darf aus Deinem Munde. In das Meer mit König Aethelred und seiner Blonden. Das wäre noch ein Spaß für mich gewesen. Ja, dann will ich nicht zögern, Wiglaf. Aber das Weib mußt Du mir nehmen, das Starke, Ganze, zu der Du hinaufsehen kannst, sonst kann ich Dir nicht helfen, willst Du?"

Wiglaf war verwirrt. Die regungslos auf dem Vater hingesunkene Mutter, die das Haupt verhüllte, die dunklen Worte. War sein Geist verwirrt? Oder drohte neues Unheil? Schlimmeres vielleicht?

„Ich verstehe Dich nicht, Vater. Ich muß doch sehen, urtheilen —"

„Das hast Du Beides schon zur Genüge und zu Deinem Wohlgefallen, hier, Trytho sei Dein Weib nach meinem Tode —"

Wiglaf taumelte zurück, griff sich an die Stirne. „Meine Mutter? — hier, — die Mutter?"

„Deine Mutter war Hiltegunt. Ist Trytho nicht stark? Siehst Du nicht auf zu ihr? Liebst Du sie nicht? Wirst Du nicht von ihr geliebt?"

„Du bist krank, Vater, das Fieber verwirrt Dich. Sprich Du, Mutter, hilf mir aus dem Wirrsal dieser unerhörten Worte."

Trytho erhob sich. „Es soll so sein, Wiglaf, nach dem letzten Willen Deines Vaters. Das Staatswohl, sagt er, erheische es, daß wir uns verbinden."

„Es soll so sein? Das Staatswohl erheischt es? Und Du — Du, Mutter?"

„Ich gehorche, Wiglaf."

„Gehorchst! Ist nur Gehorsam nöthig, um das Ungeheure zu vollbringen, nicht mehr?"

„Trytho liebt Dich, wie kein Weib je Dich lieben wird," klang die Stimme des Königs hohl.

„Als Mutter doch, wie ich als Sohn sie liebe, verehre, als die Krone aller Frauen —"

„Frag sie selbst!" klang die Stimme wieder, fremd und ferne.

Wiglaf schrak zusammen. Trythos dunkles Auge ruhte in feuchter Gluth auf ihm. Das war nicht mehr die hohe Mutter, das war das Weib, von dem er oft geträumt in schwülen Nächten, um dann schamerröthend über solche Frevel zu erwachen. — Grauen faßte ihn, und doch wieder geheime Wonne, wie aus einem dunklen tiefen Brunnen stieg die Wahrheit in ihm herauf.

Und hier, vor dem Sterbette des Vaters, sollte er laut die furchtbare Frage stellen, die er in dem verschwiegensten Winkel der Burg nicht an sich selbst gewagt hätte, vor der er unbewußt jahrelang gezittert, wenn sie heimtückisch heranschlich, sein junges Herz zu umschlingen.

„Sprich, Trytho, ich kann nicht fragen —" preßte er verzweifelt heraus.

„Frage Dich selbst," klang wieder die hohle Stimme aus dem Dämmer des Bettes. „Der Tod ist da, fürchte seine Nähe."

Ein kalter Schauer überrieselte Wiglaf, mit einem Aufschrei stürzte er vor dem Bette auf die Knie und barg sein Haupt an der Brust des Sterbenden, die sich röchelnd hob.

„Lege die Hand mir auf den Scheitel," flüsterte der König. „Du auch, Trytho, fest zusammen und schwört bei meinem — "

Ein Hornruf drang durch die Nacht, das Getöse der Brandung übertönend, die sich an der Mauer der Finnburg brach, ein zweiter folgte, ein dumpfes Rasseln, die Zugbrücke fiel.

König Finn horchte gespannt.

Aeschere erschien in der Thürwölbung und stieß das Schwert auf. „Die Boten sind zurück von Britannien."

„Rasch! Rasch!" befahl der König. „Ich will sie noch hören."

Aeschere zögerte, einen Wuthblick auf das Paar werfend, das zur Seite des Königs stand. „Sie nahen mit erhobenem Speer, mein König. Das bedeutet gute Lösung."

„Lasse sie kommen, sage ich Dir, meine Zeit ist gemessen."

Aeschere ging.

König Finn ergriff die Hände der Beiden.

„Schwört bei meinem weißen Haare den Treubund, was sie auch bringen mögen. Wer ihn bricht, sei des Todes schuldig."

Trytho und Wiglaf schwuren bei König Finns weißen Haaren.

Da traten schon die Boten ein, wohl gerüstet, durchnäßt von der stürmischen Fahrt, frische Meerluft ging von ihnen aus.

Der greise Becca und der junge Alwin, der Milchbruder Wiglafs und sein treuster Jugendfreund, der ihm unverfälschte Kunde versprach.

Becca trat vor und beugte das Knie, auf seinen Speer sich stützend. „Dank dem Allerhalter, König Finn, daß Dir noch vergönnt, freudige Kunde zu vernehmen, und höre. —

König Aethelred, der, wie Du von schwerem Leid befallen, das Lager hütet, entbietet Dir freundschaftlichen Gruß. Mit Freuden nimmt er die Werbung Deines Sohnes an. Schwere Sorge tragend um sein holdes Kind Eadwine, die er unbeschützt zurücklassen sollte im Streite der Völker, kam sie ihm wie Himmelssendung, und nur um Eines bittet er, daß Du ihm, — er liegt am Tode, — noch den Anblick dessen gönnst, dem er sein Liebstes anvertraut, sammt Reich und Krone, denn so ist sein hoher Wille, daß Wiglaf beide Völker in Frieden unter seinem Scepter vereine, auf daß der Name Eadwine, so sagte er, zum Friedensherold werde für alle Zeiten."

Der junge Alwin bändigte mit sichtlicher Unruhe seine Züge während Beccas gemessener Rede. Er konnte es trotz aller dem Könige schuldigen Ehrfurcht nicht lassen, Wiglaf begeisterte Blicke zuzuwerfen; kaum aber hatte Becca geendet, da brach er los: „O mein König, — Wiglaf, — was sind alle Reiche und Kronen gegen sie selbst, das holdeste Frauenbild, das je ein Mann geschaut, gegen Eadwine!

Wir sahen sie von der Jagd zurückkehren zu Roß, den Falken auf der Faust. O Wiglaf! Wiglaf! Du wirst mir neidig sein um den ersten Anblick, mir die Freundschaft künden. Denke Dir die zarteste Mädchenhaftigkeit, nur ein Duft von Farbe und edelster Form, das in langen Locken wallende Haar wie Seide glänzend und weich, ein milchiger Flachs, in den die Sonne goldige Lichter streut, das Auge blau und frei und groß wie der Himmel, wie das Meer, und der Kirschenmund und die zarte Haut, wie ein Lilienblatt, auf dem der Frühthau ruht, und dabei doch fest im Sattel, voll Kraft und Feuer. Und erst wenn sie spricht! Becca sage selbst, hast Du je lieblichere Laute vernommen, klügere Worte? Das ganze Haus erstrahlt von ihr, der unterste Knecht fühlt heilsam ihre Nähe. Sie

gab mir noch besondere Botschaft auf für Dich, Wiglaf, ganz insgeheim zu bestellen. Ich sage es Dir offen, und wäre es der größte Frevel, das Blut wirbelte mir im Kopf, als sie so innig mit mir sprach, meine Hand ergriff, mir in das Auge blickte, und gerade heraus sagte ich ihr: Fürstin, wie ich Wiglaf kenne, er wird verrückt, bekömmt er Euch nur zu sehen."

Alwin vergaß in seinem Eifer den Ort, wo er sich befand, und ganz erfüllt vom Leben, vergaß er ganz den Tod.

Es schauerte ihn jetzt selbst, als die Wirkung seiner Schilderung völlig ausblieb, Wiglaf immer finsterer schaute, die Königin kalt, regungslos wie Marmor stand.

Becca unterbrach zuerst das schwüle Schweigen.

„König Aethelred hat uns den edlen Owain mitgegeben, der heute noch zurückkehren soll, ihm Deinen Willen betreffs der Vermählung zu melden. Er wartet, vorgelassen zu werden."

„Sage ihm, Becca," begann der König mit Mühsal sprechend, „er soll seine Zeit besser nützen, wenn es so eilt. Mein Sohn lacht der blonden Puppe, die Ihr so preist, und wählt sich ein ander Weib."

Da sprang Becca auf und näherte sich dem Bette, wohl um zu sehen, ob seine Sinne ihn getäuscht, während Alwin rathlos auf Wiglaf starrte.

„Ich bin es schon, Alter," röchelte der König, seinen verschwommenen Blick noch einmal zwingend, „gehorche und störe meine letzte Stunde nicht mit Fragen."

Becca rang nach Mäßigung in seinem gerechten Zorn, welche die ihm sonst heilige Schranke der Ehrerbietung zu durchbrechen drohte. „Es ist nicht möglich, König, das Fieber quält Dich — Du kannst solch' Unrecht nicht wollen, solch' bodenlose Schmach, die Rache Aethelreds nicht so heraufbeschwören, denn das wisse, kein Schwert wird in der Scheide eines britannischen Mannes bleiben, wenn Owain die unerhörte Botschaft bringt."

„Und das schreckt Dich so, Becca?" erwiderte der König mit schwachem Hohne.

„Nichts schreckt mich," fuhr Becca auf, „als der Verlust der Ehre, und die gilt es für mich so gut wie für Dich. Ich war der Bote Deines Königswortes, brichst Du es, breche ich es mit Dir und bedecke mit Schmach mein graues Haar. Das kannst Du nicht verlangen, von dem schlechtesten Knecht nicht, König."

„Und ich halte es mit Dir, Becca," Aeschere sprach die Worte, der unterdessen eingetreten. „Ich gab den Rath, der König billigte ihn, mein Name steht unter dem Schreiben an Aethelred.

Da erhob sich der König mit letzter Anstrengung von seinem Lager. „Du auch, alter Wolf? Das glaube ich, daß Dich der Zorn faßt, weil Dir das edle Wild entgangen, das Du umkreist seit Jahren, aber mir ist es Labung in der letzten Stunde noch. Höre, Becca! Wenn Aethelred noch

so blutige Rache sinnt, sie ist ein harmlos Waffenspiel gegen den Verrath, der in der Brust dieses Mannes verborgen lauert."

Der König sank erschöpft zurück. „Jetzt geh und schick den Briten fort. Es ist das letzte Mal, daß König Finn befiehlt."

Becca beugte das Haupt.

Alwin hatte keinen Blick von Wiglaf verwendet, der mit Trytho schweigend dem Auftritt zuhörte. Jetzt eilte er auf ihn zu, ergriff ihn bei den Händen. „Wiglaf! Bei unserem Schwur der Freundschaft, rede! Ich kann es nicht glauben, daß in seinen Worten Sinn ist. Hell uns das Dunkel, das uns ganz verwirrt."

„Es ist ja gehellt, Alwin," erwiderte freudig Wiglaf. „Habe ich Dir denn nicht mein Leid geklagt um meine Freiheit, die sie mir nehmen wollten, die höchste, köstlichste eines jeden Mannes? Habe ich Dich denn nicht gebeten, die Fahrt mitzumachen, wenn irgend möglich, den mir verhaßten Bund zu hindern? Und nun, da der Vater selbst ihn gelöst, ganz wider mein Hoffen, nun bist Du entsetzt, anstatt Dich mit mir zu freuen!"

„Weil ich unterdeß gesehen, kurzsichtiger Wiglaf, gesehen, was ich auf dieser Erde nimmer zu sehen glaubte."

„Ein blondes Mädchen, das meinem verliebten Alwin den Kopf verrückt, das ich selbstverständlich hasse, weil ich's lieben soll. Aber Du weißt ja nichts, und ich sehe den Grund nicht ein der Verheimlichung, es ist ja des Königs letzter Wille, da sieh' her, Alwin, und Du, Becca, und auch Du, Aeschere."

Wiglaf ergriff Trythos Hand. „Hier steht Eure künftige Königin."

Es war kein Laut zu vernehmen, stummes Staunen, Entsetzen.

„Nun, was starrt Ihr so? Ist es nicht altes Friesenrecht, daß der Sohn die Stiefmutter freit, — und wenn es nicht so wäre, — recht ist, was der König will. Schwärmst Du uns jetzt noch von Deinem blonden Mädchen vor? Alwin, nimm es doch selbst, ich gönne es Dir von Herzen. Noch kein Glückwunsch?"

„Die Herren können sich so rasch nicht fassen," bemerkte Trytho, „auch lieben sie die Abwechslung, indeß Eines bedenkt, eine neue Königin vertheilt neue Gunst, und Ihr steht ja Alle fest in der alten; vor Allem aber, und das breche jede Spitze eines bösen Gedankens, der König will's!"

„Hiltegunt — ich komme schon — auf die grüne Wiese — nimm Dein Haar in Acht — der Sturm — gieb Deine Hand — die Brücke ist schmal —"

Alle verstummten. König Finn träumte hinüber zu seiner Sonne.

Becca trat näher, warf noch einen langen Blick auf den Sterbenden, zerdrückte eine Thräne im Auge und ging dann schweigend dem Ausgang zu.

„Wohin, Becca?" fragte Aeschere.

„Zu thun, was der König befahl."

„Der König? Ist das noch der König, was da liegt und in irren Träumen sich ergeht?"

„Für mich ist er's, so lange er athmet," entgegnete Becca und verließ das Gemach.

Aeschere blieb. „Für mich ist es bereits Wiglaf. Was soll geschehen? Noch einmal warne ich Dich! Aethelreds Macht ist groß, so groß als die Schmach, die ihm geschieht durch Dich."

„Aber nicht so groß, als die, die mich bindet. Darum geh' und spar' Deinen Rath," entgegnete Wiglaf, „wenn ich ihn brauche, werde ich Dich holen lassen —"

Aeschere wandte sich mit finsterer Miene.

„Uebrigens kannst Du ja die Absage mildern," rief Wiglaf ihm nach. „Der Vater liege im Sterben, sein letzter Wille — das Wohl des Staates. Du bist doch sonst nicht um Ausreden verlegen —"

Aeschere lachte. „Daran erkenne ich Prinz Wiglaf wieder. Mildern! Das Wort kam nie aus dem Munde Eures Vaters. Was sagt Ihr dazu, Königin?" wandte er sich höhnisch an Trytho.

Diese erröthete und sprach: „Ich bin selbst nicht dafür, Wiglaf. Jede Milderung wäre Schwäche, hier kann nur die nackte Wahrheit frommen, das entschlossene Tragen jeder Folge."

Aeschere verbeugte sich, mit einem langen Blicke auf Trytho. „Ich dank' Euch, Königin, jetzt gehorch' ich gerne, und wenn hundert Aethelreds sich rüsten." Er ging.

Das Paar war allein bei dem Sterbenden und wagte nicht zu sprechen. Es stand Hand in Hand vor dem Lager. Die Träume König Finns verschleierten sich immer mehr, aber immer wieder rang sich der Name Hiltegunt auf seine fahlen Lippen, zuletzt klang er wie aus weiter, weiter Ferne —

Da umfaßte plötzlich Trytho den Jüngling in wilder Leidenschaft, zornig glühte ihr Blick. „Wiglaf, liebst Du mich?" Und er stürzte vor ihr auf die Knie und umfaßte ihre Gestalt und küßte ihre Hände. König Finn war bei Hiltegunt gelandet. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Wiglaf sich um Mitternacht, ermattet von all' den Eindrücken der letzten Stunden auf seine Kammer schlich, saß Alwin davor als Wächter in voller Rüstung, wie er vom Schiff gestiegen. Er hatte den Sturmhut abgethan und schlief, sein langes Gelock fiel vorne über.

Wiglaf wollte an ihm vorüberschleichen, er scheute neue Vorwürfe, neue Mär von der schönen Britin, und ihm war das Herz so voll. — Alwin erwachte und sah ihn ganz verwundert an.

„Bist Du schon nachgekommen? Ich dacht —" Er sah sich schlaftrunken um. — Ja, wo bin ich denn?"

„In der Finnburg, alter Freund, und das Meer braust zwischen Dir und der Schönen —" erwiderte spöttisch Wiglaf. „Was machst Du denn da? Auf der Liegstatt träumt sich viel besser von solchen Dingen. —"

„Träumt sich, sagst Du? — Ja, jetzt weiß ich, was mich hier auf Dich warten ließ! Auch ein Traum, — von ihr, — den ich Dir erzählen soll —"

„Na, wenn's weiter nichts ist, dann komm nur herein. Vielleicht schlaf' ich ein darüber, es thät mir wahrlich Noth."

Wiglaf trat ein, Alwin folgte ihm.

Die Kammer lag im Thurm, dem Meere zu. Ein schlichtes Lager, an den Wänden Waffen, mehr zur Kurzweil, zu Jagd und Spiel geeignet, als zum Krieg. In der Ecke stand eine Harfe aus edlem Holz gefügt.

Wiglaf warf sich müde auf's Lager und schob den Arm unter das Haupt.

Alwin nahm in der tiefen Nische Platz, die weite Aussicht auf das Meer bot, das im Wechselspiel des Mondes und der vom Sturm gejagten Wolken brüllend seine Wogen gegen die schwarzen Mauern der Finnburg warf.

„So, jetzt fange an! Vielleicht bringt Dein Traum seinen Bruder, der mit sanfter Hand mein stürmisches Herz beruhigt."

„O wenn ich Dich nur hinführen könnte mit meinen schwachen Worten nach der stolzen Königsfeste, wo sie aufgewachsen. — Ich kenne Dich doch, Schwärmer. — Denke Dir, ringsum rauschenden Eichwald auf sanft geschwellten Hügeln, aus dem lieblich blaue Seen leuchten, vielverschlungene Wildbäche; mitten heraus aus dem Waldesgrün ragt die Burg, ein mächtiger Quaderbau, jedem Angriff gewachsen und doch voll Schönheit der Form, zierlich im Einzelnen und reich, und ringsum blühende Gärten, in denen die Früchte des Südens reifen. Ueber die Waldhügel hinüber schweift der Blick bis zum Meere, das in weitem Gürtel ihn abschließt, und den Donner der klippenreichen Brandung herübersendet. — Nie sah ich so Kraft und Lieblichkeit geeint. — Hier wuchs sie auf, mitten im Waldfrieden, bei Hirsch und Reh, und doch sieht man ihr das Meerkind an, mit dem Blick in das Weite, die stumme Sehnsucht, die uns Alle treibt, den kühnen Muth. — Ja, ich sage Dir, so mädchenhaft sie scheint, so lilienweiß und zart von Bildung, ich kann mir sie auch auf dem Schlachtfeld denken, das Eisen auf den blonden Locken, — mag sein, daß hierin gerade ihr seltener Reiz.

„Ich will von ihrem seltenen Reiz nicht hören," rief Wiglaf, der sich unruhig hin und her geworfen, plötzlich ärgerlich, „nichts von ihrem Schloß, von Eichen und Seen. — Den Traum erzähle! Einschläfern sollst Du mich, nicht ärgern. Den Traum, — oder gehe!"

„Also den Traum!" begann Alwin. „Es war am letzten Tage, ich machte des Morgens eine Pürsch im nahen Walde. Abends zuvor war Alles abgeredet, was unsere Sendung betraf, — die jetzt so schmählich —

nun ja, ich würg's schon hinunter, so bitter es schmeckt, — da kam sie mir entgegen. Sie liebt es, auf zu sein mit dem Drosselschlag; über eine Waldwiese kam sie her, den Bach entlang, die Hand voll Blumen, in schlichtem blauen Gewande, den Saum gerafft, des Thaues halber, und dabei ein Füßchen zeigend — — Das Gold des Morgens übergoß sie ganz — —

„Der Traum — der Traum —" rief Wiglaf ungeduldig.

„So warte doch, Ungeduldiger! Ehrfürchtig grüßt' ich sie. „Wohl geschlafen, edle Frau?"

Da steckte sie das Näschen in die Blumen, und ein sanftes Roth stieg auf ihre Wangen.

„Nicht so ganz, Euer Prinz ließ mir keine Ruhe." „Prinz Wiglaf? Ei, das wird ihn bitter schmerzen, wenn ich's ihm erzähle," sagte ich darauf. „Sagt, Herr," fragte sie dann, immer mit den Blumen tändelnd, „er ist doch blond und von sanfter Art, auch ist ihm die Harfe lieber und Gesang, als Schild und Speer, — so hört' ich wenigstens immer."

„So, das hörte sie?" unterbrach ihn Wiglaf verdrossen. „Und das paßt ihr natürlich, dem Flachskopf! Den könnt' ich unter kriegen, dacht' sie wohl, so schwach ich selber bin, — mit einem süßen Lächeln, einem Aufschlag der tiefen blauen Augen, — na, die hätt' sich gebrannt, Alwin, — ich gesteh's ja selbst, ich bin nicht hart und freue mich so am Leben, daß ich Alles hasse, was ihm feind, Krieg und Mord, ja, selbst die Jagd macht mir Bedenken, — aber Milde an Andern, vorerst am Weibe, ist mir zum Ekel. Es ist ja ein Widerspruch, ich seh's wohl ein, aber es ist so. Vielleicht bin ich krank und will meine Krankheit nicht auch noch in Anderen sehen, — gleichviel, — sie hat Glück, Deine Schöne. — Nur fort, jetzt kann ich ruhig dabei schlafen."

Wiglaf wandte sich mit heftiger Bewegung und drückte das Haupt in die Lederkissen.

Alwin lächelte nur listig.

„Ich mußte so im Ganzen die Schilderung bestätigen," fuhr er fort, „ja, ich machte den Fehler, dieselbe noch zu verstärken, im selben Glauben wie Du befangen, daß ihr das passe. Besonders auf das Harfenspiel warf ich mich und den Gesang, ich machte den reinsten Minnesänger aus Dir. Doch die Wirkung war eine ganz unerwartete. Die reine Stirne zog sich in Falten — Falten! Wie ich nur so schwätzen kann! Eadwine und Falten! Zwei rosige Grübchen bildeten sich zwischen den blonden Brauen, in denen sich der Verdruß gebettet, — und die langen Wimpern senkten sich. „Ja, so hab' ich ihn gar oft gesehen, auch im Wachen. Seit Jahren spricht man ja von ihm, daß er gar nicht dem Vater gleiche, einem jungen Barden mehr, als einem Königssohn aus dem rauhen Stamme der Friesen. — Das kommt so in der Einsamkeit, — ich muß Euch sagen, es war mir nicht recht, so wenig es mich anging, und ich vertheidigte ihn

wiederholt, wenn davon die Sprache war. Man soll nur abwarten, was sich noch herausschält aus dem Mann; wer wie er nur für Hohes und Edles schwärmt, zur Harfe von großen Thaten singt, den wird's auch noch drängen, selbst solche zu begehen. Laßt ihn nur zum Mann reifen und König sein, ich ahn' es, er wird noch Andere von sich singen machen. Ich sagte blos so, im Inneren glaubte ich selbst nicht daran, und immer wieder erschien er mir zum Verdruß als Harfner in den Träumen, den Kranz im Haar, — da, es war vor drei Tagen, die Nacht, bevor Ihr kamt, — da war's ganz anders —"

Alwin entging es nicht, daß Wiglaf, der den Schlaf nur heuchelte, sich auf den Arm stützte, um deutlicher zu hören, so sprach er ganz geheimnißvoll mit Flüsterstimme, als ob Eadwine selber spräche, weit vorgebeugt in's Mondlicht, das sein gebräuntes Antlitz mit einem grellen Saum umgab.

„Ich schlief in der Kammer neben dem Vater, es ging nicht gut mit ihm des Tages, und wie es dann so kommt, die Sorge quälte ihn um mich, und er sprach von Vermählung, er nannte viele Namen, nur nicht Wiglaf, — und es war sonderbar, ich wartete nur darauf, — aber er nannte ihn nicht, ganz ärgerlich ging ich in meine Kammer. Nun, daß ich von ihm träumte, ist gewiß nichts Wunderbares, aber wie? Nichts mehr von Harfe und Kranz, in strahlender Rüstung, das Haupt behelmt, stand er auf dem Bug eines Schiffes. Ich stand am Meeresufer und sah ihn vorüberfahren, sofort erkannte ich ihn und rief ihm zu und winkte ihm. Er lachte, daß es durch die Brandung gellte, und fuhr weiter, in's Meer hinaus, und ich rief immer zu und rang die Hände; plötzlich, wie es so im Traume geht, ganz ohne Zusammenhang, war ich bei meinem Vater auf dem Schiffe, und wir jagten hinter ihm her, und immer wieder hört' ich sein Gelächter durch Sturm und Wogen. Endlich erreichten wir ihn, die Schiffe stießen aneinander, ein wilder Kampf begann. Er sprang zu uns herüber und hob das Schwert gegen den Vater, da warf ich mein Haar wie eine Schlinge um seinen Arm, das Schwert entfiel ihm. Er aber lachte nur, das hätt' ich gut gemacht, und drückte mir die Hand und meinem Vater die Hand, und Alle, die sich eben mit dem Tode bedroht, drückten sich die Hände wie alte Freunde. Dann war es heller Tag, die Sonne schien, das Meer lag glatt wie ein Spiegel. Liebliche Musik erscholl, an den Masten hingen Blumenkränze, so fuhren wir zurück an's Land, vom lauten Jubelruf begrüßt. Um seinen Arm hing noch immer die Schlinge, und ich hielt mich ganz still, um sie ja nicht zu lösen, ganz an ihn geschmiegt. Da plötzlich hob er das Schwert und hieb sie durch, — ich schrie auf vor Schmerz und — erwachte. Und so lebendig war der Traum, daß ich hastig nach meinem Haare griff. Ich gebe sonst nichts auf Träume — aber den andern Morgen kamt Ihr und warbt in seinem Namen um meine Hand. Ist das nicht sonderbar, oder findet Ihr einen Sinn heraus?

„Nun, und was hast Du geantwortet?“ fragte Wiglaf hastig, der sich längst völlig aufgerichtet und begierig der Erzählung lauschte.

„Nun, Du weißt ja, bin sonst nicht verlegen, diesmal war ich's. Dein unbändiges Gelächter bei solchem Anblick, Dein Kampf mit dem Vater, die Schlinge, Dein Zuhauen. Gute Deutung war nicht leicht. Ich machte eine Denkerniene, stützte das Kinn auf die Hand, schüttelte den Kopf, dann hatt' ich's schon. Das ist sehr klar, Prinzeß, begann ich wie ein Weiser. Der Kampf — nun, der Kampf, — Ihr wolltet ihn ja längst als Helden sehen, nicht immer mit der Harfe und dem Kranz. Der Traum spiegelte nur Eure geheimen Wünsche wieder; daß er mit Eurem Vater gekämpft, thut nichts zur Sache, dafür ist's eben ein Traum, der Alles durcheinander mengt. Die Schlinge aus Eurem Haar, nun, die braucht wohl keine Deutung mehr. Wer gäb' sich nicht gerne darin gefangen und böt' darauf die Hand. Aber daß er sie mit seinem Schwerte durchgehauen, — das ist bedenklich. Vielleicht irrt Ihr Euch doch, Prinzeß, vielleicht löste sie sich selbst, — oder —“

„Nichts oder —“ unterbrach sie mich ganz erregt. „Ich sehe noch die Klinge blitzen und das Haar zu Boden fallen.“

„Hm, dann allerdings,“ sagte ich bedenklich, „dann weiß ich nur ein Mittel, um schlimmer Deutung zu begegnen, Ihr knüpft die Schlinge, die der Unhold im Traume durchschlug, in Wirklichkeit von Neuem, gerade so, mit demselben Haar. Ich wette, er löst sie nicht zum zweiten Male.“

„In Wirklichkeit? Mit demselben Haar? Wie meint Ihr das?“ fragte sie neugierig.

„Sehr einfach,“ erwiderte ich. Ihr gebt mir ein Stückchen von dem Stück mit, das im Traume zu Boden fiel, und er soll's sein Lebtag am Arme tragen. Er wird es tragen, verlaßt Euch darauf, und nimmer lösen, als hättet Ihr's ihm selber umgewunden.“ Da erröthete sie tief. „Meint Ihr wirklich,“ sagte sie, ließ den Strauß zu Boden fallen, griff nach ihrem Haar, das ihr offen wie ein Mantel um die Schultern hing, und nahm einen seidenweichen Strähn zwischen ihre Rosenfinger. „Man sagt, das habe ich oft gehört, im Haar läg' ein Zauber. — Habt Ihr etwas Scharfes?“

Ihr könnt Euch denken, wie rasch ich meinen Dolch zog. Da zögerte sie, als reue sie der Entschluß.

„Wenn aber irgend ein Hinderniß — es kommt oft genug anders, als man glaubt, — ich kann ja sterben, ehe ich ihn gesehen, und ein anderes Weib könnt' dieses Pfand verspotten. Versprecht Ihr mir, bei Eurer Ehre, es zu schützen vor jeder Schmach?“

Mit meinem Leben schwur ich ihr's zu.

„Nun, dann schneidet!“ sagte sie und hielt mir das köstliche Gespinnst vor die Finger. Ich muß es sagen, ich hielt mich länger auf als nöthig, und sie lachte, als ich um die Länge mit ihr feilschte und Dir den Arm

eines Fleischers zusprach. Endlich waren wir einig. Sie hielt den Strähn mit zwei Fingern, ich schnitt mitten durch, nahm einen Theil und steckte ihn rasch in meine Tasche, als könnte sie es noch einmal reuen.

„So, und jetzt zieht die Schling' nur fest," sagte sie, „lockerer kann ich sie selber machen," und verschwunden war sie in den Erlenbüschen.

Alwin schwieg und senkte das Haupt.

„Und das Haar?" sagte Wiglaf, „die blonde Locke? hast Du sie wirklich mitgenommen? Bei Dir? In der Tasche da?"

Er wies auf den Lederbeutel, der am Wehrgehäng Alwins hing.

Alwin sah nicht auf und machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Was kann Dich die noch kümmern, damit ist's nun vorbei." Er athmete schwer auf.

„Aber sehen kannst Du sie mich doch lassen?" drängte Wiglaf jetzt.

„Daß Du Deinen Hohn damit treibst? Nein! Ich will wenigstens Wort halten."

„Sollst Du ja, Starrkopf, aber ansehen wird man sie doch dürfen! Oder glaubst Du auch an den Zauber, der von ihm ausgeht? und willst mich davor wahren?"

„Wer weiß! Man soll nicht spaßen mit solchen Dingen, abgesehen davon, es wird Dir nicht gefallen; wem lodernde Flammen das Auge geblendet, auf den kann der sanfte Schimmer nicht mehr wirken, der im Frühsonnenschein über Kornfelder huscht."

„Du scheinst kein Freund von lodernden Flammen, Alwin?"

„O warum nicht, wenn ich vom Frost erstarrt nach Hause komme und sie mir vom heimlichen Herd entgegenleuchten, bin ich ihnen von Herzen gut, aber nicht wenn ich selber glühe, mir das Blut kocht in schwüler Nacht, dann sehne ich mich nach einem Frühsonnenschein, der mir sanfte Kühlung fächelt. Aber das ist Geschmacksache, Wiglaf, darüber läßt sich nicht streiten."

Alwin erhob sich. „Schlaf' jetzt, morgen ist ein schwerer Tag für Dich."

Da hielt ihn Wiglaf fest. „Halt! Jetzt will ich die Locke sehen. Hörst Du, König Wiglaf will!"

In dem Antlitz des Jünglings zuckte es drohend auf. Alwin konnte ein spöttisches Lächeln nicht ganz verbergen, zugleich aber blitzte es in seinem Auge listig auf.

„Wenn Du mir so kommst, muß ich wohl."

Er griff in die Tasche, nahm ein ledernes Päckchen heraus, das er entrollte.

„Aber nur sehen darfst Du, nicht berühren. Das hast Du verwirkt, — König Wiglaf."

Alwin hob mit einer raschen Bewegung den Arm, in seiner Hand schwebte die Locke, vom Nachtwind, der durch das Fenster drang, leise be-

wegt. Das Mondlicht trieb sein Spiel damit und ließ sie fast weiß erscheinen, nur in den Härchen, die sich fast widerspenstig getrennt von ihr und seitwärts bogen, zitterte ein zarter goldiger Schimmer.

Wiglaf gab sich erst sichtlich Mühe, gleichgiltig zu erscheinen, rasch aber schwand das vorbereitete Lächeln von seinen Lippen, die nachlässige Haltung, die er angenommen; starr blickte er auf die Locke in Alwins Hand, als sähe er ganz Wunderbares, beugte sich vor, wie um sein Wesen näher zu ergründen. Wie von selbst und nicht von seinem Willen geleitet, hob sich langsam seine Hand ihr entgegen, — griff darnach, — doch Alwin hob sie mit raschem Ruck empor.

„Das ist wider die Abrede, König Wiglaf," sagte er, das Wort „König" absichtlich betonend. „Nur sehen ist Euch erlaubt. Nicht wahr, ein hübsches Haar! Jetzt denkt Euch erst das Köpfchen dazu, anstatt meiner rauhen Faust, zum Hintergrund statt der düstern Mauer den blühend weißen Nacken."

Wiglaf stieß zornig mit dem Fuße auf.

„Mußt Du denn immer schwatzen!" dann ging er mit hastigen Schritten durch das Gemach. „Lächerlich! Ein Haar, wie es tausend Mädchen hier im Lande tragen." Dann kehrte er wieder zurück. Alwin hielt noch immer die Locke hoch.

„Sag' doch selbst, wenn Du Augen hast und nicht ganz toll — —"

Wieder bannte ihn der Anblick an die Stelle. Oder soll der Zauber in der Berührung liegen?

„So laß mich doch versuchen, — ich spotte ja nicht, — ich verspreche es Dir —"

Alwin entzog ihm die Locke diesmal nicht. Wiglaf berührte sie, ließ sie durch seine Finger gleiten.. Eine wohlige Wärme, wie sie von dem Gespinnst der Seidenraupe ausgeht, durchdrang sie.

„Nun genügt's zur Prüfung, mein König," sagte Alwin, als Wiglaf nicht zu Ende kam. Da schrak dieser auf wie aus einem Traume und riß die Hand zurück, als habe er sich verbrannt.

„Fort mit dem Ding!" rief er feuerroth im Antlitz, „weiß der Teufel, welcher jungen Hexe Du es geraubt hast, mich zu bethören. Fort, sag' ich, und daß Du Dich nicht mehr sehen läßt damit. — Nicht einmal im Hause will ich's haben. Hörst Du? Bei meinem Zorn, Alwin," rief er dem Freunde zu, der das Kleinod wieder sorgfältig in das Leder wickelte.

„Wie Ihr befehlt, Herr. Owain wird ohnehin vor Morgen den Hof nicht verlassen, dem geb' ich's gleich mit. Wenn ich eile, treffe ich ihn noch unten in der Trinkstube bei Aeschere und Becca, die mit schwerstem Wein ihn zu beruhigen suchen."

Schon war er bei der Thüre, da blieb Wiglaf, der wie ein wildes Thier im Käfig erregt den Raum durchmaß, stehen.

„Was hat dieser Owain damit zu thun, — und Aeschere — und Becca? Daß sie von Neuem die Köpfe zusammenstecken?“ Behalt' das Ding und schweig', oder schaff' es irgendwie aus der Welt. Verbrenn' es, vergrab' es, wirf es in's Meer, — nur hören und sehen will ich nichts mehr davon.“

„Dafür will ich schon sorgen, Herr, und jetzt laßt Euren Schlaf nicht stören. Oder soll ich zuvor noch das Fenster öffnen? Es duftet so sonderbar herinnen —“

„Duftet?“ Wiglaf hob das Haupt, „ich merke nichts. Geh' nur! Geh'!“

„Wie es Euch beliebt, Herr.“ Alwin ging.

Wiglaf aber brach in eine helle Lache aus. „Der verliebte Narr! Bald hätt' er mich angesteckt, aber das macht ja nur mein eigenes heißes Blut. Trytho liebt mich! Das waren die Schauer, die mich jedes Mal erfaßt, wenn nur ihre Hand meinen Scheitel berührt, ihr Gewand mich streifte. Trytho wird mein Weib, — und ich soll ganz bei Sinnen sein!“

Wiglaf wankte wie betrunken dem Lager zu, plötzlich stand er still.

„Wahrhaftig, Alwin hat Recht, der schwere Duft, ich kann kaum athmen. — Ich muß das Fenster öffnen.“

Er wankte in die Nische und stieß das Fenster auf.

Der Sturm pfiff um die schwarzen Mauern, im Hafen rasselten die Schiffe an den Ankerketten. Donnernd brachen sich die Wogen.

Gierig sog er die frische Meerluft, dann fröstelte es ihn, er schloß das Fenster, warf sich ungestüm auf das Lager.

Schon kam der erlösende Schlaf über ihn, sein letzter Blick fiel noch auf den Eichentisch in der Nische. Die Silberscheide seines Dolches blitzte im Mondlicht auf. Aber was war das? Wie ein goldenes Fädchen kreiste es auf und ab, stieg auf, wand sich, neigte sich zu ihm, sank zurück, erhob sich wieder, und immer hastiger ging der räthselhafte Reigen! Er verzehnfachte sich, nicht ein Fädchen, ein ganzes Gespinnst bildete sich, breitete sich aus, ein goldenes Netz zog sich von Wand zu Wand, — wurde immer enger —

Da sprang er auf, trat an den Tisch. — Verschwunden war der Spuk, nur ein Dolch lag an seiner Stelle. — Ermattet kehrte er wieder auf sein Lager zurück. Der erste Blick, — da äffte ihn schon wieder das Fädchen. Lauernd richtete er sich jetzt auf, — Wie albern! Es war ein Haar, das sich festgeklemmt zwischen Scheid' und Dolch, ein blondes Hexenhaar! Vorsichtig schlich er hin, haschte darnach wie nach einer Fliege. — Jetzt fühlte er es in seiner Hand. — Hinaus damit in's Meer, sonst wird keine Ruhe. —

Er riß das Fenster auf, wollte es abschütteln, aber der Wind ließ es nicht zu, es flog ihm über den Kopf zurück in die dunkle Kammer.

Wiglaf war jetzt wieder völlig wach und lachte über seine Jagd nach einem Mädchenhaar.

Er warf sich auf das Lager und schloß die Augen, — aber es half nichts, das Haar gab keine Ruhe. Bald schien es in leisem Luftzug durch das Dunkel zu schweben, bald sein Antlitz zu streifen, bald aus irgend einer Ecke herauszuleuchten.

Erst als der Morgen über dem Meere graute und das Dunkel wich, fand Wiglaf den Schlaf, der den bösen Zauber löste.

II. Capitel.

Der Eiswall vor der Finnburg schob sich und krachte Tag und Nacht, dichter Nebel lagerte seit Wochen und hüllte Alles in sein düsteres Grau, nur spärlich drang dann nnd wann des Mittags ein fahler gelber Schein hindurch, der an die langsam sich wieder hebende Sonne mahnte.

So lange König Finn noch lebte, herrschte der trüben Zeit zum Trotz das regste Leben in der Burg. Selbst ein Freund der Tafel und jeder ritterlichen Kurzweil, pflegte er dann seine Edlen um sich zu versammeln, die, sobald der Schnee schmolz und das Eis brach, in alle Winde sich zerstreuten, sei es, daß sie die Meerfahrt lockte, oder die Jagd in ihren tiefen Wäldern, oder irgend eine Fehde; auch die Frauen durften nicht fehlen, ohne die ja Spiel und Tafel ohne Reiz.

Man jagte den Fuchs und den Bären und den Eber und kämpfte im Hof mit stumpfen Waffen zu Fuß, zu Pferd, stellte Wettfahrten an auf dem Eise, um dann Abends in der Halle bei fröhlichem Mahle erst recht seinen Mann zu stellen. Da fehlte dann auch der Sänger nicht, der alles Heldenthum pries, alte Sitte und edle Frauen.

Je dichter der Nebel draußen braute, je fester das Eis die Burg umklammerte, desto wohliger fühlte man sich im Hause, dessen gastliche Wärme die der Sonne ersetzte. Anders jetzt, da König Finn von langer Fahrt unter der Erde ruhte.

Wie ausgestorben lag die Burg.

Das war recht und gut; um einen König Finn trauert man billig eine Sonnenwende, aber es lag noch etwas in der dicken Luft, etwas Banges, Erwartungsvolles, das mit der Trauer nichts zu thun hatte.

Die Botschaft nach Britannien und ihr Ausgang war kein Geheimniß geblieben, eben so wenig die Hochzeitsfeier, die bevorstand, wenn der Weststurm die Schollen löste.

Man war verschiedener Ansicht darüber, soweit überhaupt von einer Ansicht außerhalb der Finnburg zu reden war. Die Kriegslustigen freuten sich, nicht zweifelnd, daß es im Frühjahr an's Rüsten ging, wenn Trytho an der Seite eines jungen Königs herrschte, die Friedfertigen trauerten, daß ihre langjährige Hoffnung auf Wiglafs milde Herrschaft so unerwartet zu Schanden geworden; Eines aber bedrückte Beide, die Ungewißheit, wie man auf der großen Insel die Absage aufgenommen.

Der Eiszug schloß kurz nach der Abreise des erzürnten Owain, der allerdings schlimme Reden führte, das Meer und damit jeglichen Verkehr, erst das Frühjahr konnte die Lösung bringen.

Der lange traurige Winter, die laue Wärme der Stuben, der einförmige Lichtkreis des Kienholzes, in dem man sich bewegte, erschlaffte zuletzt Neugierde, Furcht und Hoffnung, und da auch von der Burg kein kriegerisches Zeichen ausging, vergaß man fast den ganzen Handel.

Auch auf Wiglaf drückte die stumpfe Enge. Ein jäher Thatendrang hatte ihn erfaßt, seitdem er sich als König fühlte. Es drängte ihn, die Kluft zu überspringen, die ihn von Trytho trennte, und doch fehlte ihm der nöthige Platz zum Anlauf. So erging er sich in kühnen Plänen, die der Frühling reifen sollte. Dämme sollten erbaut werden, die dem ewig gierigen Meer den Einbruch in das offene Land wehren sollten, neue Gesetze gegeben werden zu Schutz und Recht des Eigenthums, die widerspenstigen Vasallen gebändigt, die den Raub zu See und Land im Großen trieben, das Volk aus dem Dunkel blutiger Barbarei zu einem sicheren Dasein erzogen werden.

Wiglaf wollte Aeschere, in dem er jetzt mehr denn je seinen Widersacher erkannte, trotz der blinden Ergebenheit, die er heuchelte, zeigen, daß es noch andere Ruhmesthaten gäbe, als Krieg und Eroberung und rohe Gewalt.

Und Trytho ging zu seiner Freude völlig in seinen Plänen auf, ergänzte sie noch mit ihrem reichen Geiste. Nicht er wurde ihr Schüler, wie sein Vater wünschte, der, in der Zeit rauhen Heldenthumes aufgewachsen, nichts Anderes groß erachtete, als Kampf und Sieg, sondern sie, die vor wenig Monden noch seine gestrenge Mutter war, wurde seine Schülerin. Das konnte nur die Liebe thun, die jetzt frei und fessellos sie, die Stolze, wieder ganz zum Weibe machte.

Sie wollte ihm nicht mehr erhaben erscheinen, sie gab sich Mühe, auch die leiseste Erinnerung an die Mutter zu verwischen, und opferte freudig jede Größe der Liebe; und so mächtig ist diese Leidenschaft, so wandelbar das Weib, das von ihr erfüllt, daß sich ihr selbst der Körper fügt. Ein neuer Frühling war über sie gekommen, jede stolze Härte war aus dem edlen Antlitz gewichen, das dunkle Auge strahlte jetzt voll hingebender Milde, selbst die mächtigen Formen schienen zartere Linien anzunehmen, und die Stimme, gewohnt zu befehlen, klang jetzt weich und mädchenhaft.

Wiglaf war glücklich, bis auf den unbefriedigten Drang, das ungeduldige Warten; die dunkle Angst, die ihn in dem Augenblick gefaßt, als der Vater an ihn die überraschende Forderung stellte, das demüthige Gefühl, eine Lehrmeisterin mit auf seinem Lebenswege zu bekommen, war längst überwunden.

Trytho war das Weib, das ihm allein gebührte; daß sie an Jahren und Lebensreife ihm voraus, machte ihm keine Sorge mehr, das gleicht die Liebe aus.

Wenn er jetzt an den Abend dachte, an dem Alwin zu ihm kam mit der blonden Locke, an die unruhige Nacht, die er durchlebte, konnte er nur mehr lachen, damals hatte er noch eine knabenhafte Furcht vor Trytho, sah noch die Mutter, die Herrin in ihr, ganz natürlich, daß das schwärmerische Bild, das Alwin von der Britin entwarf, von seiner eigenen Verliebtheit eingegeben und in das Ueberirdische verklärt, seine Wirkung auf ihn ausübte. Wie matt und farblos erschien sie ihm jetzt, wenn er daran dachte, so matt und farblos wie die Locke selbst, die er damals wie ein Wunder anstaunte.

In seiner Offenheit, oder recht gesagt, in einem geheimen Gefühl der Schuld, das ihn quälte, erzählte er Trytho den ganzen Vorgang, allerdings mit gehöriger Abschwächung der Wirkung, welche derselbe damals auf ihn hatte.

Sie lachte dazu, wie er erwartet. „Mir wenn es geschehen wär', ich holte mir die Locke wieder, das sei versichert und Deine dazu." Dabei flackerte es in ihren Augen, daß ihn das Geständniß fast reute.

Einen Tag darauf fragte sie ihn plötzlich, was denn mit dem Haare geschehen sei, ob Alwin es zurückgeschickt.

Es ging ihr also doch nicht aus dem Kopfe, das machte ihn stutzig, er glaubte sich zu einer Nothlüge berechtigt, um ihr weitere nutzlose Unruhe zu ersparen. Alwin habe in seinem Auftrage sie in's Meer geworfen. — Doch es war eine Lüge; sie kam ihm wohl nicht so glatt heraus.

Trytho sah ihn ungläubig an, spöttisch fast. Es ging ihm durch und durch, und bitter bereute er das Wort. Dann mußte Alwin aufgesucht, um sein Schweigen gebeten werden, da er sich entschieden weigerte, nachträglich die Lüge seines Herrn zur Wahrheit zu machen.

Das verruchte Netz von damals begann schon wieder seine goldenen Fäden um ihn zu spinnen. Beunruhigende Gedanken kamen ihm, Trytho liebte ihn, kein Zweifel, wahr und innig, aus ihrem ganzen Wesen sprach die Liebe, aber nie den endlosen Winter hindurch überschritt sie die Grenze der Wohlangemessenheit. Nie vergaß sie sich, immer war sie Herrin über sich, und nie faßte sie nur auf einen Augenblick der Sturm, der in seinem Innern nur in Fesseln lag; vergaß er sich aber, von irgend einem Lächeln einem lieben Worte, einem vielleicht innigeren Druck der Hand verführt, dann wies sie ihn nicht strenge, aber in einer Weise in seine Schranken zurück, die ihm das Blut in die Wangen trieb.

„Sei vernünftig, Kind," lag für ihn stets darin. Lieber hätte er ihren hellen Zorn entfacht.

Dabei war immer Aeschere um sie. Immer wieder tauchte seine dunkle Gestalt um sie auf, sein bleiches, regungsloses Gesicht mit den stechenden Augen, trotzig gegen Jedermann, gegen seinen König selbst, nur gegen sie voll ehrfurchtsvoller Fügsamkeit; und wenn sie ihm nicht gerade

hold war, sein düsteres Wesen sie selbst bedrückte, entbehren konnte sie ihn doch nicht mehr.

So kam es unwillkürlich, daß er sich von Neuem immer mehr Alwin näherte, der Trytho hinwiederum mit mißtrauischen Augen betrachtete.

Der Name „Eadwine" kam nie von Alwins Lippen, aber auch die Ledertasche nie von seiner Seite, die Wiglafs Blick immer von Neuem anzog. Nächtelang saßen sie beisammen in dem Thurmgelaß, der junge König und sein Liebling.

Wiglaf griff dann zur rechten Zeit in die Saiten der Harfe, aber er spielte nicht wie früher nur sanfte melancholische Weisen, sondern fuhr wie im Zorn hinein, daß die Stube sich schwang unter ihrem Brausen.

Alwin aber sprach den Text dazu, erzählte bald von alten Königsthaten, bald von eigenen Meerfahrten, oder er malte in bunten Bildern die fernste Zukunft aus, wie er den Weltenlauf sich dachte, wie's einmal würde in viel hundert Jahren. Anders natürlich, ganz anders, freier, schöner, keine dumpfen Mauern, mehr Luft, mehr Licht, das Volk nicht mehr in ärmlichen Hütten, stumpf und gedrückt, wie aus langem Winterschlaf erwachend, sich seiner Kraft bewußt. Die Straßen fest gegründet, alle Länder verknüpfend, die Städte in der reichen Kraft des Südens, von denen das Meervolk erst Kunde brachte. — Kunst mit Kraft vereint und das enge Wissen erweitert, die Geheimnisse der Natur erforscht, die jetzt noch wie ein dunkler Alp die Brust bedrücken.

Und Wiglaf hörte mit Andacht den Freund, mischte auch eigene Bilder darunter und dachte, wenn nur endlich einmal das Eis bricht und der Frühling kommt, und Trytho mein Weib, — dann will ich ihm schon zeigen, daß es keines Jahrhunderts bedarf, seine Träume zu erfüllen.

Und jetzt brach wirklich das Eis, und der Frühling kam, — und die Erfüllung des dritten Wunsches sollten die nächsten Wochen bringen.

In der Finnburg war das Leben erwacht. Sie sollte ihr düsteres Gewand ablegen und weithin verkünden, daß eine neue Zeit eingezogen in ihre Mauern. An allen Ecken wurde gehämmert und gezimmert, abgerissen, angebaut. Auf der Seite gegen das Meer zu zogen sich offene Wandelgänge, deren spitze Bogen zierliche Säulen aus blendend weißem Marmor trugen; plumpe Ausfallthore erhielten kunstvolle Krönungen; selbst der mächtige runde Thurm, der weit in das Meer vorsprang, von Klippen umgeben, mußte sich auf sein bemoostes, tangbewachsenes Haupt ein neues Dach aus Kupfer aufsetzen lassen, anstatt der verwetterten Schindeln, mit denen bisher der Sturm sein Spiel getrieben.

Mancher Kriegsmann schüttelte den Kopf zu der Veränderung. Wenn es so anfing, wo sollte das enden? O König Finn, wenn Du das erlebt hättest!

Im Innern ging es noch toller zu. Da war Trytho die Seele des Ganzen. Aber nicht wie früher in Stall und Rüstkammer, mitten unter den Knechten erscholl jetzt ihre Stimme, sondern vor den Wäscheschränken, in der Gesindestube, in der Dutzend von Frauenhänden mit Nadel und Faden sich regten. Der helle Eifer strahlte von ihren Wangen, als ob sie jetzt erst ihr wahres Arbeitsfeld gefunden. Berge von kostbaren Stoffen häuften sich, denen bisher der Moder in den Kisten und Schränken drohte, funkelndes Geschmeide, ja selbst eine kunstreich geschnitzte Wiege stand bereit, gefüllt mit feinstem Leinen, an der sie nicht vorüberging, ohne ein wonniges Sehnen zu empfinden. Das üppige Rothhaar aber trug sie nicht mehr aufgelöst, sondern in Zöpfe geflochten, die ihr fast bis zum Saume ihres Gewandes hingen, und den Pupurgürtel mit dem kleinen Dolch ersetzte jetzt ein schlichtes buntes Band.

Der ganze Haushalt freute sich dieser Wandlung und versprach sich frohe Tage, nur Aeschere, der Schweigsame, blickte immer finsterer.

So war der Mai gekommen, der Trieb der Eisschollen nach dem Süden wurde immer schwächer. Im fest verwahrten Hafen schmückte man bereits das Schiff, auf dem nach alter Friesensitte die Hochzeit König Wiglafs stattfinden sollte unter herrlichem Gepränge. Man hatte „Grendl" dazu ausersehen, König Finns Schlachtschiff, das seine ruhmreiche Laufbahn auf diese ehrenvolle Weise beschließen sollte.

Von Nah und Fern nahten die Edlen des Landes mit ihren Mannen in voller Rüstung, ihrem König zu huldigen, der an diesem Tage zum ersten Male die Krone Finns sich auf das Haupt setzte.

So weit die Burg sie fassen konnte, fanden sie in ihren Mauern gastliche Aufnahme, die Uebrigen lagerten mit dem von allen Gauen herbeigeeilten Volke in weitem Umkreis, so daß es eher einem Kriegszug zu gelten schien, als einem Hochzeitsfest.

Von allen Seiten Waffenlärm, Rossegewieher, Zelte und Lagerfeuer, während es in dem Hafen wimmelte von Schiffen, groß und klein, vom Fischerboot bis zum eisenbeschlagenen wohlbemannten Schlachtschiff, das die Herren von Norden und Süden und von den Inseln brachte.

Jetzt wurde Aeschere munter, er war es, der aus dem ihm sonst verhaßten Feste eine wahre Heerschau machte. Bald war er auf den Schiffen, bald bei den Zeltlagern, mit den Höheren Berathung pflegend, die Mannen musternd, ihre Stärke, ihre Ausrüstung.

Wiglaf, dem es die Sitte verbot, vor dem großen Tag sich unter dem Volk zu zeigen, beunruhigte fast diese unerwartete Veranstaltung, die er von der Burg aus betrachtete.

Sein Mißtrauen erwachte von Neuem gegen Aeschere. Er sandte Alwin auf Kundschaft aus, doch er kehrte nur mit bester Nachricht zurück. Alles sehe mit Begeisterung dem Tag des Doppelfestes entgegen, Wiglafs Name sei in jedem Munde, und nur die Treue sei es, die alte Liebe

zum Stamme des Königs Finn, die das Volk hier so zahlreich versammelt.

So war die einzige Wolke zerstreut, die seinen Horizont störte, und Wiglaf schwur sich tausend Eide, daß er ihnen alle Liebe lohnen wollte, wie noch kein König gethan.

Es war am Abend vor dem Vermählungsfeste. Wiglaf erschien zum ersten Male, stürmisch begrüßt von den Gästen, an der Seite Trythos in der Halle.

Das war nicht mehr König Finns stolze Frau, die man gewohnt war im Heerlager gerüstet zu sehen, die stolze Herrin mit der bedeutungsvollen Falte auf der Stirne, in der, wie man behauptete, noch immer die Rachegedanken brüteten. In kostbaren golddurchwirkten Stoff von schneeigem Weiß gekleidet, wie man hier zu Lande nie geschaut, den goldenen, mit Rubinen besetzten Reif im Haare, im Antlitz den Widerschein des innersten, längst ersehnten Glückes, war sie das Abbild edelster Weiblichkeit, während Wiglaf, das wohlbekannte Schwert König Finns an der Seite, den Königsmantel um die breiten Schultern, ihr in den wenigen Monden nachgereift schien, so daß die schlimmsten Gegner der Verbindung sich bekehren mußten, die völlige Harmonie des Paares anerkennend.

Die letzte Sorge wich. Glänzend winkte die Zukunft, nichts störte mehr des Festes Freude, die bald in tosendem Brausen die Halle füllte.

Am tollsten trieb es Alwin, auch ihn hatte Trytho heute bezwungen, und mit Freuden gestand er es sich selber zu, daß sein Bedenken nicht gerechtfertigt war.

Ja, wenn er die Hohe jetzt betrachtete in dem glänzenden Rahmen, der sie umgab, ihre glühenden Blicke, die für Wiglaf die süßeste Erfüllung bargen, dann kam es ihm von der Stunde und dem Wein begeistert selber vor, als müsse die sanfte Eadwine neben ihr erbleichen.

Schon lange lauerte er auf günstige Gelegenheit, der Königin seine Huldigung darzubringen und damit ihr abzubitten, was er hinterrücks schon an ihr gefrevelt, aber stets war sie umdrängt von Großen, die wohl gleiche Gefühle trieben, — da glückte es ihm ganz unerwartet.

Eine Goldspange löste sich von dem Arme der Königin und fiel zu Boden, Niemand beachtete den Vorgang, ihm, dem Lauerer entging das nicht. Rasch schlich er sich hin, hob sie auf und wartete gelassen, bis Trytho, aufmerksam geworden, nicht ohne leisen Spott fragte: „Ei, Alwin! Was führt denn Euch zu mir?“

„Die Kraft eines heißen Wunsches, hohe Herrin,“ erwiderte Alwin.

„Und der wäre? Ich fürchte die Hitze Eurer Wünsche.“

Alwin ließ sich vor ihr auf die Knie nieder. „Der Wunsch, Euch zu huldigen, wie es Euch gebührt. Seit Stunden wollte es mir nicht gelingen, da zwang mein Blick den goldnen Reif. Er löste sich von Eurem Arm. Nehmt ihn gnädig aus meiner Hand und macht eine Kette daraus, die mich zu Eurem Sklaven macht.“

Trytho nahm den Reif und lächelte verschmitzt. „Was Ihr doch für ein Glück habt, Alwin, bald ist's ein Reif, bald eine Locke, die Euch zu Gefallen fällt. — Behaltet ihn zum Gedenken an diesen Tag."

Alwin kam solche Gunst zu überraschend. Ungläubig sah er sie an.

„Ohne Sorge, Alwin," fuhr Trytho fort, „kein neuer Zauber soll Dich binden, — und wenn Du einmal Lust hast, sende den Reif getrost der Locke nach in's Meer, kein neuer Wortbruch soll Dich quälen —"

„Wortbruch?" Alwin traf das Wort wie ein Schlag. Auch die Umgebung hörte es und wurde aufmerksam. „Wie meint Ihr das, Königin?"

„Sehr einfach! Du versprachst doch Jemand, Etwas zu wahren, und sei's mit Deinem Leben, — nicht so?"

„Ja, das that ich, Königin."

„Und warfst dann das Etwas in das Meer. Ist das Wort gehalten?"

Eine allgemeine Bewegung des Erstaunens, der Entrüstung entstand ringsum.

Trytho blickte jetzt garnicht mehr so bräutlich mild. Auch Wiglaf, der eben mit einigen Edlen ernste Zwiesprach pflegte, wurde aufmerksam und trat näher.

Als er den Grund des Aufsehens erfuhr, erschrak er, sein Blick suchte den Alwins, der bleich, unter der Schmach gebeugt, einen schweren Kampf mit sich selbst ausfocht.

Alles wartete auf eine Erklärung.

Endlich brach er los. „Du hast Recht, Königin, ein Schurke wär' ich, nicht werth, ein Schwert zu tragen, nicht werth, vor Dir zu stehen, hätt' ich gethan, was Du sagst —"

In Trythos Antlitz zuckte es auf. „Der König hat es Dir doch befohlen," sagte sie drohend.

Alwin fühlte den flehenden Blick Wiglafs auf sich ruhen.

„Auch der Befehl eines Königs kann Manneswort nicht lösen, Königin, ich — ich bin — ich durfte ihm nicht nachkommen."

„Hast also die Locke noch?" fragte Trytho hastig. „Bei Dir? Natürlich so ein kostbares Pfand, um das man dem Befehl eines Königs trotzt. Du hast es bei Dir?"

Trythos Antlitz flammte jetzt in eifriger Gluth. Ihre Hand streckte sich begehrlich aus.

Alwin schwieg trotzig, starrte zu Boden und umklammerte mit beiden Händen die Ledertasche, die an seiner Wehr hing.

„So lasse sie wenigstens sehen. Es ist nämlich Eadwinens Haar," wandte sie sich zu den Drängenden, „der Britin, die einst für meinen Platz bestimmt. Ein unüberwindlicher Zauber soll darin liegen. Du weigerst Dich? Willst auch meinem Befehl trotzen?"

Unwilliges Gemurmel ringsum. Man drängte gegen ihn vor, als wolle man Gewalt anwenden. Alwin aber sprang zurück und legte die Hand an's Schwert.

„Daß Keiner mich berührt! —

Ich geb' mein Wort, blutig jede Schmach zu rächen, die dem mir anvertrauten Pfand soll angethan werden, und nicht zum zweiten Mal soll mich die Königin wortbrüchig nennen.

Wilder Tumult entstand, schon blitzten Schwerter aus der Scheide. Da erhob sich wie Erzton Aeschere's Stimme, der plötzlich neben der Königin stand.

„Haltet Königsfrieden! Du sprichst von Schmach, Alwin, die Deinem Pfande drohe, und schmähst damit nur uns. Ich sehe nur Ehr', wenn die Königin zu sehen beliebt, — darum gieb! —"

Alwin sah ihn haßerfüllt an, es war, als ob er sich auf den Regungslosen stürzen wolle. „Was verstehst denn Du vom holden Frauendienst?" brach er los, „mit der Grabesstimme!" Dann eilte er hastig zu Wiglaf, der die Stirne runzelte und unentschlossen dem Auftritt zusah.

„Ich darf nicht, mein König, schütze mich!"

Doch schon hatte sich Trytho zu Wiglaf gewendet, und eine eiserne Kälte drang ihm von dem Blicke in das Herz, der ihn jetzt aus ihren Augen traf. All' das stolze Selbstgefühl, das ihn beglückte, erstarrte in ihm.

Mühsam raffte er den letzten Rest zusammen.

„Ich selbst stehe für jede Unbill ein, die Dir widerfahren soll, — der König! Das wird Dir wohl genügen," erklärte er in festem Tone. Jetzt gieb!"

Alwins Widerstand war gebrochen. Das Wort des Königs zwang ihn; so griff er in die Tasche, nahm die Locke heraus. —

Noch einmal zögerte er, dann reichte er sie der Königin.

Sie hielt sie hoch, daß Alle sie sahen: röthliche Lichter spielten darin.

„Echtes Britengold, fahl und stumpf."

„Trytho!" warnte Wiglaf.

Da schoß sie auf wie eine getretene Schlange. „Schmäh' ich denn? Im Gegentheil, weil ich es für Schmach halte, daß nur der kleinste Theil von ihr in der schmutzigen Tasche eines Knechtes verwese, so will ich dafür sorgen, daß Alwin sein Wort nicht bricht."

Und ehe man sich's versah, hielt sie die Locke in die Flamme, welche vor ihr auf erzenem Leuchter brannte.

Eine bläuliche Flamme sprühte auf, hob sich wie von unsichtbaren Händen getragen in dem Raume, erlosch zum Funken, der langsam bis zur Decke der Halle schwebte.

Erst herrschte dumpfes Schweigen, während jedes Auge dem feurigen Pünktchen folgte, dann erhob sich mißbilligendes Gemurmel.

Alwin stand bleich, die Lippe beißend, die Hände zu Fäusten geballt. „Königin! Ich rath' es Euch selbst, macht mich unschädlich, — mein Blick verwirrt sich —"

„Du hättest wenigstens meine Bürgschaft ehren sollen, Trytho," sagte Wiglaf strenge.

„Hab' ich's denn nicht gethan? Das Reinste ist die Flamme, so übergab ich ihr das kostbare Pfand. Ich dächte, die Britin selbst müßte mir dankbar sein. Und nun damit genug des Scherzes, — denn ein Scherz nur ist's, von einem Kinde erdacht, der uns nicht weiter kümmern kann. Laßt Euch das Mahl nicht stören."

Eben wollte man ihrem Befehle gehorchen und sich zurück auf die Plätze begeben, als das Horn des Wächters auf dem Thurm tönte.

Alles horchte. Wer kam wohl noch so spät? Auch war die Weise nicht die des Willkomms.

Aeschere war der Erste am Fenster. Greller Feuerschein fiel herein. Jetzt wurde man unruhig. Das Fragen begann, wildes Drängen.

Wiglaf selbst sprang auf.

„Das Feuer auf der Tifilgaklippe brennt!" meldete Aeschere dem König.

„Der ganze Himmel ist geröthet gegen Norden," rief Einer vom Fenster her.

Allgemeine Erregung entstand. Schon erschollen Rufe „Der Feind!" „Zu den Waffen!"

„Was wollt Ihr denn!" rief da zornig Wiglaf. „Soll kein Feuer brennen, wenn Wiglaf Hochzeit hält?"

„Du irrst, König!" klärte Aeschere ihn gelassen auf. „Die Wächter an der Küste haben strengen Auftrag, nur wenn Gefahr in Sicht, das Zeichen zu geben, das auf der Tifilga bildet den Schluß der Feuerkette, die sich der Küste entlang bis zur Grenze nach Norden zieht. Es ist Gefahr in Sicht, und ich rathe selbst —"

Wiglaf verdroß die neue Störung. „Schwätzt von Gefahr — woher denn so plötzlich? — Hat uns wer den Frieden gekündigt? Haben wir Jemand den Krieg erklärt? Oder soll ich mir vielleicht von ein paar frechen Seeräubern das Fest stören lassen? Sieh' nach'! Sorg', daß nicht unnütze Angst in die Leute fährt. Ich will mein Fest haben! Hörst Du, Aeschere?"

In diesem Augenblicke erscholl Lärm vom Hofe her, die Zugbrücke rasselte nieder, Huffchläge ertönten auf dem Holzwerk, lauter Zuruf — —

Man sollte nicht lange auf die Lösung warten. Zwei geharnischte Boten stürmten auf eine Weise herein, die höchste Eile verrieth, und überstürzten sich gegenseitig in rascher Meldung.

Der Eine kam von der Tifilgaklippe; die ganze Küste entlang flammten die Zeichen, zwölf seien gemeldet, das zwölfte aber brenne auf der Küste von Foreland. Also sei von da Gefahr zu erwarten.

Der andere Bote kam vom Lager draußen vor der Stadt. Die Völker seien unruhig und verlangten nach ihren Führern.

Wilder Tumult entstand, man rief den Knechten um die Waffen und drängte zum Ausgang; doch Wiglaf, in dem das Bewußtsein gährte, durch den vorhergegangenen Auftritt schon in seinem Ansehen geschmälert zu sein, wollte wenigstens jetzt den Herrn zeigen, und stellte sich selbst unter die Pforte den Eilenden entgegen.

„Ich will doch sehen, wer hier befiehlt. Die Furcht treibt Euch, nicht der Muth. Sagt selbst, wer soll es wagen, ohne allen Grund in mein friedlich Land einzubrechen, außer einer Schaar von frechen Seeräubern, die ein paar Schiffe leicht zu Paaren treibt."

„König Aethelred!" rief Aeschere.

Eine Bewegung ging durch die Halle. Jeder hatte den Namen auf den Lippen. Erst wagte man nicht, ihn auszusprechen, jetzt ging er von Mund zu Munde.

Doch ehe Wiglaf selbst betroffen erwidern konnte, erhob der Bote von der Tiflgaklippe seine Stimme.

„König Aethelred ist todt, seine Tochter Eadwine herrscht über Britannien, seit zwei Monden schon. Erst gestern brachten walisische Schiffer uns die Nachricht."

Wiglaf lachte höhnisch auf. „Nun bist Du jetzt beruhigt, Aeschere, oder fürchtest Du das Blondchen, das Du mir einst so eifrig zugedacht?"

Ein fernes Brausen von Stimmen, ein unbestimmtes Geräusch ging draußen durch die Nacht.

Vergebens bemühte man sich, dem König zu Liebe seine Sorge zu verbergen.

„Herrn — ich bitt' Euch — ich befehle Euch —" herrschte Wiglaf in fieberhafter Erregung, „schaut' auf Euren König."

Dann ging er auf Trytho zu, die mit wogender Brust, erhobenen Hauptes dem Vorgang schweigend zugesehen. „Trytho, verzeih' den Kleinmüthigen, ich schwöre Dir, sie sollen unser Fest nicht stören. Im Gegentheil, es soll ein lustiges Nachspiel geben. Das Schwert an meiner Seite raunt's mir schon lange zu — und was ich morgen zu Gefangenen mache, das schenke ich Dir zu eigen, mit Recht über Leben und Tod, ob Knecht oder Edelmann."

„Ob Mann oder Weib?" fügte Trytho fragend hinzu.

„Und wenn es die Britenkönigin selber wär'," erklärte Wiglaf, ihre Hand ergreifend.

Trytho drückte sie fest und sah ihm dabei mit einem Ausdruck in's Auge, der ihn Alles vergessen machte, was eben ihn bedrückt.

Die treuherzige Besorgniß der Mutter sprach daraus, und doch wieder für ihr Heiligstes fürchtende starke Liebe. Und von einem Sturm der Ge-

fühle erfaßt, schlang er zum ersten Mal vor allen Gästen den Arm um ihren Hals, daß sie Beide ein Ganzes bildeten.

„Hört Alle, Männer und Frauen, Ritter und Knechte, wie ich Trytho hier umfasse und schwöre sie zu lieben, zu schützen, so lange ich athme, und von ihr dagegen Vertrauen fordere und festen Glauben, so umfasse ich Friesland und schwöre, es zu lieben und zu schützen, so lange ich athme, und verlange dagegen von ihm Vertrauen und festen Glauben. Willst Du's mir gewähren, was ich verlange, Trytho, so sprich ein lautes Ja."

„Ja!" erwiderte Trytho laut und vernehmlich, ihr Haupt zu ihm erhebend.

„Willst Du mir's gewähren, Friesland!" sprach Wiglaf zu den Versammelten gewendet, „so sprich ein lautes Ja!"

Da flogen alle Schwerter aus den Scheiden, kreuzten sich blitzend, ein begeistertes „Ja" erscholl von allen Lippen.

Man umdrängte ihn stürmisch, alle Hände streckten sich ihm entgegen, nur Alwin blieb trotzig ferne.

Unterdeß hatte der Lärm draußen, den man in der Erregung des Augenblicks ganz überhört, bereits die Burg ergriffen. Fackelschein drang aus dem Hof herauf, verworrene Rufe, das Gesumme erregter Massen. Dabei lohte am Nachthimmel eine rothe Gluth, die weithin das Meer beschien. —

Man riß die Fenster auf. Rufe nach Aeschere erschollen, nach dem König.

Ein Reiter auf falbem abgetriebenen Roß brach sich Bahn. Weißes Haar vom Winde zerzaust hing wirr unter dem Helm hervor.

„Hört Becca, — er kommt vom Meere," riefen Stimmen.

„Laßt mich zum König, — an ihn hab' ich Botschaft, —" rief der Alte.

Da erschien Wiglaf am Fenster.

„Ich habe kein Geheimniß vor meinem Volk, sprich offen, Becca: — Wer hat sich erfrecht, diese heilige Nacht zu stören? Woher kommst Du, Becca?"

„Ich komme von Norden, wo Ullo lagert mit seinen Leuten, um morgen zu uns zu stoßen. Ein Reiter brachte vor einer Stunde die Nachricht, große Schiffe haben Anker geworfen in der Bucht von Foreland. Es wimmelt von Kriegsvolk, das auf der Düne sich verschanzt; offen gesagt, mein König, ich dacht' an Aethelred, auch der Schiffsbau deutet darauf hin, aber der Bote sagt, das hat er bestimmt gehört, daß ein Weib den Raubzug führte."

„Ein Weib?" rief jetzt Wiglaf. „Dann will ich Dir das Räthsel lösen. König Aethelred ist todt und Eadwine Königin von Britannien."

Becca stieß einen Ruf des Erstaunens aus.

„Verstehst Du jetzt? Die holde Eadwine! Freue Dich doch."

„Herr, die Sach' ist ernst genug, wenn es Briten sind, ernster noch, wenn sie die Rache führt, gleichviel ob Weib oder Mann."

„Morgen haben wir sie hier, wenn wir nicht noch Nachts marschiren. — Dankt Aeschere, daß wir's können."

„So laß blasen, Alter, — ich bin bereit," schrie Wiglaf hinunter, warf das Fenster zu und wandte sich wie trunken zurück in die Halle, in der Alles ihn umdrängte.

„Habt Ihr's gehört? — Hast Du's gehört, Trytho? Die Britin ist da, ihre Locke einzulösen. — Ja, sie ist's, zweifle nicht daran, und sie kommt mir gerade recht, in Ketten soll sie unsre Feier schmücken. O, Du sollst etwas erleben, Trytho, wie ich sie hasse, — verachte, die Schamlose, die meiner Spur wie eine hitzige Hündin folgt.

Ja, jetzt entlaß ich Euch gerne, meine Freunde, nur rasch! Rüstet Eure Völker, in einer Stunde bin ich selbst bei Euch, so brenne ich vor Begierde. Ehe der Morgen graut, sind wir auf dem Marsche nach Foreland."

Im Nu leerte sich die Halle. Der Eifer des Königs wirkte noch stärker als die Besorgniß. Nur Alwin zögerte noch, in dessen Brust der Zorn über die Königin, mit der Treue gegen seinen Freund und Herrn kämpfte, während Eadwines liebliches Bild vor ihm auftauchte, Blumen in der Hand auf der Wiese schreitend.

„Du noch hier?" sagte Wiglaf lachend, „und sollst doch der Erste sein, das Liebchen zu empfangen."

„Um das bitte ich eben," entgegnete Alwin finster, „daß ich der Erste sein darf in der Reihe."

„Das heißt an meiner Seite," entgegnete Wiglaf, „gerne gewährt. Ich will ihr eine Schlinge drehen, die fester hält, als Du sie mir zugedacht. Jetzt laß uns allein, Alwin, in einer Stunde sei bereit."

Alwin ging.

Kaum sah sich Wiglaf mit Trytho allein, eilte er stürmisch auf sie zu.

„Hätte mir Jemand vor einer Stunde noch diesen Aufschub geweissagt, ich hätte ihn tödten können in meinem Zorn, und jetzt ist mir gerad, als müßt' ich laut aufjubeln darüber. Was bin ich heute Dir und Allen, der junge Wiglaf, der Sohn eines großen Vaters, und morgen schon vielleicht bin ich der Sieger, der Retter! und dann, — ich kann's nicht leugnen, Trytho, — noch etwas, — das arme blonde Kind, das ich betrogen, ging mir nicht aus dem Kopf, der Königin in Stahl und Eisen, die die Rachsucht schwellt, oder die wilde Begier nach meinem Besitz, der lach' ich, — und nur noch reiner und liebenswerther stehst Du vor mir, die mich vor ihr bewahrt."

Trytho strich, wie sie gewohnt, mit beiden Händen das Gelock zurück aus seiner weißen Stirne und sah ihm in die Augen. „Sag' mir noch

Eins, Wiglaf, ehe Du gehst, warum hast Du diesen Gedanken stets vor mir verborgen?"

„Warum? Weil ich Dich nicht beunruhigen wollte. Am Ende hättest Du noch geglaubt, ich — nun, ich — machte mir wirklich ein Bild davon nach Alwins Schilderung, — oder die Locke — oder gar, ich fürchte mich vor Aethelred. Was siehst Du mich so an? O hätt' ich doch auch jetzt geschwiegen! Fast kommt es mir vor, als hättest Du mehr an sie gedacht, als ich. Sprich doch, Trytho, Du verwirrst mich ganz. Morgen wird die Sache doch enden, wenn sie als Gefangene vor Dir steht, wenn ich Dich selber bitte, Deinen Haß in ihrem Blut zu stillen."

Wiglafs übertriebene Hitze weckte immer mehr böse Ahnung in Trythos Brust.

„Du irrst, Wiglaf," sagte sie ruhig, „ich hasse sie nicht, weil ich sie nicht fürchte. Ein Weib, das an Rache denkt, hat auch im Traum nie geliebt."

„Geliebt?" fuhr Wiglaf auf. „Wie kannst Du nur von Liebe — im Traum — Kindische Schwärmerei, weiter nichts! — Zur Liebe gehört vor Allem das Gesicht. Nur ein Blick des Auges, das geb' ich zu, in dem die Seelen sich begegnen in zwingender Sympathie und nimmer lassen, und stünd' der Tod darauf."

Ein Speerschaft stieß auf den Boden auf. Wiglaf wandte sich erschrocken, Aeschere war's, der sich angemeldet.

„Verzeih', daß ich Euch störe, mein König, aber die Zeit drängt, und Ihr seid noch nicht gerüstet. Die Königin bleibt doch in der Burg?"

Daran hatte Wiglaf noch nicht gedacht, er zögerte mit der Antwort.

„Wenn ich rathen darf, so bleibt sie," erklärte Aeschere.

„Als Ueberflüssige, denkst Du wohl?" entgegnete Trytho herb.

„Wenn es Euch beliebt, den Schutz der Burg im Rücken überflüssig zu nennen, Gott geb's, ich zweifle daran."

„Das heißt, Du zweifelst an unserem Sieg über eine Räuberbande, die ein Mädchen führt. Das steht Dir gut an, Aeschere —"

„Besser jedenfalls als ein Vertrauen, das hinterher betrügt. Sind wir im offenen Feld geschlagen, ist die Burg unser sicherer Hinterhalt."

„Nun, darauf hin bleib getrost, Trytho," sagte Wiglaf, „am Ende fühl' ich's ja selbst, — einer Braut ziemt das Handwerk nicht; besser ist's, Du rüstest das Fest, bis wir vom Zuge mit der Beute kommen. — Ich komme noch, Dir Lebewohl zu sagen. — Du erwartest mich im Hof, Aeschere."

Wiglaf eilte sich zu rüsten.

„Er nimmt's zu leicht," bemerkte Aeschere, allein mit Trytho, „wie Alles, was er thut."

„Alles?" fragte Trytho.

„Alles! Es fehlt ihm an Maß und Gewicht in allen Dingen, an richtiger Schätzung."

„Jedenfalls schätzt er Dich richtig ein," entgegnete Trytho verdrossen, „als lästiger Aufpasser. Hast Du's nicht endlich satt, das Spiel?"

„Ich denk', es soll erst beginnen, und Du sollst mir dankbar sein."

„Ich Dir dankbar? Wofür?

„Nun, für ehrlichen Bericht —"

„Ueber die Schlacht? Soll mir sein Wort nicht genügen?"

„Nicht über die Schlacht, — über — was dann kommt vielleicht, — über die erste Begegnung mit ihr. — Es ist nämlich wirklich die Tochter Aethelreds, die mit einem Heer gelandet. Ich werde in seiner nächsten Nähe sein, kein Blick wird mir entgehen —"

„Bist Du toll? Oder sticht Dich der Neid?" fuhr jetzt Trytho auf, wie ein Schwert aus der Scheide. „Er haßt sie ja, die zudringliche Dirne, und die erste Begegnung wird sein, daß sie vor ihm, dem Sieger, im Staube kniet und es nicht wagt, den Blick zu ihm zu erheben. Jetzt weißt Du es im Voraus und kannst Dir jede Meldung ersparen."

Trytho wandte sich zornig von ihm ab.

„Und wenn ihr Blick es doch wagte?" fuhr Aeschere unbeweglich fort. „Er kann Alles wagen, wie Alwin erzählt —"

Trythos Gestalt überlief ein Beben; es entging Aeschere nicht.

„Mit zwingender Sympathie," setzte er hinzu.

Da zuckte Trytho zusammen, ohne sich zu wenden.

„Erbärmlicher Horcher!" flüsterte sie.

„Nun dann — dann — wenn Du schon in der Nähe bist — dann — dann tödte sie —"

Es war das Aufzischen einer Schlange.

Trytho wandte sich jäh. „Nein, nicht Du, i ch will sie tödten, Glied für Glied." Ihr Antlitz war aschfahl, nur ihre Augen funkelten, und ihre Hand legte sich zum ersten Male auf die Schulter Aescheres.

Eben wollte er glückstrunken unter der süßen Last sich beugen, da trat Wiglaf ein, glanzvoll gerüstet, wie ein junger Kriegsgott anzuschauen.

Auf dem stählernen Helm kauerte der Drache König Finns goldgetrieben, in purpurrothen Falten hing der kurze Mantel über die funkelnde Brünne, während an den entblößten Beinen das Fell der Seeotter den Druck der Schienen hemmte. Im Ledergürtel aber hing zierlos in der rohen Lederscheide das Schwert des Vaters, fast zu mächtig für den schlanken Gliederbau.

Er stutzte einen Augenblick beim Anblick Trythos.

„Trytho! So bleich? Du zitterst? Furcht? Um mich Furcht?" Er eilte vor und fing die Schwankende in seinem Arm auf.

„Hat Dir gewiß der Finstere da den Muth benommen? Nicht doch, lach' ihn aus. Morgen um diese Zeit — hörst Du die Hörner! Sie rufen mich zum Sieg. Zum ersten Male! Weißt Du, was das heißt? Nur ein liebes Wort gieb mir mit auf den Weg."

Trytho hob ihr Haupt, das wie ermattet an seiner Brust lag. Bittere Herzensnoth blickte aus ihren Augen. „Wiglaf! Sei ein Mann! Ich hab kein Wort, das höher steht. — Lebwohl! Und kehre nur als Sieger zurück!"

Da stutzte Wiglaf einen Augenblick.

„Nur sagst Du? — Aber was sorg' ich denn —" Er zog sie stürmisch an sich und preßte seine Lippen auf die ihren. Dann eilte er hinaus, ohne umzusehen.

Aeschere haschte vergebens nach einem Blick aus Trythos Augen, die ihr Gesicht verhüllte, dann folgte er dem Herrn.

Erst als die Brücke knarrend fiel, schreckte Trytho auf und eilte an das Fenster, riß es auf.

Wiglaf ritt eben über den Hof, zur Rechten Aeschere, zur Linken Alwin. Mit stürmischem Ruf begrüßte ihn die dichtgedrängte Menge, über deren Häupten der Dampf der Fackeln zog, während er selbst auf seinem schwarzen Hengst, vom grellen Feuerschein umflossen, sich aus der finsteren Nacht hob.

Trythos Blick hing an ihm, und ihr Herz bebte wie das eines erschreckten Kindes — wenn er noch einmal umsah, war Aeschere ein Lügner. Er reitet langsam durch den Hof, lacht, reicht die Hand, ruft dem und jenem zu voll Jugendübermuth — und sieht nicht um — kindisches Herz, halt still. Jetzt öffnet sich schon das Außenthor, schon bückt er sich, um dem niederen Bogen auszuweichen — und sieht nicht — da, mit einem Ruck wirft er den Hengst herum und wendet sich im Sattel und schwingt den Helm zu ihr empor, daß sein blondes Gelock im Feuerglast erglüht.

„Leb' wohl, Trytho! Meine Königin!" tönt es durch die Nacht, und „Wiglaf" tönt es jubelnd dagegen. „Wiglaf! Mein König! Mein Held!"

Da ist das leuchtende Bild verschwunden. Schwarzes Volk drängt lärmend nach, der Fackelschein erlischt, knarrend schließt sich das Thor. — Dann dämmert's noch einmal auf hinter den dunklen Mauern, ein rother Schein, der Ruf „Heil Wiglaf!" schwillt an und an und wälzt sich fort.

Dann werden die Lager lebendig, die ungezählten Flammen im freien Felde. Ein dumpfes Dröhnen und Klirren geht durch die Nacht, erstirbt allmählich gegen Norden, unheilschwangere Röthe umsäumt die Küste, die Wachtfeuer, welche um den Haß eines jungen Mädchens in Flammen stehen. —

Trytho aber lachte zu dem Allen, — er hat noch einmal umgesehen, — Aeschere ist ein Lügner, und sie ein thörichtes, glückseliges Weib.

III. Capitel.

Die Landung des Britenheeres an der Küste von Foreland war ungestört vor sich gegangen. Die Uferbewohner, dürftiges Fischervolk war vor den großen Schiffen in's Land geflohen, was lag daran, daß den Küsten entlang die

Feuerzeichen flammten, man hatte keinen Grund, sein Kommen geheim zu halten, sie ersparten nur einen Boten an den falschen Königsknaben, ihm offene Fehde zu kündigen.

Zwischen den kahlen Dünen wurde das Lager aufgeschlagen. Das Meer hatte seit Jahrzehnten für Wälle gesorgt. Hier wollte man die Nacht abwarten und neue Völker, welche der Morgen bringen sollte.

Es war eine milde Frühlingsnacht; zwischen dem feuchten Gewölk blitzten große Sterne, träg und schwer wälzten sich die schwarzen Wogen gegen den flachen Strand, eine weiße Schaumlinie bildend. Dann und wann ertönte das Bellen eines Seehundes von den Klippen und Inseln her, den wohl die Lagerfeuer störten.

Im Uebrigen herrschte musterhafte Ruhe, kaum daß das Klirren einer Waffe, ein sorgfältig gedämpfter Anruf, das Wiehern eines Pferdes sie unterbrach, gerade als ob der ganze Krieg, der sich hier bereitete, sich zu tiefst in den Dünensand verkrochen. Dabei starrte es von Waffen, und zwölfhundert streithafte Mannen lagerten um die Feuer.

Das eine brannte dicht vor dem Eingange eines Zeltes, das den Mittelpunkt zu bilden schien. Aus bunten Teppichen mit zierlichen Schildereien in der Runde gefügt, schützten es ringsum schwere Pelze, die nach dem Eingange sorgfältig schlossen, vor jedem Luftzuge, während den oberen Abschluß eine Art von Krone bildete, von der nach allen Seiten goldene Schnüre liefen. Von ihm aus hätte man eher auf ein fröhliches Fest rathen können, wie auf ernsten Waffengang, hätten nicht die Männer, welche um das Feuer am Eingange saßen, dem widersprochen.

Ihre Rüstungen sowohl, als die Art, wie sie von Anderen bedient wurden, die in dampfenden Schalen heiße Getränke brachten, ließen sie als Vornehme erkennen.

Der Eine, ein Graubart von mächtigem Körperbau, der über dem Panzer ein schneeweißes Bärenfell als Koller trug, gab sich sichtlich Mühe, seine rauhe Stimme zu dämpfen.

„Sag', was Du willst, Owain," wandte er sich an seinen Nachbarn, dessen wallender Rothbart im Feuerschein erglühte, „ich halt' dafür, Weiber gehören nicht in's Feld, sie hemmen nur jede rasche Entschließung und füllen die Brust des Kriegers mit unnützer Sorge —"

„Oder Begeisterung, wie man's eben fühlt," entgegnete Owain, „zwiefachen Muth, besonders wenn das Weib, von dem die Rede, die ständige Mahnung an die Schmach ist, die in ihm ein ganzes Volk erlitten —"

„Und Königin!" warf ein Dritter ein.

„Und die Hauptsache vergeßt Ihr," mischte sich ein Vierter darein, dem Knabenalter kaum entwachsen, wie zur fröhlichen Jagd gekleidet in seinem mit Messingblättchen verzierten Lederkoller, eine kleine Mütze aus Otterfell, in dem eine Mövenfeder stak, im Lockenhaar, ein Hüfthorn an der Seite. —

„Die lieblichste, die schönste aller Frauen, deren Nähe schon Euer rohes Handwerk adelt —“

Da fuhr der Weißbart auf. „Rohes Handwerk! Da habt Ihr's, wenn's Euch zu roh, so bleibt doch zu Hause. Beim Teufel, wir machen's schon allein. Wer von uns noch eine Mahnung braucht, an das, was geschehen, den kauf ich nicht theuer. Schaut' nur doch einmal den Zierbengel an, wie er duftet! Gehört so was in ein Lager? Und so ein Zelt mit allem Firlefanz behangen, das reinste Liebesnest, und das Dutzend Weiber, das im Lager herumgirrt und den Soldaten das Blut verdünnt. — Laßt mich doch aus, — wenigstens auf dem Schiffe hätten sie bleiben sollen, wie ich vorgeschlagen.“

„Wenn sie den Geruch nicht vertragen können und das Gegaukel,“ erwiderte Owain, „was willst Du machen —“

„So, den Geruch und das Gegaukel können sie nicht vertragen? Was riecht denn da, was gaukelt denn da? Ein Schiff wie eine Burg so fest gebaut, so luftig — und morgen — morgen können sie den Schlachtruf nicht vertragen und den Schwertschlag und das Blut und die Todten.“

„Das glaub' ich wieder weniger,“ bemerkte Owain, „so mädchenhaft sie auch gesinnt ist, Du vergißt die Rache, Aneurin. Darin sind sie uns überlegen, die Frauen.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ erkärte der Jüngling mit der Ottermütze selbstbewußt.

Der Alte nickte höhnisch lachend mit dem Kopf gegen ihn. „Na, der muß's ja wissen, ich aber sage Euch,“ fuhr er dann mit gedämpfter Stimme fort, „ich traue der Rache nicht. Das Wort überraschte sicherlich aus diesem Munde.“

„Wie meinst Du das, Aneurin?“ fragte Owain fast herausfordernd.

„Als nicht mehr —“ da unterbrach er sich plötzlich mit einem Zornesblick auf den Jüngling in der Ottermütze, der sich weit vorbeugte, um kein Wort zu verlieren. „Da spitzt der Kerl schon wieder die Ohren, zum Teufel, wenn man nicht einmal am Feuer mehr offen reden kann, kurz heraus, trag's nur hinein, wenn Du Lust hast, ich pfeife drauf. Ich wett' was Ihr wollt —“

„Mäßige Deine Stimme etwas, Aneurin,“ warnte Owain, mit einem Blick auf das Zelt, doch er bewirkte nur das Gegentheil.

„Was Ihr wollt, wett' ich,“ schrie jetzt Aneurin vom Feuer aufspringend, „wenn's drauf und dran kömmt, wenn wir den saubern Herrn in den Klauen haben, dann reut er sie mit seinem Milchgesicht, aber dann hol' doch gleich —“ Ein kräftiger Fluch lag auf seinen Lippen.

Da öffnete sich der Zelteingang, ein Mädchenkopf sah heraus.

„Werdet Ihr endlich Ruhe geben! Meine Herrin kann ja kein Auge zuthun, und ist schon Mitternacht!“

Aneurin lachte auf. „Und morgen weckt Euch vielleicht ein Trompetenstoß oder gar der Friesenruf. Da paßt einmal auf, Jungfer, der wird Euch gefallen.“

„Ruhe! hört Ihr: Die Königin befiehlt's,“ herrschte das Mädchen. „Deli soll hereinkommen.“

Der Junge mit der Ottermütze maß den alten Aneurin mit einem hochmüthigen Blick und folgte dem Rufe des Mädchens in das Zelt.

Ein Haufen glühender Kohlen am rasch errichteten Steinherd erfüllte den heimlichen, mit Fellen und Matten ausgepolsterten Raum mit einem sanften rosigen Licht, und es duftete nach Salben.

Auf einem Ruhebett nahe der Feuerstelle ruhte Eadwine, die Königin der Briten.

Ihr Flachshaar fiel aufgelöst über das schwarze Büffelfell, das sie deckte.

Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als der Jüngling eintrat, sich tief verneigend.

„Deli, habe Mitleid mit mir und schaffe Ruhe. Der Kopf schmerzt mich zum Zerspringen, und ich glaube, ich habe Fieber! Nur eine Stunde Ruhe — ich bitte Dich.“

„O Königin, wenn Ihr wüßtet, was das für ein Volk! Die rauhe Stimme, die Ihr hört da draußen, das ist der alte Aneurin. Sag' ich ihm was, brüllt er mich an, oder verspottet mich. O nicht nur mich, — da läg' ja nichts daran, aber Euch — Euch selbst —“

Delis Stimme klang ganz weinerlich.

„Der gute alte Aneurin mich verspotten? Das glaub' ich nicht,“ meinte die Königin.

„Was sagte er denn?“

„Ich bring's gar nicht heraus, — so — so kränkt's mich.“

„Komm her, Deli —“

Der Jüngling folgte dem Befehl und trat vor das Lager.

„So, und jetzt rede.“

„Er meint, — Gott, er ist ja schon an die siebzig, — er meint, ein weibliches Wesen gehöre überhaupt nicht in's Lager. Ihr hättet lieber — es ist ja empörend und nur seinem Alter zu verzeihen, — Ihr hättet lieber zu Hause bleiben sollen —“

Deli wartete vergebens auf einen Entrüstungsausbruch, die Königin seufzte nur schwer auf.

„Er hat ja Recht,“ sagte sie dann, mit sich selbst schmollend, „ganz Recht.“

„Königin!“

„Nun ja, was soll ich denn da? Im Wege stehen? Bin einmal nicht für den Krieg geboren. Wollt' auch nicht. Owain allein ist schuld.“

„Und die Schmach, die man Euch angethan?“ fragte Deli.

„Allerdings, das ist wahr! — Unerhörte Schmach! Und, warum frag' ich nur immer? Warum? Das macht mich ganz krank.“

Eadwine kamen immer die Thränen, wenn sie davon sprach. „Aber dafür habe ich ja meine Feldherren, meine Soldaten, mein ganzes Volk, das für mich kämpft. Das mußt Du doch einsehen, Deli —"

„Und Eure persönliche Rache, Königin? Gelüstet es Euch denn nicht, dem Frevler gegenüber zu stehen, ihn zittern zu sehen vor seinem Urtheil?"

„Ja, da hast Du Recht, das war es auch, was mich bestimmte, ihn vor mir zu sehen, ihm in's Gesicht zu fragen, was hab' ich Dir denn gethan, Du, — Du Grausamer — Du Entsetzlicher — daß Du mich so hassest? Und dann, Deli — sie, — sie zu sehen —"

Eadwine hatte die Decke zurückgeschlagen und hatte sich aufrecht gesetzt. Ihr Gesicht war jetzt tief geröthet, und die sanften Augen blitzten.

„Dieses schamlose Weib, das ihn verführt zu Wortbruch und Verrath. O, wenn ich daran denke, freue ich mich, daß ich hier bin, dann kann ich den Tag nicht erwarten. Wie sie gelacht haben wird über mich! Ueber die verliebte Närrin, die ihm eine Locke als Liebespfand schickt, — dieses rohe Schlächterweib, unter Halbwilden aufgewachsen, und er, ein Halbgott gegen sie, ein hoher Geist, — ein —"

„Aber ein wortbrüchiger Schuft," wandte Deli heftig ein, fast die schuldige Ehrfurcht vergessend.

„Nein, das ist er nicht, gewiß nicht, Deli, — was kann so ein Weib nicht Alles aus einem unerfahrenen Jüngling machen, und der grimmige Vater, der ihn zwang. Schwach ist er, und darin liegt seine Schuld. Aber Du gehst zu weit, — das will ich nicht —"

„Hm," machte Deli und kraute sich das Haar, „dann wird es schon so kommen, wie Aneurin eben gemeint."

„Nun, was meinte er denn?"

„Daß es Dich reut, wenn man ihn vor Dein Angesicht bringt."

„Reut? Wie meint er das?" fragte Eadwine stutzig.

„Ihn zu tödten, natürlich."

„Tödten?" Eadwine fuhr jäh vom Lager auf, ihre Haare zurückschleudernd. „Ich soll ihn tödten?"

„Jedenfalls sein Urtheil sprechen."

„Sein Todesurtheil — ihm sprechen?" Die blauen Augen blickten groß, das höchste Entsetzen spannte jeden Zug des schönen Antlitzes.

Delis Haß gegen den Fremden war augenblicklich so angeschwollen, daß er kein Mitleid mit der angebeteten Herrin fühlte.

„Ich zweifle nicht, daß es das ganze Heer verlangen wird —"

„Sein Blut?"

„Solche Schmach, einer Königin angethan, — kann nur Blut tilgen —"

„Ja, ich weiß, das ist so Gesetz," entgegnete Eadwine verwirrt, „aber es wird ja ohnehin Blut fließen, — das muß doch genügen —"

„Und er soll frei ausgehen für seinen Frevel? Das könnt Ihr nicht wollen, hohe Frau —“

„Das nicht, gewiß nicht. O ich will mit ihm schon ins Gericht gehen. Auf den Knien soll er mir Abbitte thun. Hart will ich sein, wie noch einmal ein Mann. Verhöhnen will ich ihn vor dem ganzen Heere, — Alles — Alles, verlasse Dich darauf. Keine Schmach will ich ihm ersparen, nur nicht tödten will ich ihn, Deli —“

„Nun beruhigt Euch, Königin, wenn er Aneurin in der Schlacht begegnet, bleibt Euch der Schritt erspart, und er wird ihm begegnen, verlaßt Euch darauf. Wie ich höre, wird vor Sonnenaufgang aufgebrochen gegen die Finnburg. Fünfhundert Mann bleiben zu Eurem Schutz im Lager, zwei vollbemannte Schiffe, die nach uns abgesegelt, werden heute Nacht weiter südlich ihre Mannschaft landen, um den Feind, wenn er uns entgegenzieht, im Rücken zu fassen, andernfalls mit uns zu gemeinsamen Angriff sich zu vereinigen. So ist der Plan gemacht, oder habt Ihr andere Weisung?“

Eadwine hatte ihm nur mit halbem Ohre zugehört.

„Ich? Was versteh' ich denn davon!“ erwiderte sie ärgerlich. Dann faßte sie sich rasch. „Oder ja, ich bin damit einverstanden, vollkommen. Melde das, und laß' mich allein.“

Deli zog sich mit ehrfurchtsvoller Bewegung zurück.

„Bleibst Du hier, oder ziehst Du mit?“ fragte Eadwine in dem Augenblick, als er das Zelt verlassen wollte.

„Ich stehe im besonderen Dienst der Königin,“ entgegnete Deli, „aber wenn Ihr anders befehlt —“

„Ich frage doch nur.“ Eadwine stampfte mit dem Fuße.

Als die Falten des Zeltes sich hinter Deli schlossen, setzte sie sich auf's Lager und starrte auf den Boden.

„O er hat ja Recht,“ was will ich denn hier? „Räche die Schmach!“ waren die letzten Worte des sterbenden Vaters. Und den einsamen Winter hindurch wuchs der Haß, bis er zum unerträglichen Schmerz wurde, der Tag und Nacht da drinnen wühlte, und immer wieder stand sein Bild vor mir und stachelte ihn von Neuem auf. Und Owain und der alte Aneurin, hetzten und hetzten. Unbefriedigte Rache tödte mit der Zeit, sagten sie. Schon welken Dir die Wangen, thue es Deiner holden Jugend zu Lieb und räche Dich. In Ketten soll er vor Dir knien, dann bist Du geheilt; aber vom Tödten sprachen sie nicht.

In Ketten soll er vor Dir knieen, und was dann — was dann? Ihm Land und Krone nehmen? Was kümmert mich sein Land und seine Krone? Er wird ihrer lachen und mit dem geliebten Weibe weiterziehen, sich eine neue zu erkämpfen. Ihn gefangen mit nach Britannien führen? Tag für Tag in das verhaßte Antlitz schauen? Zuletzt hat Deli doch

Recht. Am besten wär's, es erspart mir Einer die schwere Wahl, für ihn und für mich.

Aneurin wäre der Mann, Deli hat Recht. Er wird sich wie ein zorniger Wolf an seine Fersen heften und nicht ruhen — —" Wenn sie selbst noch mit ihm spräche, — dann ist er verloren, der schöne Harfner!

Eadwine trat zu dem Eingang des Zeltes, griff nach der Decke, da fuhr sie mit einem Aufschrei zurück. Aneurin trat ein, als habe er ihre Gedanken errathen. Es war ihr, als sähe sie Blut an seiner Hand, die sich ehrfurchtsvoll auf die breite Brust legte. —

„Was führt Dich noch hierher?" fragte sie barsch.

„Alles ist zum Aufbruch bereit, ich erwarte Deine Befehle."

„Ich dachte erst um Sonnenaufgang."

„Die Schiffe, welche wir erwarten, haben bereits das Feuerzeichen gegeben, sie werden uns der Küste entlang folgen. Wenn wir jetzt aufbrechen, hoffe ich, dem Feind auf offener Haide die Stirne bieten zu können, während unsere Freunde ihn von der See her im Rücken fassen.

„Glaubst Du, daß König Wiglaf selbst —?" fragte Eadwine.

„Er wollte heute Morgen seine Hochzeit mit Trytho feiern, melden die Kundschafter. Ich rechne, daß die unwillkommene Störung ihn hitzig macht —"

Eadwine zuckte zusammen und biß sich auf die Lippen. „Sorgt nach Möglichkeit dafür, — daß er —" Eadwine stockte.

„Lebendig in unsere Hände fällt," ergänzte Aneurin, „ich versteh Euch wohl."

Eadwine athmete auf, — ein ganz anderes Wort lag schon auf ihren Lippen, der Blutige vor ihr hat es wider seinen Willen in's Gegentheil verkehrt, das war ein Wink von Oben.

„Das ist mein Wille, Aneurin!" sagte sie, mit Mühe ihre Ruhe wahrend.

„Sonst noch einen Befehl, Königin?"

„Nein, laßt die Zeichen geben!" Aneurin war entlassen.

Eadwine sank auf ihr Lager, ermattet von dem Kampf, den sie eben geführt.

Die Hörner ertönten dumpf, ein unbestimmtes drohendes Geräusch ging durch die Nacht, nur dann und wann wieherte ein Pferd, oder stieß Eisen aufeinander, dann wurde es plötzlich todtenstill, nur die Brandung rauschte.

Eadwine athmete erleichtert auf, hüllte sich in die schwarze Büffeldecke und streckte die müden Glieder. Jetzt war sie doch froh, daß sie mitgezogen.

Vor dem Zelte saß Deli allein, in eine Bärendecke gehüllt, und träumte vor sich hin von dem großen Thoren, der die schneeweiße Hand seiner Herrin verschmäht, die nur mit dem Saume seines Aermels zu streifen, ihm höchste Wonne war.

* * *

Von der Finnburg nach Norden dehnte sich flaches Morastland, welches hin und wieder zum Ablauf des Wassers mit kleinen Gräben versehen war. Mitten durch führte eine feste Heerstraße, links und rechts durch einen Damm geschützt; sobald sie das sumpfige Thal verließ, verlor sie sich in welliges, von spärlichem Kiefernwald bedecktes Haideland.

Diese Straße zogen König Wiglafs Hochzeitsgäste, so ausgelassen heiter, als gelte es nur ein Waffenspiel zur Würze des morgigen Festes; nur Aeschere und Becca, die vorausritten, blieben ernst und stumm.

Sie waren nicht einig geworden über den Angriffsplan. Aeschere war es, der zum sofortigen Aufbruch drängte. Es zieme sich nicht, Hochzeit zu halten, ehe der Feind aus dem Land, anderseits falle es schwer, die Völker zu halten, die ein günstiger Zufall jetzt zusammengeführt, so sei es das Beste, die Nacht noch das Moor hinter sich zu bringen und bei den Kiefernhügeln dem Feind die Schlacht zu bieten, der bei Tagesanbruch wohl selbst sich beeilen werde, die günstige Stellung einzunehmen.

Becca hingegen, weniger zuversichtlich, fürchtete das Moor im Rücken, im Falle einer Niederlage; auch hielt er den Fall nicht ausgeschlossen, daß man zu spät kommen könnte zur Besetzung der Kiefernhügel, was solle dann mit dem Heer geschehen auf enger Heerstraße, zwischen den Sümpfen eingekeilt. Aeschere setzte seinen Willen durch. Wiglaf selbst, begierig, mit einem Schlage Alles zu beenden, war diesmal auf seiner Seite.

Man hatte noch eine Meile im Moor, und schon zeigten sich purpurne langgestreckte Streifen im schweren bläulichen Gewölk, und links und rechts wurden die ersten Stimmen laut im Moor; große Reiher strichen klagend auf, Entenschwärme sausten durch die Luft, in den Schilfspitzen glühten schon rothe Lichter. Da drängte Aeschere.

Die Führer eilten die endlose Linie hin und her wie Hirten, welche die Heerde treiben.

Endlich traten die Kiefernhügel aus dem Dämmer. Die rothen Stämme leuchteten wie im Feuer glühend, während das schwarze Nadelwerk wie eine unglücksschwangere Wolke darüber lag.

Der Boden auf der Seite der Straße war jetzt bereits fest genug, zur Noth ein Pferd zu tragen, so ließ Aeschere eine Reiterabtheilung ausschwärmen, um die Hügel zu erkunden, und hielt unterdeß das Fußvolk zurück.

Sie kamen mit der Meldung zurück, daß kein Feind zu sehen. Nun ging es siegesbewußt im Sturmschritt vorwärts. Stand er nicht auf den Hügeln, so war er im offenen Bereich der hinter ihnen liegenden sandigen Düne ein sicheres Opfer.

Das Gewölk hatte sich zertheilt, glorreich zog der Tag herauf. Bereits hatte die Vorhut, festen Boden fassend, den engen Weg verlassen und näherte sich, König Wiglaf an der Spitze, dem Kiefernwald. Da war es, als ob

dieser selbst sich in Bewegung setzte. Ein wilder Schrei aus tausend Manneskehlen machte die Luft erbeben. Es rauschte und brauste unter dem Sturm der Schritte, und wie ein Ungewitter brach es hervor aus dem Walde mit vernichtender Wucht, hinter jedem Baum, wie aus der Erde hervor, von allen Seiten blitzte Eisen.

Rasch warf sich Alwin mit einer Schaar vor den König, den ersten Angriff erwartend, verhinderte jedoch dadurch für die Nachkommenden den Vormarsch auf der engen Straße; ein wildes Drücken und Drängen begann, das den Mann verwirrte, den Anschein der Gefahr vergrößerte; und schon begann vorn der Kampf, ohne daß ihn die Rückwärtsstehenden übersehen konnten; nur Beccas Helm mit den Adlerflügeln ragte über Alle, und wo er auftauchte, war's, als ob der Kampf sich stellte. Zweimal war es ihm schon gelungen, den Feind bis an den Rand des Waldes zurückzudrängen und dadurch seinen Leuten Raum zur Entwicklung zu schaffen, aber immer von Neuem brach er mit frischen Kräften hervor.

Ein Weißbart im weißen Bärenkoller auf schneeweißem Roß, wie das Gespenst des Krieges selber anzuschauen, war die Seele des Angriffes, und Becca entging es nicht, daß sich sein ganzes Augenmerk auf den König richtete, — von einer auserlesenen Schaar umgeben, die wohl seine Absicht kannte, trieb er sich wie einen Keil in die Massen, die sich um Wiglaf schaarten. In diesem aber war der Geist Finns erwacht, eine lodernde Kampflust ging von ihm aus, die auf Jeden wirkte. Sein Antlitz strahlte, sein Mund jauchzte, und sein Schwert suchte gierig den Feind, nur verdroß es ihn, daß seine eigenen Leute ihm nicht Raum ließen, vorzudringen, den Weißbart zu erreichen, der ihm trotzig Schmähungen zurief.

Da war es vor Allen Aeschere, der sich vordrängte, ihn wie ein Kind behandelte, in Wahrheit aber ihm den Ruhm nicht gönnte vor Trytho, sagte er sich in seinem Innern.

Dabei fühlte er den langsamen Druck der Massen, die ihn förmlich umklammert hielten nach rückwärts. —

Da spornte er mit einem Ruck seinen Hengst, daß dieser um sich schlagend Raum schaffte. Der Weiße, seine Absicht merkend, that das Gleiche, und mitten in der tobenden Masse, die im engen Gedränge sich selbst am Kampf hinderte, standen sich die Beiden gegenüber, einen Augenblick sich messend.

So zwingend war der Anblick, daß ringsum plötzlich der Kampf zum Stehen kam; dann begann ein wilder Reigen, ein Aufwärtssteigen zweier Pferdeleiber, wieder Rückwärtssinken, Sichvermischen, Schwertblitz und klingender Schlag, Aufschrei von Mensch und Thier, ein Knirschen und Schäumen. So unlösbar war die Verschlingung des Kampfes, daß an ein Hilfeleisten beiderseits nicht zu denken war, dafür verbiß man sich, von der Wuth der Herren angesteckt, gegenseitig wie Wolfshunde. —

Da ging ein markerschütternder Schrei irgendwo aus: „Der König! Der König!" —

Wiglaf wankte schwertlos im Sattel, die Faust Aneurins griff nach ihm, da plötzlich war der Sattel leer, der König wie im Wirbel verschwunden.

Alwin hatte ihn, unterstützt von kräftigen Fäusten, herausgerissen.

Jedoch die Rückwärtsbewegung, verbunden mit der rasch sich verbreitenden Kunde des Geschehenen, wirkte verhängnißvoll. Die Nachhut, die sich in dem engen Wege noch nicht entwickeln konnte, wurde vom Damme gedrängt, das Bild der Auflösung, welches dadurch entstand, vernichtete den letzten Rest von Vertrauen, haltlos ergoß sich Alles rechts und links in das weiche Moor, und hinterher drängte Aneurin wie ein Widder in die geopferten Massen.

Es war Alwin gelungen, Wiglaf, dem die rechte Schulter durch einen Schwertschlag gelähmt, in einen anderen Sattel zu bringen. Es blieb ihm nichts wie eilige Flucht über den Dammweg zurück, während das Heer, von dem nachdrängenden Feind in das Moor gesprengt, seiner völligen Vernichtung entgegenging.

Mitten durch die Vernichtung links und rechts, begleitet von dem Todesschrei der Fallenden oder Ertrinkenden, dem Jauchzen der Sieger, stürmte Wiglaf dahin, von Alwin mühsam in dem Sattel gehalten.

Hinter ihnen hielt Becca und Aeschere noch immer dem Feinde Stand.

Alwin trieb zur Eile, doch Wiglaf fühlte sich unfähig, sich im Sattel zu halten.

Plötzlich schwoll der Kampflärm im Rücken der Flüchtigen bedenklich an. Irgend etwas Verhängnißvolles hatte sich ereignet.

Alwin blickte um und sah es. Der Weiße hatte sich durchgerungen und jagte nun wie der Tod selbst auf dem Dammweg hinterher. Da gab es nur noch eine Rettung, mit raschem Griff packte er Wiglaf und riß den Halbbetäubten zu sich auf seinen Sattel. Ein toller Ritt begann. Der Dammweg erzitterte, immer näher kam hinter ihm der Schall der Hufe. Noch tausend Schritt, und der Dammweg war zu Ende, da konnte er Wiglaf zu Boden lassen und zur Noth den Kampf mit dem Verfolger aufnehmen.

Da tauchte im dichten Morgennebel eine schwarze Masse auf. Sie schien sich ihm entgegen zu wälzen, in die Tiefe zu wachsen, ein Geräusch ging von ihr aus, das ihn jauchzen machte.

Von Neuem spornte er sein Roß, Waffen blitzten auf. Entsatz von der Finnburg, kein Zweifel, und der wahnsinnige Reiter hinter ihm reitet in den Tod.

Das Pferd ächzte unter seiner doppelten Last, nur noch eine Minute halte aus!

„Der König! Rettet den König!" rief er in fieberhafter Erregung.

Schallender Schlachtruf antwortete, der sein Blut erstarren machte, es war nicht der Friesen Ruf. Speere senkten sich ihm entgegen, das Roß bäumte sich auf, weigerte sich weiter zu gehen, dann war er in einem undenkbaren Augenblick von Kriegern umringt, und als ob er sich die Beute nicht entreißen lassen wollte. jagte der furchtbare Weiße an seine Seite, die Hand auf seine Schulter legend.

„Daß Keiner ihn berührt, er hat den König im Sattel!" schrie er laut.

Wehren war Wahnsinn. — Ein dichter Haufe wälzte sich heran. Die Besatzung der beiden Schiffe, die Aneurin die Küste abwärts gesendet.

Ehe er sich besann, war Alwin von seinem König, der bewußtlos am Boden lag, getrennt und gefesselt. Dann ging es, nach Aneurins Befehl, mit dem Gefangenen wieder den Dammweg zurück, um den unterdeß völlig besiegten oder in das Moor gedrängten Friesen den Rest zu geben.

Dichter Nebel war eingefallen, der jede Aussicht hemmte. Der Kampflärm war verstummt.

Der Tag war entschieden, Alwins letzte Hoffnung, daß Becca sich gehalten, vernichtet.

Vor dem Kiefernwald, da, wo der Dammweg in das Moor mündete, lagen die Leichen der Waffenbrüder in wirren Haufen, während weit draußen im Moor und dem Meere zu der letzte Kampflärm aus dem Nebelmeer scholl, der Todesschrei der Versprengten, der Jubel der Sieger.

Aneurin fand keine Arbeit mehr.

Alwin sah nur mehr, wie zwei Krieger den ohnmächtigen König auf den Hengst des Weißen hoben und dieser dann in vollster Hast im Nebel verschwand.

Trotzige Kriegslieder singend, die Gefangenen höhnend, zog der Haufe ihm nach, dem Lager der Königin zu.

Was war für Alwin all der Hohn, all der bittere Schmerz um sein Volk, all' die Angst um seinen Herrn, gegen die Begegnung, die seiner wartete.

(Schluß folgt.)





Ein moderner Frauenlob.

Peter Altenberg.

Von

Maximilian Strack.

— Würzburg. —

Es ist nicht gerade ein erbauliches Geschäft, von Zeit zu Zeit Umschau zu halten unter den neuen Sängern, die im deutschen Dichterwalde ihre Stimme erheben und die ihnen eben gewachsenen Federn spreizen. Denn selten hört man aus dem monotonen Gezwitscher einen eigenen Ton heraus, meist sind es altbekannte Weisen, die sie nachpiepsen, und die Mehrzahl unter ihnen trägt die Farben, die gerade Mode sind, oder, was noch betrübender, die Mode von gestern.

Da lauscht man denn freudig erstaunt, wenn einmal einer kommt, der sein eigen Liedlein singt nach eigener Weise, der nicht nachempfindet und nicht nachbetet, der zu sehen vermag mit eigenen Augen und zu sagen weiß, was er gesehen und wie er es gesehen. Ein solcher aber ist Peter Altenberg. „Wie ich es sehe“ war sein erstes Buch, mit dem er in die Oeffentlichkeit trat, und von dem soeben bei S. Fischer in Berlin die dritte Auflage erscheint. Die dritte Auflage innerhalb vier Jahren — dies will bei der Eigenart des Dichters etwas sagen, denn er ist kein landläufiger Unterhaltungspoet, der die Leselust der großen Menge zu befriedigen weiß. Er wendet sich vielmehr an ein auserlesenes Publikum, das willens ist, sich in ihn hineinzulesen, sich seiner zu bemächtigen durch liebevolles Versenken in seine Dichtungen. Wem dies aber gelungen, den lohnt er durch einen Einblick in die heitere schöne Welt, die er in sich trägt, eine Welt voller Farbenpracht, voll herrlicher Gestalten und erhabenster Harmonien.

„Wie ich es sehe“ war ein Programm. Der Dichter trat damit vor uns hin als eine Individualität, als Einer, der selber sieht und das, was er sieht uns schildert, wie er es sieht, mit einem Worte, als „selber Einer“. Es ist nun eine trübselige Sache, wenn ein Buch nicht hält, was der Titel, der uns anzieht, der uns im Voraus mit Interesse für den Inhalt erfüllt, versprochen hatte. Dies war bei dem Erstlingswerke unseres Autors keineswegs der Fall. Gleich, nachdem wir die ersten Blätter gelesen, uns an einige Wunderlichkeiten der Diction gewöhnt, merkten wir mit Genugthuung, daß der Autor uns seine Augen eingesetzt, und daß wir nun Dinge wahrnahmen, von denen wir vorher nichts geahnt, oder daß wir altbekannte und längst vertraute Gegenstände von einer ganz neuen Seite erblickten, in eine ganz eigenartige Beleuchtung gerückt fanden. In einer Reihe von Skizzen sahen wir das Treiben einer Großstadt an uns vorüberrauschen, das bewegte Leben eines fashionablen schweizer Kurortes sich vor uns abspielen; das geheimnißvolle Weben in Feld und Berg und Wiese und Wald nahm unsere Sinne, die mannigfachen Irrungen und Kämpfe der Menschenseele nahmen unser Herz gefangen. Und in dieser Form der Darstellung, in der Skizze, zeigte sich Peter Altenberg gleich in diesem seinem Erstlingswerke als ein Meister. Bei der Bezeichnung Skizze dürfen wir jedoch nicht an die landläufige Bedeutung dieses Wortes denken. Es ist nicht die Skizze des Romanschriftstellers oder Dramendichters, die dieser in wenigen Stunden aufs Papier wirft, um den Vorwurf, der sich ihm gerade aufdrängte, festzuhalten und nachher in einem größeren Werke in langer emsiger Arbeit auszuführen; noch weniger ist es die Skizze des Tagesschriftstellers, die „unter dem Strich“ im Feuilleton der Zeitung dem Leser eine Viertelstunde angenehmer Unterhaltung bereiten soll. Manche Autoren sammeln diese Skizzen, reihen sie willkürlich aneinander und geben das so Geschaffene unter einem mehr oder weniger packenden Titel heraus. Nein, mit solchen Skizzen haben wir es bei Altenberg nicht zu thun. Seine Skizzen vielmehr sind Kunstwerke, peinlich sauber ausgeführt, correct in der Zeichnung, voller Stimmungszauber, voll reichsten Ideengehaltes. Und sie sind alle Theile eines Ganzen, wie die Steinchen eines Mosaikbildes, jedes werthvoll an und für sich und bedeutungsvoll für das ganze Bild. Dieses Bild aber ist die Innenwelt des Dichters, er selber die Hauptperson der meisten dieser Skizzen.

Auch sein zweites Werk „Ashantee“, war eine Skizzenreihe. Als vor etlichen Jahren die Aschanti-Truppe durch die großen Städte Europos zog und auch nach Wien kam, da war unser Dichter einer ihrer eifrigsten Besucher. Unwiderstehlich fühlte er sich von diesen Naturkindern angezogen, und sein Poetenauge war entzückt von der Grazie und Anmuth der Mädchen. Ein neuer Rousseau pries er die Einfachheit und innere Vornehmheit dieser Menschen, beobachtete sie im Verkehr mit der sie wie wilde Thiere begaffenden Menge, die bei diesem Vergleiche recht schlecht weg kam. Er be-

schäftigte sich sogar mit ihrer schwierigen Sprache, lauschte den Weisen ihrer Lieder und zeichnete einige ihrer klangvollen Strophen auf. Er verherrlichte sie in einer Reihe von Skizzen, die er dann unter dem Titel „Ashantee“ herausgab. Widerstandslos giebt sich der Leser dem Stimmungszauber dieser zarten duftigen Gedichte in Prosa hin, aber er muß schon ein gut Stück Poet in sich selber tragen, wenn er in dieser Stimmung trotz der weniger poetisch lautenden Berichte des Geschichtsschreibers über diese Kinder des schwarzen Erdtheils verharren will. Diese kindlichen Geschöpfe, deren Naivetät und Liebenswürdigkeit uns so unwiderstehlich anziehen, waren nämlich bis in das letzte Drittel des jüngst entschwundenen Jahrhunderts einem fürchterlichen Götzendienste ergeben, dessen höchste Feste mit Menschenopfern gefeiert wurden.

In diesen beiden Werken offenbarte sich Peter Altenberg als ein feinsinniger Poet, der nur ein kleines Gebiet in den Gefilden der Poesie anbaute, aber hier die erfreulichsten Früchte zeitigte. Die Gesellschaftskreise, die den Schauplatz der Schilderungen seines ersten Buches bilden, ließen vermuthen, daß der Dichter zu jenen Glücklichen gehörte, an die die Noth des Lebens nicht hinanreicht, die nicht zu ringen brauchen im aufreibenden Kampfe ums Dasein. Seine Begeisterung für alles Schöne schien auf einen jungen Mann zu deuten, während sein klarer Blick und sein reifes Urtheil auf einen erfahrenen Mann schließen ließen.

Ueber alle diese Fragen giebt der Dichter auf's Bereitwilligste in seinem dritten Buche Auskunft, das soeben in demselben Verlag (S. Fischer, Berlin, 1901) erschienen ist, wie seine beiden vorhergehenden Werke. Es trägt den Titel „Was der Tag mir zuträgt“ und enthält eine kurze Selbstbiographie des Dichters.

Peter Altenberg ist im Jahre 1862 in Wien geboren. Sein Vater, von dem er mit unendlicher Liebe und tiefster Verehrung spricht, ist Kaufmann. Und er selbst — was ist er, Peter Altenberg, selber? Nun er ist ein Dichter, ein glücklicher, freier Mann, der den Musen lebt. Und diese Freiheit gab ihm sein Vater, der ihn nicht zwang, irgend einen Beruf zu ergreifen, und ihn gewähren ließ, wenn es ihn gelüstete, umzusatteln. „Ich war,“ so erzählt uns der Dichter in dieser Selbstbiographie, „Jurist, ohne Jus zu studiren, Mediciner, ohne Medicin zu studiren, Buchhändler, ohne Bücher zu verkaufen, Liebhaber, ohne je zu heirathen und zuletzt Dichter, ohne Dichtungen hervorzubringen! Denn sind meine kleinen Sachen Dichtungen? Keineswegs. Es sind Extracte! Extracte des Lebens. Das Leben der Seele und des zufälligen Tages, in 2—3 Seiten eingedampft, vom Ueberflüssigen befreit, wie das Rind im Liebig-Tiegel!“ Es folgt dann eine Art Selbstportrait, das uns den Dichter so zeigt, wie er uns in seinen Werken entgegengetreten ist, und das uns den Schlüssel zu manchen Dingen giebt, die wir in den nun folgenden fünfundfünfzig neuen Studien hätte errathen müssen.

Wiederum sind es Gedichte, Gedichte in Prosa, von der ersten bis zur letzten Skizze. Und der Dichter weiß das auch, wenn er es gleich in Abrede stellt. Er schafft Menschen, wie sie nur der Poet erschaffen kann, er liebt es, mit wenig Worten viel zu sagen und noch mehr errathen zu lassen, und beschäftigt unsere Phantasie vom ersten bis zum letzten Wort. „Ich liebe", so sagt er, „das abgekürzte Verfahren", den Telegrammstil der Seele! Ich möchte einen Menschen in einem Satze schildern, ein Erlebniß der Seele auf einer Seite, eine Landschaft in einem Worte! Lege an, Künstler, ziele, triff in's Schwarze! Basta!"

Was uns Altenberg in seinem neuesten Buche giebt, sind lediglich Schilderungen von Seelenzuständen und Seelenvorgängen. Er erweist sich hier als gründlicher Kenner des complicirten Organismus, genannt Frauenseele, und nicht minder gründlich hat er seine eigene Psyche durchforscht. Er spürt ihren geheimsten Regungen nach und weiß jede, auch die leiseste ihrer Schwingungen, charakteristisch darzustellen. Sehr oft kehren in diesen Skizzen die Wendungen wieder: „Er dachte sich:" — oder „Sie fühlte", oder „Er stellte sich vor". Es folgt dann eine Entwicklung dieser Gedanken, Gefühle und Vorstellungen, die so der Natur abgelauscht, so wahr ist, daß wir manchmal vor Erstaunen innehalten mit Lesen — meinen wir doch, der Dichter habe uns über unseren eigenen Gedanken und Empfindungen ertappt. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen, eine Skizze, die für die Seelenmalerei Altenbergs besonders charakteristisch ist. Sie lautet:

Wolfgang-See.

Das Schilf steht Abends so schrecklich stille, wie verdüstert und in sich selbst versunken! Wie erschöpft von unbeschreiblichen Traurigkeiten!

Die beiden Herren im kleinen Boote waren ganz gedrückt. Die junge Dame aber jammerte: „Weg vom bösen Schilfe, oh weg, weg — — —"

Und Nachts sagte sie aus den Träumen: „Das Schilf, das Schilf, oh, weg, weg — — —"

Die beiden Herren wachten an ihrem Lager, während sie von dem Schilfe phantasirte.

Der Jüngere fühlte: „Siehe! Eine wirkliche Märchenprinzessin, die vom verzauberten Schilfe träumt — — —!"

Der Aeltere dachte: „Der Märchenprinzessinnen-Trick ganz einfach! Um romantisch zu bluffen! Immerhin gut und geschickt gespielt. Bravo".

Am nächsten Morgen aber sagte der Jüngere zu dem Aelteren: „Sie, ist es nicht vielleicht doch nur ein Trick, diese poetische Emotion mit dem Schilfe!? Um romantisch zu verblüffen —?!"

Der Aeltere erwiderte: „Sehen Sie, mein Lieber, Sie sind um so viel jünger als ich, haben bereits gar keine Poesie und Phantasie mehr. Sie blasphemiren! Eine wirkliche Märchenprinzessin ist sie!"

„O bitte, erwähnen Sie es ihr gegenüber nie, daß ich auch nur einen Augenblick lang es für einen Trick halten konnte?!?"

Später sagte der Aeltere zu der Dame: „Es war ein Trick, diese Emotion mit dem Schilfe. Aber gut gespielt!"

„Schändlicher! Haben Sie das vielleicht dem Jüngeren gesagt?!?"

„Jawohl. Aber er wollte mich ohrfeigen dafür! Er sagte, Sie seien eine wirkliche Märchenprinzessin."

Da bekam die Dame wirklich ein Märchenprinzessinnen-Antlitz!
„Sehen Sie," sagte der Aeltere, „das ist kein Trick!"

Hier sehen wir wirklich den „Menschen in einem Satze geschildert", „ein Erlebniß der Seele auf einer Seite", eine Landschaft, wenn auch nicht in einem Worte, so doch in wenigen Worten. Und doch giebt uns hier der Dichter vom Aeußern der Landschaft so gut wie nichts: Schilf sehen wir und Wasser, auf diesem ein Kahn, der drei Personen trägt. Aber „das Schilf steht Abends so schrecklich stille, wie verdüstert und in sich selbst versunken! Wie erschöpft von unbeschreiblichen Traurigkeiten." Also gewissermaßen die Seele der Landschaft giebt er uns, die Stimmung, die sie athmet, und dadurch regt er unsere Einbildungskraft in einem Maße an, daß wir ein ganzes Gemälde zu erblicken vermeinen. Ebenso verfährt der Autor mit den auftretenden Personen, nichts sagt er uns von ihnen, als daß es zwei Herren sind und eine Dame, und daß der eine ein älterer, der andere ein jüngerer Herr ist. Jede dieser drei Personen redet ungefähr drei Sätze, und wir glauben doch, sie leibhaftig vor uns zu sehen. Und eine ganze Herzensgeschichte, ein ganzer Roman ist da erzählt auf einer einzigen Seite.

In der zweiten Skizze des Buches erzählt uns der Dichter von einem jungen Mädchen, das sich einen neuen Stehkragen von der Blouse trennt und auf die gereizte Frage der Mutter nicht antwortet. „Gift" überschreibt der Autor diese Studie, weil das Schweigen der Tochter das Nervensystem der Mutter erregt wie Gift. Auf die wiederholte Frage der Mutter legt die Tochter einen Ausschnitt einer englischen Zeitung vor die Mutter hin, und diese liest mit Entsetzen: „Frauenhals. Ihr geht jahrelang unklug um mit Eurem kostbaren Besitze, dem Halse, Damen! Lasset sofort alle steifen Umhüllungen weg. Nur in äußersten Freiheiten kann jedes Organ gedeihen und Alles überhaupt und zu seinen Schönheiten gelangen. Jeder Zwang ermordet irgend etwas. Das Mieder die Brüste, der Kragen den Hals, die heutige Ordnung die Seele. Alles wird schlaff durch Einengung, elastisch jedoch durch Freisein! Verbannt alle Leinenkragen, trennt die steifen Dinge von Euren Blousen fort, nehmet weiche, seidene, oder gehet bloß! Vertäbberlt Euren Hals nicht, lasset ihn sich tapfer wehren gegen Kälte und Sturm. Jeder Luftzug, jeder Sturm bringt Deinem Halse Schönheitskräfte, Mädchen! Turnet! Turnen modellirt Deinen Hals! Er sei schön in Ruhe, noch schöner in Bewegung! Ein Blähhals ist fast ein moralisches Verbrechen."

Die Mutter ist außer sich und möchte die sämmtlichen Zeitungen vor dem Kinde verstecken. Die Tochter aber fährt fort, den Kragen abzutrennen, trotz des Verbotes der Mutter, sie will sich Hanteln kaufen, trotzdem die Mutter ihr erklärt, sie sei verrückt, sie habe doch „drei Jahre lang bei Chimani geturnt". „Man muß ewig turnen, Mama," sagte die Tochter, „nicht nur drei Jahre bei Chimani". Und doch trug das junge Mädchen

nicht lange Zeit mehr weiche seidene Umlegekrägen, oder sogar den Hals ganz bloß. Irgend eine alte Tante hatte nämlich zu Mama gesagt: „Weißt Du, was es ist?! Ein Scandal ist es, meine Liebe.“ Aber manchmal des Abends, im Bette vor dem Einschlafen nahm das junge Mädchen den Zeitungsausschnitt zur Hand, überlas ihn noch einmal und dachte: „Mein Töchterchen wird freien Hals tragen und schön und stark sein, daß sie nackend durch die Straßen schreiten könnte in Wind und Wetter! Mein Töchterchen!“

Diese Studie läßt uns einen tiefen Einblick in das Wesen des Verfassers thun, er offenbart hier wiederum seine Kenntniß der Menschenseele, und insonderheit der Frauenseele, er bekennt sich zum begeisterten Verehrer der Frauenschönheit, und er giebt seiner Sehnsucht Ausdruck nach einer Zeit, da die Menschheit frei sein wird von dem Zwange veralteter Gesetze, veralteter Moral und veralteter Vorurtheile — einer Zeit, da sich alles Gute und Schöne in Freiheit wird entwickeln können.

Freiheit! Eines der Hauptthemata des Dichters. Die Freiheit ist ihm die Quelle nicht nur alles Schönen, alles Guten, nein auch alles Lebens überhaupt. Er hat diese ideale Freiheit für sich selbst bereits errungen, und er fühlt sich als Tröster derer berufen, die im Joche der Pflicht seufzen, im Kampfe mit dem Leben sich aufreiben. Er widmet sein Buch seinem Bruder Georg. „Mitten im schweren bedrängenden Leben stehend,“ so sagte er von ihm, „arbeitend, ringend, hat er dennoch das tiefste zarteste Verständniß gehabt für Einen, der die Perfidie hatte, träumend, denkend, betrachtend, dem Gesetze des harten Tages sich zu entziehen!“ — Altenberg versteht sie wohl, diese Helden der Pflicht, diese Ringenden und Kämpfenden, und er schildert uns viele Charaktergestalten solcher Leute, die unsere Achtung und Sympathie verdienen. Da ist der kaiserliche Rath, ein Geschäftsmann großen Stils, mit seinen Speculationen in Serbien. Alles stand dabei auf dem Spiele, aber er blieb ruhig und unerschüttert. „Alle seine Organe functioniren wie selbstverständlich aus Gewohnheiten von Jahrtausenden in sicherem, heilsamem, harmonischem Tempo, während er die Desorganisation der neuen Seelen wehmüthig und ein wenig erstaunt miterlebt. „Was geht in Euch vor?“ fragt er verwundert — oder: „Ansprüche an das Leben? Mein Gott, ich glaubte, es habe Ansprüche an uns.“ Da ist die Postnovize, ein junges Mädchen, das sich dem prosaischen Dienste mit Idealismus widmet und garnicht findet, daß es ein frostiger Beruf st. Wie ein Ritt in's alte romantische Land erscheint es ihr. Sie macht einen Herrn, der einen recommandirten Brief nach Westafrika aufgiebt, darauf aufmerksam, daß er zu viele Marken aufgeklebt habe, da Westafrika noch zum Weltpostverbande gehöre. Und bei dem Worte „Weltpostverband“ wurde sie ganz rosig, „wie wenn sie in gewisser Beziehung eine Angehörige wäre dieser Weltenfamilie.“ Aus ihren Träumen aber wird sie für einen Augenblick herausgerissen durch die verweisende Bemerkung einer alten Post-

beamtin, ihrer Vorgesetzten: „Was brauchen Sie einen so gottverfluchten Narren aufmerksam zu machen, daß er zu viel Marken geklebt hat?! Wenn der Staat an solchen nichts verdiente?! Wozu nützen sie ihm sonst?!" — Aber es sind nur Wenige, die in dem Kampf um's Dasein ihre Ruhe, ja ihre Illusionen bewahren. Die meisten, die ihre Ketten noch fühlen, die nicht abgestumpft sind gegen den Druck und die Last ihrer Fesseln, seufzen oder rütteln daran in ohnmächtigem Drange nach Befreiung. Rührend schildert er in der Studie „Vorfrühling" die armen Gouvernanten, jene „verwelkten Julias und resignirten Leonoren", wie sie mit ihren Schutzbefohlenen hinausziehen in den Park und ihre Spiele leiten. Eines dieser armen Geschöpfe wird ausgescholten, weil das kleine, ihr zur Erziehung anvertraute Mädchen die Nacht gehustet hat — sie lassen die Verweise, die Schelte still ergeben über sich ergehen, still, resignirt, verwelkt — aber in ihren traurigen Mienen liest man das Weh über den Druck der Ketten. Inniges Mitleid erfüllt den Dichter mit jenen Beladenen — aber auch noch mit einem kleinen Mädchen, das Rosamunde heißt, große Märchenaugen hat und sich verwundert umschaut, als man ihr zuruft, sie möge zur Seite treten, sie störe die Kreise ihrer ballspielenden Altersgenossinnen. Auch diese Kleine schon gestört in der Freiheit ihrer Bewegungen! Der Dichter geht nach Hause, stumm und in sich gekehrt, nicht achtend des Grußes der kleinen Tochter seiner Schwester, die nun verwundert zur Großmutter läuft und sagt: „Dotmama, Onkel 'limm!" Uebrigens können wir es uns nicht versagen, den Anfang jener Skizze hierherzusetzen, die einen Begriff von Altenbergs Landschaftsmalerei giebt, wenn er ausführlicher wird, wenn er nicht blos „die Landschaft in einem einzigen Worte schildern möchte".

„Der Himmel war weißblau und in Frühlingsdunst gebadet. Die Kuppeln von Kupferplatten schimmerten lila. Der Fries mit den griechischen nackten Göttern hob sich von goldenem Grunde ab und war wie ein schönes Dreieck auf blauer Schiefertafel. Die schwarzen Quadrigen rasten gleichsam von ihren schmalen Postamenten in den Frühlingshimmel hinein. Die braungrauen Aeste waren wie Krickel-Krackel von Schülern in den blauen Himmel gezeichnet, und die Pappeln gravitirten nach oben wie natürliche aber zu dünne und zerfaserte Kirchthürme. Es war der Vorfrühling. Unerhört durcheinanderverschlungene und verdrehte Zweige trugen helle gelbe Klümpchen, und die Amseln zerrten an alten Strohgebinden herum und besaßen Jugendübermuth für zehn. Wie wenn sie Katzen entfliehen müßten, benahmen sie sich; wie schreckliches Flüchten zum Spaße. Auf halbleeren Beeten standen gelbe Stiefmütterchen nur so probeweise ausgestreut, und irgendwo dunkelblaue Hyacinthen, welche sterben dürfen unbeweint vom Gärtner" u. s. f.

Wenn uns Altenberg eine Landschaft schildert, so thut er es nie um ihrer selbst willen; sie deutet auf Stimmung hin, in der sich die in der Landschaft auftretenden Personen befinden, macht diese Stimmung verständlich oder ruft sie auch hervor. Sie ist ihm das „milieu", ebenso wie das Boudoir oder der Salon, oder irgend ein Schauplatz, auf dem sich die Handlung abspielt. Hier kann er, dessen Skizzen nach seinem eigenen Worte „Extracte" sind, er, der das abgekürzte Verfahren liebt, sich in fast niederländischer

Kleinmalerei ergehen. Ein niedliches Oefchen, eine Vase von künstlerischer Form, oder irgend welcher Gegenstand des täglichen Gebrauches, wenn ihn Künstlerhand gebildet, kann unsern Dichter in Verzückung versetzen, und er öffnet uns über diese alltäglichen Dinge die Augen, daß wir sie mit ihm schauen und bewundern. Was er in dieser Beziehung Alles sieht, was ihn Alles in Entzücken zu versetzen vermag, davon giebt er in der Studie „In München" eine Probe. Er tadelt darin die Leute, die ohne Zusammenhang mit den wunderbaren Farben und Formen der Natur leben und sich mit Dingen umgeben, die geschmacklos und unnatürlich sind, mit Nippes, die eindruckslos und kalt lassen, die das Auge nicht fesseln und den Schönheitssinn nicht erfreuen. Mit wahrem Entzücken beschreibt er nun all die kleinen Dinge, die die neuen Künstler bilden, die den Menschen „mit der Natur vereinigen wollen und ihren tiefen Prächten."

Nach dieser kleinen Abschweifung, die aber wohl in der Natur des Gegenstandes begründet lag, kehren wir zu den Gestalten des Dichters zurück, die offen oder im Geheimen nach der höchsten Freiheit lechzen, und doch außer Stande sind, ihre Ketten zu zerbrechen oder zu lockern. Zu ihnen gehört jene Dame, die, in der Studie „Walküre", in der Oper sitzt und sich im Zauberbanne des Wagner'schen Meisterwerkes, das den obigen Titel führt, befindet. Sie hat einen Gatten, der sie bewundert, verehrt, verwöhnt, — aber er versteht sie doch nicht in ihrem innersten Wesen, und sie fühlt: „Jeder Mensch kann zeugen ein Licht aus seinem Dunkel, wenn ein Brüderlicher Eine findet, die schwesterlich! Einen Sieg=Fried zeugen! Doch unsern Knaben?!"

Am klarsten spricht er aus, was er mit dieser Freiheit meine, in der groß angelegten Posa=Scene „De libertate". Ein Fürst hat einen Dichter zu sich laden lassen, der „à rebours" lebe, alles Hergebrachte hasse, ein Robespierre der Seele sei. Da sagt der Dichter:

Fürst! Wir Alle sind Gefangene, Kerkersträflinge des Lebens, Rekruten mit gebundener Marschroute, Galeeren=Menschen unserer selbst. Wie in einer schrecklichen dicken rothen Ziegelkaserne verbringen Alle diese kurzen Fristen, die ihnen verliehen sind, lassen das süße Schicksal, geboren worden zu sein, ungenützt. Nun gut, wer wollte aufbegehren? So ist es! Schweige, Rekrut des Lebens!

Aber wie! Besitzen wir nicht die heiligen Begabungen, das Leben, welches uns entrinnt, in unseren Phantasieen, in Träumen und Erdichtungen festzuhalten?! So sind wir Künstler unserer selbst, Farceure unserer eigenen Seele! Und wie, wenn Gott selber nun ein solcher Künstler würde und einige sparsame Exemplare dieser Knechtes=Gattung „Mensch" schaffte als Wesen, die frei sind von dem allen, was uns zwängt?! Gottes Phantasie=Geschöpfe! Gottes Dichtungen und Träume selber?!?

Ja, Gott, der Künstler über alle Künstler, schafft hie und da um uns, den Müden, das Leben frei von Knechtschaften und Banden vorzuführen, Menschenexemplare unter hundert Millionen Sklaven, welche, losgelöst von dem Gesetz der Lebensschwere und seinem Drängen, den Anderen die Freiheit zeigen, nicht als Ideal und nicht als Schreckgebilde, die Freiheit an und für sich, die Freiheit, die gelöst im Weltenraume liegt, gebunden nun in einem Organismus, zu einem Organismus umgeschaffen, einem freien Menschen! In einem Bettler, einem Könige vielleicht, in einer Dirne, in einer Prinzessin — — —!

Bald findest du, mühseliger Rampant, diese durch Gottes Künstlerlaune „Organismus gewordene“ Weltenfreiheit . . . . . . als eine Schauspielerin mit braunrothen Haaren und grauen Augen und wunderbaren Armen, bald als einen Kaufmann, der sich plötzlich auf Bergalmen zurückzieht, wie ein Holzknecht lebt, Schwarzföhren mit greisenhaftem Moose liebt und nach dem Sonnensterben Klopfvögeln lauscht, dem Ur-Tamtam des Waldes. Oder bald als junges Mädchen aus gutem Hause, welches unbekümmert in freiem Leichtsinn ihren Leib verschenkt, bald als einen König, der unerhörte Bauten aufführt, bald als eine Metze, die zügellos dem Abgrunde entgegengaloppirt und darauf pfeift, bald als eine Prinzessin, die Grenzen überschreitet und im Unbegrenzten hinfliegt und sich schaukelt, wie der Kondor in allzu dünnen Höhenlüften, dem Irdischen fern und außerhalb der Schwerkraft — — —! Im Paradiese des Unerlaubten u. s. f.

Das Paradies des Unerlaubten — unerlaubt nur nach der alten überlebten Moral, aber nicht nach der Moral der Sonnenkinder, der neuen Menschen, deren Evangelium Goethe in die Worte zusammenfaßt: „Erlaubt ist, was sich ziemt.“

Und in Freiheit huldigt der Dichter den Frauen. Er ist ein feiner Kenner der Frauenseele, wie wir gesehen, er ist ein begeisterter Bewunderer der Frauenschönheit. „Mein Leben,“ so sagt er in der oben bereits angezogenen Selbstbiographie, „war der unerhörten Begeisterung für Gottes Kunstwerk „Frauenleib“ gewidmet!“ Sein Zimmer ist, wie er uns gleichfalls mittheilt, fast austapezirt mit Actstudien von vollendeter Form. Aeußerst charakteristisch sind die Unterschriften, die sie tragen. Die eine: „Beauté est vertue,“ die andere: „Es giebt nur eine Unanständigkeit des Nackten — — — das Nackte unanständig zu finden!“ In diesem Satze drückt sich eine wahrhaft großartige antike Freiheit und Frische aus, eine ursprüngliche Keuschheit, der alle Zimperlichkeit und Prüderie weltenfern liegen — eine wahrhaft Goethe'sche Gesundheit der Empfindung. Unter den Neuen scheint mir in diesem Punkte Detlev von Liliencron der nächste Geistesverwandte unseres Dichters zu sein. Manches erinnert an Heinrich Heine, aber nirgends ist eine Spur von dessen Cynismus und von der Frivolität des ältern Meisters. Was den Dichter aber am meisten an einer schönen Frau in Enthusiasmus versetzt, ist ihre Hand, oder ihr Haar, selten redet er von ihren Augen oder ihren Gesichtszügen. Und er huldigt der Schönheit, wo er sie findet, sie ist ihm der Sonnenstrahl, der die Wasserlache zum klaren, glänzenden Spiegel umschafft. Die schöne Frau, die holde Jungfrau, ein schönes Kind, ja sogar die Gefallene, die Dirne, deren Züge den göttlichen Stempel der Schönheit tragen, vermögen ihn in Enthusiasmus zu versetzen. Für genossene Liebe und Gunst ist er stets dankbar, und voller Zärtlichkeit gedenkt er der Geliebten, selbst dann, wenn sie auch nur die Genossin einer Nacht ist. Alle diese Empfindungen weiß er künstlerisch zu gestalten, und er thut dies ohne jedes Bedenken, denn er ist, wie er sich selber nennt, der Mann ohne Concessionen, der jedem Künstler zuruft: „Habe Muth zu Deinen Nacktheiten!“

Manchmal freilich gehen auch die freien Menschen zu Grunde und werden Unfreie, ihr Drang in's Unermessene, dem sie eine Zeit lang folgen

mußten, wird wieder erstickt im Kummerzwang des Lebens. Dies schildert uns Altenberg in der Studie „Götzendämmerung“. Die Heldin ist eine Schönheit von Kindheit an. Gymnasiasten schwärmten sie an, Jünglinge huldigten ihr, Dichter und Dichterlinge, und Allen gab sie ihr bestes, strahlendes heidnisches Lächeln. Sie wußte, daß sie schön war. Einmal, in einer Schwimmschule rief sie aus der Kabine: „Meine Damen, wer mich schauen will, zahlt blos eine Krone, das Geld gehört der armen Marie“. Viele gingen, zahlten eine Krone — nur eine that es nicht, und als Anita diese darum befragte, antwortete sie: „Die Anderen kamen nicht, um Deine Pracht zu schauen, Anita, sondern um einen Fehl an Dir zu entdecken. Ich aber weiß, daß Du fehlerlos bist. Denn nur, wer ohne Fehl ist, verliert das Schamgefühl, erhält den Frohsinn griechischer Nacktheit, Anita!“ Aber Einer kam und begehrte sie zum Weibe, versprach ihr Liebe und Treue, sagte jedoch bestimmt dabei: „Aber das heidnische Lächeln müssen Sie aufgeben, meine Liebe.“ Und sie gab das „heidnische“ Lächeln wirklich auf, ja sie dankte ihm sogar noch, als er ihr später sagte, er habe ihr den Frieden gegeben, an sich selbst wäre sie zu Grunde gegangen!

Befremdlich wird der Dichter vielleicht Vielen bleiben, die gewillt sind, ihm ohne großes Widerstreben auch auf einem Ausfluge in's Gewagte zu folgen, wenn ihnen die Studie „Café-Chantant“ zu Händen kommt. Fünf Schwestern vom Variété, aus den Regionen der bekannten „Barrisons“, sitzen nach der Vorstellung im Restaurant und soupiren mit ihren Verehrern. Und sie sind so allerliebst in ihrer naiven Verdorbenheit und Unbefangenheit, daß die fünf Cavaliere schier zu Dichtern werden und sie anhimmeln und anschwärmen. Ueber diese Scene hat der Dichter soviel echte Poesie ausgegossen, daß wir das Heikle der Situation kaum noch empfinden, und die Widerstrebenden werden unwiderstehlich mitgerissen. Die Sonne seiner Dichtung ist eben wie die wirkliche Sonne. Sie bestrahlt Alles, Gerechte und Ungerechte, Hohes und Niederes. Doch nein, — nicht Alles. In eine Welt strahlt sie nicht hinein, in eine Welt, die er vermuthlich nicht kennt, in die Welt der Enterbten, der Proletarier. Das ist keineswegs zu bedauern. Denn aus jenen Regionen hat der Naturalismus lange genug seine Gestalten und Conflicte geholt.

Gleichsam, als wolle er erproben, wie weit er es in der Kürze, im Epigrammatischen bringen könne, hat Altenberg in sein neuestes Buch eine ganze Reihe „ganz kleiner Sachen“ eingereiht. Sie sind meist aphoristisch, dabei aber fast ausnahmslos neu, überraschend, prägnant. Hier ein Beispiel:

Der Kuß.

Der erste Kuß kommt immer zu früh und nie zu spät.
Merke das, Du armer, „nicht warten könnender“ Mann!
Merke das, Du reiche, ewig warten könnende Frau.

Freilich, manchmal verführt den Dichter das Streben nach gedrängter Kürze zur Unklarheit und Dunkelheit, jedoch sind derartige Stellen nur

selten, und man wird durch das viele Schöne und Erfreuliche reichlich entschädigt. So nimmt man auch einige Sonderbarkeiten und Bizarrerieen ohne weiteren Unwillen hin. Etwas Anderes ist schon weniger leicht zu übersehen. So wahr der Dichter ist, ein so feiner Psychologe und scharfer Charakteristiker, so wahr Alles klingt, was seine Personen sagen, so stilisirt, so unnaturalistisch ist die Form, in der sie es sagen: schöne, elegante, gefeilte Sätze, wie sie der Sprache des täglichen Lebens fremd sind — und da bricht plötzlich ein solcher Satz ab oder schließt mit einem: „Nun also" — oder — „und überhaupt". Zuweilen kann man auch das goutiren — aber manchmal stört es doch. Nicht minder aber stutzt man, wenn man auf einen echten unverfälschten Wiener Ausdruck oder auf Worte, wie directement u. s. w. stößt. Das kann uns zuweilen geradezu aus der poetischen Illusion herausreißen, in die uns die sonst so originelle, kraftvolle Diction versetzt. Denn einige der Altenbergischen Studien lesen sich geradezu wie Märchen, andere wie Balladen und wieder andere wie lyrische Gedichte. Häufige Wiederholung eines Satzes thut die Wirkung des Refrains, und Bilder von seltener Kraft erregen unsere Phantasie. Manche Wortverbindungen sind von origineller Kühnheit. Wenn der Dichter sein höchstes Entzücken über etwas Prächtiges aussprechen will, so spricht er von einem „Extract von Prächten" — wer dächte da nicht an den „Auszug aller tödtlich feinen Kräfte" im „Faust"?

Wir können diese Betrachtung nicht schließen, ohne auf eine große Gefahr hinzuweisen, die in der dichterischen Art Altenbergs liegt; das kleine Gebiet, welches er bebaut, birgt die Gefahr der Monotonie; das Bestreben kurz zu sein die der Manierirtheit. Sich selbst aber zum Mittelpunkt der meisten seiner Arbeiten zu machen, führt leicht zur Selbstbespiegelung und Selbstverherrlichung. Diese Klippen hat der Dichter in seinem neuen Buche, das ein Jeder lesen muß, der ihn wirklich kennen lernen will, glücklich umschifft; manchmal, wenn auch selten, ist er aber ganz nahe an der Grenze der oben bezeichneten Fehler angelangt. Sein nächstes Werk wird zeigen, ob er über sich hinausgeschritten, ob er es vermocht hat, neue Bahnen einzuschlagen, die ihm neue Aufgaben erschließen und ihn vor Irrthümern bewahren. Das, was er bis jetzt erstrebt hat, hat er erreicht, und was er seither begonnen, hat er als ein Meister vollendet.





Das zukünftige Conclave.

Von

Sigmund Münz.

— Wien. —

Im Frühling 1899 hielt man das Conclave für unmittelbar bevorstehend. Mit Spannung erwartete alle Welt die Bulletins aus dem Vatican, denn die letzte Stunde des Papstes schien gekommen. Doch das Schicksal wollte anders entscheiden. Leo XIII. hat sein neunzigstes Lebensjahr glücklich überschritten. Freilich immer wieder kommt die Meldung aus Rom, daß der Papst sich schwach fühle. Es wäre ein Wunder ohne gleichen, sähen wir den Greis, der in lateinischen Versen manchmal auch den Tod besungen, noch lange am Werke. Die Altersgrenze, von welcher der Psalmist sagt: „Und wenn das Leben hoch kommt, so sind es achtzig Jahre", hat Seine Heiligkeit nun längst überholt. Es hat nur einen Papst gegeben, der so hoch betagt geworden: Gregor IX., der 1227 bis 1241 regierte und über neunzig Jahre alt starb. Auch die Regierungsdauer Leos XIII. ist bereits eine ungewöhnliche. Man zählte bis jetzt im ganzen neun Päpste, die über 20 Jahre regiert haben: St. Sylvester I. regierte 21 Jahre, Hadrian I. 23, dessen Nachfolger Leo III. 21, Alexander III. 22, Urban VIII. 21, Clemens XI. 21, Pius VI. 24, dessen Nachfolger Pius VII. 23, Pius IX. 32 Jahre. Und nun sitzt des letztgenannten Nachfolger, Leo XIII., auch schon fast 23 Jahre auf dem Thron.

Mit Rücksicht auf das Alter und die Regierungsdauer Leos XIII. hat man wohl das Recht, sich mit den Eventualitäten des zukünftigen Conclaves zu befassen. Die Italiener, jenes Volk also, aus welchem die Päpste der letzten vier Jahrhunderte hervorgegangen und wohl auch der nächste Papst hervorgehen wird, beschäftigen sich schon seit längerer Zeit mit dem zukünftigen Conclave, und die gläubigen Katholiken Italiens nicht weniger

als die ungläubigen. Es bleibe dahingestellt, ob, wie dies die Zeitungen zu melden wußten, die in Rom befindlichen Cardinäle während der letzten schweren Erkrankung des Papstes in privaten Conventikeln über die Wahl eines Nachfolgers mit einander Besprechungen hielten. Officiell wurde es dementirt. In der absoluten Form, in der es behauptet ward, kann es auch unmöglich richtig gewesen sein. Es ist den Cardinälen nicht gestattet, so lange ein Papst lebt, sich untereinander über die Person eines Nachfolgers auszusprechen*). Dies aber hindert die gesinnungsverwandten Elemente des heiligen Collegiums keineswegs, wenn sie unter sich sind, in verblümter Weise zu erörtern, wie sich wohl die Lage des heiligen Stuhls gestalten könnte, wenn der Papst seine Augen geschlossen hätte. Wie aber sollte man von der Zukunft des heiligen Stuhls sprechen, ohne die Person des zukünftigen Papstes zu berühren? Solche intime Auseinandersetzungen sind nicht nur möglich, sondern sogar nothwendig und natürlich. Es wird dabei in keiner Weise der Buchstabe der Tradition verletzt, der zufolge, so lange der Papst das rosige Licht athmet, sein Nachfolger, und wäre es auch nur in akademischen Discussionen, nicht auf den Schild gehoben werden soll. Aber wie soll es wohl möglich sein, daß die einzelnen Parteien innerhalb des Cardinalscollegiums beim Tode des Papstes gewöhnlich schon ihre Candidaten im Herzen tragen, wäre nicht früher ein, wir wollen nicht sagen absolutes, aber doch relatives Einverständniß zwischen manchen Eminenzen betreffs dieses oder jenes Namens erzielt worden? Es steht, um ein concretes Beispiel anzuführen, bei gewissen intransigenten, einer Aussöhnung zwischen Italien und dem heiligen Stuhl abgeneigten Cardinälen schon heute fest, daß sie nicht etwa den milden, versöhnlichen Cardinal Capecelatro, Erzbischof von Capua, oder auch nur den gemäßigten Cardinal Serafino Vannutelli, Bischof von Frascati, wählen werden. Es ist ebenso sicher, daß keiner von den Moderirten unter den Cardinälen dem Doyen des heiligen Collegiums Oreglia di San Stefano, Bischof von Ostia und Velletri, seine Stimme geben wird. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß keiner von den Cardinälen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands den Staatssecretär Rampolla del Tindaro auf den Thron zu heben gewillt ist. Denn diese Kirchenfürsten zweier Staaten, die untereinander verbündet und verbündet auch mit dem Königreiche Italien sind, werden keinen Mann wählen, der, wie Rampolla, ein Feind des Dreibundes und überschwänglicher Freund Frankreichs ist, und die Cardinäle der beiden Centralmächte werden auch auf Cardinal Vaughan, Erzbischof von Westminster, zählen können.

Also gewisse geheime Einverständnisse bestehen zwischen den Parteigenossen im Cardinalscollegium. Und wenn auch ein jeder der Cardinäle sich äußerlich an die Ueberlieferung hält, wenn er auch nicht offen mit Anschauungen oder Vorschlägen über die Person des zukünftigen Papstes her-

*) Vrgl. Quarterly Review Nr. 380, die Abhandlung „The future Conclave“.

vortritt, so inspirirt doch mancher von ihnen direct oder indirect die Publicistik, und die liberale, die ja mit weniger Scheu über den Gegenstand sprechen darf, noch ungleich mehr als die clericale, die doch gerade diesem Problem mit begreiflicher Reserve gegenübersteht. Der Verkehr, den mancher Cardinal, insbesondere in Italien, auch mit liberalen Publicisten unterhält, bringt es mit sich, daß seine Anschauungen in die Oeffentlichkeit sickern. Und so giebt es überhaupt für die Cardinäle Mittel und Wege genug, ohne sich persönlich zu exponiren, der Welt zu sagen, nicht nur welche Politik das Papstthum in Zukunft einschlagen, sondern auch, wer nach ihrem Wunsche der zukünftige Papst sein soll. In dieser Weise ist auch, als Pius IX. die Achtzig überschritten hatte und die Hinfälligkeit seines Körpers und Geistes aller Welt sichtbar war, für diesen und jenen Cardinal als den des greisen Papstes würdigsten Nachfolger Propaganda gemacht worden. Zuerst war es Riario Sforza, Erzbischof von Neapel, auf den die öffentliche Meinung als auf den Berufensten hinwies. Dann aber, als der Cardinal unerwartet starb, bezeichneten die sachkundigsten Publicisten Italiens, unter ihnen Ruggero Bonghi in seinem Buche „Il Conclave e il Papa futuro“, den Bischof von Perugia Gioacchino Pecci als den wahrscheinlichsten Nachfolger Pius' IX. Pecci hatte sich in der unseligen politischen Campagne Pius' IX. und Antonellis gegen die Einheit Italiens nicht zu sehr blosgestellt, und so konnte seine Erwählung manchem gemäßigten unter den Cardinälen und auch der italienischen Regierung selbst die Aussicht eröffnen, daß der Curs der päpstlichen Politik geändert würde. Ziemlich offen wirkte für Peccis zukünftige Herrlichkeit Cardinal Bartolini, und auch Cardinal Franchi, ein Moderato, erwärmte sich für diese Candidatur, in der Erwartung, wenn Pecci Papst würde, zum Staatssecretär erkoren zu werden. Der nun verstorbene Cardinal Galimberti pflegte zu erzählen, wie er selbst, als er noch ein einfacher Monsignore war und für die clericalen Blätter Roms schrieb, in der Presse des Auslandes für die Erhebung Peccis Stimmung machte. Freilich die große Arbeit zu Gunsten der Wahl Peccis ward erst in den zehn Tagen besorgt, die zwischen dem Tode Pius' IX. und dem Conclave vergingen. Aber gerade der Umstand, daß Monsignore Galimberti, der Intimus des Cardinals Franchi, des Papstmachers, kaum daß Pius IX. die Augen geschlossen hatte, so sicher für seinen Candidaten, den Bischof von Perugia, eintrat, zeigt, daß die Papstmacher Alles für den Fall des Ablebens Pius' IX. vorbereitet hatten.

So wird heutigen Tages im Zeitalter des Telegraphen und der Presse der Papst gemacht, so wurde auch Papst Leo XIII. erwählt. Die Publicistik hatte, wie gesagt, für Pecci schon bei Lebzeiten Pius' IX. gearbeitet.

Das Wachsthum der Presse, die, als Gregor XVI. starb, noch in den Windeln lag, hatte die Wirkung, daß Menschen, die früher in keinem

Contact mit einander gestanden, nun enger zusammenrückten. Auch für die Cardinäle gilt dies. Wenn diese auch scheinbar nur ihre eigene Persönlichkeit im Conclave vertreten, so sind sie doch die Sprecher ganzer Kreise von Menschen, zuweilen auch von Staaten und Staatsoberhäuptern. Die Cardinäle nun, wie sie selbst die Presse inspiriren, werden doch andererseits von den in der Presse niedergelegten Anschauungen beeinflußt, die wieder von ganzen Volksschichten, parlamentarischen Körperschaften oder Regierungen ausgehen. In früheren Zeiten betheiligte sich das Volk von Rom an der Papstwahl; heute tritt sozusagen der orbis terrarum in's Conclave dadurch, daß die Presse aller Länder schon die Discussion eröffnet hat, wenn der Papst noch nicht sein Auge geschlossen. Raffaele de Cesare sagt in seinem Werke über das letzte Conclave (Dal Conclave di Leone XIII. all' ultimo Concistoro)*): „Heute discutirt man im Voraus die verschiedenen Candidaten, welche die Papstkrone beanspruchen, und der Journalismus ist es, der eigentlich das Veto-Recht übt." Das ist eine nicht unrichtige Bemerkung.

Das Veto-Recht im alten Sinne hat seine Bedeutung verloren. Die Person des Papstes ist heute den vetoberechtigten Staaten weniger wichtig als in früheren Zeiten. Das resultirt aus folgender Erwägung: Die drei Jahrhunderte seit Hadrians VI. Tod bis zur Wahl Gregors XVI. haben, obschon nur Italiener auf dem Stuhl Petri saßen, doch eigentlich manchen spanischen oder französischen oder österreichischen Papst gesehen, je nachdem sich eben der spanische oder der französische oder der österreichische Einfluß die Cardinäle, die sich zum Conclave versammelten, unterthan gemacht hatte. Diese Erscheinung zeigte sich auch 1846 bei der Wahl Pius' IX. Damals war Oesterreich noch eine Macht, die hervorragendste Macht in Italien, mächtig nicht nur durch den eigenen Besitz, durch die Herrschaft über die Lombardei und Venetien, sondern auch dadurch, daß die Verwandten und Creaturen des Hauses Habsburg auf den Thronen Parmas, Modenas, Toscanas saßen, dadurch auch daß die Politik des Fürsten Metternich nicht nur das Königreich beider Sicilien, sondern auch den Kirchenstaat beherrschte. Es mußte also die Sorge Oesterreichs sein, daß kein Cardinal auf den Thron käme, der den nationalen Tendenzen in Italien gewogen wäre, vielmehr einer, der in den Bahnen Gregors XVI. ginge. Solch ein Mann wäre der Staatssecretär des verstorbenen Papstes, der finstere und starrsinnige Cardinal Lambruschini, gewesen. Seine Wahl konnte also auf den Beifall Oesterreichs rechnen, das, wie es bis jetzt in dem Staatssecretär ein mächtiges Werkzeug einer antiitalienischen und antiliberalen Politik gehabt hatte, ein noch mächtigeres Werkzeug zu finden erwartete, wenn er Papst würde. Und eben darum hätte die Wahl des Cardinals Mastai-Ferretti, Bischofs von Imola, verhindert werden sollen. Dieser stand

*) Città di Castello. S. Lapi editore, 1899.

im Rufe, ein Mann von liberalen Gesinnungen zu sein. Da es in der Familie Mastai, die in Sinigaglia ihren Wohnsitz hatte, noch manches andere liberale Mitglied gab, so hatte sich der fanatische Lambruschini zu dem Ausspruche hinreißen lassen: „Im Hause Mastai-Ferretti sind sogar die Katzen liberal." Wie hätte also Fürst Metternich nicht die etwaige Wahl des Grafen Mastai-Ferretti zu vereiteln suchen sollen? Glücklicherweise kam dieser gar nicht recht für den Papstthron in Betracht. Lambruschini, dann Pasquale Gizzi, Legat von Forlì, und Cardinal Bernetti waren die Hauptanwärter auf den heiligen Stuhl. Nur schwache Vorbereitungen hatte demgemäß Metternich getroffen, um den Ambitionen Mastai-Ferrettis entgegen zu treten. Der österreichische Staatskanzler betraute vielmehr den Erzbischof Gaisruck von Mailand mit einem Veto gegen Bernetti. Gaisruck kam zu spät in Rom an, um noch an der Papstwahl theilzunehmen. Fürst Metternich war nun bei dem Gedanken bestürzt, es hätte in Pius' IX. ein antiösterreichischer, nationalitalienisch gesinnter Mann die Tiara erlangt, und als solchen gab sich der neue Papst im Anfange seiner Regierung. Es ist bekannt, daß Pius IX. sehr bald eine Schwenkung in der Richtung zur Reaction vollzog. Und war es auch nicht mehr dem Fürsten Metternich, der bald stürzte, vergönnt, sich des Papstes als Alliirten für die Unterdrückung der Revolution in Italien zu bedienen, so ernteten doch Metternichs Nachfolger, Fürst Felix Schwarzenberg und Graf Buol-Schauenstein, die Früchte der Umkehr Pius' IX., der es so sehr verstand, den Cardinal Mastai-Ferretti, der er früher gewesen, zu verleugnen.

Während also im Jahre 1846 die Versuchung, sich in das Conclave einzumischen, an die katholische Macht Oesterreich, deren leitender Staatsmann, Fürst Metternich, der Dictator des europäischen Continents war, noch in hohem Grade herantrat, war die Sachlage im Jahre 1878 eine wesentlich veränderte. Nach dem Tode Pius' IX. gehörte Italien nur noch den Italienern. Der letzte französische und der letzte österreichische Soldat hatten im siebenten Decennium des Jahrhunderts den Boden Italiens geräumt. Und am 20. September 1870 hatte auch der Papst Abschied genommen von seinem so lange behaupteten Titel eines weltlichen Fürsten von Italien. Bei dem 1878er Conclave kam also nicht mehr die Wahl eines Papstes in Frage, dessen Bundesgenossenschaft oder Gegnerschaft mit Rücksicht auf die Entscheidung rein italienischer Angelegenheiten von irgend einer Macht begehrt oder gefürchtet werden mußte. Damals sollte nur mehr ein geistliches Oberhaupt der katholischen Christenheit, der Statthalter Christi auf Erden im besten Falle der Nachfolger Petri, nicht mehr der Nachfolger eines Julius II. gewählt werden. Die Geschichte hatte gerächt, worüber Dante einst in den Versen

> Ahi Costantino, di quanto mal fu matre
> non la tua conversion, ma quella dote,
> che da te prese il primo ricco patre

geflucht und was Machiavelli als ein Haupthinderniß der Einigung aller Italiener angesehen. Es gab nur noch einen Bischof von Rom, es gab mehr keinen König des Kirchenstaats. Die beste Politik der Staaten Europas gegenüber der Wahl des Bischofs von Rom und des Chefs aller Katholiken der Welt war die Nichteinmischung in das Conclave. Und was für 1878 galt, gilt in noch höherem Grade für das zukünftige Conclave.

In Montecitorio flog während der letzten schweren Erkrankung Leos XIII. das Gerücht auf, es wäre schon vor Jahren vom Cabinet des Quirinals mit den nächstbefreundeten Mächten wegen der zukünftigen Papstwahl unterhandelt worden. Wie wir allen Grund haben anzunehmen, waren diejenigen nicht gut unterrichtet, die in der italienischen Deputirtenkammer bei der Regierung vertraulich anfragten, wie weit die schon von den Ministern Di Rudinì und Visonti-Venosta mit den alliirten Regierungen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands geführten Verhandlungen betreffs des zukünftigen Conclaves gediehen wären. Die Regierung gab eine ausweichende Antwort, und ausweichend war die Antwort des italienischen Cabinets darum, weil es vielleicht nicht des Beifalls mancher Deputirter sicher war, hätte es erklärt, daß es überhaupt keine Verhandlungen gepflogen, zu pflegen Veranlassung hatte. Auch in den Jahren, die dem Tode Pius' IX. vorangingen, wurde in einigen Parlamenten, so in der italienischen Kammer und in der ungarischen Delegation, die Anknüpfung internationaler Verhandlungen betreffs der zukünftigen Papstwahl urgirt. Aber welches Interesse Italiens erheischte einen derartigen Schritt in Rom? Demgemäß ging keine Initiative zu einem Gedankenaustausche von dem Cabinet des Quirinals aus. Noch eher wäre es an anderen Cabineten gewesen, sich unter dem Drucke ihrer katholischen Unterthanen bei Zeiten zu vergewissern, daß Italien, wenn das Conclave in Rom stattfände, den Cardinälen alle Sicherheit garantiren würde, um die Papstwahl in Ruhe und Unabhängigkeit vorzunehmen. Einen Vorstoß in dieser Richtung machten einige Cabinete bei der Regierung des Quirinals erst, nachdem Pius IX. seinen Geist ausgehaucht hatte, und dieser Schritt war rein formaler Natur, denn die Regierenden Europas zweifelten keinen Augenblick, daß Italien gewillt und fähig sein würde, dem Conclave alle erforderlichen Sicherheiten zu bieten. Italien also hatte damals kein Interesse, die Frage des Conclaves vorzeitig aufzurollen, und hat auch heute keines.

Nicht einmal die Frage kommt für Italien ernstlich in Betracht, ob sich die Cardinäle entscheiden würden, das Conclave in Rom oder lieber außerhalb Italiens abzuhalten.

Das Königreich Italien würde keine Einbuße in seiner nationalen Existenz erleiden, wenn der Papst Rom dauernd verließe. Würden sich aber nach Leos XIII. Tode die Cardinäle, um einen Act demonstrativer Gehässigkeit gegenüber dem Quirinal zu begehen, versucht fühlen, das Conclave außerhalb Italiens abzuhalten, so könnte es leicht geschehen, daß der

neue Papst nicht mehr in die Lage käme, in den Vatican zurückzukehren. Die italienische Regierung könnte ihn leicht an der Rückkehr nach Rom verhindern. Es fehlte allerdings nicht viel, so hätte der gegenwärtige Papst als Theilnehmer an dem 1878er Conclave, schlecht berathen wie er anfangs war, mitgeholfen, solch eine für das Papstthum kritische Situation zu schaffen.

Hat das Papstthum dadurch, daß die Cardinäle sich damals nicht von den unbesonnenen Elementen fortreißen ließen und in Rom blieben, verloren oder gewonnen? Gewiß nur gewonnen! Der Papst steht heute mächtig da, trotzdem er nicht mehr weltlicher Souverän, sondern nur höchster Geistlicher ist, trotzdem er nicht mehr als König, sondern nur noch als Bischof von Rom im Vatican residirt.

Doch nicht nur das Papstthum hätte dauernde Gefährdung erlitten, wären die Cardinäle von Rom abgereist, um den Papst außerhalb Italiens zu wählen, sondern das Conclave hätte sich anderwärts keineswegs mit solcher Ungestörtheit und Schnelligkeit abgespielt wie in Rom. Es ist überhaupt hervorzuheben, daß, je weniger in neuerer Zeit die Mächte in das Conclave eingreifen, die Wahl des Papstes sich desto rascher vollzieht. Das Conclave, aus dem Leo XIII. als Papst hervorging, dauerte kaum dreißig Stunden, und auch das kommende Conclave wird wohl eher Stunden als Tage in Anspruch nehmen.

Freilich nicht nur die Entweltlichung des Papstthums und damit auch des Conclaves gestaltet heute die Papstwahl einfacher als früher. Auch der gesteigerte Verkehr bringt es mit sich, daß, sobald das obligate Intervall zwischen dem Tode des einen Papstes und der Wahl des andern vorüber ist, die Cardinäle aus allen Gegenden der Erde schon zur Stelle sind, um in's Conclave zu treten. Beim 1878er Conclave war es so, daß sich auch die außerhalb Italiens lebenden Cardinäle mit Ausnahme von zweien an der Wahl betheiligen konnten.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Papst längst ein Testament abgefaßt und in ihm den Cardinälen seinen Nachfolger empfohlen habe. Es ist Sitte, daß die Cardinäle, an ihrer Spitze der Camerlengo, ehe das Conclave eröffnet wird, Einblick in das Testament des verstorbenen Papstes nehmen. Bei aller Pietät für den Entschlafenen sind sie jedoch selbstverständlich nicht verpflichtet, seinen Wunsch als maßgebend zu betrachten. Es ist schon vorgekommen, daß die Cardinäle einen Papst wählten, für den der gerade Verstorbene keine Sympathien hatte. Es ist vielleicht auch vorgekommen, daß ein Mann gewählt wurde, der noch gar nicht im Besitz des Purpurs gewesen, als der Papst in seinem etwa von längerer Zeit her datirten Testament einen der bewährteren unter den Cardinälen für die Nachfolge empfohlen hatte.

Wer wird, fragt man sich jetzt und fragen sich ganz besonders die Italiener, der Nachfolger Leos XIII. sein? Wäre die Annahme berechtigt,

daß der Papst ein Alter von hundert Jahren erreichen werde, so könnte man denken: Vielleicht ist sein präsumptiver Nachfolger heute noch gar nicht Cardinal. Es ereignet sich aber nicht häufig, daß Jemand hundert Jahre alt wird. Der zukünftige Papst ist wohl heute schon Cardinal. Sehr unwahrscheinlich, daß in einem morgen oder übermorgen, in diesem oder im nächsten Jahre zusammentretenden Conclave ein Mann gewählt würde, der sich nicht zufolge mehrjähriger Mitgliedschaft am heiligen Collegium einigermaßen die Gunst desselben errungen hätte. Leo XIII. hatte bereits 25 Jahre den Purpur getragen, als er 1878 auf den heiligen Stuhl erhoben wurde, und Pius IX. war doch wenigstens seit sechs Jahren im Besitz des Purpurs, als das Schicksal ihn, den verhältnißmäßig jungen Kirchenfürsten, 1846 mit der Nachfolge Gregors XVI. beglückte. Man darf, wenn man den Nachfolger des regierenden Papstes in's Auge faßt, weder in das Extrem verfallen, nur einem Candidaten, der schon seit Decennien Cardinal ist, Beachtung zu schenken, noch in das andere Extrem, anzunehmen, es werde einer Papst werden, dem heute erst der Purpur in Aussicht stehe oder der ihn seit gestern oder vorgestern trage.

Wie der regierende Papst längst eine bestimmte Persönlichkeit als Nachfolger ausersehen, so hat sich auch jeder einzelne der Cardinäle seinen Liebling bereits ausgesucht. So schweben denn gewisse Namen in der Luft. Die öffentliche Meinung weist keineswegs willkürlich auf einen Parocchi, einen Rampolla del Tindaro, einen Serafino Vannutelli und manchen Anderen als auf den wahrscheinlichen oder möglichen Nachfolger Leos XIII. hin. Unter den Cardinälen sind es eben Gruppen, die sich für diesen oder jenen erwärmen.

Im heiligen Collegium finden die großen politischen Conflicte, die Europa und die Welt zertheilen, ein lebhaftes Echo. Hier giebt es Zweibund-freundliche, Dreibund-feindliche, hier giebt es zweibund-feindliche, dreibund-freundliche Papstcandidaten und Papstwähler. Keineswegs mit Sicherheit kann vorausgesagt werden, ob beim Conclave nicht die Unversöhnlichen zum Siege kommen werden.

Der Einfluß der Nichtitaliener auf die Wahl des Papstes hängt natürlich davon ab, ob sie in mehr oder minder großer Zahl im heiligen Collegium vertreten sind. Leo XIII. zeigte die Neigung, die Nichtitaliener im Vergleich zu den Italienern nicht allzu sehr zu benachtheiligen. Er hat einer relativ großen Zahl von Nichtitalienern den Purpur verliehen. Wäre nun der Papst der schweren Krankheit erlegen, die ihn im Frühling 1899 befiel, so würde das damals im heiligen Collegium stark vertretene nichtitalienische Element sich im Conclave gewaltig geltend gemacht haben. Das Juni-Consistorium des Jahres 1899 jedoch bedeutete die Rückkehr zu der alten Gepflogenheit, bedeutete eine unerhörte Begünstigung der Italiener und Benachtheiligung der Fremden. Elf neue Cardinäle empfingen den rothen Hut, unter ihnen waren acht Italiener. Dieser Act eclatanter

Italianisirung der Curie war ein Zugeständniß des greisen Papstes an seinen Staatssecretär, den Cardinal Rampolla, war eine Desavouirung jenes Geistes ausgleichender Gerechtigkeit, den Leo XIII. sonst bethätigt hatte, indem er es so oft verstand, sich nicht von dem Chauvinismus der einheimischen Prälaten zu einer zu starken Bevorzugung der Italiener hinreißen zu lassen. Gegen die italienische Exclusivität der Curie hatten ja so oft von Luther bis auf Döllinger die erlauchtesten Männer der Kirche außerhalb Italiens protestirt. Nicht nur, daß der Papst dem Cardinal Rampolla zu Liebe so vielen Italienern und so wenigen Fremden den Purpur gab, sondern es waren noch dazu die Erkorenen des Leiters der päpstlichen Politik, die Leo XIII. zu Cardinälen machte. Die in jenem Consistorium den rothen Hut empfingen, sind größtentheils Prälaten, von denen Rampolla annehmen mag, daß sie ihn einst zum Papste wählen werden.

Man kann nicht sagen, daß die Curie dem Rufe „Los von Rom“, der keineswegs eine ausschließlich deutsch-österreichische Specialität ist, durch ihre Politik in wirksamer Weise entgegenarbeite. Die letzten Cardinalsernennungen kennzeichnen diese Politik, durch die ein exclusiv lateinischer, vielleicht germanenfeindlicher Zug geht. Kein einziger Deutscher war unter den neuen Cardinälen. Und doch sind die deutschen Staaten mit ihren Millionen Katholiken mit dem heiligen Stuhl in engster Verbindung. Beweis dessen die diplomatischen Beziehungen. Deutschland als Gesammtreich hat wohl keinen diplomatischen Vertreter an der Curie, aber sowohl Preußen wie Baiern haben ihre Gesandten am Vatican, und der Papst hat seinen Nunzius in München. Im ersten Decennium seines Pontificats hegte Leo XIII. freundliche Gesinnungen für die deutsche Nation. Heute ist der Papst ein Neunzigjähriger, und seine Kräfte sind im Sinken. Cardinal Rampolla, der intransigente, den Deutschen nicht allzu gewogene Staatsmann der Curie, beherrscht vielleicht seinen Herrscher, der nicht mehr regiert. Der Papst hat, trotzdem in Deutschland heute nur der einzige Dr. Kopp, Fürstbischof von Breslau, dem heiligen Collegium angehört, vorläufig keinem weiteren in Deutschland lebenden Kirchenfürsten den rothen Hut verliehen. Unter elf neuen Cardinälen waren zehn Romanen (8 Italiener, 1 Franzose, 1 Spanier) und ein Slave. Dieses letzte Consistorium mit Cardinals-Ernennungen spiegelt die heutige Politik der Curie, welche die Romanen gegen die Deutschen, sogar die Slaven gegen die Deutschen begünstigt. Die Mehrzahl der acht damals creirten italienischen Cardinäle gelten als intransigent, als Gesinnungsverwandte des Staatssecretärs. Der französische und der spanische Cardinal, sie werden, wenn es zu einem Conclave kommt, ohne Zweifel für Rampolla stimmen. Der Staatssecretär hat also gut für sich gesorgt, indem er seine Lieblinge dem alten Papst für den Purpur empfahl. Die 14 nichtitalienischen Romanen im Cardinalscollegium, die Franzosen und Spanier insgesammt, sind sichere Wähler

Rampollas. Zu ihnen werden sich die italienischen Intransigenten gesellen. Wenn Leo XIII. heute seine Augen schließt, so will Rampolla morgen sein Nachfolger sein.

Ein Wort über den Allmächtigen im Vatican! Den Mann, der seit dreizehn Jahren im Hofe von San Damaso unter den geographischen Fresken Alexanders VIII. das diplomatische Spiel der Curie spielt, dem einst ein Consalvi und später ein Antonelli vorstand, halten Manche für einen feinen Kopf, Andere für einen Zeloten. Das Aeußere des heute 57jährigen Kirchenfürsten ist stattlich und imponirend. Doch etwas überschwänglich stellt Signor Chierici in seiner Schrift „Alla conquista del Papato“*) den Cardinal dar als „eine majestätische Figur von kräftigen Linien des Antlitzes, von kühner Erscheinung mit einer breiten Stirne, von der ein gewisser Herrscherblick ausgeht, mit intelligentem, forschendem, funkelndem Auge“. Der Staatssecretär sei, bemerkt der genannte italienische Publicist, geboren zu herrschen und ähnle den Cardinälen aus heroischen Zeiten. „Seine Brust scheint des Panzers, sein Kopf des Helms zu warten. Er besitzt nur einen Ehrgeiz: Er will Papst werden. Um dieses sein Ziel zu erreichen, arbeitet er seit Jahren mit aller Zähigkeit und Begabung.“ Und weiters sagt Chierici von Rampolla: „Seine Stimme hat verführerisch süße Accente. Durch einen leichten mystischen Schleier, der über seinen Augen liegt, sprühen Funken. Unter der Decke des Asketismus und der großen Gutmüthigkeit birgt sich eine stolze Seele, immer bereit anzuziehen, zu siegen, zu überzeugen, zu unterwerfen.“ Wir haben diese Worte angeführt, um zu zeigen, daß es dem Staatssecretär, der viele Feinde hat, nicht an Verehrern gebricht.

Rampolla ist 1843 in Polizzi Generosa in der Provinz Palermo geboren. Er gehört als Marchese del Tindaro dem hohen sicilischen Adel an. Er war ein Jüngling, als der Sturz der Bourbonen erfolgte und Garibaldi das savoysche Banner in Palermo aufpflanzte. In Rom betrieb er seine theologischen Studien. Ein Schulgenosse Rampollas vom Collegio Capranica erzählte, man hätte den unendlich fleißigen Sicilianer eher für schwerfällig als für genial gehalten. Ein junger Mann von 32 Jahren, wurde er Auditor der Nunziatur in Madrid. Wenige Jahre darauf sehen wir ihn als Nunzius daselbst. Als solcher pflückte er manchen Lorbeer. Er machte seinen Einfluß geltend, die politischen Parteien Spaniens mit einander auszusöhnen und der gegenwärtigen Dynastie günstig zu stimmen. Er bewährte sich auch als Diplomat, als der Papst bei dem Streit zwischen Deutschland und Spanien betreffs der Carolineninseln zum Schiedsrichter aufgerufen ward. 1887 ernannte ihn Leo XIII. nach Cardinal Ludovico Jacobinis Tode zum Staatssecretär. Die Richtung, die Ram-

*) Voghera Editore, Roma, 1898.

polla in dieser hohen Stellung nahm, ist, wie erwähnt, allen nicht slavischen und nichtromanischen Staaten und auch dem romanischen Staate Italien so wenig genehm, daß die Cardinäle durch die Wahl des gegenwärtigen Staatssecretärs zum Papst eine gegen diese Mächte und insbesondere gegen den Dreibund gerichtete That begingen. Werden die Cardinäle es auf sich nehmen, eine Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien, aber auch das Italien befreundete England verletzende Wahl zu vollziehen? — Cardinal Rampollas Bäume ragen heute hoch, allein werden sie darum auch in den Himmel wachsen? Durch das 1899er Consistorium ist er zum Papabile emporgerückt. Doch ein Sprichwort lautet: „Esce dal conclave cardinale, chi vi entra papa". (Als Cardinal verläßt das Conclave, wer als Papst in dasselbe eingetreten.) Es ist vielleicht unwahrscheinlich, daß Rampolla, der aus dem 1899er Consistorium so zu sagen als Papst hervorging, auch als solcher das Conclave verlassen werde.

Rampolla ist, wie bemerkt, seit dreizehn Jahren Cardinal, also von Leo XIII. creirt worden. Die Cardinäle, die noch von Pius IX. den Purpur empfingen, sind bis auf drei todt. Diese drei erfreuen sich besonderer Autorität, da sie schon an einer Papstwahl theilgenommen. Die Cardinäle Gregors XVI. sind längst dahingestorben. Die Eminenzen aus der Zeit Pius' IX. sind die zwei Italiener Oreglia di San Stefano und Parocchi, dann der Pole aus Deutschland Graf Ledochowski. Die zwei Letztgenannten lenkten beim 1878er Conclave je eine Stimme auf sich. Es gab drei Wahlgänge, und es ist durch Signor De Cesare bekannt geworden, daß Ledochowski in den beiden ersten, Parocchi im zweiten Wahlgange eine Stimme bekam. Was den Grafen Ledochowski anbelangt, so ist er nun ein alter Herr — ein Mann von 78 Jahren. Doch dieser Pole ist ein Factor, mit dem gerechnet werden muß. Eine Nonne soll ihm prophezeit haben, er werde Papst werden, das Glück erleben, den alten Königsthron von Polen wiederhergestellt zu sehen und das Haupt des Polenkönigs zu salben. Bis zur Restauration der polnischen Krone ist es noch sehr weit. Die Strenge, mit der Deutschland und Rußland ihre Polen behandeln, deutet gerade nicht darauf, daß eine etwaige polnische Königsromantik in absehbarer Zeit auf Erfüllung rechnen könne. Auch zum Papst wird Ledochowski nicht gewählt werden. Doch hat sich die Prophezeiung betreffs seiner Person einigermaßen erfüllt. Seit zehn Jahren nämlich ist Ledochowski als Präfect der Congregatio de propaganda fide eine Art Papst neben dem Papste. Es giebt drei Päpste, genannt nach der Farbe des Kleides, das ein jeder trägt: einen weißen, den wirklichen Papst — einen schwarzen, den General der Jesuiten — und einen rothen, den Präfecten der Propaganda, der eben als Cardinal in rother Tracht einhergeht. Und warum man den Präfecten der Propaganda als eine Art Papst an Macht ansieht? Weil sich eine Menge Befugnisse in seinem Amte concentriren, das im Rahmen der kirchlichen Weltherrschaft un-

gefähr die Stelle einnimmt, wie das britische Colonialministerium im Rahmen der britischen. Die Propaganda ist die Centrale für das ganze Missionswesen. Als Chef der Propaganda hatte Ledochowski so reiche Gelegenheit Wohlthaten auszutheilen und Protectionen zu gewähren, daß er viele Clienten zählt. Das nächste Conclave könnte ihm demgemäß mehr als eine Stimme bringen, vielleicht zwei, vielleicht gar drei Stimmen.

Aber nur symptomatischen Werth hat es, wenn auf einen Nichtitaliener Stimmen fallen. Auch Leos XIII. Nachfolger wird ohne Zweifel ein Italiener sein. Doch ignorirt soll es nicht werden, daß der eine oder andere Nichtitaliener bei der Papstwahl wenigstens akademisch in Betracht kommen könnte. War ja auch beim letzten Conclave Graf Ledochowski keineswegs der einzige Nichtitaliener, dessen Name in die Urne geworfen ward. Auch Fürst Schwarzenberg, der mittlerweile verstorbene Erzbischof von Prag, erhielt im dritten Wahlgange, aus dem Pecci mit 44 Stimmen als Papst hervorging, eine Stimme. Im nächsten Conclave dürfte das Princip, daß die Tiara, wenn auch seit fast vier Jahrhunderten nur Italiener zu Päpsten gewählt wurden, nicht von Dogmas wegen ein italienisches Monopol sei, stärker markirt werden, als im Jahre 1878. Leicht möglich, daß außer Ledochowski, der unter den Nichtitalienern die größte Autorität ist, auch die Cardinäle Gibbons von Baltimore, Goossens von Mecheln und Vaughan von London durch vereinzelte Stimmen geehrt werden.

Wir sagten es schon: Im 1878er Conclave fiel im zweiten Wahlgange eine Stimme auf Parocchi. Dieser war damals fast ein Jüngling unter den Cardinälen, deren Mehrzahl ja Greise sind — ein Mann von kaum 45 Jahren. Heute ist er 67 Jahre alt, und sein Renommée ist seither stark gestiegen. Er figurirt unter den Papabili. Er ist sozusagen der officiellste, der monumentalste Candidat auf die Tiara. Er macht seit länger als die anderen Papabili von sich sprechen. Er ist ein Mann von nicht gewöhnlicher Begabung. Er hat sich als Redner, als Publicist, als Politiker, als Streiter der Kirche, zuerst als liberaler Prälat, dann als Liberalenhasser und Culturkämpfer hervorgethan. Die derben Gesichtszüge des Cardinals deuten auf bäuerliche Herkunft. Er ist ein Müllersohn aus Mantua. Er, der eines Tages zum Führer der vaticanischen Exaltados aufrücken sollte, stand einst, als er noch Pfarrer im Mantuanischen war, im Rufe, ein aufgeklärter Mann zu sein. In schwungvoller Sprache segnete er das italienische Vaterland, „ein Land der Helden, eine Heimat der Heiligen, einen Gegenstand des Neides der Welt“. Er segnete den „generösen König“ Victor Emanuel und die bürgerliche Gesellschaft mit ihren Einrichtungen. Der Pfarrer avancirte zum Bischof von Pavia; der Bischof avancirte zum Erzbischof von Bologna. Von dem Erzbischof durfte man sagen: Quantum mutatus ab illo. Die zelotische Kritik, die er an der häretischen Schrift des Philosophen Audisio „Ueber die politische

und religiöse Gesellschaft angesichts des neunzehnten Jahrhunderts“ geübt, hatte ihm den Weg zum Herzen Pius' IX. geebnet, der ihn im Jahre 1877 zum Cardinal ernannte. Da der intransigente Erzbischof von Bologna nicht das Exequatur von der Regierung des Quirinals bekommen konnte, berief ihn der Papst als Cardinal an die Curie. Parocchis Ehrgeiz begnügt sich nicht damit suburbicanischer Bischof von Porto und Santa Rufina und Vicedoyen des heiligen Collegiums zu sein. Nicht einmal, daß er Cardinalvicar von Rom, als der er bis vor Kurzem fungirte, also, so weit das Gebiet der ewigen Stadt reicht, ein Vicepapst war, konnte ihm genügen. Er strebt Höheres an. Er wird sich mit Bewußtsein und Zuversicht als Candidat zum Conclave in den Vatican begeben. Aber er hat doch, wie viel man ihn auch candidiren mag, wie sehr ihn auch einige nicht italienische Cardinäle protegiren, keineswegs zu große Aussicht, den Gipfel seines Ehrgeizes zu erklimmen. Schon sein materielles Aussehen, seine umfangreiche, geradezu abnorme Leiblichkeit wird ihm von Schaden sein. Man ist auch nicht sicher, ob er, wenn er auch in den letzten Jahren conciliant geworden, das Zeug habe, für die sachliche Entschiedenheit die edelste Form, für den kräftigsten Gedanken den bescheidensten Ausdruck, für die Fülle der Ueberzeugungen das liebenswürdigste Maß zu finden. Wenn er bei hohen Kirchenfesten unter dem Baldachin heilige Functionen vollbringt, sitzt er starr und regungslos wie der dies irae da, und sein ganzes Empfinden scheint sich in den festgeschlossenen trotzigen Lippen zusammenzudrängen. Die ihm eigenthümliche Energie thaut auch unter dem Einflusse der Religion nicht auf, die ja sonst den stählernsten Mann demüthig und liebevoll stimmt.

Viel genannt als Anwärter auf die Tiara ist Cardinal Serafino Vannutelli, suburbicarischer Bischof von Frascati, heute ein Mann von 66 Jahren und seit vierzehn im Besitze des Purpurs. Ihm schreibt man relativ liberale Ansichten zu. Er gilt als ein versöhnlicher, einen modus vivendi mit Italien anstrebender Kirchenfürst. Was ihm bei seiner Candidatur ernstlich schaden könnte, ist der Umstand, daß auch sein um wenige Jahre jüngerer Bruder Vincenzo Cardinal ist. Und es gilt als nahezu gewiß, daß, wenn Serafino Papst wird, er seinen Bruder zum Staatssecretär macht. Auch denjenigen nun, die sich für Serafino zu erwärmen vermöchten, könnte es nicht opportum erscheinen, die ganze Curie sozusagen der Familie Vannutelli auszuliefern und auf diese Weise ein neues Nepotenthum zu etabliren. Vincenzos Betrauung mit dem Staatssecretariat hätte darum Berechtigung, weil er als Nunzius diplomatische Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit hatte. Er war, ehe er Cardinal wurde, Vertreter des Papstes am Lissaboner Hofe. Serafino hat eine noch größere diplomatische Vergangenheit. Er war zuerst Nunzius in Brüssel und dann in Wien. Da er von den Tagen seiner Wirksamkeit am österreichischen Hofe ein gutes Andenken in Wien zurückgelassen hat, so würden sich die Cardinäle Oester-

reich-Ungarns, vier an Zahl, seiner Erhebung gewogen zeigen. Zu diesen vier würde sich wohl als fünfter der Fürstbischof von Breslau Cardinal Kopp gesellen, der als Gemäßigter weit bekannte Vertrauensmann Kaiser Wilhelms. Auch der greise Cardinal Ledochowski, der zu Kaiser Wilhelm II. ein ungleich besseres Verhältniß hat, als es zu Wilhelm I. gewesen, der ihn während des Culturkampfs seiner Stelle als Erzbischof von Posen entsetzte, könnte vielleicht der deutschen Reichsregierung zu Gefallen für Serafino Vannutelli eintreten. Anders der deutsche Cardinal der Curie, der Baier Andreas Steinhuber. Dieser gehört dem Jesuitenorden an und fühlt sich mehr Jesuit als Deutscher. Der Umstand, daß der Orden Loyolas, dem Fürst Bismarck die Thore Deutschlands geschlossen, trotz aller Anstrengungen bei den Nachfolgern des eisernen Kanzlers, bei dem Grafen Caprivi, dem Fürsten Hohenlohe und dem Grafen Bülow, nicht das Recht der Niederlassung in Deutschland erlangen konnte, stimmt die Jesuiten deutschfeindlich, und diese Gesinnung wird auch beim Conclave zum Ausdrucke kommen. Selbstverständlich sind die Jesuiten, im Geiste der Bethätigung ihres Ordens während der letzten dreißig Jahre, auch entschiedene Widersacher einer Aussöhnung des heiligen Stuhls mit Italien. Eine Candidatur Serafino Vannutellis würde demgemäß von dem in der Kirche mächtig dastehenden Orden so offen bekriegt werden, wie eine solche Rampollas begünstigt würde.

Die Brüder Vannutelli sind Söhne der lateinischen Berge, beide in dem kleinen Orte Genazzano in der Diöcese von Palestrina geboren. Serafino kennt die Welt. Er hat mancher Herren Länder gesehen und unterscheidet sich darin vortheilhaft von gewissen römischen Prälaten, die nicht über die väterliche Scholle hinaus gekommen. Giebt es doch selbst im Cardinalscollegium eine Anzahl solcher glebae adscripti, die kaum über den Horizont der römischen Campagna hinausgesehen. In jungen Jahren schon war es Serafino Vannutelli gleichwie einst dem Grafen Mastai-Ferretti, späterem Pius IX., beschieden, in den amerikanischen Provinzen der spanischen Civilisation für den heiligen Stuhl zu wirken: zuerst als Auditor in Mexico und dann als apostolischer Delegat in Ecuador und Peru. In späteren Jahren sehen wir ihn als Nunzius am Brüsseler Hofe. Damals regierte der liberale Frère-Orban, der den Staat im Allgemeinen und die Schule im Besondern der Vormundschaft der Kirche entwinden wollte. Die belgische Regierung hatte die dem Cabinet feindliche Politik der Curie offen als zweideutig stigmatisirt und schickte dem Nunzius die Pässe zu. Dieser kam 1880 als Nunzius nach Wien. Hier war er Zeuge zweier für ihn sehr unliebsamer Episoden. Er mußte es erleben, wie König Humbert von Italien einen freundlichen Empfang am Wiener Hofe erfuhr, und dann, wie der geschworene Feind der Curie, der Ministerpräsident Frère-Orban, als Begleiter des Königs der Belgier in Wien erschien. Es war aus Anlaß der Vermählung des Kronprinzen Rudolf mit der belgischen Königstochter

Stefanie, die unter Ceremonien und Festlichkeiten stattfand, bei denen der kurz zuvor aus Brüssel weggejagte Nunzius mit seinem einstigen Peiniger zusammentreffen mußte. — Vergeblich bemühte sich Vannutelli in Wien, die österreichisch-ungarische Monarchie von der Bahn der Annäherung an den Quirinal abzubringen, die zum Abschlusse einer Allianz mit Italien führte. Doch das Gehaben des Nunzius war, wenn er auch ex offo gegen die Allianz intriguirte, sonst maßvoll, und Graf Kalnoky, der Leiter der auswärtigen Politik, hatte sich nie ernstlich über den Vertreter des Papstes zu beklagen. Dem Charakter des Cardinals, dessen ganzes Wesen Maß athmet, entspricht auch sein Aeußeres. Serafino Vannutelli ist eine schöne elegante Erscheinung. Er ist ein Mann der Welt und bewegt sich gern in der Gesellschaft der am Vatican accreditirten fremden Diplomaten. So trägt er bei, das Ausland seiner Person günstig zu stimmen. Es ist von ihm behauptet worden, er würde, wenn der heilige Geist ihn aus den „siebzig Aeltesten" der Kirche auswählte, den Namen Clemens XV. annehmen. Der Name Clemens wäre ein Programm. Der letzte Papst dieses Namens hob den Jesuitenorden auf. Die Milde und Mäßigkeit Clemens' XIV. hat Canova in zwei weiblichen Figuren an dem Grabmal dieses Papstes in der Kirche Santi Apostoli in Rom verewigt. Die Wahl Serafino Vannutellis zum Papst wäre wohl dem Jesuitenorden wenig genehm, und darum wird sie auf Schwierigkeiten stoßen.

Noch weniger könnten sich die Jesuiten mit der Erhebung des Cardinals Capecelatro, Erzbischofs von Capua, abfinden. Dieser ist das edelste und gelehrteste Element unter den Italienern im heiligen Collegium. Er wäre ein Idealpapst. Er ist aber heute ein alter Mann von 77 Jahren. Dies freilich könnte ihm in den Augen mancher Cardinäle gerade nützen. Denn wenn die Gegensätze unter den Parteien und Wählern zu hart aufeinanderstoßen, einigt sich vielleicht die Mehrzahl auf einen Greis, in der Annahme, er werde nur ein Uebergangspapst sein, durch seinen baldigen Tod ein neues Conclave unter geklärteren Verhältnissen herbeiführen und einem anderen Papst Platz machen. Capecelatro ist unter den italienischen Cardinälen der viertälteste. Der 89jährige Benedictinermönch Celesia, Erzbischof von Palermo, kommt für eine Papstwahl nicht mehr in Erwägung. Der 79jährige Galeati, Erzbischof von Ravenna, ist in Folge eines Schlaganfalls leidend. Der 78jährige Mocenni, Bischof der Sabina, Abt von Farfa und Verwalter des Obolus des heiligen Petrus, ein etwas knauseriger, gesprächiger, unruhiger, brummiger Prälat, ist mehr Mittelpunkt des Klatsches und der Anekdote, als etwa Gegenstand des Respects seiner Collegen. Er hat keine Zukunft mehr und eigentlich keine Vergangenheit. Durch zehn Jahre war er Substitut des päpstlichen Staatssecretärs, zuerst des Cardinals Ludovico Jacobini, dann Rampollas. Um zwanzig Jahre älter als der gegenwärtige Staatssecretär Seiner Heiligkeit, ist er doch ein Stern, der von der Sonne Rampolla sein Licht borgt.

Neben diesem ist er der einzige Cardinal, der im Vatican wohnt. Er strebt die Papstkrone nicht an, interessirt sich aber dafür, daß Rampolla sie erlange.

Bleibt nur, falls die Cardinäle aus Opportunismus und in der Hoffnung, bald wieder in's Conclave zu ziehen, einen alten Mann wählen wollen, Capecelatro übrig. Die Jesuiten rechnen allerdings nicht mit der Möglichkeit seiner Wahl. Doch nicht das Alter allein setzen diejenigen, die seine Erhebung auf den heiligen Stuhl befürchten, an ihm aus, sondern sie dichten ihm auch an, daß er ein „Jettatore" wäre. Jettatore ist ein aus dem süditalienischen Aberglauben heraus geschöpfter Begriff und heißt so viel wie „Unglücksbringer". Jemand braucht nur zweimal eine kleine Ungeschicklichkeit begangen zu haben, und er wird leicht als ein Mann der Jettatura, des Verhängnisses, ausgegeben. Es würden sich wohl im Cardinalscollegium Männer finden, die den Muth hätten, diesem unwürdigen Vorurtheile entgegenzutreten, wenn Cardinal Capecelatro candidirt würde. Er ist einer der maßvollsten unter den Kirchenfürsten Italiens. Er ist ein Patriot, der den Ausgleich zwischen Curie und Italien will. Capecelatro, gegenwärtig auch Bibliothekar der heiligen römischen Kirche, ist heute einer der berühmtesten Schriftsteller innerhalb des Katholicismus. Sein Werk „Die heilige Catharina und das Papstthum ihrer Zeit" ist in viele Sprachen übersetzt worden. Er ist auch der Verfasser eines Buches „Newman und das englische Oratorium" und eines anderen „Gladstone und die Wirkungen der vaticanischen Decrete". Er war auch in der Polemik gegen Andersdenkende nie zu heftig. Capecelatro dürfte aber gerade darum, weil er kein politischer Kämpfer ist, nicht viel Anhang bei der Mehrzahl der italienischen Cardinäle finden, die eben zu großem Theil Politiker und noch dazu mit Vorliebe intransigent sind.

Eine weit politischere Natur ist Cardinal Svampa, Erzbischof von Bologna, ein in der vordersten Reihe der Papabili genannter Kirchenfürst. Wenn Capecelatro Manchem für die Tiara zu alt scheint, so setzt man an dem 49jährigen Svampa wieder die Jugend aus. Er ist der jüngste unter allen italienischen, der zweitjüngste unter allen Cardinälen überhaupt. Während Capecelatro, durch und durch Patriot, in die gegenwärtige Einheit Italiens festes Vertrauen setzt, knüpft Svampa an eine längst vergangene Epoche an, in welcher vielfach der Gedanke ventilirt ward, der Papst möchte an der Spitze der weltlichen Fürsten Italiens stehen. Was einst der Abbate Vincenzo Gioberti wollte, daß Italien ein Staatenbund wäre und daß der Papst das Präsidium über die verbündeten Staaten innehätte, das will Svampa vielleicht noch heute.

Svampa hat übrigens wie Parocchi die für einen Papstcandidaten wenig vortheilhafte Eigenschaft, sehr fettleibig zu sein, und sie Beide gelten nicht als ganz gesund. Weder dem Einen noch dem Andern dürfte sein Aeußeres zu Gute kommen. Wenn aber Einer von ihnen doch gewählt

würde, so würde der Nachfolger jedenfalls sehr abstechen von der ätherischen Erscheinung Leos XIII., der mehr Geist als Körper ist.

Svampas Candidatur muß übrigens noch im Zusammenhange mit einem wunderlichen Moment angesehen werden. Es giebt eine Prophezeiung aus dem 12. Jahrhundert, die dem heiligen Malachia, Erzbischof von Armagh in Irland, zugeschrieben wird, derzufolge, bevor Rom in Trümmer sinken werde, noch eine Anzahl Päpste auf dem Stuhl Petri sitzen werden, die unter gewissen Symbolen angeführt werden. „Lumen in coelo" (Licht am Himmel) deutete man auf Leo XIII., weil die Familie Pecci, aus welcher der Papst hervorgegangen, einen Kometen im Wappen führt. Dann werde, heißt es, ein „Ignis ardens" (ein brennendes Feuer) aufgehen. Das Wort „Svampare" nun bedeutet „lodern". Also hätte Svampa auch von dieser symbolischen Seite her manche Chance.

Die Liste der Papabili ist mit Rampolla, Parocchi, Serafino Vannutelli, Capecelatro und Svampa keineswegs erschöpft. Auch Cardinal Gotti wird in neuester Zeit viel genannt. Er ist ein Ligurier von Geburt. Ligurien hat der Kirche nicht viele Päpste gegeben. Immerhin kann es sich Julius II., eines der größten Päpste, rühmen. Gotti ist Carmeliter, Barfüßer-Mönch. Sein Vater war, wie De Cesare wissen will, ein Facchino, ein Lastträger aus Bergamo.

Gotti wäre als Sohn bescheidener Abstammung keine vereinzelte Erscheinung unter den Cardinälen. Es giebt gegenwärtig im heiligen Collegium überhaupt nicht Viele vornehmster Abkunft. Der Adel ist nicht stark vertreten. Es wird angenommen, daß Gotti in manchen Dingen mit Rampolla übereinstimme. Er hat aber einen Vorzug, der ihn vielen Cardinälen sympathischer wird erscheinen lassen. Gotti ist nicht der professionelle Politicien wie der gegenwärtige Berather Seiner Heiligkeit. Auch weiß er mit seinen Gesinnungen zurückzuhalten. Gotti spricht nicht viel, ganz im Gegensatze zu Parocchi, der nach Popularität jagt. Im Gegensatze wieder zu Rampolla, der nicht zu reiche wissenschaftliche und litterarische Kenntnisse besitzt, zählt Gotti gleich wie Parocchi zu den Cardinälen von höherem Wissen, wenn er sich auch keineswegs etwa mit einem Capecelatro messen kann. Gotti hat sich hauptsächlich mit Mathematik und Physik beschäftigt. — Er steht heute im 67. Lebensjahre, ist nur um ein Geringes jünger als Parocchi und um ein Geringes älter als Serafino Vannutelli. In diesem Augenblicke ist er vielleicht der wahrscheinlichste Anwärter auf den heiligen Stuhl.

Wir haben unter den Papabili auch zwei italienische Provinzbischöfe genannt: Capecelatro in Capua und Svampa in Bologna. So viel Neid und Eifersucht pflegt zwischen den in Rom residirenden Eminenzen, den sogenannten Cardinälen der Curie, vorhanden zu sein, daß bei der Papstwahl nicht selten ein mit dem Purpur geschmückter Provinzbischof Italiens den Sieg davonträgt. Pius IX. war Bischof von Imola, Leo XIII. Bischof von Perugia, als sie die Tiara erlangten. Wer möchte die Mög-

lichkeit leugnen, daß auch bei der nächsten Papstwahl das Loos auf einen der Provinzbischöfe Italiens falle?

Der Tod hat bereits manche Prophezeiung in Betreff des Nachfolgers Leos XIII. Lügen gestraft. Ein vorsichtiger Mann wird also, wenn er von dem zukünftigen Papst spricht, nicht prophezeien, sondern nur Reflexionen über Möglichkeiten, im besten Falle über Wahrscheinlichkeiten anstellen. Wir haben die wahrscheinlichsten Candidaten genannt, die Namen der nur möglichen größtentheils unterdrückt. Wir müßten sonst anderthalb Dutzend unter den Cardinälen anführen. Wir nannten unter den Papabili einige wenige, deren Namen in Aller Munde sind. Beim letzten Conclave wählten die Cardinäle allerdings einen, dem mancher kluge Italiener die Tiara vorausgesagt hatte. Die Wahl Peccis war keine Ueberraschung. In dem Conclave jedoch, das 32 Jahre früher stattgefunden, wählten die Cardinäle einen Mann, in welchem Niemand den zukünftigen Papst gesehen hatte. Die Wahl Mastai-Ferrettis war eine ungeheure Ueberraschung.

Wer vermag demnach heute zu sagen, ob es ein bereits vielgenannter oder ein noch im Hintergrunde stehender Cardinal sein wird, dessen Name siegreich aus dem nächsten Conclave hervorgehen dürfte? Der ehrgeizige Erzbischof von Mailand wird es nicht sein. Cardinal Ferrari hat wiederholt, indem er mit den herausforderndsten Beleidigungen gegen die Staatsgewalt hervortrat, seinen priesterlichen Beruf geradezu verleugnet. Als im Mai 1898 die Revolte in Mailand ausbrach, war der Nachfolger des heiligen Ambrosius nicht einmal zur Stelle, um die erregten Gemüther durch ein mildes Hirtenwort zu besänftigen. Und doch weilte er in seiner Diöcese, nur wenige Meilen von Mailand. Der Papst hat den Cardinal durch ein an ihn gerichtetes öffentliches Schreiben zu rehabilitiren versucht, aber dies wollte dem unfehlbaren Anwalte Seiner Eminenz nicht recht gelingen. Der Erzbischof von Mailand, dem man — vielleicht fälschlich — Sympathien für die Revoltirenden zuschrieb, blieb trotz des päpstlichen Rettungsversuches gerichtet in den Augen auch der Unbefangenen, die es unbegreiflich finden, daß der Haß gegen den italienischen Staat einen Cardinal zum unwillkürlichen Bundesgenossen von Communards mache. Wiewohl Ferrari stets mehr geräuschvoll als weise, mehr wie ein politischer Kampfhahn als wie ein priesterlicher Berather aufgetreten, hatten doch manche noch vor wenigen Jahren viel von seiner Zukunft erwartet. Seit den Schreckenstagen von Mailand aber sind seine Hoffnungen begraben.

Wenn man in Italien von dem zukünftigen Papst spricht, so streitet man gern, ob er ein Politiker oder ein „Santo“, das heißt ein heiliger, der Politik entrückter Mann sein werde. Man sollte meinen, das Wort in Goethes Faust: Ein politisch Lied! Pfui! Ein garstig Lied! . . gelte von Niemandem so wie von dem Manne der Kirche. Und doch sind die gegenwärtigen Cardinäle und insbesondere die Italiener fast durchweg Politiker. Manche von ihnen würden sich eignen, Führer einer clericalen

Partei zu sein. Ueber ein Dutzend italienische Cardinäle haben als päpstliche Nunzien bei europäischen oder amerikanischen Regierungen gewirkt. Diese sind also Diplomaten und keine „Santi". Sie haben allerdings den Vorzug der größeren Weltläufigkeit, andererseits aber den Nachtheil der geringeren Demuth und Religiosität. Cardinal Svampa freilich war so wenig wie die Cardinäle Capecelatro und Parocchi je im Auslande in der päpstlichen Diplomatie thätig. Der Erzbischof von Bologna war vielmehr stets wie die zwei anderen Genannten oder wie der auch den Papabili beigezählte Patriarch von Venedig, Cardinal Sarto, nur in der Seelsorge, nur in bischöflichen Würden. Aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß solche Prälaten der Politik fernstehen. Ja, sie sind, wenn sie stets zu Hause geblieben, nicht selten viel engherzigere Politiker als diejenigen, die sich im Auslande umgesehen. Von all' den Erzbischöfen Italiens, die gegenwärtig den Purpur tragen, hat sich nur Capecelatro, ein vornehmer Denker, von dem Getriebe der Parteien fern gehalten. Würde der heilige Franciscus von Assisi aus dem Grabe auferstehen, er würde in dem Erzbischof von Capua trotz seines Purpurs noch immer eine Erscheinung von christlicher Demuth und universeller Liebe erkennen. Anders steht es mit den meisten italienischen Collegen Capecelatros. Ein Parocchi figurirte in früheren Jahren, ein Ferrari figurirt noch jetzt unter den politischen Kämpfern der Kirche. Svampa hält darin heute eher Maß. Vielleicht will er nicht durch zu starkes Hervortreten den Anspruch auf die Papstkrone verwirken. Svampa, noch nicht fünfzigjährig, mag, wie bemerkt, Manchem zu jung für die Tiara erscheinen. Leo XIII. war 68, Pius IX. 54 Jahre alt, die anderen Päpste unseres Jahrhunderts waren zwischen 60 und 70 Jahren, als sie die Tiara erlangten. Ein kanonisches Hinderniß besteht aber keineswegs, daß ein junger Cardinal Papst werde. Leo X., der Mediceer, war 38, Clemens VII., auch er aus dem Hause der Medici, 45, Eugen IV. und Paul II. 48, Nicolaus V. 49, Julius II. 50 Jahre alt, als sie Päpste wurden. Und in früheren Zeiten kamen über einen jungen Cardinal Beklemmungen, wenn ihm die Tiara winkte. Galt es ja als ausgemacht, daß ein Papst, ehe 25 Jahre um wären, sterben müßte. Ueber dem Haupte des Gewählten schwebten die verhängnißvollen Worte: „Non videbis annos Petri". Diese Meinung aber, kein Papst könnte sich so lange wie der heilige Petrus auf dem Thron behaupten, welcher der Legende nach 25 Jahre regiert hatte, ist längst durch Pius IX. zu Schanden gemacht, der 32 Jahre herrschte. Seit diesem Papste flößt das „non videbis" keinem Cardinal mehr, der die Hand nach der Tiara ausstreckt, Besorgnisse für sein Leben ein. Mit viel mehr Hoffnung, die Jahre des heiligen Petrus zu überschreiten, würde etwa der 49jährige Cardinal Svampa den päpstlichen Thron zu besteigen glauben, als es bei dem 68jährigen Bischof Pecci der Fall gewesen, der nun als Leo XIII. fast schon den Jahren Petri nahegekommen.

Svampa gilt als tüchtiger Erzbischof. Doch hat dieser Sohn der Marken weder als Bischof von Forlì, der er früher war, noch als Erzbischof von Bologna, der er seit fünf Jahren ist, durch außerordentliche Leistungen von sich reden gemacht. Er ist ja weder gelehrt wie Capecelatro, noch steht er auf so hohem Posten wie Rampolla, noch blickt er auf eine so geräuschvolle und bewegte Vergangenheit zurück wie Parocchi. Was also erklärt es, daß man den Benjamin unter den italienischen Cardinälen nie zu nennen verabsäumt, wenn es gilt, die Papstkrone für die Zukunft zu vergeben? Wir sagten es schon: Er ist ein Provinzbischof, und das ist ein Vorzug für einen Papabile.

Wenn wir vom Norden nach dem Süden gehen, so ergeben sich in diesem Augenblicke Cardinäle für folgende 11 Bisthümer, größtentheils Erzbisthümer Italiens: Venedig, Mailand, Turin, Bologna, Ravenna, Ancona, Capua, Neapel, Reggio di Calabria, Palermo und Catania. Durch Greisenalter und Krankheit sind, wie erwähnt, von der Tiara ausgeschlossen die Erzbischöfe von Palermo und Ravenna. Auch Manara, Bischof von Ancona, und Prisco, Erzbischof von Neapel, haben genug, wenn sie einst in jenen Stellungen sterben, in denen sie jetzt sind. Der eine ist ein Seelenhirt ohne Ruf, der andere ein Erforscher der thomistischen Philosophie, der wohl nie Cardinal und Erzbischof geworden wäre, hätte Leo XIII. nicht eine solche Vorliebe für das Lehrgebäude des heiligen Thomas von Aquino. Was die Erzbischöfe Richelmy von Turin, Portanova von Reggio di Calabria, Francica-Nava di Bontifè von Catania anbelangt, so tragen sie alle drei erst seit Kurzem den Purpur und sind noch keine scharf umrissenen Gestalten in der höchsten Hierarchie. Von dem Erzbischof von Catania, der bis vor einiger Zeit Nunzius in Madrid war, weiß man, daß er ein Herz und eine Seele mit seinem sicilischen Landsmann Rampolla ist. Nur wenn das Conclave sich noch einige Jahre hinausziehen sollte, könnte der eine oder der andere von den drei Genannten zu den Papabili aufrücken. Das Erzbisthum von Turin zumal ist eine der hervorragendsten kirchlichen Stellen in Italien. In Richelmys Vorgänger, Cardinal Alimonda, einem der ersten Kanzelredner Italiens, hatten Manche den Nachfolger Leos XIII. gesehen. Er starb aber in einem Augenblicke, als ihn die öffentliche Meinung als den möglichen Papa futuro begrüßte. Ein früher Tod hat überhaupt alle die Cardinäle ereilt, die noch vor einem Jahrzehnt die größte Wahrscheinlichkeit, Leos XIII. Nachfolge anzutreten, für sich hatten: Außer dem genannten Alimonda den Cardinal Agostini, Patriarchen von Venedig und Vorgänger Sartos, dann den Erzbischof Battaglini von Bologna, Vorgänger Svampas, Monaco La Valletta, als Doyen des heiligen Collegiums Vorgänger Oreglias, und Cardinal Sanfelice, Erzbischof von Neapel und Vorgänger Priscos.

So rücken denn an die Stelle der Verstorbenen neue Papabili, und jetzt zählt zu ihnen auch Cardinal Sarto. Der Patriarch von Venedig ist heute ein Mann von 65 Jahren. Seine Richtung ist einigermaßen gekennzeichnet,

wenn man ihn als Intimus Parocchis hinstellt. Es heißt allgemein, die Beiden würden beim Conclave für einander stimmen, ganz so wie Rampolla und Gotti. Sartos Chancen sind aber vielleicht darum größer als die Parocchis, weil der erstere seine Ambitionen zu verschweigen weiß, während der frühere Cardinalvicar sie etwas geräuschvoll propagirt. Und Venedig ist auch ein besseres Milieu als Rom für die Hoffnungen eines Papabile. In der stillen Lagunenstadt verschließt ein Mann von Ehrgeiz der Außenwelt leichter seine Absichten als in Rom, wo an den Cardinalvicar alle Augenblicke die Versuchung herantrat, sein Programm in die Welt hinaus zu posaunen, und dies schon darum, weil er das Bedürfniß hatte, seinem Nebenbuhler Rampolla zu contrecarriren. Die Gotti und Sarto, die so thun, als ob sie nicht Papst werden wollen, handeln doch klüger als ihre Freunde, die Rampolla und Parocchi, die so unverhohlen candidiren.

Fingiti grullo come Papa Sisto,
Se desideri giungere al Papato.
(Stell Dich dumm wie Papst Sixtus, willst Du Papst werden.)

Beherzigt Gotti dies kluge Wort nicht besser als Rampolla, Sarto nicht besser als Parocchi?

Ein Wort noch über ein besonderes Genre von Cardinälen. Casali del Drago und Cassetta sind Römer von Geburt — Romani di Roma, wie man in Rom zu sagen pflegt. Das gilt in den Augen der Römer, die von alten Zeiten her die Schwäche haben, sich für das auserwählte Volk Gottes zu halten, als besonderer Vorzug. Bis vor Kurzem war auch Cardinal Domenico Jacobini, ein Romano di Roma, im heiligen Collegium. Er ist aber vor einiger Zeit gestorben.

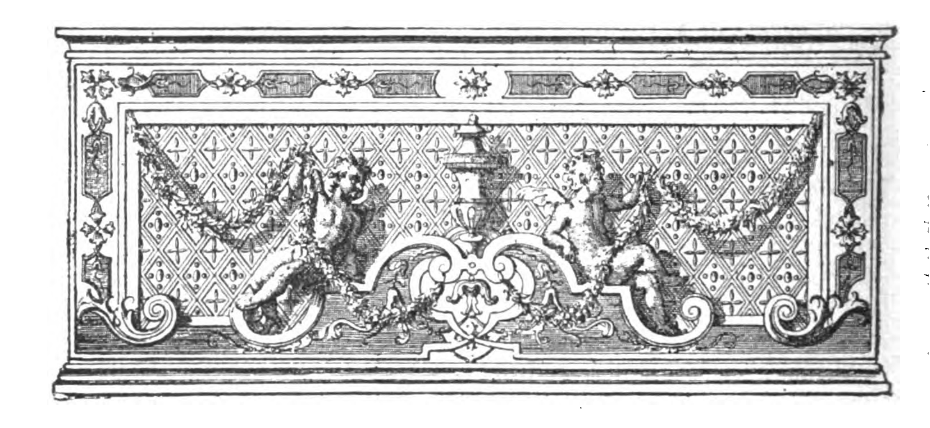
Wir glauben, diejenigen unter den 31 italienischen Cardinälen, die mit einigen Aussichten in das Conclave eintreten könnten, in Hinsicht auf ihre Persönlichkeit und auf ihre Stellung einigermaßen beleuchtet zu haben. Doch das Bild einer Körperschaft, wie es das Collegium der Cardinäle ist, deren Mehrzahl Greise sind, wechselt leicht von heute auf morgen. Alles hängt davon ab, ob das Conclave sich bald versammelt oder ob Leos XIII. Leben sich noch verlängert. Der Papst, der sich vor zwei Jahren von einem schweren Krankenlager erhob, findet vielleicht die Kraft, das alte Jahrhundert noch um manches Jahr zu überleben. Er ist längst mehr Geist als Körper. In dem dünnen, fast durchsichtigen Leibe Leos XIII. beben alle Nerven; auf seinem fahlen Antlitze zeichnen sich alle Vorgänge der Seele sichtbar ab. Doch die Sinne des Papstes sind noch hell. Das Gehör sei, versichern diejenigen, die ihn in den letzten Wochen gesehen, fein geblieben, und das Auge, das der deutsche Maler Lenbach vor etwa 15 Jahren so lebensvoll dargestellt, leuchte noch immer mit dem alten Feuer. Manch ein Verehrer, der den Papst einst in jüngeren Jahren gekannt, ruft, wenn er sich ihm heute nähert und den alten Funken in ihm wiedererkennt, mit Dante aus:

Conosco i segni dell' antica fiamma.

Des Papstes Leibarzt Dr. Lapponi hat dem Neunzigjährigen in der in lateinischer Sprache abgefaßten „Vox urbis“ betitelten römischen Zeitschrift ein Leben von hundert Jahren prophezeit.

Dem melancholischen Triumphe, den einst Papst Urban VIII. feierte indem er, als er alle Cardinäle todt sah, die ihn gewählt, ausrief: „Non vos me elegistis, sed ego vos“, ist Leo XIII. nahe gekommen. Von den Cardinälen, die mit ihm im Jahre 1878 in das Conclave gezogen, sind, wie erwähnt, nur noch drei am Leben, und ihr Alter bewegt sich zwischen 67 und 78. Möglich immerhin, daß der Papst, der so vielen Cardinälen die Augen zugedrückt, die jünger waren als er, auch die allerletzten Zeugen seiner Erhebung auf den Thron überlebt. 135 Cardinäle hat er während seines Pontificats zu Grabe getragen. Vielleicht stirbt noch mancher seiner „Nachfolger“ vor dem Vorgänger.





Gottfried Kinkel und seine rheinische Heimat.

Von

Joseph Joesten.

— Bonn. —

In meiner Schrift „Litterarisches Leben am Rhein, Leipzig 1899 bei Fr. W. Grunow“ habe ich den unvergeßlichen Dichter des rheinischen Epos „Otto der Schütz“ und seinen Dichterkreis in Bonn, den Maikäferbund, zum Gegenstande einer eingehenden Betrachtung gemacht. Heute möchte ich dieses Bild durch einige Mittheilungen aus dem Leben des Dichters, die seine Persönlichkeit wahrheitsgetreu widerspiegeln, einigermaßen vervollständigen.

Der allzufrüh gestorbene, überaus talentvolle Sohn des Dichters, Dr. phil. Gottfried Kinkel, Privatdocent zu Zürich, hat in einem noch wenig bekannten Manuscript uns das Leben seines Vaters bis zu dessen Tode erzählt. Diese Aufzeichnung erweckt um so höheres Interesse, als sie den Lebens- und Schaffensgang des Dichters in London und Zürich eingehender darstellt, als solches in den bisher erschienenen Biographien von Streckfuß, Strodtmann und Otto Henne am Rhyn geschehen ist und möglich war. Ich möchte daher diese Darstellung des Lebensbildes des Dichters und Politikers hier vorausschicken.

Gottfried Kinkel,

geb. 11. August 1815, gest. 13. November 1882.

Gottfried Kinkel wurde am 11. August 1815 als Sohn des strenggläubigen protestantischen Pfarrers Joh. Gottfr. Kinkel zu Oberkassel bei Bonn geboren. Er studirte von 1831—1834 an der Universität Bonn, wo er theologische, philologische und philosophische Vorlesungen hörte und sich besonders eng an Augusti anschloß. Nachdem er ein weiteres Jahr in Berlin zugebracht hatte, bestand er im Januar 1836 zu Coblenz sein Licentiaten-Examen mit glänzendem Erfolge und habilitirte sich auf Anrathen seines

Lehrers Augusti im Frühjahr 1837 als Docent für Theologie in Bonn. Zur Stärkung seiner Gesundheit unternahm er im Winter 1837/38 eine größere Reise nach Südfrankreich und Italien; längere Zeit hielt er sich in Rom und Neapel auf. Von dieser italienischen Reise brachte Kinkel die tiefe Liebe zur bildenden Kunst mit, welche ihn durch das Leben begleitet hat; er lieh in zahlreichen Gedichten der Bewunderung Ausdruck, womit ihn die Denkmäler des klassischen Alterthums erfüllten. Im April 1838 in die Heimat zurückgekehrt, las er an der Universität Bonn mit immer steigendem Erfolge über Kirchengeschichte und Geschichte des Heidenthums in den ersten christlichen Jahrhunderten und rückte im Frühling 1839 in die Stellung eines besoldeten Docenten ein. Um dieselbe Zeit wurde er zum Religionslehrer am Bonner Gymnasium ernannt, übernahm auch einige Unterrichtsstunden an dem angesehenen Thormann'schen Mädcheninstitut und wirkte seit dem Sommer 1840 als Hilfsprediger in Köln.

Das schöne Leben am Rhein, der tägliche Verkehr mit den bedeutenden Männern, welche sich damals in Bonn zusammenfanden, der Aufschwung der Nationallitteratur in den dreißiger und vierziger Jahren — alles dies mußte eine empfängliche Natur wie Kinkel lebhaft ergreifen und seine gesammte Thätigkeit günstig beeinflussen. Auf seine Vorlesungen wendete der junge feurige Docent den höchsten Fleiß; die seltene Formvollendung seiner Rede zog Studenten aus allen Facultäten an, und oft hatte er doppelt soviel Zuhörer als der Ordinarius des Faches. Trotzdem verzögerte sich seine Beförderung; der Hauptgrund dafür war seine Verlobung mit einer Katholikin, der hochgebildeten Componistin und Schriftstellerin Johanna Mockel, welche er im Mai 1843 heimführte. — Nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Theologie sein Lebensberuf nicht sein könne, trat er im Jahre 1845 zur philosophischen Facultät über und veröffentlichte alsbald sein erstes größeres wissenschaftliches Werk: „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern" (Bonn bei Cohen 1845). In diesem Buche wurde die genetische Entwickelung der christlichen Kunst bis zum zehnten Jahrhundert klar dargelegt und der gewaltige Stoff mit philosophischem Geiste durchdrungen. Besonders anziehend ist die Schilderung der Anfänge der altchristlichen Malerei; sie beruht auf den umfassenden Studien, welche der Verfasser in den römischen Kirchen und Katakomben gemacht hatte. Auf Grund dieser Schrift bewarb sich Kinkel beim Ministerium Eichhorn um die außerordentliche Professur der Cultur- und Kunstgeschichte, welche die preußische Regierung an der Universität Bonn zu gründen beschlossen hatte. Er wurde gewählt, erhielt aber trotz seiner Verdienste um die von ihm vertretenen Wissenschaften noch immer keine feste Besoldung. Seine Aussichten besserten sich erst, als er im Frühling 1847 aufgefordert wurde, mit einem Gehalt von 1000 Thlrn. jährlich in die Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung einzutreten. Jetzt suchte man ihn in Bonn zu halten; der Curator der Universität berichtete sofort an den Minister, welcher Kinkel nach Berlin kommen ließ und ihm eine jährliche Remuneration von 400 Thlrn. auswirkte.

Wir übergehen hier die Ereignisse des Jahres 1848, durch welche Kinkel in den Strudel der politischen Agitation hineingezogen wurde. Die stille, aber fruchtbare Arbeit des Lehrers und Erziehers war ihm so sehr zum Bedürfniß geworden, daß er, sobald er seine Freiheit wieder erlangt hatte, zur pädagogischen Thätigkeit zurückkehrte. Mit eisernem Fleiße erlernte er in wenigen Monaten die Sprache des Landes, welches mehr als fünfzehn Jahre der Schauplatz seines Wirkens sein sollte. Im Frühjahr 1853 wurde er am Hyde-Park-College, später am Bedfort-College angestellt. Er vervollständigte in London mit Hilfe der großartigen Kunstsammlung des Britischen Museums, des India House und des Krystallpalastes seine kunsthistorische Bildung und legte in seinen Vorträgen über Kunstgeschichte großes Gewicht auf das Alterthum, insbesondere auf die Entwicklung der griechischen Plastik. Er wurde dabei durch eine reichhaltige Sammlung von Photographien, Zeichnungen und farbigen Tafeln unterstützt, welche zur Veranschaulichung des Gesagten wesentlich beitrugen. Bald erhielt er von allen Seiten die Einladung, die in Damencollegien gehaltenen Vorträge vor größeren Kreisen zu wiederholen; er reiste mehrmals nach Brad-

ford, Manchester, Edinburg und später, in den Jahren 1864 und 1866, sogar nach Paris, wo die deutsche Colonie ihn hören wollte. Die Ferien brachte er meistens am Meeresstrande zu. In Swanage (Dorsetshire) begann er, ohne Zweifel von der Betrachtung der assyrischen Denkmäler im britischen Museum angeregt, 1854 das gewaltige Trauerspiel „Nimrod", in welchem die Entstehung des Königthums in den Ebenen Mesopotamiens geschildert und ein farbenprächtiges Bild einer verschwundenen Cultur entrollt wird. Das Drama erschien 1857 bei Rümpler in Hannover und wurde am 2. November 1878 in Leipzig, am 16., 19. und 22. Januar 1879 in Zürich aufgeführt. Eine andere auf das Alterthum bezügliche Arbeit beschäftigte sich mit dem Mausoleum von Halikarnassus (Westermanns Monatshefte, October und December 1858; siehe jetzt „Mosaik zur Kunstgeschichte". Berlin 1876). Der Verfasser hatte die im Jahre 1857 nach London gekommenen Ueberreste des berühmten Denkmals eingehend studirt und legte seine Beobachtungen in einem sehr anziehend geschriebenen Essay nieder, in dem auch die Geschichte der von Newton geleiteten Ausgrabungen eingehend besprochen wurde.

Im Jahre 1861 eröffnete Kinkel im Auftrage des königlichen Departements für Wissenschaft und Kunst im South-Kensington-Museum einen Cyclus von Vorträgen über alte und neuere Kunstgeschichte und setzte diese später im Krystallpalast fort. Durch diese Vorlesungen wurde die Kunstgeschichte als Unterrichtsfach in England eingeführt. — 1864 begründete Kinkel mit Herrn D. Leitner den Londoner „Verein für Wissenschaft und Kunst", wurde bald dessen Präsident und blieb in dieser Stellung bis zu seiner Berufung nach Zürich, welche im April 1866 erfolgte. Er übernahm die Stelle eines Professors der Archäologie und Kunstgeschichte an der damals noch von 600 regelmäßigen Zuhörern besuchten polytechnischen Schule und las jeden Winter Geschichte der Kunst des Alterthums von Aegypten bis Pompeji, im Sommer Geschichte der mittelalterlichen Kunst. Diese Vorträge wurden namentlich in den ersten Jahren sehr stark besucht; später nahm, und zwar in Folge der verminderten Frequenz des Polytechnikums, die Anzahl der Hörer etwas ab. Von den Nebencollegien erfreute sich insbesondere die Erklärung der Gypsabgüsse in der archäologischen Sammlung, welche jeden zweiten Sommer vorgetragen wurde, lebhaften Beifalls. Die Wärme, womit der Redner die Schönheiten der Gebilde alter Kunst schilderte, mußte wirken, und Kinkel kam nur den Wünschen des Publicums entgegen, als er sich entschloß, diese Vorträge in Buchform herauszugeben. Sie erschienen im Herbst 1870 unter dem Titel „Die Gypsabgüsse der archäologischen Sammlung im Gebäude des Polytechnicums in Zürich", und wurden von der Kritik sehr günstig aufgenommen. Wenn auch der ganze Ton des Buches erkennen läßt, daß der Verfasser sich an weitere Kreise wendet, so fehlt es doch andererseits nicht an eindringenden Studien und mühevollen Untersuchungen über wichtige Einzelfragen; es sei hier nur an die Beschreibung der Venus von Milo, das gegenseitige Verhältniß des Skopaos und des Praxiteles und die Bemerkungen über die archaistische Kunstrichtung in der griechischen Plastik erinnert.

Seit dem Jahre 1867 interessirte sich Kinkel für die Gründung einer Kupferstichsammlung, welche den Bedürfnissen des kunstgeschichtlichen Unterrichts dienen sollte. Nachdem man mit kleineren Ankäufen den Anfang gemacht hatte, gelang im Sommer 1870 die Erwerbung der Bühlmann'schen Kupferstichsammlung, welche der Eigenthümer für 40000 Fr. abließ. Dadurch gelangte das Polytechnicum in den Besitz einer Sammlung, welche ihren Zweck vollständig erfüllt und auch von einem weiteren Publicum benutzt wird. Die alte Kunst ist hier durch zahlreiche Stiche nach Antiken, Oelfarbendrucke, architektonische Zeichnungen, Photographien und größere Kupferwerke, wie Bouillons Musée des antiques vertreten. — Auch für die Vermehrung der Gypsabgüsse nach Antiken war Kinkel thätig. Er betheiligte sich wiederholt an den Vortragscyclen des Zürcherischen Docentenvereins, welcher seit 1851 öffentliche Vorlesungen veranstaltete und den Ertrag derselben meistens den Kunstsammlungen des Polytechnicums und der Universität zuwendete. Als diese Vorträge im Winter 1870/71 ausgesetzt wurden, trat er mit einigen Specialcollegen zusammen

und arrangirte mit ihnen eine Serie von Vorträgen über alte Kunst; aus dem Erlöse wurde eine Vasensammlung begründet. Von 1866 bis 1882 war er auch ein eifriges Mitglied der antiquarischen Gesellschaft, in deren Mitte er manchen Vortrag hielt. Viele derselben sind in der „Mosaik zur Kunstgeschichte", seiner letzten größeren Publication, abgedruckt; wir heben hier den geistvollen Essay „Ueber den verschiedenen Charakter der antiken und der modernen Kunst" und die eindringenden Forschungen: „Wer hat den farnesischen Stier ergänzt?" und „die Statue des Messerschleifers in Florenz, ein Werk des XVI. Jahrhunderts", hervor.

In den letzten Jahren wurde Kinkel mehr als früher von Krankheit heimgesucht; doch schien er sich immer wieder zu erholen. Noch im Herbst 1882 reiste er nach Mailand, Mantua und Venedig. Mit der gewohnten Frische eröffnete er Ende October seine Vorlesungen am Polytechnicum — da traf ihn am 8. November ein Schlaganfall, dem er binnen fünf Tagen erlag.

Nach einem überaus arbeitsamen und wechselvollen Leben ist — wie wir den vorstehenden Schilderungen des Sohnes entnehmen, — der Dichter des „Otto der Schütz" heimgegangen. Er hat nach seinen politischen Irrungen fern von der Heimat, im Auslande ein bitteres Schicksal durchmachen müssen, wie wenige, und sein eigenes Wort an sich selber wahr gemacht:

„Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann."

Im Verein mit seinen beiden Lebensgefährtinnen, die alle Sorgen des Daseins in gleicher Weise wie die geistigen Freuden seines Dichtens und Schaffens mit ihm theilten, hat er aber allen Stürmen Stand gehalten und es durch unausgesetzten Fleiß auch zu einem verhältnißmäßig glücklichen Wohlstand gebracht.

Das mir vorliegende Vermögensverzeichniß weist einen Activbestand von ungefähr 50000 Franken nach, abgesehen von dem 21000 Franken betragenden privilegirten Frauengut der zweiten Frau. Von Interesse ist auch der letzte Wille des Dichters, den ich in Nachfolgendem wiedergebe:

Testament
des Professors Johann Gottfried Kinkel von Zürich.
Wohnort: Nr. 239 Langgasse,
in der Gemeinde Unterstraß,
Canton Zürich,
Schweiz.

Letztwillige Verordnung
des Professors Johann Gottfried Kinkel in Unterstraß.

Der Wunsch, bei meinem Alter für die Versorgung meiner Frau und die standesgemäße Erziehung unserer heut noch minderjährigen Kinder nach Kräften vorzusorgen, veranlaßt mich, mein Testament zu machen und über mein Vermögen zu verfügen wie folgt:

Nach dem Tode meiner ersten Frau Johanna geborene Mockel fiel durch den Tod ihres Vaters, des Herrn Gymnasialprofessors Mockel in Bonn am Rhein, ein von demselben schuldenfrei besessenes Haus in der Josephstraße*) daselbst als Erbe an mich und unsere Kinder. Ich habe keinen der Ansprüche, welche ich an dieses Erbe hatte, geltend gemacht, sondern bei eingetretener Volljährigkeit des jüngsten Kindes aus jener Ehe an

*) Hausnummer 13.

die drei damals überlebenden Kinder Gottfried, Adelheid und Hermann dieß ihr mütterliches Erbe übergeben, welches sie nach Verkauf des Hauses unter sich getheilt haben. Ich habe ferner aus meinem eigenen Erwerb die standesgemäßige und professionelle Erziehung der drei Kinder so lange fortgeführt, bis jedes derselben in seinen jetzigen Beruf und Erwerb eingetreten war.

Zur gerechten Ausgleichung dieser und noch anderer von ihnen genossenen Vortheile verordne ich, daß den Kindern aus meiner zweiten Ehe, Conrad, Percunos, Manfred, Erna und Gerda, resp. denen von ihnen, die mich überleben werden, insgesammt und zu gleichen Theilen ein fünftel meiner reinen Verlassenschaft von vornherein zufallen soll.

Sollte mein jetziges Vermögen durch unvorhergesehene Verluste sich so stark vermindern, daß bei meinem Tode das Erbtheil noch unerzogener Kinder zur Vollendung ihrer standesmäßigen Erziehung oder ihrer Ausstattung nicht ausreicht, so bestimme ich, daß aus dem gemeinen Erbgute ein billiger Voraus im Sinne von § 1913 des Zürcherischen Erbrechtes hiefür vorweg genommen werde, und ersuche die betreffende Behörde, das Maß dieses Voraus durch billiges Ermessen zu bestimmen.

Bei meiner Verheirathung im Jahr 1860 mit meiner zweiten jetzt lebenden Frau Minna Emilie Ida, geborene Werner, setzte ich derselben von meinem damaligen über 600 Pfd. Sterling betragenden Jahreseinkommen ein Nadelgeld von 5%, also 30 Pfd. Sterl. jährlich aus. Sie hat aber vorgezogen, dieß Nadelgeld einstweilen nicht zu beziehen, sondern hat die betreffenden Auslagen theils aus ihrem Eingebrachten, theils durch eigene Arbeit und aus kleinen Festgeschenken gedeckt. Ich habe erst in den letzten Jahren aus meinem durch Vorträge in Deutschland Erworbenen diese rückständigen Nadelgelder sammt 5% Zinsen ihr ausgezahlt, und sie sind im Betrag von jetzt 20'000, in Buchstaben Zwanzigtausend Franken als Frauengut in die Steuerrolle von Unterstraß eingetragen. Ich erkläre demnach, daß diese Summe, wie sie durch die Zinsen und das fernerhin jährlich an unserm Hochzeitstag (31. März) fällig werdende Nadelgeld von 750 Franken sich voraussichtlich vermehren wird, meiner Frau Minna als freies Eigenthum gehört.

Ich habe gleichfalls die beiden Policen meiner Lebensversicherung bei der Schweizer Rentenanstalt auf zusammen 10 410, in Buchstaben zehntausendvierhundertzehn Franken, nebst Gewinnantheilen, welche Policen in Verwahrung der Behörde des Schweizer Polytechnikums sich befinden, meiner vorgenannten Frau Minna unter dem 13. Mai 1879 zu Eigenthum abgetreten und diese Abtretung auf die Rückseiten dieser Policen mit notarieller Beglaubigung meiner Unterschrift vermerkt, wovon seitdem auch schriftliche Anzeige beim Secretariat des Polytechnikums und bei der Direction der Rentenanstalt gemacht worden ist.

Mein und meiner Frau jetzt vorhandenes Vermögen ist vollständig in der zweiten Ehe erworben worden, und daß uns dieses gelungen, habe ich eben so sehr wie meinen eigenen Arbeiten, der Häuslichkeit, der Sparsamkeit und dem Fleiß meiner lieben und treuen Frau Minna zu verdanken. Neben Allem also, wozu das Gesetz sie berechtigt, namentlich der lebenslänglichen Nutznießung des vierten Theils der reinen Verlassenschaft und ihren Rechten an den Hausrath, ersuche ich dieselbe, falls sie mich überlebt, die Pflege und Erziehung unserer bei meinem Tod etwa noch minderjährigen Kinder auf ihre Kosten zu übernehmen, bitte die Vormundschaftsbehörde um Bestätigung dieses Wunsches; und verordne für diesen Fall, daß die Mutter bis zur Ausrichtung der Volljährigkeit der Kinder die auf dieselben fallenden Erbtheile genießen und nutzen, ferner auch im Sinne von § 1949 des Zürich'schen Erbrechtes, so lange ein minderjähriges Kind in ihrer Pflege bleibt, die halbe Nutznießung der Erbtheile behalten soll, welche auf die einzelnen volljährigen oder ausgerichteten Kinder ihrer Ehe mit mir fallen. In vollem und wohlbegründeten Vertrauen auf Charakter und Befähigung meiner Frau bitte ich die vorgesetzten Behörden, derselben überhaupt alle Rechte gesichert und ungeschmälert zu erhalten, welche das Gesetz einer verwittweten Mutter in möglichster Weite einräumt.

Unter diesen Vorbehalten und Beschränkungen soll mein Vermögen an die mich überlebenden Kinder aus meinen beiden Ehen zu gleichen Theilen fallen. Diese Gleichstellung der Töchter im Erbtheil mit den Söhnen will ich in Abweichung von dem Züricherischen Intestat-Erbrecht gewahrt wissen, und ich erwarte von meinen männlichen Erben und der als Vormundschaft handelnden Behörde, daß sie zu Gunsten der Töchter diesem billigen und principiellen Wunsche willfahren.

Auf die Kinder der ersten Ehe gehen die Handschriften und Compositionen ihrer Mutter Johanna und alle bei meinem Tode bestehenden oder künftigen Honorarrechte an diesen Schriften, sowie einige Erinnerungsstücke aus dem Nachlaß ihres Großvaters, des Herrn Mockel, über.

Meine eigenen Handschriften und Briefe wünsche ich von meiner Frau bis zu ihrem Tode aufbewahrt, mit dem Recht, das, was ihr passend scheint, durch den Druck zu veröffentlichen. Alle hieraus so wie aus meinem ganzen geistigen Eigenthum nach meinem Tode etwa noch einfließenden Honorare und Tantièmen sollen dieser meiner Frau bis zu ihrem Tode als Eigenthum zufallen, die von da aber einfließenden unter meine alsdann noch lebenden Kinder aus beiden Ehen gleichmäßig getheilt werden.

Ich ersuche die Meinigen, die ich alle mit herzlicher Liebe umfasse, über alle Fragen, die etwa in diesem meinem Testamente nicht ausdrücklich entschieden sind, wo möglich in friedlicher Verhandlung sich auszugleichen, meiner geliebten Frau nöthigen Falles ihr Alter vor Sorge und Entbehrung zu schützen, sich gegenseitig nach Kräften beizustehen, und das kleine Erbtheil, das ich nach einem arbeitsamen Leben Jedem übergeben kann, im Segen der Eintracht und in fröhlicher Erinnerung an mich zu genießen.

Unterstraß, den fünfundzwanzigsten Juni
achtzehnhundertneunundsiebzig.

Johann Gottfried Kinkel
Professor am Eidgenössischen Polytechnikum.

Testaments-Eröffnung.

Nachdem der Testator Herr Professor Dr. Johann Gottfried Kinkel von Zürich wohnhaft gewesen in Unterstraß laut Auszug aus dem Civilstandsregister der Stadt Zürich von heute vom 13. November 1882 sel. verstorben, wurde gegenwärtiges von ihm unterm 25. Juni 1879 hierorts deponirte u. sub Nr. 1647 des Test.-Reg. im Notariatsarchiv aufbewahrt gewesene eigenhändige Testament dem Notariatsarchiv enthoben und in der vom Erblasser innegehabten Wohnung in Nr. 7 von der Nordstraße Unterstraß in Anwesenheit:

1) Der Wittwe des Erblassers Minna Emilie Ida, geb. Werner, wohnhaft in Unterstraß
2) Des Sohnes Hrn. Dr. phil. Gottfried Kinkel, Privatdocent, wohnhaft in Enge
3) Des Sohnes Hrn. Conrad Perkunos Kinkel in Zürich, geb. 17./1. 1862
4) Des Sohnes Hrn. Manfred Kinkel in Unterstraß geb. 15./3. 1863
5) Der Tochter Frl. Erna Kinkel daselbst geb. 15./7. 1864*).
6) Der Herren Stadtrath Landolt, Baltensberger und Waisenamtssecretär Vogel in Zürich,

*) Kinkel hinterließ bei seinem Tode 4 unmündige Kinder aus zweiter Ehe, die oben genannten unter 3—5 und ein Töchterchen Gerda, geb. 18. Dec. 1867 zu Zürich.

Kinder erster Ehe mit Johanna Mockel waren der oben unter 2 genannte Gottfried Kinkel, Dr. phil., geb. in Poppelsdorf 13./7. 1844, der dort vor einigen Jahren auch seinen Tod fand; Johanna, geb. in Poppelsdorf 11./8. 1845, gest. 30./1. 1863 zu London; Adelheid, geb. in Poppelsdorf 12./8. 1846, lebt gegenwärtig als Wittwe des Kaufmanns Adolf von Asten zu Barmen; Hermann, geb. in Bonn 29./7. 1848, Ingenieur und Director der Eisenhütte zu Bieshitza in Rußland.

nach gesetzlicher Vorschrift amtlich eröffnet. Die Urkunde selbst aber zur Aufnahme in das über den Nachlaß des Verstorbenen zu erhebende waisenamtliche Inventar der Waisenamtskanzlei Zürich übergeben.

Geschehen vom 8. December 1882.

Notariat Oberstraß:
J. C. Schmid
Notar.

Das Testament des Dichters muthet uns in seiner ganzen Liebe zu den Seinigen wie ein zart empfundenes und einfaches Gedicht an; der Dichter hat sein durch den Tod der ersten Gattin, der genialen Johanna Mockel, im Jahre 1858 zu London verlorenes Herzensglück an der Seite seiner „häuslichen, sparsamen und fleißigen" zweiten Ehegattin wiedergefunden. Das Schicksal, daß ihn bis zu seiner Uebersiedelung in die Schweiz so grausam verfolgt hatte, hat ihm an der Hand dieser Frau den Abend des Lebens erhellt und verschönt. Dies erfahren wir zu unserer Genugthuung aus dem letzten Willen des Dichters.

Was sterblich an Kinkel war, ist fern von seiner rheinischen Heimat im Boden der freien Schweiz zur Ruhe gebettet worden. Sein Wunsch, den er 1850 „Aus dem Kerker" schrieb, ist nicht erfüllt worden:

„Das soll nicht modern im märkischen Sand,
Das sehnt sich nach seiner Wieg' —
Mein Herz soll ruhen im Vaterland,
Im Winde der blauen Sieg.

Ein Dörfchen kenn' ich am Waldessaum*)
Geschützt vor dem nordischen Wind,
Da blüht noch jedes Jahr der Baum,
Bei dem ich gespielt als Kind." —

Gottfried Kinkel bezeichnete sich vorzugsweise gern als „rheinischen Mann", und dies nicht ohne Grund. Wurzelte er doch wie wenige Dichter tief in dem Volke seiner rheinischen Heimat, das in ihm den geborenen Verfechter seiner freiheitlichen Anschauungen erblickte und mit treuer und inniger Theilnahme auf das Unglück, wie auf den Wechsel seiner Schicksale sah. Mag man auch politisch auf dem ganz entgegengesetzten Standpunkte stehen: Kinkel ist doch der Einzige gewesen, der für seine Ueberzeugung mit seiner Person und seinem Leben eingetreten ist, während alle übrigen Freiheitssänger — man denke nur an die Flucht Georg Herweghs — damals Reißaus nahmen.

In Bonn war Kinkel zu seiner Zeit der populärste Mann, der schon durch sein bloßes Erscheinen zur Begeisterung überall hinriß und gegen den typisch gewordenen „zugeknöpften, anmaßenden und zurückhaltenden Professor" grell abstach. Seine Beziehungen zu einfachen Bürgers- und Handwerksleuten sind in Bonn noch bei Vielen in lebhafter Erinnerung. Besonders hat er mit dem in dem Dorfe Endenich bei Bonn lebenden

*) Hiermit meint der Dichter seinen Geburtsort Oberkassel am Rhein (bei Bonn).

Wirthe Cornelius Hartzheim enge und freundschaftliche Beziehungen bis an sein Lebensende unterhalten.

Eine halbe Stunde von Bonn, am Fuße des Kreuzberges, liegt das Dorf Endenich, an dessen einfache Genüsse und Freuden zur Kirmeszeit wohl noch mancher Musensohn in seinem Philisterium gerne zurückdenkt. Das dort an der Landstraße gelegene trauliche Wirthshaus mit schönem Garten und Kegelbahn „Zum Haideweg", war einst der Sammelpunkt bedeutender Geister, die sich hier nach vollbrachter Arbeit in der ländlichen Ruhe und Abgeschiedenheit beim Kegel- und Dominospiel im Laufe der Jahrzehnte zu erholen pflegten. Als Kinkel in Bonn Privatdocent war und sich um ihn der in der deutschen Litteraturgeschichte berühmt gewordene „Maikäferbund" schaarte, waren es die Dichter Alexander Kaufmann, Wolfgang Müller von Königswinter, Christian Joseph Matzerath, Willibald Beyschlag, Jacob Burckhardt, Karl Simrock, Gustav Pfarrius, Levin Schücking, Ferdinand Freiligrath und Emanuel Geibel (letztere als Gäste), die dort gerne bei dem biederen Wirthe C. A. Hartzheim einzukehren pflegten. Hier wurden die Festessen zur alljährlichen Feier des Stiftungsfestes des Maikäferbundes abgehalten, hier war es, wo Kinkel seine Zuhörer durch den Vortrag seiner größeren Dichtungen, so u. A. am Peter- und Paulstage 1844 durch Vorlesung seines „Grobschmied von Antwerpen" entzückte. Wie so vielfach im akademischen Leben, so knüpften auch hier die Gäste über die Studienzeit hinaus weitere Beziehungen zu dem Wirthe, die nicht nur einen metallischen Beigeschmack hatten. Dazu kam, daß in den bewegten politischen Zeiten des Jahres 1848 Kinkel hier im Kreise seiner Gesinnungsgenossen weilte, die sich, „zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit sowohl der Personen als auch des Eigenthums" berufen fühlten, die „freiwillige Bürgerschutzwache" zu bilden. Wenn man in das mir vorliegende „Wachtbuch" einen Blick wirft, den Ernst der darin ausgesprochenen Anordnungen, den Aufwand der Untersuchungen Seitens der Behörden, die am Sonntag, den 6. August 1849 erfolgte Huldigung für den Reichsverweser Erzherzog Johann (mit feierlichem Hochamt, Tedeum und Ball mit Feuerwerk bei Hartzheim) an seinen Augen vorüberziehen läßt, so weiß man nicht, ob man über die damalige „Wacht am Rhein" mehr staunen als lächeln soll. Immerhin ist es erklärlich, daß Kinkel nach diesen Begebenheiten und nach seiner am 29. Juni 1849 erfolgten Verhaftung im badischen Aufstande auch im fernen Auslande zu dem Wirth Hartzheim die bisherigen freundschaftlichen Beziehungen weiter pflegte, umsomehr, als dieser in selbstloser Treue die Verwaltung und Abwickelung der Kinkel'schen Vermögensangelegenheiten bewirkte. Johanna Kinkel übergab sogar dem treuen Freunde ihres Mannes bei ihrem Abschiede von Bonn als Andenken das nunmehr historisch gewordene Gewehr, mit dem dieser seiner Zeit in den frischen, fröhlichen Krieg nach der Pfalz gezogen war. Die Beziehungen Kinkels zu diesem einfachen Manne und Bürger

sind für Ersteren bezeichnend und bestätigen das, was Johanna in ihren Briefe vom 18. Mai 1848 (Preuß. Jahrbücher Band 97, Heft 3 S. 420) sagt:

„Ich glaube, wir sind in Bonn die einzigen, die mit Gewerbe- und Handwerk treibenden als mit ebenbürtigen Leuten verkehren, keinen Unterschied in der Anrede (Herr Frau, Fräulein 2c.) und im Gruß auf der Straße machen, dies versteht sich natürlich von selbst, aber so stark ist der Unsinn hier, daß man so etwas bemerkt. Nun rufen di Centralbürgerversammlungen eine Gleichheit nothwendig hervor, gegen die sich die Bewohne in der lächerlichsten Weise sträuben. Die Handwerker, die gern für ihre Interessen einen Ordner, Sprecher, Verfasser gehabt hätten, wandten sich an Kinkel als den einzigen, der immer freundlich mit ihnen gestanden. Natürlich nahm sich Kinkel ihrer Interessen an und nun wurde er von der Professoren-Clique förmlich exilirt."

Aus dem Briefwechsel, den Kinkel mit Hartzheim führte, geht aber auch die weniger bekannte Thatsache hervor, daß der Dichter am Ende seines bewegten Lebens keinen sehnlicheren Wunsch hatte, als daß es ihm vergönnt würde, wieder ein Deutscher zu werden. Wenn Freiligrath sich, trotz seiner inneren Wandlung, auch später nicht mit seinem Vaterlande aussöhnen konnte, so muß es uns doppelt angenehm berühren, daß Kinkel diesen Wunsch in seinem innersten Herzen sehnlichst gehabt hat. Der folgende Brief legt hierüber ein beredtes Zeugniß ab:

Zürich, 19. April 1872.

Geehrter und lieber Herr Hartzheim!

— — Sie können sich nicht denken, wie sehr ich mich auf diese Rheinreise freue, wir haben hier doch im Ganzen blos einen traurigen Abglanz des Deutschthums, ich will wieder einmal ganz reine deutsche Luft athmen.

Mit herzlichen Grüßen an Sie und die Ihrigen Kinkel.

Auch Ferdinand Hey'l (Wiesbaden) erzählt uns in seiner Erinnerung an Gottfried Kinkel, (vgl. Gartenlaube 1892 Nr. 14 S. 216) daß dieser ihm in einer gemüthlichen Stunde im „Adler" zu Wiesbaden im März des Jahres 1882 anvertraut habe, wie er über seine politische Vergangenheit selbst dachte: „Ich bin am Rhein — o, wenn man wüßte, was man dem „Alten" für eine Freude hätte bereiten können, wenn man ihn heimberufen, ihn wieder zum Deutschen hätte werden lassen mit Deutschen! Wohl danke ich der Schweiz, daß sie mir wie vordem England ein Heim, eine Ruhestätte geboten hat, aber, Freund, ich leide, und zwar an zwei Uebeln, am Heimweh und am Fluche der politischen Berühmtheit."

Man wird diesen Ausspruch in seiner bittern Wahrheit verstehen, wenn man sich das Schicksal vergegenwärtigt, das so tragisch zwischen dem Dichter und seinem Volke stand.

Das Glück, „wieder einmal ganz reine deutsche Luft zu athmen," ist dem Dichter nicht mehr im Leben zu Theil geworden. Er ist heimgegangen fern von seinem Vaterlande und seiner Heimat am Rhein; sein Leib ruht in fremder Erde; sein Name lebt aber am Rhein und im ganzen deutschen Vaterlande unvergänglich fort, das mit trauernder, inniger Theilnahme auf das Unglück wie auf den Wechsel seiner Schicksale sah.

Merkwürdiger Weise hat man am Rhein den rheinischen Dichtern Ferdinand Freiligrath, Nicolaus Becker, Gustav Pfarrius, Wolfgang Müller von Königswinter, Emil Rittershaus und demnächst Karl Simrock Denkmale in Erz und Stein gesetzt, nur der Sänger des „Otto der Schütz“ ist bisher vergessen worden, obgleich ihn das deutsche Volk als einen Hauptvertreter der rheinischen Liederkunst anzusehen und zu schätzen allen Anlaß hat. Es ist nicht schwer, den Grund zu errathen. Bei Errichtung von Denkmalen fallen in der Gegenwart den Mitgliedern und Freunden des Ausschusses Ehrungen, Orden und Titel in den Schooß. Man sagt sich auch, daß wir zuviel Denkmale schon haben und daß es unnütz ist, Mühe, Geld und Begeisterung zu verschwenden für einen schon todten Dichter, dessen politisches Idol der heutigen byzantinischen Richtung allzufern liegt. Warum also sich unnütz aufregen?! „Das ist kein Geschäft und bringt auch nichts ein.“

Anders dachte man und denkt man in der „freien und freidenkenden Schweiz“.

Difficile est satiram non scribere! In dieser Beziehung verweise ich den freundlichen Leser auf meine Ausführungen in meiner Schrift: Litterarisches Leben am Rhein. Leipzig 1899. Seite 118 u. f.

Daß Kinkel von politisch anders Denkenden auch wieder gerecht beurtheilt wurde, zeigen die Worte des Festredners bei der Feier des Winkelmann-Festes in Bonn am 6. December 1882: „Kinkel bleibe das unbestreitbare Verdienst, der modernen Kunstwissenschaft ihren ersten akademischen Lehrstuhl durch seine Vorlesungen in Bonn zu einer Zeit gleichsam erobert zu haben, wo es noch des Kampfes bedurfte, ob überhaupt das Mittelalter in die Kunstwissenschaft aufgenommen werden könne. Kinkel sei durch und durch ein Kind rheinischer Erde und eine reine ideale Natur gewesen. In diesen beiden Eigenschaften lägen seine Stärken und seine Schwächen. Mit geringerem Idealismus würde wahrscheinlich seine politische Laufbahn vor Irrwegen bewahrt geblieben sein, deren Reinheit, so abweichend man auch zu ihr stehen möge, von Niemand bestritten werden könne.“

Kinkel war mit einem Worte ein Mensch von idealem Fluge der Gedanken und goldreinem Herzen, der nur das Beste wollte. Er konnte Manche, die ihm folgten, zur Schwärmerei, ja zur Thorheit reizen.

Seine Stimme klang im Glockentone, und die Rede floß ihm lebenswarm von den Lippen. Auf ihn passen die Worte, die Julius Mosen vom Dichter singt, wie auf wenige andre Olympier:

„Der Dichter wurzle tief in seinem Volke
Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum,
Mag dann er brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum:
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung
Fühlt er des Daseins leiseste Bewegung.“



England und die südafrikanischen Freistaaten.

Ein zeitgeschichtlicher Rückblick mit persönlichen Erinnerungen.

Von

Karl Blind.

— London. —

Kurz ehe das Oberhaupt der Transvaal-Republik auf dem holländischen Kriegsschiffe „Gelderland“ die Fahrt nach Europa antrat, fand in London eine merkwürdige Versteigerung statt. Ein alter Hut des Präsidenten Krüger wurde im Aufstreich zu fünfundzwanzig Pfund Sterl., eine seiner Tabakspfeifen zu zweiundeinhalb Guineen losgeschlagen. Zusammen 552 Mark!

Die „Daily News“, die seit Beginn der Verwickelung mit der Regierung zu Pretoria und während des ganzen Krieges zu der von Chamberlain eingeleiteten Politik gestanden ist, erklärte bei Gelegenheit dieser Versteigerung: ein solcher Preis wäre für kein Bekleidungsstück Napoleons I. zu erlangen. Auch dürfe man wohl bezweifeln, daß heutzutage das Andenken an den corsischen Eroberer noch so viel verlockenden Reiz besitze, wie die Beschäftigung mit Krügers Persönlichkeit.

Ich bin mit dem Präsidenten der Südafrikanischen Republik — eine Stellung, die er bis heute noch nicht niedergelegt, sondern nur zeitweise an Herrn Schalk-Burger übertragen hat — während der Londoner Verhandlungen über den neuen Vertrag von 1884 öfters zusammen gewesen. Mit ihm waren damals, wie unlängst erwähnt worden, General Smit und Herr Du Toit, der Unterrichts-Minister, in London erschienen. Krügers Hut und seine Pfeife sind mir daher in der Erinnerung nicht fremd. Lebhaft sehe ich den einfach gekleideten, für gesellschaftliche Ansprüche wenig gemachten Mann vor mir, wie er — eine halbe Stunde, ehe der neue Vertrag unterzeichnet wurde — in seinem Gasthofe auf einem niedrigen Auftritt am Fenster saß, seine Pfeife rauchend. Das war, so zu sagen, für

ihn die „Stoep“ (sprich: Stup), d. h. die Stufe oder Freitreppe, auf der er, vor seinem Hause in Süd-Afrika, der Gewohnheit des Rauchens mit Behagen pflegte.

Bei jenem Besuche händigte man mir den gedruckten Text des der Unterzeichnung wartenden Vertrags-Entwurfes ein. Er war in englischer und holländischer Sprache abgefaßt, welch' beide Sprachen mir bekannt sind. Ich habe bereits festgestellt, welche Bedenken ich damals von Neuem gegen die Annahme des Abschnittes 4 äußerte. Allein es war nicht mehr zu ändern. Die Herren fuhren nach Downing Street, und die Unterzeichnung fand statt.

Mit Bestimmtheit glaube ich sagen zu können, daß, hätte die Transvaal-Abordnung fest auf Streichung des Abschnittes 4 (betreffend den Abschluß von Verträgen mit Fremdmächten) beharrt, Lord Derby auch in diesem Punkte schließlich nachgegeben hätte. Irland war nämlich damals noch stark im Aufruhr begriffen; und Lord Derby fürchtete, es könnte in Süd-Afrika ein „zweites Irland“ erstehen. Sein Unterstaatssecretär Courtney, der seitdem stets zu der Sache der Buren gehalten und deshalb bei den neulich stattgehabten Parlamentswahlen seinen Abgeordnetensitz hat aufgeben müssen, war 1884 ebenfalls ganz für das Recht der Südafrikanischen Republik gewonnen gewesen. Bei dem Grafen Derby trat noch der persönliche Umstand hinzu, daß er als Großgrundbesitzer auch in Irland begütert war. Die Bewältigung der unruhigen Insel war daher seine erste Sorge. Bei der Kleinheit der englischen Streitkräfte zu Land schien ihm das freundliche Abkommen mit Transvaal doppelt rathsam. Doch, wie gesagt, die Transvaal-Gesandtschaft ließ die Sache mit Abschnitt 4 auf sich beruhen.

Im Einklange mit dem, bei ihrem Abschiede an mich gerichteten ehrenden Schreiben der Gesandtschaft habe ich das Recht der Südafrikanischen Republik auf volle Unabhängigkeit viele Jahre hindurch öffentlich in England vertheidigt, ebenso in Deutschland und Amerika. Der Nachtheile, die mir dadurch in dem Lande erwuchsen, in welchem ich den größeren Theil meines Lebens zugebracht, soll nicht gedacht werden. Wo es sich um die Erfüllung einer Pflicht handelt — wie damals, wo die herrschenden Stände in England, und sogar der größere Theil der Massen, gegen die Vereinigten Staaten von Amerika und für die Sklavenhalter-Empörung, für Dänemark und gegen das Recht Schleswig-Holsteins, später theilweise auch für Frankreich und gegen Deutschlands Recht auf Zurücknahme von Elsaß-Lothringen sich ereiferten: da habe ich nie gezögert, die Sache der Freiheit und des Vaterlandes mit aller mir zu Gebot stehenden Kraft in Schutz zu nehmen. Entehrt würde ich mich gefühlt haben, hätte mir der gleiche Muth für die Vertheidigung der südafrikanischen Republiken gefehlt — was immer auch die Folgen sein mochten.

Daß ich in England, nach dem Sturze unserer Erhebung von 1848—49, eine Freistatt gefunden, habe ich nie vergessen. Die Zumuthung,

ich solle deshalb auf seine Seite treten oder auch nur schweigen, wenn es schnödes Unrecht thut, werde ich stets zurückweisen. Um des „besseren Englands“ selbst willen halte ich dies für ebenso nöthig wie gerechtfertigt.

II.

Ein Jahr ist verflossen, und der Krieg in Süd-Afrika ist noch nicht beendet. Ich darf sagen, daß ich zu den Wenigen gehöre, die dies voraussahen und öffentlich wiederholten. Mit 10 000, dann mit 20 000 Mann hatte man die beiden Republiken bequem niederwerfen wollen. „Wenn die Buren einmal ein paar Regimenter englische Soldaten sehen“ — äußerte man sich gegen mich vor Beginn des Krieges —, „da werden sie schon klein beigeben!“ Spätestens auf Weihnachten 1899 wollte Buller in Pretoria sein, um dort das Fest zu feiern!

Als Feldmarschall Roberts an seine Stelle gesetzt wurde, gab man sich abermals den sonderbarsten Hoffnungen hin. Doch wiederum verging ein halbes Jahr. In jüngster Zeit wurde endlich die Rückkehr von Roberts nach England — re bene gesta — auf September angekündigt. Die Frist, hieß es bald darauf, müsse auf Mitte November verlängert werden. Er meldete indessen nachher: nicht vor Januar nächsten Jahres könne er eintreffen. Ganz neuerdings schrieb er nach Dublin: nicht vor März 1901 vermöge er dort zum Empfang des Ehrenbürgerrechtes sich einzustellen.

Schließlich sah er sich genöthigt, plötzlich wieder den November für seine Rückkehr festzusetzen. Der Grund ist, weil der bisherige Oberbefehlshaber der englischen Heeresmacht, Lord Wolseley — an dessen Stelle, da seine Zeit abgelaufen, Roberts ernannt worden war — sich geweigert hat, länger im Amte zu bleiben. Zwischen Wolseley und dem Kriegsministerium besteht nämlich seit den Ereignissen in Süd-Afrika eine nicht zu heilende Spannung. Das Alles wirft ein eigenthümliches Licht auf die wirren Verhältnisse in der Heeres-Leitung und Verwaltung. Obwohl der Krieg nicht zu Ende, muß der Heerführer, der sich bisher allein als tüchtig erwiesen, die Rückkehr antreten!

Nun verläßt er den Schauplatz mit der Behauptung, „der Krieg sei zu Ende; nur Guerrillas (Kriegs-Freischaaren) ständen noch im Felde“. Welcher Widerspruch in den Worten! Welcher Widerspruch in den Thatsachen! „Der Krieg ist zu Ende“ — und die Buren führen ihn noch bis um die Hauptstadt des Orange-Freistaates, ja, bis an die Grenze der Cap-Ansiedelung hin, fort. „Der Krieg ist zu Ende“ — die Regierung aber verlangt, nachdem nahezu 100 000 000 Pfd. Sterl. darauf gegangen sind, vom Parlament weitere Geldmittel zur Fortsetzung desselben!

Und Lord Roberts schließt mit einem Erlasse ab, worin es von den Burenkämpfern heißt: „*Wir ehren sie, weil sie für Freiheit kämpfen, an die wir selbst so gründlich glauben.*“ Dann will er die wahre Freiheit in der Niederzwingung der Freistaaten sehen. Welcher Hohn!

Mit nahezu einer Viertelmillion Mann Truppen hat der Krieg gegen die beiden Freistaaten, deren weiße Buren-Bevölkerung jeden Geschlechtes und Alters kaum 150 000 Menschen in sich faßt, bis heute nicht zu Ende gebracht werden können. Man hat einen Abschluß durch Erzwingung des Neutralitäts-Eides versucht, im Gegensatz zu der klaren Bestimmung der im Haag getroffenen, von England gebilligten Uebereinkunft. Der Vertreter Englands selbst, Sir John Ardagh, hatte dort einen Antrag gestellt, der den kraftvollsten vaterländischen Widerstand (the most energetic patriotic resistance) eines Volkes, in dessen Land der Feind eingebrochen, als voll berechtigt anerkennt. Die Ausübung irgendwelchen Druckes, um einen Eid zu Gunsten der eingedrungenen Feindesmacht zu erzwingen, ist in einem besonderen Abschnitte des Haager Vertrages unbedingt verboten. (Art. 45: „Any pressure on the population of occupied territory to take the oath to the hostile power is prohibited".)

Die Vorschreibung des Neutralitäts-Eides war also ein schnöder Bruch des Haager Abkommens. Die „Admiralty and Horse Guards Gazette", eine von Offizieren der Flotte und des Heeres geleitete, conservative Zeitung, erkennt dies in den stärksten Worten an. Sie erklärt: „Wir stehen damit vor der Welt da als Verletzer der menschlichen Bestimmungen des völkerrechtlichen Gesetzes über Kriegführung, dem wir doch unsere Zustimmung ertheilt hatten."

Es scheint fast, als ob man sich's im Haag spöttisch zum umgekehrten Grundsatz gemacht habe: „Si vis bellum, para pacem". Aber noch Unerhörteres wird jetzt sogar aus Pretoria in einer aus amtlicher Quelle fließenden Mittheilung gemeldet.

Da es — so wird gesagt — mit dem „Neutralitäts-Eid" offenbar nicht gehe, so fühlt man, daß es nur eine Lösung giebt — nämlich die Wegführung außer Landes, und Gefangenhaltnng innerhalb einer großen Einfriedigung, jedes einzelnen Bürgers, sei er gut gesinnt oder nicht! Die Regierung würde täglich eine gewisse Summe für die Ernährung und für die Pflege ihres Viehstandes zahlen.

Jede Beurtheilung solcher beabsichtigten Barbarei ist überflüssig.

Daß eine Weltmacht, die über 400 000 000 Einwohner gebietet, schließlich ein Völklein von 150 000 Menschen überwinden könne, wenn nicht große auswärtige Verwickelungen hinzutreten, das konnte kein Verständiger je bezweifeln. Aber für die Zukunft jedenfalls sind solche schwere Gefahren für England nicht ausgeschlossen; und dann wird sich der Fluch begangener Unthat rächen. Denn selbst jetzt, nach mehr als einem Jahre des Kampfes gegen einen an Zahl so schwachen, nur mit Büchsen und Geschützen, nicht mit Bajonneten und Seitengewehr versehenen, der eigentlichen kriegerischen Ausbildung entbehrenden, den soldatischen Gehorsam nicht kennenden, der festen einheitlichen Ausbildung mangelnden Haufen berittener Bauern — selbst jetzt kann sich das englische Volk nicht zu der

Art allgemeiner Wehrpflicht entschließen, die der freie Schweizer gern erfüllt.

Und während man solche Wehrpflicht weit von sich weist, wird gleichwohl in Englands Presse, in den Reden so mancher seiner Politiker und in seinen großen Zeitschriften, die noch weitere Ausdehnung des bereits über alle fünf Theile unseres Wandelsterns sich erstreckenden, ein Sechstel des bewohnbaren Erdballes umspannenden, ungeheueren Weltreiches gepredigt. Ja, es werden Stimmen laut, die das alte Römer-Reich als Vorbild aufstellen, es sogar als Muster der „Völkerverbrüderung" bezeichnen, England für seinen natürlichen Erben ausgeben und den kleinen Staaten überhaupt das Recht zum Dasein absprechen!

III.

Weder in der Südafrikanischen Republik, noch im Oranje-Freistaat, denen man englischerseits bereits Namen gegeben hat, welche die Vernichtung ihrer Unabhängigkeit bedeuten sollen, ist man mit dem Gegner fertig. Indessen mag der Zeitpunkt wohl gekommen sein, wo sich ein Rückblick auf die Urheberschaft des Krieges empfiehlt.

Da ist vor Allem zu erwähnen, daß die Herbeiführung dieses sich hinschleppenden Krieges anfänglich von Niemand schärfer verurtheilt, daß seine für England unausbleiblich verderblichen Folgen von Niemand warnender vorausgesagt worden sind, als von dem Manne, der ihn schließlich selbst planmäßig angezettelt hat — dazu veranlaßt durch geldmächtige und hohe Einflüsse, die neben und hinter ihm standen.

Einst, als Mitglied der Gladstone'schen Partei, hatte Herr Chamberlain in feurigen Worten das unbedingte Recht der Bürger von Transvaal auf Unabhängigkeit anerkannt. Aehnlich als Mitglied eines Gladstone'schen Cabinets. Als Dr. Jameson sich auf dem von dem „Diamanten-König" Cecil Rhodes angestifteten Freibeuter-Zuge befand, richtete Chamberlain, als Minister der Ansiedelungen unter der heutigen Tory-Regierung, ein amtliches Schreiben an die „Südafrikanische Gesellschaft", worin die Transvaal-Republik dreimal als „fremder Staat", als „Fremdmacht", bezeichnet ist, die in freundschaftlichen Beziehungen zu Ihrer Majestät Regierung stehe. Kaum braucht gesagt zu werden, daß ein fremder Staat, eine Fremdmacht nicht unter der Oberhoheit (Suzerainty) einer anderen Fremdmacht stehen kann. Die beiden Ausdrücke schließen sich nach den einfachsten Regeln der Vernunft und des Völkerrechtes gegenseitig aus.

Ein paar Monate nach Niederwerfung des Jameson'schen Einbruches drängte indessen schon eine Gruppe von Kriegshetzern, deren gemeine Finanz-Zwecke kein Geheimniß waren, auf ein an die Republik, die sich bei Behandlung der Gefangenen so edelmüthig gezeigt hatte, zu erlassendes Ultimatum. Darauf antwortete damals Chamberlain im Unterhause:

„Von gewissen Seiten her wird der Gedanke laut, die Regierung hätte an den Präsidenten Krüger ein Ultimatum richten sollen — ein Ultimatum, das sicherlich verworfen worden wäre, und das unfehlbar zum Kriege geführt hätte. Herr Sprecher! ich denke nicht daran, eine solche Aussicht auch nur zu erörtern. Ein Krieg in Süd-Afrika wäre einer der furchtbarsten Kriege, die je geführt werden könnten. Er gliche einem Bürgerkriege. Es würde ein langer Krieg werden, ein grimmiger Krieg und ein kostspieliger Krieg. Er würde die glühende Asche eines Kampfes hinterlassen, die auf viele Menschengeschlechter hinaus, dessen bin ich überzeugt, nicht gelöscht werden könnte. Gegen den Präsidenten Krüger in den Krieg zu ziehen, um in den inneren Angelegenheiten seines Staates ihm Verbesserungen aufzuzwingen, während englische Minister hier in unserem Parlamente wiederholt sich erhoben haben, um alles Recht auf Einmischung unsererseits zurückzuweisen, das wäre ein ebenso unsittliches wie unkluges Verfahren.“

Einige Monate vor dieser Rede hatte Herr Chamberlain im Unterhause erklärt:

„Ich sage nicht, daß wir kraft des Vertrages (von 1884) berechtigt sind, dem Präsidenten Krüger Verbesserungen aufzuzwingen. Wir sind nur berechtigt, ihm freundschaftlichen Rath zu ertheilen. Wird dieser freundschaftliche Rath nicht gut aufgenommen, so ist nicht die geringste Absicht seitens der Regierung Ihrer Majestät vorhanden, einen Zwang auszuüben. Ich bin vollkommen bereit, solchen Rath zurückzunehmen und eine andere Lösung zu suchen, wenn jene dem Präsidenten angebotene für ihn nicht annehmbar ist. Das Recht zu unserem Verfahren auf Grund des Vertrages ist auf die Anerbietung freundschaftlichen Rathes beschränkt, dessen Verwerfung wir, im Falle der Nichtannahme, ganz bereit sein müssen zuzustimmen.“

Man beachte, daß Chamberlain hier, im Februar 1896, ganz richtig nur von einem Vertrage, dem von 1884, sprach. Der von 1881 war abgeschafft.

Wiederum äußerte sich Chamberlain damals über die Stimmrechtsfrage dahin, daß — wenn die Befürchtung begründet sei, es würden die sofort zum Wahlrecht zugelassenen Fremden dasselbe benutzen, um die Verfassung von Transvaal zu stürzen und eine von ihnen gebildete Regierung an die Stelle zu setzen — man dem Präsidenten Krüger allerdings nicht zumuthen könne, solchen Selbstmord zu begehen. „Die Frage ist, ob Präsident Krüger glaubt, daß unser Vorschlag die Sicherheit der Transvaal-Regierung bedroht. Wenn ja, so wird er vollkommen berechtigt sein, ihn zu verwerfen.“

In späteren Reden legte Chamberlain öfters Nachdruck darauf, daß die holländische Bevölkerung in Süd-Afrika die Mehrheit bildet, und daß eine große Gefahr entstünde, wenn man, im Widerspruch mit dem

Volksgefühl in der Kap-Ansiedelung und im Oranje-Freistaat, zum Kriege schritte. Noch im August 1896 wandte er sich mit diesen Worten gegen den zum Kriege hetzenden Sir Ashmead Bartlett:

„Was ist die Politik, die der ehrenwerthe Herr empföhle, falls er hier an meinem Platze stünde? Wir wissen es wohl. Er würde vor Allem eine Schlußforderung an den Präsidenten Krüger richten, mit dem Verlangen nach Verbesserungen innerhalb einer gewissen Frist, oder andernfalls einer Androhung der Anwendung von Gewalt. Dann, so denke ich, käme er hierher und würde die Bewilligung von 10 000 000 oder gar 20 000 000 Pfd. Sterl. — es kommt ja nicht so genau darauf an (Gelächter) — fordern und ein Heer von mindestens 10 000 Mann ausschicken, um den Präsidenten Krüger zu Verfassungsverbesserungen zu zwingen, in Bezug auf welche nicht blos die gegenwärtige Regierung, sondern auch frühere Staatsminister sich wiederholt verpflichtet haben, daß sie mit den inneren Angelegenheiten von Transvaal nichts wollen zu schaffen haben. Das ist die Politik des ehrenwerthen Herrn. Das ist nicht meine Politik!"

Derselbe Mann, der all' dies gesagt, behauptete nachher, daß der abgeschaffte Vertrag von 1881 gelte! daß England die Oberhoheit über die Südafrikanische Republik besitze! und daß England ein Recht zum gewaltsamen Eingriff in ihre inneren Angelegenheiten zustehe! Den Präsidenten Krüger bezeichnete er fortan höhnisch als einen „Schwamm, den man ausdrücken müsse", hielt ihm die „Sanduhr" vor, die „bald wird abgelaufen sein", und bedrohte die Republik durch Vorschiebung von Truppen an die Landesgrenze. Bei jeder Forderung berief er sich nunmehr nicht auf den Vertrag von 1884, sondern auf „die Verträge", und behauptete unwahrer Weise jedesmal das Vorhandensein einer „Suzeränetät" der englischen Krone über die Südafrikanische Republik, um auf diese Weise ein friedliches Abkommen unmöglich zu machen und den Krieg herbeizuführen. Die Entscheidung des Zwistes mit einem Staate, den er früher als Fremdmacht anerkannnt hatte, durch ein Schiedsgericht, verwarf er. Jetzt hieß es: dieser Staat sei ein Unterthan der englischen Krone!

Statt der 10 000 Mann sollten freilich im Laufe der Zeit fast 250 000 nothwendig werden. Statt 10 000 000 oder 20 000 000 Pfd. Sterl. haben sich die Kosten auf nahezu 100 000 000 Pfd. belaufen; und auch das reicht nicht aus.

IV.

Mit seiner eigenen Hand hatte Lord Derby alle im Vertrage von 1881 enthaltenen Bestimmungen für „Suzeränetät" gestrichen. Den Beweis dafür kann man in einem englischen Blaubuche sehen, wo diese Striche wiedergegebeu sind. Die dafür zeugende Urkunde blieb im Besitz der Regierung zu Pretoria; und ihre Wortführer haben oft genug dieser Thatsache erwähnt.

Am 27. Februar 1884 richtete Lord Derby, nach Vertragsabschluß, an die Regierung zu Pretoria ein Schreiben, worin wörtlich gesagt ist:

„Es wird von nun an in Transvaal dieselbe vollständige Unabhängigkeit sein, wie im Oranje-Freistaat. Die Leitung und Oberaufsicht des diplomatischen Verkehrs mit fremden Regierungen ist (der Südafrikanischen Republik) ebenfalls bewilligt."

Die einzige Bedingung war, daß Verträge mit Fremdmächten — jedoch nicht solche mit dem Oranje-Freistaat oder mit den Häuptlingen im Norden von Transvaal — der schließlichen Billigung Englands unterstehen sollten. Erfolgte kein Einspruch innerhalb sechs Monate, so waren die Verträge an und für sich giltig.

Diese Bestimmung (Abschnitt 4) war ein Sonderabkommen, wie es ein schwacher Staat oft mit einem größeren, ja, ein großer manchmal sogar mit einem kleinen hat abschließen müssen. In Anbetracht der Streichung der Suzeränetät und des Briefes von Lord Derby, worin die Unabhängigkeit von Transvaal fortan auf gleiche Linie mit der des Oranje-Freistaates gestellt wurde, glaubten Krüger und seine Mitabgeordneten sich zufrieden geben zu sollen. Transvaal war zu jener Zeit dem Weltverkehr abgewandt. Die Gold- und Diamantenfelder waren noch nicht entdeckt. Mit Fremdmächten meinte man wenig in Sachen von Verträgen zu thun zu bekommen. So hielt man sich für genügend sicher.

Die klaren, unwiderleglichen Beweise für die Abschaffung der englischen Oberhoheit sind nicht blos von Sir William Harcourt, dem liberalen Führer, sondern, wie unlängst in Kürze bemerkt, auch von dem conservativen Anhänger der Regierung, Sir Eduard Clarke, veröffentlicht worden. Beide sind sog. „Queens-Counsel", d. h. Geheime Ober-Justizräthe. Harcourt war Mitglied des Cabinets, das den Vertrag von 1884 abschloß. Er ist somit ein klassischer Zeuge. Er gilt auch als einer der bedeutendsten Rechtskenner Englands und hat die Stellung als Lehrer des Völkerrechtes an der Hochschule zu Cambridge eingenommen. Diese seine Fähigkeiten im Rechtsfache sind allgemein anerkannt, wie man auch sonst über seine politischen Wandlungen denken mag.

Seinen schlagenden Ausführungen in der „Times" hätte Harcourt noch hinzufügen können, daß Sir Herkules Robinson, der ehemalige Oberbevollmächtigte in der Kap-Ansiedelung, der den Vertrag von 1884 entwarf, die Streichung der englischen Oberhoheit mit den Worten bezeugte: „Ich sollte es ja doch wohl wissen!"

Der Oranje-Freistaat ist völkerrechtlich, bei Abschluß des Vertrages von 1884 zwischen England und Transvaal, bekanntlich ein „souveräner internationaler Staat" gewesen. Indem Lord Derby, als vertragabschließender Minister, die Südafrikanische Republik mit dem Oranje-Freistaat auf ganz gleiche Linie stellte, erkannte er auch sie als souveränen, internationalen Staat an.

Um sich der späteren Angriffe im Oberhause zu erwehren, fackelte Lord Derby freilich nachher mit der Redensart umher: man besitze, wenn auch die Suzeränetät nicht in den „neuen Vertrag" (so hatte er selbst ihn bezeichnet) eingeschrieben sei, doch das Wesentliche einer solchen Stellung. Solche für Parteizwecke im Parlament gebrauchte Kniffeleien konnten den Vertrag und die von Lord Derby während der Unterhandlungen ertheilten unzweideutigen Versicherungen selbstverständlich nicht aufheben. In Pretoria hielt man sich an den Wortlaut des Vertrages, in dessen Eingang (preamble) und in dessen sämmtlichen Abschnitten die Suzeränetät durchweg getilgt ist.

Der Abschnitt 4 bildete, wie schon gesagt, ein Sonder-Abkommen, wie es sogar ein Großstaat sich manchmal gegenüber einem kleinen Gemeinwesen hat gefallen lassen. Die Schweiz besaß einst und beanspruchte noch nach dem Westfälischen Frieden das Recht der Truppenvorschiebung nach dem Schwarzwalde im Falle von Kriegsausbruch. Ihre nördliche offene Grenze sollte dadurch geschützt werden. Ebenso kam ihr ein Einmarschsrecht in Savoyen zu, was im Grunde noch heute gilt. Das alte Deutsche Reich und das Königreich Sardinien wurden aber deshalb doch nicht etwa zu Vasallen der Eidgenossenschaft!?

Kraft des neuen Vertrages von 1884 stand, wie bemerkt, der Südafrikanischen Republik das Recht, mit dem Oranje-Freistaat und mit den Häuptlingen im Norden ihres Gebietes Verträge zu schließen, ganz frei zu. Keine Unterbreitung an England hatte stattzufinden. Diese Bestimmung wurde englischerseits aber gebrochen, indem Herr Cecil Rhodes, der Premier-Minister der Kap-Ansiedelung, in das Eingeborenen-Gebiet im Norden eindrang und dadurch die völlige Umringung der Südafrikanischen Republik vollzog. Dann regte er, ein Mitglied des Geheimen Staatsrathes der Königin, den Jameson'schen Freibeuterzug an, zu dessen Urheberschaft er sich bekannt hat.

Vor dem Untersuchungs-Ausschusse des englischen Parlamentes, der die verborgenen Fäden des von dem lorbeergekrönten Hofdichter (Poëta laureatus) Alfred Austin mit glühendem Lob und Preis besungenen Raubzuges an's Licht bringen sollte, kamen Tag um Tag, namentlich durch Harcourts scharf gestellte Fragen, eine Menge Einzelheiten heraus, durch die sehr hohe Kreise mit in's Spiel gezogen werden konnten. Es handelte sich um Herausgabe eines geheimen Briefwechsels und einer Reihe Drahtberichte. Alle Welt war auf's Aeußerste gespannt.

Da erschien der Prinz von Wales, der Schwiegervater des zur Leitung der „Südafrikanischen Gesellschaft" gehörigen Herzogs von Fife, der mit Herrn Cecil Rhodes im obersten Rathe dieser Gesellschaft saß, im Saale des Parlamentarischen Untersuchungs-Ausschusses und wechselte vor Aller Augen mit dem Urheber des Freibeuterzuges, mit Herrn Rhodes, einen warmen Händedruck . . .

Nun ahnte man, wie die Sachen standen. Die Herausgabe jenes Briefwechsels und jener Drahtberichte wurde durch den Untersuchungs-Ausschuß nicht mehr gefordert. Bis auf den heutigen Tag ist sie unterdrückt. Selbst Harcourt zog sich zurück. Er wurde eine Zeitlang unwohl; vielleicht nach Talleyrand'scher Art. Nach wie vor blieb Herr Rhodes Mitglied des Geheimen Staatsrathes der Königin. Mit Herrn Chamberlain trat Rhodes, dessen Verhaftung hätte stattfinden müssen, da er seinen Eid als Minister und Staatsraths-Mitglied gebrochen, in vertrauten Verkehr und reiste unangefochten wieder ab. Im Unterhause schilderte Chamberlain nun Herrn Rhodes als einen makellosen „Ehrenmann".

Man stelle sich vor, der höchste Beamte einer französischen Ansiedelung oder ein Staatsminister Frankreichs habe einen bewaffneten Einbruch in englisches Gebiet geständiger Maßen in's Werk gesetzt und sei trotzdem Mitglied eines französischen Staatsrathes geblieben, sei auch durch den Präsidenten der Republik vor einem parlamentarischen Untersuchungs-Ausschusse, oder einem Gerichtshofe, mit einem verständnißinnigen Händedruck beehrt worden und frei ausgegangen. Was hätte man in England dazu gesagt? Wäre da nicht sofort der Kriegsruf gegen Frankreich erklungen?

V.

Herr Chamberlain hat auf dringende Anfragen bekennen müssen, daß er jenen unterdrückten Briefwechsel und die Drahtberichte in der Hand gehabt und durchgesehen. Die Veröffentlichung verweigert er beharrlich. Man hat ihm hundertmal vorgehalten: es würde sich aus ihrer Veröffentlichung ergeben, daß er selbst von dem Vorhaben Jamesons gewußt. Man hat ihn beschuldigt: sein Eintreten für Cecil Rhodes als einen „Ehrenmann" sei die Folge einer Drohung von Betheiligten gewesen, man würde andernfalls seine (Chamberlains) Mitwissenschaft urkundlich an's Licht bringen. Der Minister für die Ansiedelungen hüllt sich trotzdem in Schweigen.

Der Vorfall im parlamentarischen Untersuchungs-Ausschusse bildete in der Oeffentlichkeit den entscheidenden Wendepunkt. Dreizehn Jahre lang hatten liberale und englische Kabinete auf Befragen im Unterhause stets zugegeben, daß im Vertrage von 1884 keine Oberhoheit über die Südafrikanische Republik vorbehalten und ausgedrückt sei. So hatten sich, als Regierungsvertreter, die Herren Buxton und W. H. Smith, der spätere Kabinetsminister, geäußert.

Unterm 16. October 1897 trat Chamberlain zum ersten Male gegenüber der Regierung zu Pretoria mit der Behauptung auf: die Oberhoheit bestehe annoch kraft der fortwährend giltigen Eingangsworte des abgeschafften Vertrages von 1881! Dies widersprach dem Wortlaute des neuen Vertrages, dem ja auch ein neuer Eingang vorgesetzt war. Es widersprach den eigenen Erklärungen der obersten Staatsbeamten und Minister, die den Vertrag entworfen und abgeschlossen hatten. Es widersprach Chamberlains

eigenen, oben angeführten Darstellungen. Statt von „Vertrag" (Convention) sprach er hinfort immer von Verträgen (Conventions). An diesem Buchstaben, an diesem S-Galgen sollte der Strick für die Südafrikanische Republik gedreht werden.

Selbstverständlich mußte die Regierung zu Pretoria auf solche Ungeheuerlichkeit antworten. Es geschah unterm 26. April 1898 durch die von Dr. Leyds gezeichnete Staatsschrift auf's Unwiderleglichste. Trotz dieses, in Blaubüchern (C 8721, S. 21, und C 9507, S. 7) klar enthaltenen Thatbestandes behaupteten dann unwissende oder böswillig hetzerische Blätter: Präsident Krüger habe ganz unnöthig die Oberhoheitsfrage wieder angeregt! Es war eine grobe Unwahrheit. Durch Chamberlain war die Anregung geschehen.

Vielleicht darf ich hier erwähnen, daß die in der Staatsschrift der Regierung zu Pretoria enthaltene Darlegung in ihrer Beweisführung fast Punkt für Punkt mit dem zusammentrifft, was ich früher in einer umfassenden englischen Abhandlung in der „North American Review" und anderwärts, an der Hand der Jedermann zugänglichen Urkunden, gesagt hatte. Dadurch erklärt sich die nur scheinbar merkwürdige Uebereinstimmung. So klar sprechen eben die Thatsachen, die Niemand umgehen kann, der nicht fälschen will.

Was freilich in diesem Fache durch Unkenntniß oder Böswilligkeit in der Presse geleistet wurde, könnte beinahe unglaublich scheinen. So oft auch Beweise gegeben wurden, daß die Oberhoheit abgeschafft sei, wiederholte eine Anzahl Blätter aller Farben immer wieder die erfundene Mär wie auf ein gegebenes Wort. Ein derartiges Losungswort war wohl herumgeboten worden.

Inmitten der mittlerweile stets heftiger gewordenen Verwickelung äußerte die Regierung zu Pretoria zuletzt den Wunsch: man möge den Streit über Suzeränetät stillschweigend fallen lassen (tacitly to drop). Statt dessen wurde auch in der letzten, angeblich versöhnlichen Zuschrift Chamberlains abermals der Fortbestand der beiden Verträge (Conventions) behauptet: ein Widersinn, der sich selbst richtet. Da wußte man denn zu Pretoria, was die Absicht des Gegners sei. Die mit der Regierung in Fühlung stehende „Volksstem" („Volksstimme") schrieb: „Beharrt England der Republik gegenüber auf solchem Standpunkte, dann erkennen die Transvaaler, daß sie kein freies Volk mehr sind (dan erkennen de Transvaalers dat zij geen vrij volk meer zijn)."

Solche Behandlung der Republik war der Dank dafür, daß man das Leben des Dr. Jameson, des in's Land eingebrochenen Fremdlings, der auf Antrieb eines Mitgliedes des englischen Staatsrathes die Waffen gegen den Freistaat erhoben hatte, großmüthig schonte und ihn der eigenen Regierung zur Aburtheilung übergab, während die anderen Theilnehmer an dem Raubzuge bald ganz freigelassen wurden. In London hatte man

damals allgemein geglaubt, Dr. Jamesons Leben sei verwirkt, und manchem seiner Gesellen würde es ähnlich ergehen. Man erinnerte sich an das Schicksal des Erzherzogs Maximilian in Mexiko. Man war sich bewußt, wie England selbst in Canada, noch in neuester Zeit, bei gleichem Anlasse gegen Riel gehandelt hatte. Welche Befürchtungen man hegte, davon hatte ich ein persönliches Erlebniß.

Der Sohn eines bekannten englischen Bildhauers, von dem eine Büste Gladstones herrührt, war unter jenen Gefangenen bei Krügersdorp. Seine Mutter, die ich in Gesellschaft nur ein- oder zweimal getroffen, kam zu mir herbeigestürzt mit der inständigen Bitte, ich möge bei dem Präsidenten Krüger, von dem man ihr gesagt habe, daß ich ihn in London kennen gelernt, durch Drahtmeldung ein Wort einlegen, damit man ihren Sohn nicht tödte. Ich beruhigte sie mit der Bemerkung: „es sei dies gar nicht nöthig; nach meiner Ueberzeugung werde die Freilassung der nicht in leitender Stellung gewesenen Theilnehmer an dem Zuge alsbald erfolgen". Allgemein glaubte man jedoch in London, es würden Erschießungen erfolgen. Nach meiner beschwichtigenden Aeußerung gegenüber der kummervoll besorgten Mutter des jungen Mannes waren kaum zwei Tage verstrichen, als er auch schon frei war.

Die Folge dieser menschlichen Milde war leider eine allmählich immer schlimmer sich steigernde Keckheit der Gruppe, die beharrlich auf Vernichtnng der südafrikanischen Republiken ausging. Als sich die Dinge der Entscheidung nahten, erklärte eines der Blätter dieser Partei: Englands Oberhoheit erstrecke sich nicht blos über Transvaal, sondern auch über den Oranje-Freistaat, obwohl er — wie spöttisch hinzugefügt wurde — „dem Wortlaute des Vertrages nach ebenso unabhängig ist, wie Rußland!" Ein anderes, angeblich gemäßigtestes, sogar als liberal geltendes Blatt schrieb: „Wenn der Krieg ausbricht, wird es sich nicht um den Buchstaben s' in dem von Herrn Chamberlain gebrauchten Worte ,Conventions' handeln. Nicht um einen Consonanten werden wir kämpfen, sondern um einen Continent".

Auf dem betreffenden Continente in Afrika liegen zufällig unsere deutschen Ansiedelungen; ebenso die portugiesischen und die von anderen Ländern. Aber es giebt in England wahrlich eine Partei, welcher auch das höchst unbequem dünkt.

VI.

Das Bild der Lage kurz vor Kriegsausbruch wäre nicht vervollständigt ohne den Hinweis, daß die Behauptungen und das Verfahren Chamberlains nicht blos von Freisinnigen, sondern sogar von einem Kreise ehrlich denkender Tories auf's Schärfste verurtheilt worden waren. Die Offenen Briefe und Reden von conservativen Parlamentsmitgliedern, wie Sir Eduard Clarke, Herr H. S. Foster und Herr J. M. Maclean, bewiesen es.

Diese Männer traten — so gab Einer von ihnen ohne Widerspruch an — im Namen conservativer Gesinnungsgenossen im Unterhause auf.

In seinem Offenen Schreiben an Lord Salisbury erinnerte Herr Maclean den Premier daran, daß dieser in seiner im Oberhause gehaltenen Rede vom März 1884 das damalige Gladstone'sche Cabinet angriff, weil es den Vertrag von 1881 zerrissen und den Transvaal-Staat durch den neuen Vertrag als „Südafrikanische Republik", als unabhängig, als der Oberhoheit der englischen Krone entzogen, anerkannt habe.

Dann führte Herr Maclean aus, daß Präsident Krüger vertragsmäßig vollkommen berechtigt sei, Gesandte an fremde Höfe zu schicken und, wenn es ihm gefalle, Verträge mit Frankreich, mit Deutschland, mit Rußland einzuleiten. Nur das Recht der schließlichen Verwerfung seitens Englands sei vorbehalten. Die Suzeränetät aber bestehe nicht mehr.

Nach dieser Darlegung fiel der conservative Abgeordnete für Cardiff über den Minister für die Ansiedelungen in Ausdrücken her, wie sie kein Führer und kein Blatt der liberalen oder radicalen Opposition je heftiger gebraucht hat. Er sagte: „Die unter der Oberaufsicht des Kabinets nach Pretoria gerichteten Zuschriften seien wohl höflich genug abgefaßt; die Reden Chamberlains aber seien derart, daß sie sogar einen Heiligen zur Wuth aufstacheln müßten". Herr Maclean nannte diesen Minister, der 1881 und 1884 mitverantwortlich für die damaligen Verträge gewesen und für die den Buren gemachten Zugeständnisse eingetreten sei, einen „Abtrünnling (renegade), der mit der ganzen Maßlosigkeit eines Renegaten das Andenken an seine frühere Handlungsweise in einem Meere von Blut zu ertränken sucht". Schließlich bat Herr Maclean das Kabinet, „die Stimmen der öffentlichen Meinung zu beachten, die sich, trotz des Geschreies der Schmarotzer Chamberlains in der Presse und der Bummler in den Tingel-Tangeln, hörbar macht". Er hoffte, „es möge die ruhige Klugheit des Premiers doch noch den Sieg davon tragen über die Ruchlosigkeit des Colonial-Ministers".

Solche Sprache eines Conservativen gegen einen Minister, der im Kabinet einer Tory-Regierung Sitz und Stimme hat, war noch nie dagewesen.

Kommen wir nun zu der Frage des Wahlrechtes für die Ausländer in Transvaal. Als Fremdmächte stehen sich, zufolge Chamberlains Erklärung von 1895—96, die Südafrikanische Republik und England gegenüber. In innere Angelegenheiten der Ersteren sich einzumischen, besaß England kein Vertragsrecht, wie er ebenfalls wiederholt bekannt hatte. Was die Absichten einer Anzahl jener Ausländer waren, das zeigte sich, als sie, bei Anwesenheit des Präsidenten Krüger in Johannisburg, die englische Flagge hißten. Aus den an's Licht gekommenen Briefen des Hauptführers der Aufrührer in Johannesburg, des Herrn Philipps, er-

hellt, daß es sich für ihn und die Seinigen — so schrieb er wörtlich — gar nicht um das Stimmrecht handelte!

Indessen hatte sich die Regierung zu Pretoria während der Verhandlungen erboten, den Fremden nach sieben Jahren das Wahlrecht zu gewähren — ja, sogar nach fünf Jahren, falls England seinen ganz unbegründeten Anspruch auf Oberhoheit zurückziehe. Jeder Anerbietung der Regierung zu Pretoria folgte indessen stets von London aus eine weitere Forderung, so daß die Ansicht derer nur allzu begründet war, es sei der Zweck, durch beständige Hinaufschraubung den Krieg herbeizuführen. Eine dieser Forderungen lautete dahin: es solle die englische Sprache im Volksrathe zu Pretoria gleichberechtigt sein mit der holländischen.

Ich habe seit 1849 viele Jahre hindurch noch ein England gekannt, in welchem unter einer erwachsenen männlichen Bevölkerung von etwa neun Millionen blos eine Million das Stimmrecht besaß. Genauer gesprochen, waren es nur 800 000, da Viele der Wahlberechtigten zwei, drei, vier oder mehr Stimmen, ja, Einige sogar bis zu dreißig Stimmen besaßen, nämlich einfach als Bürger, dann als Gutsbesitzer in verschiedenen Grafschaften, als sogenannte Mitglieder einer Hochschule, an der sie einst studirt hatten, und dergl. m. Da die Wahlen in England nicht überall am gleichen Tage vorgenommen werden, war die Ausübung dieses mehrfachen Stimmrechtes leicht möglich. Sie ist es selbst heute noch. Erst unlängst wurde ein Fall erwähnt, wo ein Einzelner über siebenunddreißig Stimmen in verschiedenen Wahlbezirken verfügte und von einem großen Theile dieser ungeheuerlichen Befugniß durch rasches Umherreisen auch ausgiebigen Gebrauch machte!

Und da will man anderen Völkern nothwendige Verbesserungen im Stimmrechte aufzwingen!

Bis über die Mitte der Sechziger Jahre war die ungeheure Mehrzahl der englischen Bürger ohne alles Stimmrecht für's Unterhaus. Erst dann wurde nach schweren Kämpfen, die in älterer Zeit zwar auch schon stattgefunden hatten, aber stets zurückgeschlagen worden waren, eine Veränderung der Wahlrechts-Gesetze errungen.

Tories und Whigs widersetzten sich der von den Volksmassen geforderten Verbesserung. Das Land gerieth in den Sechziger Jahren an den Rand des Aufruhrs. London war blutigen Auftritten nahe. Die Gitter des Hyde-Parkes mußten niedergebrochen werden, um die Abhaltung einer Massenversammlung zu erzwingen. Truppen waren zum gewaffneten Einschreiten bereit gehalten. Erst im letzten Augenblicke kam der Befehl der Königin, davon abzustehen. Andernfalls wäre London mit Blut überschwemmt worden. Ich kann als Augenzeuge davon sprechen. Mit den Führern der Bewegung befreundet, war ich auch beim Sturm auf die Hyde-Park-Gitter zugegen.

Und was war die Errungenschaft? Von den etwa neun bis zehn Millionen erwachsener Männer hatten von da an, wesentlich in den Städten, ungefähr drei Millionen das Stimmrecht! Die Feldarbeiter (eine eigentliche Bauernschaft giebt es auch heute noch nicht in England, wo das Grundeigenthum in feudalem Zustande liegt) waren vom Wahlrecht ganz ausgeschlossen.

Wiederum bedurfte es einer neuen drohenden Volksbewegung in den achtziger Jahren. Abermals mußte London durch dröhnenden Massenschritt aufgerüttelt und die herrschende Oligarchie erschreckt werden, ehe ein Stimmrechts-Gesetz erzielt wurde, das die Zahl der Wähler auf etwas über sechs Millionen erhöhte. Allgemeines Stimmrecht fehlt noch heute.

Ist es da nicht — so riefen vor einem Jahre diejenigen Engländer aus, die ehrlich für Erhaltung des Friedens zu wirken sich bestrebten — ist es da nicht ein heuchlerisches Pharisäerthum, dem Volke der Buren es zum Vorwurf machen zu wollen, daß es nicht im Handumdrehen den hereingekommenen Ausländern ohne jegliche Vorsichtsmaßregeln das Stimmrecht gewähren will — zumal da von England die Oberhoheit über die Republik beansprucht wird? Können die Bürger des Freistaates so leichtweg die unter Disraelis Regierung geschehene Ueberrennung ihres Landes und die Fremdherrschaft, die sie dadurch (1877—81) erduldeten, vergessen? Können sie den Freibeuterzug von 1896 vergessen? Vergessen, daß schon vor diesem Raubzuge, dessen Urheber fortwährend dem königlichen Staatsrathe angehört, dieselben Fremdlinge vor den Augen des Oberhauptes der Südafrikanischen Republik die englische Flagge aufgezogen hatten?

Das waren ehrenwerthe Aeußerungen. Aber sie wurden durch das Geschrei des hohen und niederen Pöbels bald übertäubt. Die noch für Recht und Billigkeit eintretenden Leiter von Zeitungen wurden, einer nach dem anderen, aus ihren Stellungen vertrieben oder durch Zwang gebeugt. So wurde die öffentliche Meinung mißleitet und gefälscht.

VII.

Zufolge dem ursprünglichen Wahlrechts-Gesetze der Südafrikanischen Republik konnte ein Fremder das Bürger- und Stimmrecht bereits nach zwei Jahren erlangen. In England bedarf es dazu noch heute eines Aufenthaltes von fünf Jahren. Erst als so viele Ausländer nach Transvaal einwanderten, deren Absichten eine Staatsgefahr in sich schlossen, erhöhte der Volks-Rath nach und nach die Zahl der Jahre, um auf diese Art eine Schranke gegen Ueberrumpelungen und Umsturz der Verfassung zu bilden.

Selbst eine in die Enge getriebene Katze wehrt sich für ihr Leben. Kann man sich wundern, daß die tapferen Bürger eines Freistaates — die Nachkommen der Männer, die, wie Herr Chamberlain einst rühmend

von ihnen sagte, muthvoll gegen Philipp II. von Spanien stritten und dadurch der allgemeinen Völkerfreiheit einen Dienst erwiesen — gesetzliche Vorkehrungen gegen feindlichen Ueberfall trafen?

Was thäte England wohl, wenn eine gewaltige Menge Fremder, die Uebles gegen seine Unabhängigkeit im Schilde führen, eingewandert wäre und unter Anrufung einer mit Heer und Flotte ausgerüsteten Fremdmacht eine Veränderung der englischen Gesetze für Erlangung des Bürger- und Stimmrechtes forderten? Mußte es den Bürgern der Südafrikanischen Republik nicht auffallen, daß die Regierung eines Landes, in welchem es einen langen, über Menschengeschlechter sich ausdehnenden Kampf kostete, bis das eigene englische Volk auch nur das gegenwärtige Maß des Stimmrechtes errang — daß diese Regierung es so eilig hatte, Engländer zu Nicht-Engländern, zu stimmberechtigten Angehörigen eines „fremden Staates" zu machen? Was ist da, fragte man sich, die geheime Absicht?

Kaum hatte man gehofft, es werde die Anerbietung der Regierung zu Pretoria in Sachen des Wahlrechtes die Erhaltung des Friedens sichern, als auch schon ein neues Ansinnen an sie gestellt wurde. Englisch sollte zur gleichberechtigten Staatssprache in Transvaal erhoben werden. Zur Begründung dieser Forderung verwies Herr Chamberlain auf „das von den holländischen Mitgliedern der Volksvertretung am Kap genossene Recht (privilege), sich ihrer Sprache zu bedienen"; desgleichen auf den „freistehenden Gebrauch der deutschen, französischen und italienischen Zunge in der Schweizer Eidgenossenschaft".

Das war sehr schön gesagt. Indessen vergessen wir nicht, daß die Ansiedelung am Vorgebirge der guten Hoffnung eigentlich von Holländern gegründet wurde; daß England in Kriegszeiten, als die Niederlande dem französischen Ansturm erlagen, sich gewaltsam dieser Ansiedelung bemächtigte; daß drei Viertheile der dortigen Bevölkerung niederdeutscher Abkunft und Sprache sind; daß die Urbarmachung des Landes, die ganze Sittigung, die Gesetze am Kap holländischen Ursprunges sind — wie vor Jahren der dorthin von der Londoner Regierung abgesandte Geschichtschreiber Froude offen anerkannte. Da wäre es doch sonderbar, wenn es eines „Privilegiums" bedürfte, damit die Vertreter dieses niederdeutschen Volkes holländisch reden können.

Im Uebrigen hat Herr Chamberlain einige kleine geschichtliche Thatsachen unerwähnt gelassen. Erst 1872 verlieh England der Kap-Ansiedelung die jetzige parlamentarische Verfassung. Fast achtzig Jahre lang behandelte man das dortige holländische Volk einfach als eroberte „Ausländer", denen man keine verantwortliche Regierung zu gewähren brauche. Das ungeheure indische Reich mit seinen nahezu 300 000 000 Einwohnern, hat ja bis zur Stunde ebenfalls keine Vertretung. Die Schwierigkeit, eine solche in Indien einzuführen, darf zugegeben werden. Aber mit ähnlichen Schwierigkeiten hat man auch anderwärts zu rechnen.

Nachdem aber am Kap endlich eine Verfassung eingeführt war, durfte gleichwohl selbst dann zehn Jahre lang (1872—1882) in der dortigen Volksvertretung **nur Englisch** gesprochen werden, obwohl die Holländer die ältesten Einwohner und Gründer der Niederlassung waren und zwei Drittel in der Kap-Ansiedelung Holländisch reden. Streng wurde auf die Ausschließung der niederdeutschen Sprache gehalten.

Im Gegensatze dazu ließ man im Volksrathe zu Pretoria, bis zur gewaltsamen Ueberwältigung des Staates durch die Engländer im Jahre 1877, den Gebrauch der englischen Sprache zu. Erst nachdem das Fremdjoch in erfolgreichem Kampfe abgeschüttelt war, wurde die Bestimmung getroffen, es solle in der Volksvertretung in Zukunft nur Holländisch gesprochen werden. Man war eben durch die bittere Erfahrung von gerechtem Mißtrauen erfüllt worden.

Die Schweizer Eidgenossenschaft, deren Bevölkerung zu zwei Dritttheilen aus Deutschen besteht, läßt großmüthiger Weise Französisch und Italienisch im Bundesrath und Nationalrath zu. Sie veröffentlicht sogar die Gesetze amtlich in den drei Sprachen. In Belgien, wo zwei Dritttheile Flämisch, das heißt Niederdeutsch, reden, hat es die wallonisch-französische Minderheit, trotz der Verfassungsbestimmung von 1830, dazu gebracht, daß bis in die jüngste Zeit herein nur Französisch in den Kammern gesprochen wurde. Die Mitschuld daran trugen freilich die Fläminger selbst. Erst neuerdings haben sie sich zum Kampfe für ihr Sprachrecht aufgerafft.

Blickt man auf die Zustände in Böhmen, im Reichsrathe zu Wien und in Ungarn, so sieht man sofort, welche Schwierigkeiten durch das Sprachengewirr oft entstehen. In der Südafrikanischen Republik fragte man sich unter den Holländern: „Wenn Englisch im Volksrath soll gesprochen werden, warum dann nicht auch Deutsch, Französisch, Russisch, Polnisch, und was sonst noch für Sprachen unter den Ausländern in Johannesburg vorhanden sind? Welches Babel der Sprachenverwirrung entstünde da! Und welches Recht hat England, mit seiner Forderung aufzutreten und sie zur Friedensbedingung zu machen? Ist nicht diese Bedingung vielmehr ebenfalls aufgestellt, um den Krieg zu entzünden?"

Wie steht es in der That in England selbst in Sachen der Sprachen?

Von den Normännischen Eilanden oder Canal-Inseln abgesehen, wo Französisch die Hauptsprache ist, die aber nicht zum Vereinigten Königreich gehören, sondern nur der englischen Krone unterstehen, werden in Wales, in den schottischen Hochlanden und im Südwesten von Irland drei keltische Mundarten gesprochen: **Kymrisch, Gälisch** und **Ersisch**. Sie sind von einander so verschieden, daß sich die Wälschen, die Hoch-Schotten und die noch Ersisch redenden Iren nicht untereinander verstehen. Im Fürstenthum Wales ist Kymrisch die Sprache der überwiegenden Mehrheit.

Denkt man nun in England etwa daran, die Gesetze im amtlichen Texte, oder überhaupt nur, auf Kymrisch, Gälisch und Ersisch zu veröffent-

lichen? Würde man es dulden, daß Abgeordnete aus jenen Reichstheilen im Parlament zu London in ihrer Volkszunge reden? Wer England kennt, für den beantwortet sich die Frage von selbst.

Dem kleinen Transvaal aber setzte man kecklich zu. „Nein," sprach der Sperber, „Du bist mein! Denn ich bin groß, und Du bist klein." Oder wie es in der alten Thierfabel heißt: „Mir gehört dieser Theil, weil ich an der Jagd theilnehme. Ebenso alles Andere, — weil ich der Löwe bin!"

Und während derlei Forderungen gestellt wurden, behauptete man gleichzeitig: „Wir gedenken keineswegs, die Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik anzutasten oder uns in ihre inneren Angelegenheiten einzumischen." Wer lachte da nicht? Wen täuschte man da?

Natürlich wurden bei dem thatsächlichen Bruche des Vertrages von 1884 und dem kriegshetzerischen Treiben die üblichen Heucheleien vollauf angewandt, um Schwankende zu beeinflussen. Da hörte man über „Buren-Oligarchie". Diejenigen jammern, die einer Monarchie dienen, in deren Gebiet fast der gesammte Boden noch mittelalterlich gefesselt ist, während in den übermäßig angeschwollenen Großstädten ein bejammernswerthes Proletariat sich heillos zusammendrängt; einer Monarchie, in welcher die geburts- und geldaristokratischen Stände den Hauptantheil an den öffentlichen Aemtern haben, Millionen von Männern noch jetzt kein Stimmrecht besitzen, jeder Beschluß des Unterhauses durch das Oberhaus zu Nichte gemacht werden kann, der Hooley-Proceß panamistische Enthüllungen über Mitglieder des hohen Adels zu Tage gefördert hat, und das Heer, das gegen die freien Bauern von Transvaal kämpft, aus Söldlingen besteht, während die Masse der Kriegsschreier hübsch zu Hause geblieben ist.

Gewiß ist in der Südafrikanischen Republik Manches zu bessern. In welchem Lande wäre das nicht der Fall? Soll es aber hinfort als erlaubt gelten, daß eine starke Macht ein schwächeres Volk zu Veränderungen seiner Staatsverfassung zwingt: wohin anders käme man mit solchem Verfahren, als zum fortwährenden allgemeinen Krieg?

Da geht man angeblich begeistert zur Friedensberathung nach dem Haag, um gleich darauf sich zum Kriege gegen ein fremdes Volk fertig zu machen, dem man in's Gesicht die klarsten Vertragsbestimmungen abstreitet. Natürlich finden sich immer die kleinen Geschichts-Philosophen, die zu beweisen suchen, daß die berüchtigte auri sacra fames — die fluchwürdige Gier nach Gold, von der einst schon der Oranje-Freistaat zu leiden hatte, als England ihn seiner Diamantenfelder beraubte — nichts Anderes ist, als die edelste Culturbestrebung.

England besitzt, trotz seiner oben erwähnten Mängel, die eine gründliche Säuberung im eigenen Hause sehr rathsam machen, große Freiheiten, um die andere Völker es beneiden können. Einst war dies Albion, von dem Schiller in seiner „Unüberwindlichen Flotte" sang, eine „Tyrannenwehre",

ein Leuchtthurm des Bürgerstolzes. Mit Trauer muß man sagen, daß die edlere Gesinnung mit betäubender Schnelligkeit im Abnehmen ist.

Der diese Worte schreibt, ist zu Englands Sache im Krimkriege und bei mancher anderen Gelegenheit, so auch im Kampfe gegen das reichsfeindliche und ultramontane irische Sonderbündlerthum gestanden. Es ist ihm dafür auf öffentlicher Massenversammlung von dem Minister, der heute die Kriegspolitik gegen den freien Burenstaat betreibt, ehrende Anerkennung zu Theil geworden. Allein das kann an der Pflicht, dem Unrecht entgegenzutreten, nimmermehr etwas ändern.

IX.

Als Drahtzieher des Krieges gegen den Transvaal-Freistaat ist, wie schon 1895—96, so auch heute Herr Cecil Rhodes bekannt. Das ist derselbe Mann, der einst mit Hilfe der holländischen Partei am Kap sich zur Stellung als Premier aufschwang, und der, obwohl Engländer von Geburt, in früheren Jahren gegen sein Vaterland Partei nahm. Es ist der Mann, der sich als „Napoleon von Südafrika" ansingen ließ; der dort anscheinend die weitestgehenden Pläne des persönlichen Ehrgeizes hegte und während des schweren Kampfes gegen die irischen Empörer, die auf Losreißung vom Reich hinarbeiteten, 10000 Pfd. Sterl. für diese Empörer an Parnell gab.

Seitdem hat er die Stirn gehabt, als „Verräther am Reich" diejenigen Bürger der Kap-Ansiedelung brandmarken zu wollen, die das unbezweifelbare Vertragsrecht ihrer Brüder in Transvaal behaupten. Er, der räuberisch die Südafrikanische Republik überfallen ließ, ist jetzt der Vertrauensmann Chamberlains.

Ludwig Napoleon mordete 1849 die römische Republik. Nachher mordete er die Republik des eigenen Landes. Dann versuchte er den Mord der Republik Mexiko. Das jedoch war der Anfang seines Niederganges und des Endes seiner Herrschaft. In England wurden die schärfsten Stimmen gegen jene Gewalt- und Staatsstreichsthaten des falschen Bonaparte laut. Heute jedoch ist man in England bereit, zwei Republiken abzuthun, weil sie angeblich den Weg für Englands Größe in dem Welttheile versperren, den man gern ganz aufsaugen möchte.

„Wir suchen keine Goldfelder! Wir suchen kein Gebiet!" sagte Lord Salisbury noch nach Beginn des Krieges. Und dann nimmt man Beides und nennt es die „Transvaal-Ansiedelung" und die „Oranje-Fluß-Ansiedelung", wo sich doch nicht die Engländer, sondern die vertriebenen Holländer angesiedelt hatten.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die südafrikanischen Freistaaten im Verhältniß zu dem Gebiete, das England bereits vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zum Nil-Ausfluß besitzt, wahrlich nur kleine Punkte bilden — weit kleiner als die Schweiz in Europa. Welcher Aufschrei entstünde aber

mit Recht in England, wenn festländische Mächte, etwa auf Grund tadelnswerther Zustände in den Ur-Kantonen, oder Deutschland auf Grund früherer Zusammengehörigkeit und der Abkunft und Sprache der großen Mehrheit der Schweizer, der Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft ein Ende machen wollten!

Wer England, das bereits den sechsten Theil des bewohnbaren Erdballes besitzt, dessen Bürger sich aber mit aller Entschiedenheit gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht stemmen, wahrhaft wohlwill; wer die dringende Nothwendigkeit umfassender innerer Verbesserungen im Vereinigten Königreiche selbst einsieht; wer nicht wünscht, daß dies in so mancher Beziehung freie Land eines Tages plötzlich einen Sturz erlebe, wie einst Carthago: der muß es tief beklagen, daß es jetzt so irre geführt wird.

Die „Times“, die durchweg den Krieg gegen die Buren gepredigt hat und für ihre Vernichtung eintritt, blickt gleichwohl mit tiefer Besorgniß auf die Vorgänge zurück, die sich im Laufe eines Jahres abgespielt haben. Sie betont die Nothwendigkeit, „das Heer aus dem Zustand der Untüchtigkeit zu erretten, der durch die Ereignisse der letzten zwölf Monate in reichlichem Maße bewiesen worden ist“. Sie weist warnend auf die Enthüllung des Mangels an Streitmacht zu Lande hin, der von der gesammten Welt mit Aufmerksamkeit beobachtet worden.

Täuschen nicht alle Anzeichen, so sind wir in einen Zeitraum eingetreten, der den Ausbruch weiterer, größerer Kriege befürchten läßt. Auf die Reihe Napoleonischer Kriege und den Sturz des corsischen Eroberers folgte eine lange Friedenspause. Dann kam wieder eine, wenn man sie geschichtlich überblickt, fast unglaubliche Anzahl Kriege in allen Theilen der Welt. Nach ganz kurzer Ruhe ist die Fackel des Völkerhaders seit einigen Jahren wiederum mächtig entbrannt; „denn nichts als Kampf, und wieder Kampf, entringt sich diesen Tagen“ — wie einst Freiligrath sang.

Da mag die Zeit vielleicht nicht ferne sein, wo man es in England bedauern wird, sich in Südafrika ein „zweites Irland“ geschaffen zu haben, bewohnt von einem Volk ganz anderer Zähigkeit und Schlagfertigkeit, als das irische. Der schließliche Sieg über die Buren-Freistaaten — angenommen, daß er vollendet wäre, und daß vorläufig keine großen äußeren Verwickelungen ihn aufhalten — könnte England zuletzt theuer zu stehen kommen. Der Fluch über diejenigen, die eine solche Lage herbeigeführt haben, würde nicht ausbleiben; aber an dem Niedergange von Englands Weltstellung vermöchte er nichts zu ändern. Es wäre dann „zu spät“.





Das verlorene Paradies.

Von

M. Beerel.

— Hirschberg. —

Wie eine Schwalbenschaar, von drohendem Unwetter aufgescheucht, flogen die Gondeln vom Lido her über die Wasserfläche der Lagunen der Piazzetta entgegen. Wehte es doch ziemlich scharf von der Adria herüber, und an dem Horizont des eben noch tiefblauen Himmels hatten sich plötzlich Wolken zu thürmen begonnen. Besorgt spähten unzählige Blicke nach dem Wetter aus, und die Barkenführer, den Oberkörper vornüber gebeugt, das linke Bein nach hinten gestemmt, alle Muskeln gespannt, griffen mit sehnigen Armen in die Ruder, um ihre Fahrzeuge noch vor dem Sturm in den sicheren Hafen zu retten. — Nur eine einzige Gondel schien von diesem unruhigen Treiben rings um sie her wenig berührt zu werden. Auf ihre Polster langhingestreckt, die Hände unter dem Nacken gekreuzt, das Antlitz dem Himmel zugewendet, lag eine kräftige Männergestalt. Der Ausdruck heiterer, behaglicher Ruhe sprach aus den von jeder Spannung gelösten Gliedern und erst recht aus den Mienen des von dunkelblondem Barte umrahmten Gesichts, aus dem zwei blaue Augen unbefangen und vergnügt in die Welt hinausblickten. Die Furcht vor dem heraufziehenden Wetter schien dieses Behagen so wenig zu stören, daß selbst der Gondoliere, den Sorglosen anstaunend, verwundert den Kopf schüttelte, und ein leises „corpo di Bacco!“ über seine Lippen gleiten ließ. Dem jungen Manne konnte das kaum entgangen sein, aber als ob es ihn erst recht zum Trotze herausforderte, richtete er sich auf und begann mit seiner kräftigen, hellen, melodischen Stimme ein Lied, dessen Töne wie beschwörend und sänftigend weit über die unter der frischen Brise sich kräuselnden Wellen

hinausschallten. Und von so eigenartigem Reiz war dieses Lied, so fremd in Sprache und Weise, so ganz anders, als sonst in den sangreichen Lagunen gesungen zu werden pflegt, daß eine oder die andere der von Furcht beschwingten Gondeln, wenn sie in die Nähe kam, unwillkürlich ihre Hast mäßigte, nur um dem Gesange des fremden Mannes lauschen zu können. Mancher sangesfrohe Gondoliere ließ das Ruder langsamer gleiten nach dem Takte des Liedes, das ihn anheimelte und in das er gern eingestimmt hätte, wenn er nur rasch genug der Weise Herr geworden wäre. —

Ein jäher, durchdringender Schrei unterbrach plötzlich den Gesang, begleitet von den Zorn- und Schreckensrufen der beiden Barkenführer, die, in Zuhören vertieft, zu wenig auf ihre Fahrzeuge geachtet und deren Zusammenstoß nicht zu verhindern vermocht hatten. Der Sänger war aufgesprungen, gerade noch zu rechter Zeit, um in seinen kräftigen Armen eine verschleierte Dame aufzufangen, die durch den Stoß über den Bord ihrer Gondel der seinigen entgegen geschleudert wurde. Während die Führer mit Aufwendung all ihrer Kraft und Geschicklichkeit beide Fahrzeuge an einander preßten und sie in's Gleichgewicht brachten, vermochte er die Dame über Wasser zu halten, so daß ihre Kleider dasselbe nur wenig berührten, und, wie eine Mutter ihr schlafendes Kind in die Wiege, legte er sie mit leichtem Schwunge auf die Kissen ihrer Gondel zurück. Und so sehr war das Alles das Werk eines Augenblickes gewesen, daß, ehe er noch ein Wort der Entschuldigung zu stammeln oder den Dank der Geretteten entgegenzunehmen im Stande war, beide Barken bereits, durch einen breiten Zwischenraum von einander getrennt, auf der Wasserfläche dahinschossen. —

Die Gondel des Sängers landete an der Piazzetta, als eben der erste Blitz die schwüle Luft durchzuckte und ein heftiger Platzregen aus dem dunklen Gewölk herniederprasselte. Einen derben Radmantel um die Schultern werfend, sprang er die Stufen hinauf und eilte über den Platz, um sich unter den schützenden Hallen der Procuratien in Sicherheit zu bringen. Sonst störte ihn das Unwetter nicht. Seine ohnehin frohe, gehobene Stimmung war durch das kleine, so glücklich verlaufene Abenteuer nur noch gesteigert worden, und während er es in seinen Gedanken weiter verarbeitete und gleichsam als Begleitung dazu die Melodie des vorhin unterbrochenen Liedes leise vor sich hin summte, schlenderte er langsam und sorglos seines Weges, als er plötzlich ein „Eccolo signore Tedesco!“ hinter sich her rufen hörte. In der nach den Arcaden zu offenen Halle eines Weinschanks saßen bei perlendem Chianti drei Cavaliere, die den Fremden freundlich begrüßten und, unter sich zusammenrückend, ihn zum Niedersitzen einluden. Er folgte der Einladung gern, und auch an der Unterhaltung theilzunehmen, ward ihm nicht schwer, da er die Sprache leidlich beherrschte und nur ab und zu in einer unbeholfenen Wendung oder einem fremdartigen Accent den Deutschen verrieth. War ja doch, was auch jene Herren wußten, seine Mutter eine Italienerin gewesen. —

In dem Schnitt ihrer Gesichter, in Haltung und Tracht erwiesen sich die drei Cavaliere schon äußerlich als Abkömmlinge jener alten Adelsgeschlechter, deren selbstbewußter Stolz, deren abgeschlossene Vornehmheit und doch bei alledem lebensfrohe Genußsucht der Pinsel eines Tizian, eines Veronese für alle Zeiten verherrlicht hat. Waren die Tage der Republik Venedig auch bereits gezählt, eilte ihr einst hellstrahlendes Gestirn schon längst seinem unvermeidlichen Niedergange entgegen, so erhöhte doch das Bewußtsein, in ihrem goldenen Buche verzeichnet zu sein, das Selbstgefühl jener Nobili, die nur noch von dem Ruhm und den Schätzen ihrer Väter zu zehren wußten. Zwei von den Dreien, Annibale Morosini und Francesco Farfotti, waren noch junge Männer, wenn auch ihre Gesichter der jugendlichen Frische entbehrten und neben den Spuren genossener Freuden den verlangenden Durst nach neuen, noch ungenossenen, verriethen, während der Dritte, Federigo Grimani, sich schon dem Herbste des Lebens zu nähern schien, eine edle, vornehme Gestalt. Spärliches Haar, dessen dunkles Schwarz schon hier und da ein wenig in's Grau zu spielen begann, umsäumte die hohe Stirn und den kahlen Scheitel. Auf dem feinen, bleichen, bartlosen Gesicht lag der Ausdruck kühler, leidenschaftloser Ruhe, und ebenso ruhig blickten die dunklen Augen unter den stark gewölbten, buschigen Brauen und den nur mäßig weit geöffneten Lidern hervor. Aber diese kühle Ruhe war augenscheinlich weniger natürliche Anlage als die Folge einer vielleicht unter schweren Kämpfen erworbenen Selbstbeherrschung; denn wer länger und aufmerksamer beobachtete, konnte wohl, wenn auch nur selten einmal und nur auf einen Augenblick, einen leichten spöttischen Zug um die Mundwinkel spielen, die energische Oberlippe sich trotzig kräuseln, die Nasenflügel leidenschaftlich erzittern, oder auch einen sehr rasch wieder verschwindenden Blitz aus den dunklen Augen hervorleuchten sehen. —

Im Augenblick war keine Veranlassung zu solch leidenschaftlicher Erregung. Unbekümmert um den unter Blitz und Donner auf die Quadern des Markusplatzes niederklatschenden Regen schwatzten sie bunt durcheinander über Alles, was vornehme Müßiggänger zu interessiren pflegt. Auch das Gondelabenteuer wurde weidlich besprochen, und man bemühte sich vergeblich, zu errathen, wer wohl die verschleierte Dame gewesen sein mochte. Es war Alles zu rasch verlaufen, als daß der Deutsche besondere Merkmale hätte bezeichnen können. „Verzeihung, venerabile signore Tedesco"! wandte sich Farfotti plötzlich an diesen, „würdet Ihr es uns übelnehmen, wenn wir uns erlaubten, Euch nur bei Eurem Vornamen Signor Antonio zu nennen? Euer deutscher Name von Horst wird einer italienischen Zunge gar zu schwer." Und in der That kam das Wort trotz aller Anstrengung in wenig erkennbarer Form über seine Lippen. „Ganz wie es den Herren beliebt, wenn Ihr mir nur das mir so freundlich entgegengebrachte Wohlwollen bewahrt!" erwiderte verbindlich der Deutsche, „ist es ja ohnehin bei uns Malern gebräuchlich, den eigenen hinter einem Künstlernamen ver-

schwinden zu lassen. Wie Viele kennen denn Euren Jacopo Robusti anders als Il Tintoretto, und hat sich nicht Euer großer Meister Paolo als Veronese und nicht als Cagliari seinen unvergänglichen Lorbeer gepflückt?" „Ehre sei ihm!" sprach feierlich Signore Grimani, „und möge es Euch, Signor Antonio, vergönnt sein, würdig und erfolgreich in seine Fußtapfen zu treten!" Die Becher klangen zusammen. „Und möge sein berühmtes Gastmahl," setzte Morosini Grimanis Rede fort, „uns daran erinnern, daß auch wir heut zu einem Feste geladen sind, auf das wir uns noch würdig vorzubereiten haben." „Wahrlich, Signor Antonio," rief Farfotti dazwischen, „Ihr seid zu guter Stunde nach Venedig gekommen. Fürst Calerghi feiert heut die Verlobung seiner schönen Tochter Maria mit dem Grafen Gonsalvo. Gestattet, daß wir Euch dort einführen, und Ihr werdet in dem prächtigen Palaste versammelt finden, was Venedig an schönen Frauen und bedeutenden Männern aufzuweisen hat." „Verzeiht, Ihr Herren! aber — so freundlich das Anerbieten ist — ich möchte mich nicht ungeladen in diese edlen Kreise drängen, die mir hoffentlich die Empfehlungen meiner Gönner und Freunde mit der Zeit erschließen werden." „Welch bessere Empfehlung verlangt Ihr noch," brauste Farfotti auf, „als wenn wir Drei Euch einführen?" „Gewiß! gewiß! zürnt mir nicht! aber — ein Fremder wie ich muß doppelt vorsichtig sein, um nicht als frecher Eindringling zu erscheinen. Wir Deutschen haben ein derbes Sprichwort, das ungeladenen Gästen einen nicht gerade beneidenswerthen Platz anweist. Was meint Ihr, Signore Grimani?" „Jeder Mensch geht seinen eigenen Weg; man muß sich hüten, Andere leiten zu wollen. Uebrigens," fuhr er fort, und ein feines ironisches Lächeln spielte einen kurzen Augenblick lang um seine Lippen, „wenn Ihr wirklich auf die schönen Frauen und bedeutenden Männer verzichten wollt, die Signore Farfotti Euch verheißen hat — es ist heut der Tag, an dem Beatrice Cornér ihre Freunde empfängt. Paßt's Euch, so begleitet mich dahin! Ihr dürft ohnehin Venedig nicht verlassen, ohne diese merkwürdige Frau kennen gelernt zu haben." „Ihr hättet zehn Jahre früher kommen müssen," rief Farfotti mit einiger Erregung, „der Wein ist seitdem etwas schal geworden." „Oho!" versetzte Morosini, „guter Wein wird mit jedem Jahre besser." „Ja, guter! aber leichte Waare muß rasch genossen werden; sonst bekommt sie einen Stich." „Sagt, was Ihr wollt! schön ist sie immer noch. Wie Manche begnügte sich gern mit solchem Reste! Und ihr Geist ist sprühender, ihr Witz schärfer denn je." „Jawohl, scharf wie Schnabel und Kralle des Geiers und ebenso wild und herzlos." Grimani hatte bis jetzt geschwiegen; etwas boshaft warf er nun dazwischen: „Der Geierschnabel soll empfindliche Haut manchmal etwas unsanft ritzen." Morosini lachte; denn in der jeunesse dorée Venedigs erzählte man sich ein scharfes Witzwort, mit dem Beatrice Cornér vor kurzem Farfottis Selbstgefälligkeit gegeißelt hatte. Farfotti wollte auffahren; aber er bezwang sich den Freunden gegenüber. „Ich verachte sie,"

rief er zornig, stand auf und empfahl sich mit kurzem kaltem Gruße. Morosini folgte ihm, um ihn zu besänftigen, während der Maler verlegen bei Grimani zurückblieb. Die Scene, die sich soeben vor ihm abgespielt hatte, war ihm peinlich und unverständlich gewesen, und kaum wagte er seinen Begleiter um Aufklärung zu bitten. Ruhigen Tones sprach Grimani zu ihm: „Lernt nur selber das böse, schöne Weib kennen, auf das Venedig seit Jahren schilt, und von dem zu sprechen, es doch nicht müde werden kann! Holt mich ab! ich erwarte Euch — bis dahin addio!“ —

Auch Anton von Horst hüllte sich in seinen Mantel und trat auf den Platz hinaus. Das Gewitter war rasch vorübergezogen und zitterte nur noch in schwachem Wetterleuchten nach. Aus dem zerflatternden Gewölk begann der Mond hervorzutreten und goß sein Silberlicht über den hochaufragenden Campanile, über die Kuppeln des Doms von San Marco und über den ganzen wunderherrlichen Platz, der unter dieser magischen Beleuchtung mit den wechselnden Lichtern und Schatten noch zauberhafter erschien als in der vollen Lichtfluth des Tages. Aus dem vielmaschigen Netz der Canäle, aus allen den engen, dem Meere abgerungenen Gassen und Gäßchen der seltsamen Stadt schwoll ein Menschenstrom, Woge auf Woge, dem Markusplatze entgegen, um nach der Schwüle des Tages lustwandelnd, schwatzend, lachend und kosend sich der Kühle des Abends zu erfreuen. Es gewährte dem deutschen Maler ein unsagbares Vergnügen, in diesen Strom unterzutauchen und sich willenlos von ihm forttreiben zu lassen. Nicht blos daß sich sein Künstlerauge an der malerischen Scenerie und den vielgestaltigen Menschengruppen ergötzte, an diesen Charakterköpfen mit dem blauschwarzen Haar, den blitzenden Augen und dem lebhaften Mienenspiel und an den beweglichen, üppigen und doch dabei zierlichen Frauengestalten in ihrer kleidsamen Tracht, mit den um das Haupt geschlungenen schwarzen Spitzenschleiern und den buntfarbigen Miedern und faltigen Röcken — nein! erlöst von der trüben, beengenden, winterlichen Nebelatmosphäre der Heimat, schien sich sein ganzes Empfinden und Sein zu weiten und auszudehnen unter diesem südlichen Himmel, unter dieser lauen, balsamischen Luft, unter all diesem wohligen, sorgenlosen Genießen. —

Er war erst vor Kurzem von seinem in Franken gelegenen väterlichen Erbgut über die Alpen herübergekommen. Seine Eltern waren gestorben, und auch Geschwister besaß er nicht. In Nürnberg hatte er die Schulen besucht, und unter den Eindrücken der vielen Kunstwerke und sonstigen Ueberlieferungen aus der Blüthezeit dieser alten Reichsstadt hatte er sich für die Malkunst begeistert. Seine Mutter, eine Italienerin, freute sich dieser Begeisterung und der künstlerischen Anlagen ihres Lieblings und sorgte für deren weitere Ausbildung unter der Hand der besten Meister. So war er Maler und — wie Viele meinten — ein tüchtiger Maler geworden, ohne daß er selbst — Größeres fordernd und nach Höherem strebend — bisher den Muth gehabt hätte, mit seinen Werken an die Oeffentlichkeit zu

treten. Neben der Liebe zur Kunst war aber auch die Liebe zu einer schönen Jugendfreundin in das leichtempfängliche Künstlerherz eingezogen, und nun hatte er vor nicht langer Zeit eine schmerzliche Enttäuschung oder, wie er es auffaßte, einen schnöden Verrath erfahren müssen. Er hatte in energischem Kampfe seines Schmerzes und seiner selbst Herr zu werden gesucht, und da ihm das nicht so leicht hatte gelingen wollen, den raschen Entschluß gefaßt, Alles zu lösen, was ihn noch an die Scholle band, und über die Alpen hinüberzuziehen in das Sonnenland, in die Heimat seiner geliebten Mutter, seiner geliebten Kunst. Von verwandtschaftlichen und sonstigen Beziehungen, die seine Familie noch mit Venedig unterhalten hatte, durfte er sich dort eine freundliche Aufnahme versprechen, und er hatte sich in dieser Erwartung so wenig getäuscht, daß er sich nicht nur sehr bald in der märchenhaften Lagunenstadt heimisch fühlte, sondern daß mit einem Male Alles von ihm abfiel, was ihm bis vor Kurzem noch die Seele beschwert und verdüstert hatte, und er sich selbst frei und leichtbeschwingt erschien wie ein Vogel, der eben dem engen Käfig entronnen ist. —

In einem jener alten Paläste, die noch in ihrem Verfall von dem Reichthum, der Prachtliebe und dem Kunstsinn untergegangener Geschlechter aus der Ruhmes- und Blüthezeit Venedigs Zeugniß geben, lag in ihrem Toilettenzimmer auf den seidenen Polstern eines Ruhebettes Beatrice Cornér, der letzte Sproß eines ruhmreichen mit ihr erlöschenden Geschlechts. Es war ein trauliches, von mildem Wohlgeruch erfülltes Gemach, ebenso wie alle übrigen Wohn- und Gesellschaftsräume des stolzen Palastes ausgestattet mit dem reichsten, üppigsten Luxus, der sich Jahrhunderte hindurch in ununterbrochener Folge von den Zeiten des Erbauers bis in die Gegenwart fortgesetzt hatte. Und trotz dieser Mischung der verschiedenartigsten Stilarten, altmodischer und modernster Möbel und Geräthschaften herrschte überall jene wohlthuende, auf dem feinsten Geschmack beruhende Harmonie, die den Besucher anmuthet und anheimelt und ihm die günstigsten Rückschlüsse auf die Eigenart des Bewohners abnöthigt. Das Cederngebälk der Decken, die dunklen Leder- und hellen Seidentapeten, von denen die schwere Vergoldung der kostbaren Möbel sich wirksam abhob, zeugte von alter, gediegener Pracht. Die schweren Damastvorhänge, die nur wenig verblaßten großen, dichtgewebten Teppiche mochte vor wer weiß wie langer Zeit ein der Cornér'schen Ahnenreihe angehöriger Seeheld aus dem Orient als willkommene Beutestücke in sein stattliches Heim gebracht haben. Die großen und kleinen, von Gold und Silber und zierlichen Blumengewinden umrahmten Spiegel waren ebenso wie die im herrlichsten Rankenwerk ausgeführten mächtigen Kronen- und zierlichen Wandleuchter Meisterwerke der unübertroffenen altvenetianischen Glasbläserei. Kunstvolles Marmor- und Alabaster-Bildwerk umrahmte die großen Kamine, auf deren Simsen neben feinen Elfenbeinschnitzereien aus der Zeit und der Schule des Benvenuto Cellini die seltsamen Formen und leuchtenden Farben der Vasen und Trink-

gefäße aus Muranos berühmten Werkstätten erglänzten. Und dieses leuchtende, spiegelnde, farbige Glas- und Rankenwerk vermittelte reizvoll zwischen der schweren, ernsten, altmodischen Pracht und dem allermodernsten Rococo, das sich mit seinen heiteren, zierlichen Formen und Farben mitten darunter gewagt hatte, wie eine lachende Kinderschaar rücksichtslos einbricht in einen Kreis zu ernster Berathung versammelter Alten. Erhaben aber über jeden Wechsel der Zeiten, des Geschmacks und der Mode blickten von den Wänden aus breiten, kostbaren Rahmen Bilder altvenetianischer Meister herab — einige wenige nur, aber jedes einzelne das Werk eines berühmten Namens, darunter ein Gian Bellini, ein Tintoretto und selbst der prächtige Kopf eines Cornér von der Hand des großen Meisters Tiziano Vecellio. Das war das Heim der Beatrice Cornér. —

Sie selbst lag auf den schwellenden Polstern, nur lose umhüllt von einem weichen, schmiegsamen, rothseidenen Morgengewande, das von einer goldenen Schnur zusammengehalten wurde, und unter dem sich die kleinen, zierlichen, mit seidenen Strümpfen und goldgestickten türkischen Pantoffeln bekleideten Füße bis über die feingeformten Knöchel hervorstreckten. Während eine Zofe, ihr seit den Tagen der Kindheit vertraut, das lang über die Lehne herabhängende, in weichem Glanze schimmernde, goldröthliche Haar strählte und ordnete, schauten die großen, dunklen, von langen Wimpern beschatteten Augen nach der Ampel empor, die an vergoldeten Ketten von dem Cederngebälk herabhing. Aber nicht an der Ampel blieben die Blicke haften, sondern schienen weit über diese und über das Deckengebälk hinaus sinnend und träumend in ungemessene Fernen zu schweifen. Und ebenso traumhaft umspielte ein ganz leises Lächeln den halbgeöffneten Mund, der in gleichmäßigen Zügen wohliges Leben einzusaugen schien in die langsam athmende, reizend gewölbte Brust. Schweigend wartete die Zofe ihres Dienstes, und das gleichmäßige Ticktack der alten verschnörkelten Uhr auf dem Rande des Kamines war das einzige Geräusch in der sonst lautlosen Stille. —

„Au! was machst Du, Gianetta?“ schrie Beatrice plötzlich auf. „Du thust mir weh.“

„Nur eine Kleinigkeit,“ antwortete die Zofe, „ein graues Haar, das erste — ich habe es entfernt,“ und lächelnd zeigte sie das mit einer kleinen silbernen Zange gefaßte der Herrin.

Diese aber war entsetzt aufgesprungen, und auf dem Rande des Ruhebettes sitzend, preßte sie beide Hände auf das vornüber gebeugte Gesicht, um die hervordrängenden Thränen zurückzudämmen. „Nein!“ rief sie, „nein, kein graues Haar! Ich bin ja noch jung. Ich will noch jung sein — ich mag, ich kann nicht alt werden! —“

Die Zofe ließ den ersten Sturm schweigend vorüberbrausen, dann begann sie ruhigen Tones und mit lächelndem Antlitz: „Aber meine gnädigste Herrin, all das um ein Haar, das so rasch zu entfernen und — so leicht zu

färben ist? Jugend! Macht denn das Haar die Jugend? So lange das Blut noch rasch durch die Adern rollt, so lange das Herz noch heiß zu lieben vermag, so lange sind wir jung. Und daß Ihr's noch seid, wer weiß es besser als Ihr selbst und — die, in denen Ihr nach wie vor lodernde Flammen entzündet, und die, von Euren Reizen geblendet, sich widerstandslos unter dem Joch Eurer Launen krümmen?"

„Sie werden seltener, Gianetta," entgegnete Beatrice, und während der Ausbruch der Verzweiflung sich unter dem Troste der Dienerin in wehmüthiges Sinnen wandelte, schien es, als ob sie mehr zu sich selbst als zu Jener spräche. „Wie haben sie sich einst gedrängt hier in der stolzen Halle des alten Palastes! Was Venedig an edler Jugend, an sprühendem Geist, an glänzendem Ruhme besaß, um mich war es versammelt, mir lag es zu Füßen. Ich habe über Venedig geherrscht, ich, das ausgelassene übermüthige Weib, mehr als jener Greis in den frostigen Prunkgemächern seines Dogenpalastes. Und mochten die anderen stolzen Geschlechter, denen ich die Blüthe der männlichen Jugend entzog, mich verfolgen mit ihrem neidischen Geifer, mit ihrem glühenden Haß, ich habe ihrer gelacht mitten unter der Schaar meiner Verehrer in vollem, überschwellendem Genuß des heitersten Lebens. Die lechzenden Lippen am Becher der Lust, haben wir des Elends gespottet und derer, die sich sorgenvoll abquälten, das unbeholfene Staatsschiff durch die brandenden Fluthen zu lootsen. — Sie werden seltener. Meine Säle, sonst zu klein für die Zahl der Gäste, jetzt reichen sie aus, selbst an Abenden, da sie Allen, Allen, die kommen wollen, geöffnet sind. Und heut? Wo hätte sonst ein Calerghi gewagt, an einem meiner Abende ein Fest feiern zu wollen! Dort drängen sie sich heut — wie wird es bei mir sein? Sollten sie mich Alle verlassen? Weißt Du etwas, Gianetta?"

„Was das für düstere Gedanken sind, venerabile principessa, trüb und traurig wie die dichten Herbstnebel der Lagunen. Mag Fürst Calerghi all seine Pracht entfalten, die treuen Vasallen des palazzo Cornér lockt er nicht. Sie werden kommen — auch heut. Ich wünschte, ich könnte sie Euch malen mit den leuchtenden Farben des berühmten Meisters, den sie den Veroneser nennen. Kenne ich sie doch Alle so genau, obwohl ich sie nur durch Thürritze und halb zurückgeschlagene Vorhänge beobachtet habe: den heiteren Frate Giuseppe, den Feinschmecker in allen Genüssen der Welt, mit dem glatten, freundlichen Gesicht, immer einen gesalzenen Witz auf den nur halb geschlossenen, schmatzenden Lippen, den Simonetti, den berühmten Arzt, dem der Spott aus den klugen, grauen Augen blitzt und die Bosheit um die scharfgebogene Nase zuckt, und vor dessen Dolchzunge sich ganz Venedig fürchtet, mehr noch als vor der Schärfe seiner schneidenden Messer, den lustigen, leichtlebigen Principe Massimo, der so viel tausend Zechinen schon beim Wein- und Würfelbecher verjubelt hat Lorenzo, den feurigen Maler mit den wallenden Locken, der Eure Schönheit in allen möglichen christlichen und heidnischen Gestalten, nur manchmal gar zu wenig verhüllt — ich

hätt' ihm das längst verboten — der Mit- und Nachwelt zeigen will, uud wie sie Alle heißen, die an Euren Augen und Lippen hängen und sich Eure kleinen Füße geduldig auf den Nacken setzen lassen — Einen nicht zu vergessen, den besten und treuesten von Allen, den edlen Federigo Grimani."

„Der Gute!" unterbrach Beatrice den Redestrom ihrer Zofe, der es mit ihrem Geschwätz doch gelungen war, sie aufzuheitern, „der Gute, der Freund meiner Kindheit und Jugend! Die Anderen denken doch nur an sich, er meint es treu und wahr, am meisten, wenn er mich schilt; ach! und ist doch der Einzige, gegen den ich knauserte, wo ich sonst verschwendete, ist doch ein böses, häßliches Ding, Gianetta, unser Herz mit seinen unberechenbaren, unbezähmbaren Launen!"

Wiederum suchte die Zofe abzulenken. „Ob sie wohl von dem Abenteuer wissen, das Euch heut widerfahren ist und das Euch leicht noch Schlimmeres hätte bringen können, als ein kühles Bad?"

„Ich glaube nicht, daß mich Jemand erkannt hat, und der mich in seinen Armen hielt, war ein Fremder. Wer mag's gewesen sein? O, er war schön, Gianetta, — eine edle Gestalt, ein stolzes Antlitz, und wie sicher und spielend leicht trug er mich in seinen kräftigen Armen! Am liebsten hätte ich die meinen um seinen Hals geschlungen — so wallte es in mir auf, trotz aller Gefahr. Hatte es doch seine Stimme mir angethan mit ihrem entzückenden Wohlklang, und — hätte mich beinah in's Verderben gelockt. Wer mag's gewesen sein, Gianetta? Sieh, daß Du's erfahren kannst!" Und träumend glitt sie auf das Ruhebett nieder.

Eine Stunde später hatte Gianetta mit geschickten Händen ihr Zofenkunstwerk vollendet, und Beatrice betrat reich und geschmackvoll gekleidet und strahlend in Schönheit und Anmuth den hellerleuchteten Saal, in welchem sich bereits einige jener Getreuen versammelt hatten, die in den berühmten Abendcirkeln der gefeierten Schönheit selten zu fehlen pflegten. Die sonnige Heiterkeit auf dem Antlitz der Fürstin ließ nichts von dem vorangegangenen Sturme erkennen. Auch war diese Heiterkeit nicht blos geheuchelt, nicht blos Maske; sie entsprang dem Triumph, daß es dem Fürsten Calerghi mit seinem vielbesprochenen Feste nicht gelungen war, den Palast Cornér zu veröden. In dankbarer Freude begrüßte Beatrice ihre Gäste, richtete an Den ein freundliches Wort, streckte Jenem die zarte Hand zum Kuß entgegen und übte auf Alle den herzgewinnenden Zauber, dem noch Niemand zu widerstehen vermocht hatte. Es war eine Eigenthümlichkeit dieser Abendgesellschaften, daß man in ihnen fast nur Herren traf. Die Damen flüsterten und zischelten über sie und blieben ihnen zumeist fern. Zwar vermochte Niemand auch nur die kleinste Thatsache anzuführen, welche geeignet gewesen wäre, den guten Ruf der Fürstin in Frage zu stellen; aber — früh verwaist und schon in jungen Jahren unbeschränkte Herrin eines großen Besitzes, hatte Beatrice in keckem Jugendübermuth die Schranken der Convenienz durchbrochen, unbekümmert um das Urtheil der sogenannten

guten Gesellschaft. Anfangs hatte sie sich unter den Schutz von Ehrendamen gestellt, denen es gleichzeitig oblag, die Honneurs des Hauses zu machen. Die erste, eine von ihr hochverehrte Freundin ihrer Mutter, starb nach wenigen Jahren; die zweite wurde ihr bald langweilig, und als die dritte ihre eigene Ehre so wenig zu wahren wußte, daß es Aergerniß gab, glaubte Beatrice der eigenen Kraft vertrauen und sich selbst genügend schützen zu können. Je mehr man das verurtheilte, und je giftiger die Lästerzungen über sie herfielen, mit desto wilderem Trotze forderte sie sie heraus und machte den eigenen unbeschränkten Willen zur einzigen Richtschnur ihres Lebens. Wenn auch die Damen, die in ihr ohnehin nur immer die gefährliche Rivalin gesehen hatten, sich scheu von ihr zurückzogen — Vereinsamung fürchtete sie nicht. Drängte sich doch, von ihrer strahlenden Schönheit und ihrem sprühenden Geist gefesselt, Alles um sie, was Venedig an interessanten Männern besaß. Und wie Viele warben um ihre Hand! Aber mochte sie auch hin und wieder den Einen oder den Anderen ganz besonders auszuzeichnen scheinen, Keinem hatte sie bisher das köstliche Gut ihrer Freiheit opfern mögen, und die noch so sehr zischelten, wußten Keinen zu nennen, dem sie mehr als erlaubte Gunst erwiesen hätte. Wohl hatte sich im Laufe der Zeit, die auch an den Reizen der Fürstin nicht spurlos vorüberging, Mancher, sei es aus Aerger über die verlorene Liebesmühe, sei es wie neulich erst Francesco Farfotti, durch ein übermüthiges Witzwort beleidigt, zurückgezogen; aber noch hatten sich die Lücken immer wieder gefüllt, wenn auch schon manchmal etwas langsamer als sonst. Heut waren so Viele entschuldigt, und nur die treusten der Getreuen hatten sich um die verehrte Herrin versammelt. —

In buntem Durcheinander saß man auf Polstern und Sesseln umher, und während Diener in reicher Livrée Naschwerk in silbernen Schalen und in fein geschliffenem Krystall feurigen Cyperwein und sonstige Erfrischungen darboten, schwirrte wie ein lustiger Falter vou Blume zu Blume die leicht geführte, mit Witz und Scherz und mancher kleinen Bosheit gewürzte Unterhaltung von einem Gesprächsstoff zum andern. Unmerklich, aber sicher hielt Beatrice die Fäden, daß sie sich niemals verwirrten, niemals abrissen, wußte hier anzuregen, dort zu mildern und immer dafür zu sorgen, daß bei aller Ausgelassenheit heiterster Laune der rasch dahinfluthende Strom niemals die Ufer des schönen Gleichmaßes und der gefälligen Anmuth überschritt. Von ihrem heutigen Erlebniß schien Niemand etwas zu wissen, und daß sie es vorerst noch als süßes Geheimniß für sich behalten durfte, erhöhte seinen Reiz und die Heiterkeit ihrer Stimmung, die in wohlthuendster Weise belebend und erwärmend auf ihre Gäste zurückwirkte. —

Der Abend war schon ziemlich weit vorgeschritten, als Federigo Grimani mit seinem Schützling erschien und den deutschen Maler Antonio — den barbarischen Namen seines altadligen Geschlechts habe er gutwillig der italienischen Zunge erlassen — dem gnädigen Wohlwollen der Fürstin

und ihres Freundeskreises empfahl. Beatrice zuckte zusammen in freudigem Schreck, als sie plötzlich ihren Retter in ihrem eignen Heim erblickte, wußte sich aber um so rascher zu fassen, da er selbst weder mit Blick noch Wort irgend ein Wiedererkennen verrieth. Ehrerbietig küßte er ihre ihm zu herzlichem Willkommen freundlich entgegengestreckte Hand. Er hatte sie in der That nicht wiedererkannt.

Und nun war er geradezu geblendet von der Pracht des Zauberschlosses, in das er eingetreten war, und das ihn an die Märchen seiner Kindheit gemahnte, und von der Herrin dieses Zauberschlosses, deren ungeahnte Schönheit er mit seinen Künstleraugen förmlich verschlang. Beatrice freute sich dieses Eindrucks, der ihr nicht entging, und ihre Freude steigerte den Reiz ihrer äußeren Erscheinung und ihrer geist- und lebensprühenden Unterhaltung, wie auch ihre Gäste, ihrem Beispiele folgend, dem fremden Ankömmlinge gegenüber ihre liebenswürdigsten Seiten hervorkehrten, so daß dieser von all' dem Schönen, das so unerwartet auf ihn eindrang, sich in einen Rausch des Entzückens versetzt fand.

Es lag nahe, daß das Gespräch sich sehr bald, anknüpfend an die Kunstschätze des Palazzo Cornér, um die berühmten Maler aus der Blüthezeit Venedigs, um ihre Bilder und Lebensschicksale bewegte, und während Antonio begeistert pries, was er von jener Bilderherrlichkeit gesehen, war es ihm interessant, von den Anderen so manchen kleinen Charakterzug, manches ihm noch Unbekannte aus dem Lebensgange jener Meister zu hören, deren Bilder er bisher nur losgelöst von ihrer eigenen Persönlichkeit hatte betrachten können, während die Kenntniß dieser Persönlichkeit ihm doch zum vollen Verständniß ihres Schaffens und einzelner ihrer Werke nothwendig schien.

„Und Sie selbst, Signor Antonio," wandte sich Beatrice plötzlich an ihn, „haben Sie sich bisher nur auf das Anschauen beschränkt, oder sind Sie schon bei der Arbeit, es Jenen gleich zu thun?"

Ein wenig verlegen erwiderte der Maler: „Verzeihung, meine gnädigste Fürstin! gern würde ich schweigen, aber die gütige Frage verlangt eine ehrliche Antwort. Wohl gehört Muth dazu, so Großem und Herrlichem gegenüber mit der eigenen noch stümperhaften Hand nach Pinsel und Palette zu greifen; doch scheltet es nicht dünkelhafte Ueberhebung, wenn das innerste Empfinden nach Offenbarung verlangt, und wenn das berühmte Wort des Correggio „anch' io sono pittore" auch in der Brust eines kleinen, bescheidenen Malers Widerhall findet und ihn zum Schaffen drängt!"

„Und darf man nach dem Gegenstand Eures Bildes fragen?"

„Es ist noch kein Bild, es sind Umrisse, Gedanken, Entwürfe, welche zum Leben erwecken sollen, was der Phantasie vorschwebt — es soll ein „verlorenes Paradies" werden."

„Ein verlorenes Paradies," sprach Beatrice mit fast wehmüthigem Ernst, und ihre Stimme schien ein wenig zu zittern. „Ein verlorenes

Paradies — kann man das malen, wenn man es nicht selber verloren hat? Ihr seid noch jung; Euch blüht es noch, und Ihr seht nicht danach aus, als ob Euch ein zürnender Engel daraus vertrieben, oder als ob Ihr Furcht vor seinem Flammenschwerte hättet."

„Recht, principessa!" fiel ihr Grimani in's Wort, ehe Antonio noch zu antworten vermochte, „wer Anderen ein rettender Engel wird wie Freund Antonio, steht mit den Cherubim auf gutem Fuße und hat von ihnen nichts zu fürchten." Und er erzählte dem aufhorchenden Kreise Antonios heutiges Abenteuer in den Lagunen und schloß mit den Worten: „Wer aber kann uns sagen, welche unserer schönen Landsmänninnen unser Freund den feuchten Armen des Meergottes entrissen hat? Wir haben uns bis jetzt vergeblich bemüht, sie zu errathen. Er spricht nur von ihren weißen Gewändern und ihrem dichten Schleier; aber daß sie schön war, läßt er sich trotzdem nicht ausstreiten."

„Die Aermste mag Gott danken, daß Ihr sie nicht errathen habt," rief Beatrice lachend, „was würde nicht ganz Venedig sich morgen schon von ihr zu erzählen wissen!"

Aber als man sich verabschiedete, und Antonio der Fürstin warmen Dankes voll die Hand küßte, sprach sie leise und nur ihm verständlich:

„Ewigen, innigsten Dank schulde ich Euch; denn ich bin es, die Ihr von dem Wellengrabe errettet habt; aber —" und sie legte ihren Zeigefinger fest auf die geschlossenen Lippen.

Es kam, was immer zu kommen pflegt, wenn Jugend und Schönheit, ein reger Sinn und ein empfängliches Gemüth unter außergewöhnlichen Erlebnissen auf einander treffen, und ein nur ihnen gemeinsames Geheimniß ein unsichtbares Band um sie schlingt. Antonio und Beatrice — über Beider Schicksal hatte der eine Tag entschieden. Die Vergangenheit mit Allem, was sie ihm gebracht und was sie ihm genommen, schien wie auf ein Zauberwort hinter Antonio versunken. War es ihm doch, als ob er erst jetzt zu leben beginne — ein neues, gesteigertes, ein wahrhaft lebendiges Leben. Die Sinne des Malers hatten sich mit wahrer Genußfreudigkeit an der Schönheit und Anmuth der Fürstin festgesogen; aber die Erregtheit der Sinne ward verklärt und veredelt durch das allem Gewöhnlichen abholde, hochstrebende Gemüth des deutschen Künstlers. Nicht blos das schöne, begehrenswerthe Weib sah er in ihr; seiner lebhaften Phantasie erschien sie geradezu als die menschgewordene Idealgestalt seiner Kunst, die er nicht blos mit der ganzen Wärme und Innigkeit seines jungen und jungfräulichen Herzens liebte, vor der er niederkniete in demuthsvoller Verehrung. Und diese Veredelung der sein ganzes Sein erfüllenden und durchdringenden Leidenschaft strahlte von ihm aus auch auf die Fürstin zurück.

War es anfangs nur heiße sinnliche Gluth, die sie mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem stattlichen Manne zog, der sie mit starkem Arm über die drohenden Fluthen gehoben, freute sie sich mit der ganzen Wonne befriedigter Eitelkeit des Feuers, das sie auch in ihm so sichtlich zu entzünden

vermocht hatte, so war ihr doch die Art, in der er ihr seine Verehrung entgegentrug, die Zartheit seines Empfindens, die aus den Tiefen des Gemüthes quellende Innigkeit, die selbst die erregten Sinne fest im Zügel zu halten wußte, etwas so Neues und dabei so Wohlthuendes, daß auch in ihrem eigenen Gemüth Saiten in Schwingung geriethen, deren Vorhandensein sie bisher kaum geahnt hatte, daß an seinem vornehmen, hoch emporstrebenden Sinn ihr eigener oft freventlich niedergetretener Stolz sich aufrichtete, und wie ihre ganze Seele, so auch ihre heiße, glühende Liebe mit reichem, edlem Inhalt erfüllte. —

Nicht lange währte es, da flüsterte, scherzte, spottete Venedig über die schlaue Herzensfischerin, die immer noch nicht müde werde, ihre Netze auszuwerfen, und über das arglose Fischlein, das selbst über die Alpen herübergeschwommen sei, um sich in den engen, gleißenden Maschen fangen zu lassen. Anfangs mußte der Maler in der Gesellschaft der Morosini, Farfotti und anderer Genossen manches neckende Scherzwort über sich ergehen lassen. Als diese aber sahen, daß er die Sache ernst nahm, schwiegen sie ihm gegenüber und zuckten nur, wenn sie unter sich waren, mitleidig die Achseln über den nordischen Barbaren, der, ein gar zu ungeschickter Schmetterling, den Blumenhonig nicht vom Gift zu unterscheiden vermöge, und an der leuchtenden Flamme, statt einen glücklichen Augenblick behaglicher Wärme von ihr zu erhaschen, sich thörichter Weise die Flügel versenge. —

Still, aber mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete Federigo Grimani das plötzliche Auflodern und heiße Weiterflammen der Liebesgluth, zu der er selbst Anlaß gegeben hatte. Kein Wort sprach er darüber mit Antonio, so groß auch die Theilnahme und das Wohlgefallen war, die ihm der deutsche Künstler, seine kraftvolle Schönheit, seine jugendliche Frische eingeflößt hatten. Aber als er eines Tages mit Beatrice allein in ihrem kleinen, trauten, nur den allernächsten Freunden zugänglichen Lieblingszimmer saß, legte er seine Hand auf ihren Scheitel, und ihr Antlitz zu sich emporwendend, sprach er:

„Kind! Kind! wallt und braust das Blut wieder einmal gar so heiß in dem immer noch allzujugendlichen Herzen? Was soll daraus werden?“

Mit warmem, feuchtem Blick schaute sie ihn an, und ihm die Hand reichend, entgegnete sie:

„Verzeihung, mein lieber, treuer Freund! weiß ich doch, daß ich auf der ganzen weiten Erdenwelt keinen treueren besitze, keinen bisher, der mich so lieb gehabt hat, keinen, dem ich so wehe gethan, weil ich thörichtes Kind niemals diesem heißen Herzen zu gebieten, niemals seinen Launen zu wehren vermocht habe. Was werden soll, fragst Du — weiß ich's? Habe ich jemals um die Zukunft gesorgt? Bin ich nicht, so lange ich fühlen und denken kann, stets nur ein Kind des Augenblicks gewesen, und habe das Glück der Stunde genossen, ohne zu grübeln, ohne zu fragen, wann und so lange es sich bot? Und jetzt — kein Geheimniß habe ich

vor Dir, treuster Freund seit den Tagen der Kindheit, und sagen muß ich's, wenn ich auch weiß, wie tief es Dich schmerzt. Was sind all meines bisherigen Lebens gepriesene Wonnen im Vergleich zu der Gegenwart reinem, herrlichem, seligem Glück! Fordere nicht, daß ich's von mir werfe — irgend einer noch so klugen Menschensatzung zu Liebe! Brauche ich's Dir zu sagen, was allein mir Wehmuth mischt unter den süßen, köstlich berauschenden Trank?"

Und ihm den Rücken zukehrend, trat sie an's Fenster, bedeckte das Antlitz mit beiden Händen und schluchzte laut. Leise erhob er sich und schritt still nach der Thür. Sie aber wandte sich um, und ihm beide Hände entgegenstreckend, rief sie, wie von banger Ahnung durchzittert:

„Bleibe mir treu, treuster der Freunde! Verlasse mich nicht, wenn die Zeit kommt, da ich Deiner bedarf! Ist doch mein Glück zu groß, als daß es Dauer verhieße."

Er faßte ihr Haupt mit beiden Händen, drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn und verließ schweigend das Zimmer. —

Es war das erste Mal in ihrem neuen Glück, daß Beatrice der Zukunft gedachte. Leidenschaftlich und rückhaltlos, wie es ihrem Temperamente entsprach, genoß sie die Freuden der Stunde. Wenn sie mit Antonio in leichtbeschwingter Gondel über den Wasserspiegel dahinflog, über jene Wellen, die sie einander in die Arme geführt hatten, wenn er ihr mit melodischer Stimme seine heimischen Lieder sang, deren eines sie mit seinem verführerischen Wohlklang einst beinahe in's Verderben gelockt hatte, oder wenn er in den bei allem Reichthum so behaglichen Räumen ihres eigenen Palastes seine treuen Augen in sie versenkend, beglückt ihrem süßen Geplauder lauschte, oder ihr in begeisterter Rede die Reize seiner nordischen Heimat, das Glück seiner Kindheit, die Herrlichkeit seiner Kunst und der von ihm erstrebten Ziele pries, wenn er sie mit heiterem Scherz zu zerstreuen suchte, während er fast spielend ihr Abbild treu und doch in bewundernder Verklärung auf die Leinwand übertrug — da war's ihr, als hätte in dem weiten, uferlosen, wildbrandenden Ocean ihres Lebens sich plötzlich ein friedliches, schönheitgesegnetes Eiland erhoben, eine Insel der Seligen voll niegeahnter Wunder und Wonnen. —

Bei alle dem hatte Gianetta die Rolle der schützenden Duenna zu spielen. Es war dies ein Zugeständniß, das Beatrice der Klatschsucht gemacht hatte. Die böse Welt lachte darüber, und eigentlich lachte auch sie und nicht minder ihre Zofe über diese thörichte Komödie. Aber mit feinstem Tact wußte sich Gianetta in diese ihr seltsam genug vorkommende Rolle zu finden. Mit einem auf natürlicher Anlage und langer Gewöhnung beruhenden Verständniß fühlte sie sicher heraus, wann sie sich erlauben durfte, die Vertraute zu sein, und wann sie in die bescheidenere Rolle einer Dienerin zurückzutreten hatte. Sie wußte ganz genau, zu rechter Zeit anwesend zu sein und zu rechter Zeit geräuschlos zu verschwinden. Und wie

gern lauschte Beatrice dem leichten Geschwätz Gianettas, die nach schmeichelnder Zofen Art die Vorzüge des Geliebten in helles Licht zu stellen, sie selber über ihre Jahre und den leise beginnenden Verfall ihrer Schönheit hinwegzutäuschen und mit allerhand Zunder die Flammen zu schüren suchte! Was kümmerte es Beatrice jetzt, wenn auch ihre Empfangssäle noch leerer wurden, wenn einer nach dem anderen von den alten Bekannten sich seltener und immer seltener einfand, wenn nur er ihr blieb, er ganz allein mit ihr auf dem in Lust und Liebe erblühenden Eiland, und wenn nur dieses Eiland, wie es plötzlich und ungeahnt aus der Fluth emporgestiegen, nicht plötzlich und ungeahnt wieder in der Fluth versank! —

Der Gedanke an die Zukunft, einmal erwacht, tauchte immer wieder in einsamen Stunden vor ihr auf, so sehr sie ihn auch zurückzudrängen suchte. Auch war es eigentlich nicht die Zukunft, deren nebelhafte Ungewißheit sie mit banger Furcht erfüllte — die Vergangenheit war es, die ihre dunklen Schatten hineinwarf mitten in ihr sonniges Glück. Die Vergangenheit — was hätte sie nicht darum gegeben, hätte sie aus ihr austilgen dürfen, was ihr jetzt die Seele belastete! Einen Augenblick nur, dann sprang sie federleicht wie in wonnigem Rausche empor — was Vergangenheit, was Zukunft, es giebt nur ein Glück: das Glück der Gegenwart, das selige Glück der Stunde! Nicht rückwärts, nicht vorwärts schauen — nur im Vollgenuß des Augenblicks liegt das Leben! —

Anders Antonio. Mitten in seinem Glück beschäftigte ihn die Sorge, wie er sich dasselbe für alle Zukunft zu sichern vermöchte. Eine Vergangenheit gab es kaum noch für ihn. Auch was ihm geschäftige Zungen über Beatricens früheres Treiben und Thun zugetragen, erschien ihm als giftig boshaftes, verleumderisches Geschwätz. Die edle Vornehmheit ihres Gesichts, ihrer ganzen Erscheinung, die Reinheit und Zartheit ihres Empfindens, die innige, sinnige Art, in der sie ihm ihre Huld, ihre herzliche Zuneigung bewies — das allein hatte Geltung für ihn, konnte das Lüge sein? Aber trotz dieser Huld durfte er, der namenlose Künstler, es wagen, sein Haupt zu der edlen Fürstin zu erheben, die zu den stolzesten Adelsgeschlechtern Venedigs gehörte? Gähnte nicht eine weite Kluft zwischen ihnen, die seine Liebe allein nicht auszufüllen vermochte? Wenn das Bewußtsein dieser Kluft ihm Zurückhaltung auferlegte, wenn es ihn zwang, seine Leidenschaft fest im Zaume zu halten, um nicht im Uebermuth zu zerstören, was ihn so unendlich glücklich machte, so entfesselte es gleichzeitig in ihm ein anderes heißes Verlangen: das Verlangen nach Ruhm. Der Ruhm allein vermochte jene Kluft auszufüllen. Der Lorbeer des Künstlers durfte sich ebenbürtig dem stolzesten Wappenschild zur Seite stellen. Ein berühmter Maler wollte er werden, und mit glühendem Eifer ergriff er, was ihn irgend diesem Ziele zu nähern vermochte. Zu einem mächtigen Strom zusammenfließend, erfüllten die Liebe zu Beatrice und die Liebe zu seiner Kunst seine Zeit, seine Seele, sein Leben und beschwingten sein Empfinden

und Denken zu stolzem Fluge, der ihn leicht über die Fläche des Alltags emportrug. —

Nur reift die heiße Sonne des Südens die Liebe noch um vieles rascher als den Ruhm, und die von ihr entzündete Gluth verzehrt oft ganz unerwartet schnell die für unüberwindlich gehaltenen Schranken.

Es war an einem Herbsttage um den Beginn der Abenddämmerung. Warme, gewitterschwüle Luft drang durch die weit geöffneten Fenster in den hochgewölbten, mit reichem Luxus ausgestatteten Saal. In leichtem, luftigem, farbenfrischem Gewande lehnte Beatrice, anscheinend etwas ermattet auf einer Ottomane. In ihrer Nähe auf niedrigem Polster saß Antonio, neben sich allerlei Malgeräth und eine Staffelei mit einer Farbenskizze, an der er bis zum scheidenden Tageslicht gemalt hatte. Etwas weiter von den Beiden entfernt, an der Eingangsthür des Saales saß Gianetta. Sie war von der Hitze erschlafft über einer Arbeit, die sie sich zum Schein vorgenommen hatte, fest eingeschlafen.

„Ihr seid erschöpft, lieber Meister," unterbrach Beatrice das Schweigen. „Ihr seid gar zu angestrengt fleißig gewesen. Gianetta! Gianetta! es ist erdrückend schwül, bring uns rasch eine kühle Limonata!" Halb noch im Traum fuhr Gianetta empor, um dem Befehl zu gehorchen, den sie mehr noch errathen als verstanden hatte. Es währte nicht lange, da trug sie auf silbernem Tablett zwei mit einer erfrischenden Granita gefüllte Krystallschalen herein und bot sie in der zierlichsten Form der Fürstin und dem Maler. „Verzeihung, gnädigste Herrin!" wendete sie sich dann an diese, „man verlangt im Hause nach mir, darf ich mich auf eine Weile entfernen?"

„Geh! ich werde Dich rufen, wenn ich Deiner bedarf."

„Soll ich Euch danken, lieber Meister," nahm Beatrice, als sie allein waren, das Gespräch wieder auf, das sich bis dahin ziemlich träge fortgesponnen hatte. „Soll ich Euch danken, daß Ihr die Natur so trefflich zu verbessern versteht? Ihr schmeichelt meiner Eitelkeit allzusehr, wenn Ihr in mein Bild aufnehmt, was vielleicht eine gütige Fee mir Freundliches in die Wiege gelegt hat, und daraus fortlasset, womit die Zeit und das Leben und wer weiß was für böse Geister die freundliche Anlage wieder verpfuscht haben."

„Nein, nein, verehrte Fürstin! ich male Ihr Bild treu und wahr, wie es vor meinen Augen, wie es vor meiner Seele steht, und aus tiefstem Herzen danke ich Ihnen, daß Sie meinen Augen und meiner Seele das Licht Ihrer Schönheit gewähren."

„Ei, ei, lieber Meister, ich habe nicht geglaubt, daß Ihr so höfisch zu schmeicheln versteht. Ich habe Euch für meinen Freund gehalten." Sie streckte ihm ihre Rechte entgegen.

„Sie haben keinen treueren, Fürstin," und er erfaßte die ihm gebotene Hand und drückte einen heißen Kuß darauf.

„Aber ein Freund muß vor Allem wahr sein."

„So wahr wie treu!"

„Nun, so beichtet mir, lieber Freund! Es liegt heut wie ein dunstiger Nebel auf Eurem Gemüth. Die Schwüle der Luft allein kann's nicht sein — was ist's?"

„Ich habe heut in den Sonetten des Michelangelo und in den Briefen der Marquise di Pescara gelesen."

„Glückliche Vittoria, die ein Michelangelo unsterblich gemacht hat!"

„Glücklicher Michelangelo, dem sein Ruhm erlaubte, seine Hand nach einer Vittoria Colonna auszustrecken! Meinen Sie nicht, verehrte Fürstin?"

„Der Ruhm ist ein seltener, köstlicher Schmuck, und welche Frau sähe nicht gern den Lorbeer auf dem Haupte des geliebten Mannes! Aber der Ruhm allein ist zu kalt für ein heißklopfendes Frauenherz, und die Liebe theilt nicht gern mit dem Ruhm. Uebrigens, mein lieber Antonio," setzte sie mit schalkhaftem Lächeln hinzu, „glaubt Ihr, daß Michelangelo seine geliebte Vittoria Marchesa genannt hat? Ich finde nichts davon in seinen Sonetten."

In warm aufwallender Leidenschaft stürzte er ihr zu Füßen, ergriff ihre beiden Hände und mit seinen klaren, treuen Augen zu ihr aufblickend, rief er: „O Fürstin! O Beatrice! wenn es mir gelänge, den heiligen Lorbeer zu erringen und Dir zu Füßen zu legen! wenn ich ein Fürst sein dürfte im Reiche der Kunst und Du meine Fürstin, mein theures, mein inniggeliebtes Weib!"

Beatrice zuckte zusammen; wie ein Schauer durchrieselte es ihren Körper, und ihm ihre Hände entziehend, bedeckte sie mit ihnen ihre Augen, während es schmerzvoll von ihren Lippen klang: „Dein Weib? nein, nein, ich kann nicht Dein Weib sein!"

„Wohl! wohl! ich weiß, die stolze Fürstin darf nicht herabsteigen zu dem armen Maler, die von den weichen, schmeichelnden Koselüftchen des Luxus verwöhnte Principessa kann den Glanz und die Pracht des Reichthums nicht entbehren, der ihr Lebensbedürfniß geworden ist, und den die treue Liebe des schlichten Mannes nicht zu ersetzen vermag."

Es klang rauh und bitter, und erregt wollte er sich erheben. Sie aber schlang beide Arme fest um seinen Nacken, und ihr Haupt auf seinen Scheitel stützend, sprach sie mit warmer, thränendurchzitterter Stimme: „Kennst mich doch schlecht, Du heißgeliebter Freund meines Herzens, dem ich mein Leben und mehr als mein Leben verdanke. Wie gern würfe ich den hoffärtigen Stolz und die gleißende Pracht von mir, dürfte ich an Deiner treuen Brust in sorglosem Vergessen ausruhen von meinem allzu stürmischen Leben! Nein, nein! das ist es nicht! ich bin Deiner nicht werth!" rang es sich qualvoll aus tiefster Seele empor. „Frage nicht! forsche nicht! verlange keine Beichte von mir! Ist es doch der alte Fluch, der vom ersten Menschenpaare fortwirkt durch die Tausende der Menschen-

geschlechter — der alte Fluch von Sünde und Schuld, der Fluch des verlorenen Paradieses!" Sie schluchzte laut auf, und ein heißer Thränenstrom ergoß sich aus ihren schmerzumflorten Augen auf das dichte Gelock seines Hauptes. — Ein Augenblick, ein banger, entsetzlicher — Antonio war wie vom Schwindel erfaßt, wild pochte sein Herz, seine Zähne knirschten zusammen, und krampfhaft ballten sich seine Hände. Dann aber sprang er mit jähem Rucke empor, und das geliebte Weib fest mit seinen Armen umschließend, rief er in heißer, stürmischer Hast: „Beatrice, ich lasse Dich nicht! Mag das Vergangene für immer vergessen, begraben sein in undurchdringlicher Nacht — ich schwöre Dir's, nimmer danach zu fragen, nimmer danach forschen zu wollen. In meinen starken Armen trage ich Dich über die Alpen hinüber in meine Heimat, wo Dich Niemand kennt, wo Niemand von Dir weiß, zu einem neuen, glücklichen Leben. Rüste im Stillen Alles zu schleuniger Flucht, und morgen, morgen schon, wenn der Abend hernieder zu dunkeln beginnt, komme ich, Dich zu holen. Versprich, versprich mir, Geliebte, daß ich Dich bereit finde, und daß Du die Meine sein willst für immer!" Und er bedeckte ihr Mund und Augen und Stirn mit langen, glühenden Küssen.

Beatrice erwiderte nichts. „Morgen! morgen!" hauchte sie, und ihre Lippen in heißer Gluth an die seinen pressend, zog sie ihn in ihre Arme, an ihre stürmisch wogende Brust. —

Es war dunkel geworden. Nur ab und zu warf ein matter, fahler Blitz einen unheimlichen Schein in die tiefen Schatten des Gemaches. Beatrice war allein. Sie lag ausgestreckt auf ihrem Ruhebett und starrte in's Leere. Wie lange sie schon so gelegen, sie wußte es nicht. Es mußte eine Ewigkeit sein, nach der Fülle der Gedanken bemessen, die ihr das Hirn durchwirbelt, das Herz umkrampft und den Athem beengt hatten. Ihr ganzes Leben war an ihr vorübergezogen. Wie war's ihr so lange Jahre hindurch ein toller, lustiger Carneval gewesen, den man in bacchantischem Taumel durchrast, ohne an den kommenden Aschermittwoch zu denken — an den unvermeidlichen Aschermittwoch. Erst vor Kurzem war ihr das erste Mal der Gedanke daran gekommen, und da war ihr Vieles so leer und todt, und Manches so unendlich traurig erschienen, das sie früher mit ausgelassener Lust erfüllt hatte, und Anderes wieder so Sehnsucht erweckend, so heiß begehrenswerth, das ach! für immer verloren war. Und jetzt — und jetzt — sie war plötzlich vor eine Entscheidung gestellt, die ihr Hirn und Herz durchwühlte, und die sie doch nicht zu treffen vermochte. Was sollte sie erfassen? Was sollte sie opfern? Die Zukunft lag vor ihr, dunkel, unfaßbar, ein unentwirrbares Räthsel. Warum mußte sie sich auch mit seiner Lösung den Kopf zermartern? Wär's nicht besser gewesen, damals auf den Grund der Lagunen gebettet zu werden, als in seinen Armen zu erwachen zu neuer, unsagbarer Lust, aber auch zu dieser neuen, quälenden Wirrniß? Ach! wenn sie nur einmal recht lange ausruhen

könnte von dieser heißen, stürmischen Hatz des Lebens, von allem Leid und selbst auch — von aller Lust in süßem, seligem Vergessen! Nirwana! Nirwana! —

Gianetta war wiederholt leise eingetreten, hatte gefragt, ob sie Licht machen solle, und hatte keine Antwort erhalten. Jetzt fragte sie nicht mehr, entzündete eine auf dem Kamin stehende Lampe und erschrak, als sie das bleiche, verstörte Antlitz der Herrin erblickte. Den in beredtem Wortschwall sich ergießenden Ausdruck ihrer Verwunderung, ihrer Theilnahme, ihrer Neugier unterbrach die Fürstin mit der kurzen Frage:

„Ist Jacopo zu Haus?" und auf die bejahende Antwort befahl sie: „Er soll die Gondel an der Vordertreppe bereit halten; wenn er fertig ist, soll er sich bei mir melden."

„Zu einem Besuch, gnädigste Fürstin? Welche Toilette wünschen Sie anzulegen?"

„Zu einer Fahrt nach dem Lido — ich bedarf nichts als den Mantel."

„Aber meine allergnädigste Principessa," rief Gianetta die Hände zusammenschlagend. „Sie wollen doch nicht jetzt, im Dunkel der Nacht, wo jeden Augenblick ein Unwetter hereinzubrechen droht, nach dem Meere hinaus?"

„Ich fürchte mich nicht, ich halte es in dieser bedrückenden Schwüle des Hauses nicht aus — ich muß Luft haben!"

„Sie sind krank, gnädigste Fürstin — darf ich nach dem Arzt schicken?"

„Nein! nein, Gianetta! quäle mich nicht! Mir wird leichter werden, wenn ich die Wogen rauschen höre."

„Aber doch nicht allein, oder —" setzte sie leise und zögernd hinzu, „begleitet Sie der Herr Maler?"

„Nein!" antwortete Beatrice kurz und scharf.

„O, so nehmen Sie mich mit, gnädigste Fürstin! — wenn Ihnen etwas zustieße —"

Beatrice zuckte unmerklich zusammen. „Was soll mir zustoßen, thörichtes Kind? Du würdest Dich doch nur fürchten, und ich — möchte gern noch ein Stündchen allein sein. Lege Dich ruhig zu Bett, und verschlafe Deine ängstlichen Grillen! Auch ich hoffe gut und lange zu schlafen nach solcher erfrischenden Fahrt." Sie reichte ihr freundlich die Hand zum Kuß, und zögernd ging Gianetta, um den Befehlen ihrer Herrin zu gehorchen.

Beatrice preßte die Hand an's Herz, als ob sie das heftig klopfende damit zur Ruhe zwingen könnte. Dann sprang sie empor und ging mit langsamen Schritten und laut mit sich selber sprechend im Zimmer umher. Endlich trat sie an einen kleinen Credenztisch, auf dem eine feingeschliffene Caraffe mit feurigem Cyperwein und einige altvenetianische Gläser standen. Sie füllte eines davon, und trank es in kurzen, hastigen Zügen leer. Dann

füllte sie noch ein zweites, entnahm einem künstlich aus Ebenholz und Elfenbein geschnitzten Schrein eine kleine Phiole von dunklem Rubinglas und schüttete aus ihr wenige Tropfen in den Wein des zweiten Glases. Darauf barg sie das Fläschchen wieder in dem Schrein, den sie sorgsam verschloß. Und das Alles that sie anscheinend mit der ruhigsten Ueberlegung, und nur das leise Zittern der Hand, das sie mit kräftigem Willen zu bemeistern suchte, ließ die Aufregung erkennen, in der sie sich befand.

Jacopo trat ein und meldete, daß die Gondel bereit sei.

„Es thut mir leid, Jacopo," wendete sich die Fürstin an ihn, „daß ich so spät noch Deine Dienste in Anspruch nehme; aber mich verlangt aus den heißen, beengenden Mauern hinaus nach einer erfrischenden Fahrt. Da nimm die Zechine als besonderen Lohn für den besonderen Dienst, und stärke Dich mit einem Glase feurigen Weins, damit Du nicht müde wirst!"

„Auf das Wohl meiner allergnädigsten Herrin!" rief das Knie beugend der Gondoliere und leerte das Glas mit einem Zuge, während die Fürstin sich umwendend der Thür entgegenschritt.

An den Marmorstufen der Treppe stand Gianetta mit dem weichen, purpurfarbigen Mantel, ihn der Herrin um die Schulter zu legen. Sie zitterte.

„Was zitterst Du, gutes Kind?" sprach Beatrice, ihr freundlich die Wange streichelnd. „Sorge Dich nicht um mich! Ich weiß, Du bist mir immer treu gewesen, hast's immer viel zu gut mit mir gemeint. Und auch ich hab' Dich lieb — da, nimm dieses Halsband! es wird sich schön machen um Deinen braunen Nacken. Sei keine Thörin! a rivederci!" Sie mußte sich umwenden, um die Thränen zu verbergen, die unter den langen Wimpern heiß hervorquollen. So bestieg sie die Gondel und streckte sich auf ihre seidenen Polster.

Jacopo legte sich kräftig in's Zeug, und rasch flog die Gondel durch den canale grande in die Lagunen und auf ihnen dem Lido entgegen. Auch hier auf dem Wasser war die Luft drückend und schwül. Ein warmer, erschlaffender Wind jagte dunkle, zusammengeballte Wolkenmassen über das Himmelsgewölbe. Am Horizont zuckten immer noch Blitze, und von fern her hörte man ab und zu das leise Grollen des Donners.

„Schlag' die Decke zurück, Jacopo! noch regnet es nicht," gebot Beatrice.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da — war es die heiße, ermattende Luft, oder hatte er anfangs seinen Kräften zu viel zugemuthet, — ward Jacopo von einer unüberwindlichen Müdigkeit befallen. Er vermochte kaum noch zu stehen, die Arme sanken ihm schlaff herab, und so sehr er auch dagegen ankämpfte, das Ruder drohte seinen Händen zu entgleiten. Er bat die Fürstin, sich niedersetzen und im Sitzen weiterrudern zu dürfen. Freundlich entgegnete sie ihm:

„Du bist müde, Jacopo — hänge das Ruder ein und ruhe Dich aus! Laß die Gondel treiben — wir haben kein festes Ziel und sind an keiner gefährlichen Stelle — achte nur, daß wir dem Strand nicht zu nahe kommen!"

„Dank! tausend Dank, allergnädigste Herrin!"

Leise vor sich hin aber sprach sie: „Der Schlummersaft thut seine Wirkung — schlaf', treuer Diener! mich jammert's um Dein Erwachen."

Nicht lange währte es, und Jacopo war fest entschlafen.

Sie rief ihn an, aber er antwortete nicht mehr. Da erhob sie sich leise von den Kissen, und niederknieend betete sie: „Verzeih, heilige Mutter Gottes, Du Schmerzensreiche, der armen Sünderin! ich kann nicht anders — gieb meiner Seele Frieden!" Langsam ließ sie sich über den Rand der Gondel gleiten — ein Ruck, ein Gurgeln und Rauschen, und sie verschwand in der trüben Fluth.

Als Jacopo um das erste Morgengrauen erwachte, sich erschreckt den Schlaf aus den Augen rieb und nach seiner Herrin umschaute, fand er die Gondel leer. Er rief laut und lauter, er rannte verzweifelt in dem engen Raume der Barke umher und spähte aus, wohin nur sein Auge reichte — Alles vergebens — ein von Angst nnd Verzweiflung verstörter Mann, lenkte er das Schifflein langsam zur Stadt zurück. —

* * *

In Franken steht vom Bergwald umrauscht auf einer Höhe ein altes Schloß — kein großer, stolzer Palast, nein! ein kleiner, winkliger, schnurriger, Bau, der seine Giebel und Zinnen aus der blutigen Fehdezeit in die friedliche Gegenwart hinübergerettet hat. Dunkler Epheu umspinnt mit dichtem Gezweig die kleinen Fenster und die einst für die Donnerbüchsen bestimmten Schießscharten. Graben und Wall sind längst zum blühenden Garten geworden, in dem Fliederbüsche und Jasminhecken würzige Düfte hauchen und hochstämmige Rosen ihre Blüthenpracht entfalten. Die meisten Zimmer haben ihre frühere Einrichtung und Ausstattung dem nüchternen, modernen Geschmack opfern müssen; nur einige wenige noch zeigen altes Eichengetäfel und wuchtiges Deckengebälk. In einem solchen Erkerzimmer hängt so, daß die sinkende Sonne es mit ihren gesättigten Strahlen beleuchtet, ein großes, stark nachgedunkeltes Oelbild von eigenartiger Auffassung, von eigenartiger Durchführung. Man sieht in eine südliche Landschaft hinein. Ueber dichtes, farbenprächtiges Blüthengebüsch erheben sich hochragende Palmen, auf deren weithin gebreiteten Wedeln sich buntfarbige Vögel schaukeln. Der Pflanzenwuchs ist so reich und von solcher Ueppigkeit, alles Gethier so kräftig und bunt, wie nur die urkräftigste Natur in ihrer jugendlichen Frische es zu erzeugen vermag. — Aber die Landschaft ist nicht offen; sie ist von einem dichten Gitter umschlossen, das nirgends einen Zugang erkennen läßt. Außerhalb des Gitters auf Felsgestein, dessen traurige Oede einen seltsamen

Gegensatz zu der üppigen Landschaft bildet, sitzt ein nacktes Weib von wunderbarer Schönheit. Es ist nicht jene naive, unbewußte Schönheit aus der Urzeit des Menschengeschlechts, wie sie etwa ein Masaccio, ein Dürer ihren Evabildern gegeben haben — es ist die durchgeistigte Schönheit späterer Culturepochen. Das rothgoldene Haar fällt in langen, dichten Strähnen über die weichgerundeten Schultern und die herrlich geformte Brust bis in den Schooß hinab. Der ganze Körper athmet warme Sinnlichkeit. Aber aus dem edlen, marmorbleichen Antlitz und namentlich aus den tiefdunklen Augen, deren heiße Blicke, die verschlossene Landschaft streifend, auf einem Manne ruhen, spricht ein tiefer, unsagbarer Schmerz, der den Beschauer unwillkürlich erfaßt und zu innigem Mitleid hinreißt. Der, dem diese Blicke gelten, ist eine gleichfalls nackte, kräftige Männergestalt von herrlichem Muskelbau. Das dunkelblonde Haupt- und Barthaar und die ganze nordische Art passen allerdings nur wenig in die südliche Landschaft. Der Mann hat dieser den Rücken und sein auch von herbem Weh durchzucktes Antlitz dem schönen Weibe zugewendet, dem er entgegenstrebt, als ob er es zu umarmen gedächte. Aber die Kräfte versagen ihm, und während er die Rechte verlangend nach ihr ausstreckt, greift er mit der Linken nach einem Pfosten des Gitters, um nicht niederzusinken. Ein breiter, dunkler, schlichter Eichenrahmen umschließt das Bild; in gotischer Schrift, tief und kunstvoll eingeschnitzt, liest man auf ihm die Worte: „Das verlorene Paradies“. Rechts in der Ecke des Bildes sieht man das Monogramm des Malers: ein A. v. H. . . — Die Sage erzählt, ein stolzes Adelsgeschlecht habe einst in dem Schlosse gehorstet; der letzte Sproß dieses Geschlechtes sei als ein blühender, lebensfreudiger, kunstbegeisterter Jüngling über die Alpen gen Welschland gezogen und nach kurzer Zeit — ein zweiter Tannhäuser — flügellahm und gebrochen in die Heimat zurückgekehrt. Einsam und menschenscheu habe er bis in sein hohes Alter auf dem Schlosse gelebt und Jahre lang an diesem Bilde gemalt, das ihm zur einzigen Lebensaufgabe geworden sei. Daß es zu seinen eigenen Lebensschicksalen in engster Beziehung gestanden, habe man wohl geahnt; aber niemals habe er gegen irgend Jemand auch nur ein Wort darüber gesprochen, und einsam, wie er gelebt, sei er gestorben — eines Tages habe man ihn todt zu Füßen des Bildes gefunden. —

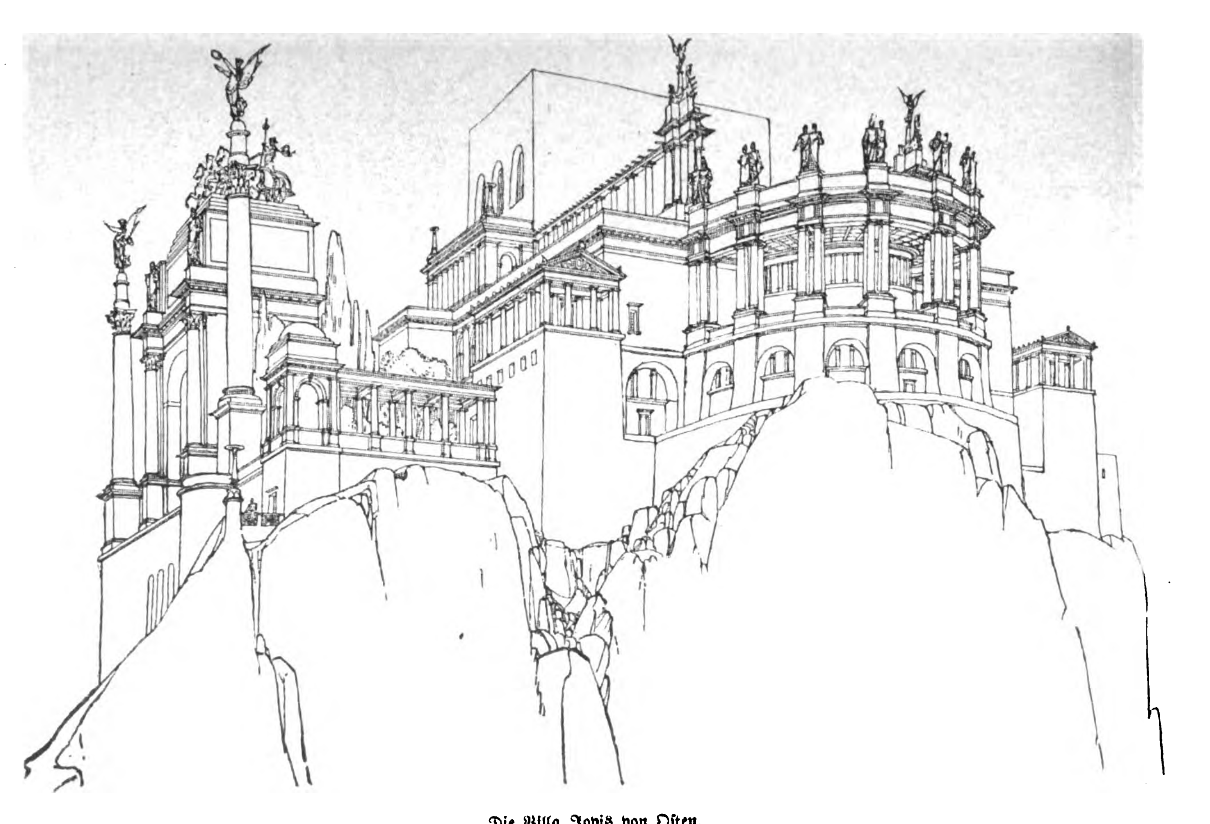




Illustrirte Bibliographie.

Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri. Dargestellt von C. Weichardt. Leipzig, K. F. Koehler.

Als einen Ritt in's romantische Land kennzeichnet C. Weichardt sein reizvolles Werk, an das, wie er nachdrücklich betont, der Archäologe nicht den Maßstab legen darf, wie an des Autors Reconstructionen aus dem alten Pompeji in seinem in den Kreisen der Alterthumsfreunde wohl bekannten und geschätzten Werke „Pompeji vor der Zerstörung“ (Leipzig, 1897). Fußt er in letzterem völlig auf dem Thatsächlichen, als Archäolog nach wissenschaftlicher Methode arbeitend, so hat er in seiner neuen Schöpfung der dichterisch angeregten Phantasie, die, wie er behauptet, auf Capri besonders lebendig wird, die Schwingen freigeben müssen zum Fluge in die Regionen einer schönen Möglichkeit. Das von ihm reconstruirte Pompeji ist das Pompeji, wie es war, das Capri, dessen Bild er in seinem Werke vor unsere Blicke zaubert, ist das Eiland, wie es zu des Augustus und Tiberius' Zeiten gewesen sein könnte; wie es Ferdinand Gregorovius vielleicht, wenn er träumend auf den Trümmern Capris saß, mit dem innern Auge sehnend erschaute —: „Die Gipfel geschmückt mit Marmorpalästen, das Eiland bedeckt mit Tempeln, Arcaden, Statuen, mit Lusthainen und Straßen“ —. Dies schöne Bild, das Weichardt uns nun auch mit leiblichen Augen schauen läßt, ist jedoch keineswegs lediglich ein Product ziellos schweifender Einbildungskraft; nicht in's Blaue hinein hat er phantasirt, sondern gewissenhaft jeden Baustein, den ihm die archäologische Wissenschaft und die Geschichte und die durch längeren Aufenthalt erworbene Kenntniß des Ortes zu seinem imaginären Bau lieferten, neben den realen Resten des wirklichen benutzt; so daß sein Phantasiegebilde des antiken Capri durchaus den Eindruck des Wahren und Wirklichen macht und man ihm jedenfalls einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zuerkennen muß. Selbst den Charakter und die Eigenheiten des Mannes, der nach der landläufigen Annahme diese Villen und Schlösser erbaut, läßt Weichardt bei seinen Combinationen und Reconstructionen nicht außer Acht. Und er kommt dabei, indem er die historischen Zeugnisse beleuchtet und die Wesensarten der beiden römischen Kaiser, die auf dem Eilande gehaust, vergleichend gegenüberstellt, entgegen der von allen Schriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts, die über Capri geschrieben, vertretenen Annahme, zu der Ansicht, daß alle oder doch der größte Theil der Villen am Meer und auf halber Inselhöhe von Augustus erbaut, und daß Tiberius diese nur übernommen,



Die Villa Jovis von Osten.

Aus: C. Weichardt: „Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri." Leipzig, K. F. Koehler.

benutzt und allenfalls umgebaut und vergrößert hat. — Sein Hauptaugenmerk hat der Verfasser auf das eigentliche Schloß des Tiberius, die auf der Nordostseite der Insel gelegene Villa Jovis gerichtet, deren Ruine die best erhaltene und bekannteste ist; in ihr gipfeln, nachdem er in den vorhergegangenen Capiteln sich über die natürliche Beschaffenheit der Insel, über die andern antiken Bauten am Meeresufer, insbesondere die auf dem südöstlichen Vorgebirge, der Punta Tragara gelegene Augusteische Villa und den Meerespalast des Augustus auf der Nordseite der Insel, sowie über die Römerbauten auf halber Inselhöhe ausgelassen, seine Betrachtungen. Wenn hier die Darstellung des Aeußeren der Villa Jovis nicht als Reconstruction bezeichnet werden kann, so ist dies doch bei dem Grundriß der Fall. Alles Thatsächliche ist — wie der Verfasser in dem einleitenden Capitel hervorhebt — zu Rathe gezogen; die Kenntniß der Kaiserpaläste in Rom,



Die Villa Jovis von Südosten.
Aus: C. Weichardt: „Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri". Leipzig, K. F. Koehler.

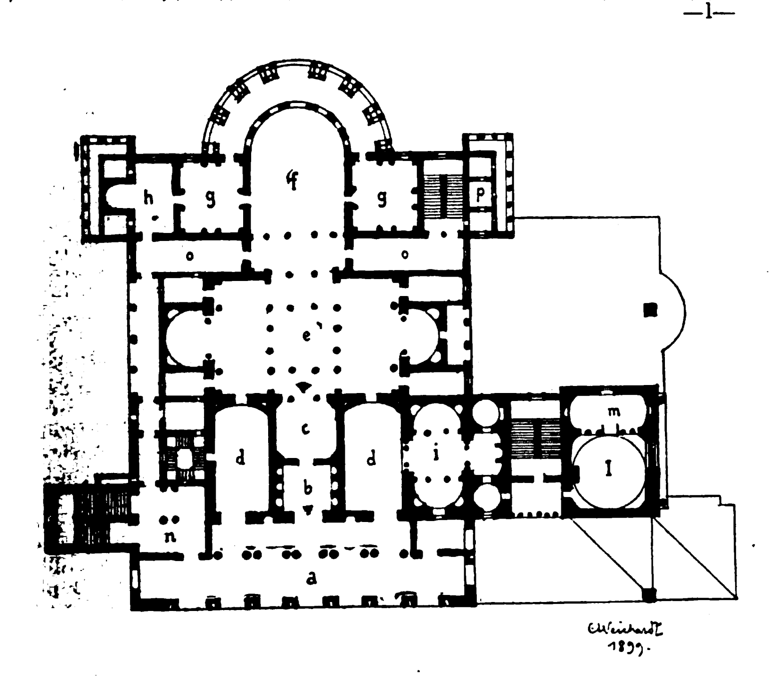
Tivoli, die mannigfachen Darstellungen großer Schlösser, die uns in Wandelbildern Pompejis erhalten sind, mußten dem Verfasser helfen, ein Bild des Aeußeren zu gewinnen. So habe er aus dem Studium römischer Baukunst heraus ein Bild geschaffen, das sich zu dem einstigen wirklichen Palaste verhalte, wie ein historischer Roman zur wirklichen Historie.

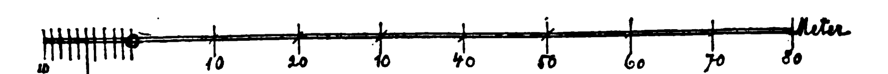
Das Werk, obwohl nicht speciell für den Archäologen bestimmt, wird diesem doch manch schätzenswerthen Gewinn bringen; es wendet sich aber an eine größere Gemeinde und erfüllt einen schöneren umfassenderen Zweck; den: jenen Rausch schönheitstrunkener Begeisterung, wie ihn der Verfasser und vor ihm Gregorovius u. A. auf jenem wunderbaren Eiland empfunden, in dem die Natur und der schöpferische Menschengeist sich vereinigt, um ein Gebilde harmonischer Schönheit in's Leben zu rufen, auf Andere zu übertragen. Wort und Bild und die künstlerische Ausstattung des Buches dienen diesem Zwecke in erfolgreichster Weise. Neben den Compositionen des Verfassers ist das Werk mit nach

photographischen Aufnahmen hergestellten Bildern und mit schönen, von Schülern Weichardts unter seiner Anleitung gezeichneten Titelköpfen und Zierleisten in der Zeit des Tiberius entsprechender Ornamentik geschmückt.

Allen Alterthumsfreunden, Allen, die unter italischer Sonne unvergeßliche Tage verlebt, allen künstlerisch empfänglichen Seelen sei das schöne Werk bestens empfohlen.

—l—





Grundriß der Villa Jovis. (Obergeschoß.)
Aus: C. Weichardt: „Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri".
Leipzig, K. F. Koehler.

Bibliographische Notizen.

Armee und Marine. Illustrirte Wochenschrift. Chef-Redacteur Graf Reventlow, Kapitän-Leutnant a. D. — Berlin, Boll u. Pickardt. — Einzelheft 30 Pf., pro Quartal 3,25 Mk.

Von dieser am 1. October d. J. erschienenen Zeitschrift liegen Heft 1 und 2 vor. Die Zeitschrift verfolgt den Zweck, in rein sachlicher, tendenzfreier Weise die Kenntnisse über die deutsche und ausländische Wehrkraft zu Lande und zu Wasser nicht nur in fachmännischen, sondern auch in Laienkreisen zu verbreiten und somit das Interesse für die allgemeine Wehrkraft rege zu erhalten. Die Zeitschrift ist mit vorzüglich ausgestatteten Illustrationen versehen, die zur Ergänzung des Textes dienen. Das Heft 1 enthält als Text: Das Linienschiff

der Gegenwart, das Kaisermanöver, die Flottenmanöver, Ausreise des Seebataillons nach Ostasien, die Landung deutscher Truppen in Tsintau, ferner Gibraltar und Portland und schließlich Wochenschau und den Anfang eines Romans: „Die neunte Compagnie“ von Ferdinand Runkel. Von den Illustrationen des 1. Heftes seien hervorgehoben: das sehr gelungene Kaiserportrait, das französische Linienschiff „Gaulois“, das englische Linienschiff „Prince George“, ferner Abbildungen aus dem Manöver. Die nach jeder Richtung hin recht gut ausgestattete Zeitschrift sei hiermit bestens empfohlen. K.

Der Schürzenbauer. Roman aus dem Hochgebirge von Adolf Ott. Berlin, Richard Taendler.

Eine Erzählung aus dem Bauernleben, in welcher wir altbekannte Typen wiederfinden, nur mit recht romanhaftem Beigeschmack. Die Handlung spielt im Hochgebirge, doch könnte sie an jedem anderen Orte sich abwickeln, wo die Anwesen an einem See liegen; — so wenig wie die Localität charakteristische Züge aufweist, so verschwommen sind die handelnden Personen, und die Ereignisse entbehren der überzeugenden Motivirung. Das Buch hinterläßt wenig Eindruck. mz.

Ich und Du. Skizzen und Studien von Joseph Theodor. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

„Was ich litt und was ich lebte“, — dieses Motto hätte der Autor mit größerem Rechte als manch Anderer vor sein Buch setzen können. Echtes warmes Herzblut ist es, das er spendet; alle Nervenschauer, die er schildert, sind auch durch seine Seele gerieselt, alle Verzweiflungsschreie und Wonnerufe, die in dem Buche ertönen, auch wirklich über seine Lippen geflossen. Die Echtheit der Empfindung ist es auch, die den einzelnen inhaltlich so verschiedenen Stücken einen festen Grundton giebt und uns die überwölbende Einheit des Ganzen, die Persönlichkeit, erkennen läßt.

Daß diese Persönlichkeit noch jung ist, wird jeder Leser merken; ebenso wird ihm ein leiser Stich in's Krankhafte nicht entgehen. Wir werden eingeführt in die Mysterien einer Jünglingsseele, in der eine unendliche Sehnsucht nach dem Schönsten, Höchsten und Edelsten lebt, einer Seele, die noch hofft und am Horizont immer noch einen goldnen Schimmer erblickt wie vom Sonnenthore der Erfüllung.

Jedes dieser Stücke zeigt den Autor in einem Verhältniß zum Ideal und ist nur eine Variation über das große Sehnsuchtsgrundthema seines Herzens. Hier hält er das Ersehnte in den Armen und schwelgt in stürmischer Wonne, hier verwirft er das Gefundene, weil ein leiser Mißklang darin seine sensitive Seele verletzte, hier ruft er im stillen Kämmerlein mit der Kraft der Phantasie das Weib herbei, läßt ihr sein Blut in stürmischem Dithyrambus entgegenbrausen, zitternd in wonniger Autosuggestion.

„Doch wenn Du sprichst: ich liebe Dich — so muß ich weinen bitterlich!“ Die Medaille hat auch ihre Kehrseite, und neben dem Herzen des modernen Menschen steht wie ein fremdes Ding der Intellect, der große Zerstörer, — kurz, der Hamlet'sche Einschlag fehlt auch in diesem Gewebe nicht. Und noch ein drittes, dem vorigen leise verwandtes Element drängt sich zu Zeiten hervor. Manchmal streicht durch das warme Blut ein kalter Fieberschauer, ein kranker Hauch, eine Sterbebettstimmung, ein müdes süßes Hinüberverlangen und gemahnt an manche Bäume im Mai, an denen neben prallsaftigen Knospen herbstliche Blätter trübselig hängen. —

Doch ist auch dieser Zug echt, wie überhaupt der anspruchslose Vortrag des Ganzen und der Mangel an Pose noch besonders lobend hervorgehoben sein mag. Zur Technik des Ganzen sei berichtet, daß der Stil sich folgsam den Affecten anschmiegt und oft von Melodie durchbebt scheint, daß er ein gefügiges Werkzeug der plastisch gestaltenden Phantasie bildet und der Trieb nach Anschaulichkeit jede Zeile durchtränkt. Das Streben nach objectiver Künstlerschaft offenbart sich bisweilen so stark, daß alsdann mehr das Auge interessirt als das Herz ergriffen wird. Aus dem Einacter „Zwischen den Wünschen“ ist die Veranlagung für Charakterisirung, Dialog und Erzeugung dramatischer Stimmung immerhin im Keime ersichtlich.

Kurz wir erhalten Einblick in einen Frühling, der die Voraussicht und Hoffnung auf einen reichen Sommer begreiflich und berechtigt erscheinen läßt. A. Str.

Wolkenkuckucksheimer Decamerone. Von Eduard Aly. Berlin, F. Fontane & Co.

Ein originelles Buch, welches in phantastischer Form viel Poesie und Lebenswahrheit enthält und gesellschaftlichen Auswüchsen und Banalitäten manchen wohlgezielten Geißelhieb ertheilt. Der Verfasser ist kein Freund der modernen Richtung in der Litteratur und kann es sich nicht ver-

sagen, einige recht absprechende Bemerkungen gegen Ibsen und Gerhard Hauptmanns „Versunkene Glocke“ anzubringen; dadurch kommt ein gehässiger Ton in das Buch, der ihm diejenigen seiner Leser entfremden wird, die mit ihm nicht einer Meinung sind; wer darüber hinwegsieht und sich mit der eigenartigen Schreibweise befreundet, wird die Wolkenkuckucksheimer Begebenheiten sehr lesenswerth finden. mz.

Die Sprüche des guten Meisters. Von Bruno Gelbo. Leipzig, C. F. Amalang.

Bruno Gelbo hat eine Sammlung kleiner Gedichte meist lehrhaften Charakters veröffentlicht, die mit dem Titel: „Sprüche des guten Meisters“ ihr gediegen bedächtiges Wesen gut zu erkennen giebt; fehlt es auch nicht an gelegentlich lyrisch angehauchten Dingen, so trägt das Ganze denn doch durchaus das Gepräge behaglicher Spruchweisheit, wie sie in kernigen Kraftworten besonders der Volksmund zu überliefern pflegt. Findet sich hier einmal eine gereimte sapphische Ode in solcher Umgebung, so thut dies eben gleichwohl dem einheitlichen Geiste in Form und Inhalt des kleinen Büchleins keinen Abbruch. Die schlichte Klarheit des Ausdrucks und die wuchtige Biederkeit der Gesinnung verleihen dem Genusse dieser Kost etwa den reinlich-frischen Geschmack einer in C-dur gehaltenen Tondichtung. Der „gute Meister“ hat offenbar eine starke Vorliebe für das einfach Faßliche, volksthümlich Didaktische. Ein befriedigtes Lebensgefühl durchströmt die Arbeit, es wohnt ihr, wie mir scheint, eine derbe Meisterseele inne, aber eine gute. H.

Den Werken, auf die wir im vorigen Hefte als Festgeschenke aufmerksam gemacht, seien hier noch einige mit kurzen Worten angereiht. In erster Reihe sei auf das von Dr. J. von Pflugk-Harttung herausgegebene Werk „Napoleon I. Revolution und Kaiserreich“ (Verlag von J. M. Spaeth, Berlin) hingewiesen, das eine eingehendere Betrachtung verdiente, als wir sie ihm jetzt zu widmen vermögen. Dieses in Anbetracht seines Umfanges (556 Seiten) und seiner reichen illustrativen Ausstattung (nahezu 500 Bilder) überaus billige Buch (Pr. geb. 8,50 Mk.), das uns die Geschichte des „gewaltigsten Sohnes der Revolution“ in Wort und Bild erzählt, ist die Frucht einer gemeinsamen Arbeit mehrerer competenter Autoren, deren Beiträge zu einem einheitlichen zusammenhängenden Ganzen zu gestalten der überarbeitenden und ordnenden Hand des Herausgebers oblag. Von dem Letzteren selbst rührt die Darstellung der Kindheit und Knabenzeit Napoleons her; den „General“ und „Consul“ hat Oberst A. Keim behandelt; den Seekrieg gegen England Kapitän zur See A. Stenzel; die innere Politik Prof. Graf Du Moulin-Eckart. Die Kriege von 1805—1807 hat Oberst O. von Lettow-Vorbeck, den Feldzug gegen Oesterreich 1809 Generalleutnant Karl v. Bardeleben dargestellt. —

Edwin Bormann hat die Muße, die ihm seine Bacon-Campagne läßt, zur Erzeugung einer neuen Reihe harmlos humoristischer Dichtungen benutzt, die er seinen Verehrern in einem schön ausgestatteten Bande unter dem Titel „Das lustige Buch“ (Edwin Bormanns Selbstverlag), das am lustigsten dort ist, wo der Verfasser uns echt sächsisch kommt, auf den Weihnachtstisch legt.

Von dem bekannten Werke „Berühmte Gemälde der Welt“ ist eine volksthümliche Ausgabe (Verlag von Otto Maier in Leipzig) erschienen, die mehr als 100 Gemälde deutscher und ausländischer Meister in phototypischer Wiedergabe enthält. Jedem Bilde sind einige erläuternde Zeilen, die zum Theil von Louis Wallace, dem bekannten Verfasser des „Ben Hur“ herrühren, beigegeben. Der Preis dieser billigen Ausgabe beträgt 3 Mk.

Musiker und Musikfreunde seien auf den in origineller Gestalt — nämlich in Form einer Violine — erschienenen Harmonie-Kalender 1901 (Preis 1 Mk.) aufmerksam gemacht. Dieser musikalische Almanach bringt Beiträge von d'Albert, Grieg, Humperdinck, Jadassohn, Krause, Reinecke, Tinel, Weingartner, Zöllner u. A., ferner bisher unveröffentlichte Briefe von Hans Bülow, Interessantes aus dem Nachlasse Rubinsteins und Tschaikowskys und ist mit mehr als hundert Bildern ausgestattet.

Endlich sei noch auf ein Buch für die Jugend hingewiesen, das wir bereits im vorigen Jahr bei seinem ersten Erscheinen warm empfohlen haben und das nun in zweiter Auflage vorliegt: „Auf der Wildbahn. Ferienabenteuer in deutschen Jagdgründen.“ (Verlag von Trowitzsch & Sohn in Berlin.) Dieses frische Buch, das Woldemar Friedrich mit Illustrationen geschmückt hat, ist eine Lectüre, die jedes Knabenherz höher schlagen macht, an der aber auch Andere ihre Freude haben können.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **D. W.** = Deutsches Wochenblatt. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde.

Altenburg, Peter. (Ein moderner Frauenlob.) Von M. Strack. N. u. S. 1901. Jan.
Buchausstattung, Moderne, und moderne Schrift. Von W. Fred. N. 1900. 7.
Carneri. Von M. Stona. G. XVI. Nov. I.
— **Bartholomäus, Der Ethiker des Darwinismus.** Von R. Steiner. G. XVI. Nov. I.
Cellini, Benvenuto. Von L. von Kunowski. T. III. 2.
Conclave, Das zukünftige. Von S. Münz. N. u. S. 1901. Jan.
Culturphilosophie, Ueber den Versuch einer. Von E. Holzner. D. Ru. 1901. 2.
Dialekt im deutschen Drama, Der. Von H. von Gumppenberg. B. u. W. III. 4.
Dogmatismus, Wohin treiben wir mit dem? Von H. Bassermann. D. Ru. 1901. Nov.
Englands Unbeliebtheit. Von L. Newton. D. Re. 1900. Nov.
England und die südafrikanischen Freistaaten. Von K. Blind. N. u. S. 1901. Januar.
Filippo Lippi, Gedanken vor einem Bilde des —. Von Ellen Key. W. Ru. IV. 21.
Französisches Schriftthum in deutscher Sprache. Von H. Weber-Lutkow. I. L. VII. 23.
Frauenarbeit. Von M. May. Kr. 194.
Gerechtigkeit, Aeussere und innere. Von M. Maeterlinck. N. D. Ru. XI. 11.
Heiberg, Hermann. Von E. Isolani. I. L. VII. 23.
Heilkunde, Primitive. Von C. Lombroso. Z. IX. 4.
Heyse, Paul, Jugenderinnerungen. Von E. Heilborn. Zeit. 319.
Humanität am Krankenbett. Von H. Eichhorst. D. Re. 1900. Nov.
Individualismus, Die Wahrheit des. Von L. Kuhlenbeck. W. Ru. IV. 21.
Karl XV., König von Schweden und Norwegen. Von Chr. Schefer. D. Re. 1900. Nov.
Kinkel, Gottfried, und seine rheinische Heimat. Von J. Joesten. N. u. S. 1901. Januar.
Kugler, Franz. Bettina, Berthold Auerbach, Friedrich Rückert, Frau Carl Gutzkow, Heinrich von Stein. Briefe und Aufzeichnungen aus den Jahren 1842—1884. N. D. Ru. XI. 11.
Kunstakademien. Von H. Darnaut. Zeit 319.
Künstler als Erzieher, Der. Eine Besprechung von H. von Wolzogen. T. III. 2.
Liliencron, Detlev von. Von G. Kühl. L. E. III. 3.
Madrider Kunstsammlung. Von R. Muther. Zeit 318.
Mirbeaus erster und letzter Roman. Von F. Vogt. Zeit 320.
Müller, Max, †. Von J. Machly. I. L. VII. 23.
— Von L. von Schröder. Zeit 318.
Nietzsche, Friedrich. Das polnische und das musikalische Element in F. N. Von B. Scharlitt. Kr. 194.
Novalis in neuer Spiegelung. Von F. Poppenberg. N. 1900. 6.
Pflege der künstlerischen Bildung, Die. Von W. von Seydlitz. D. Re. 1900. Nov.
Photographie an der Jahrhundertwende, Die. Von A. Reichwein. Kr. 194.
Pichler, Adolf. Von A. Bettelheim. N. 1900. 8.
Radeke, Robert. Von K. Krebs. D. Ru. 1901. 2.
Recht an Briefen, Das. Von E. Wichert. L. E. III. 3.
Rodenbergs Erinnerungen. Von Blennerhasset. L. E. III. 3.
Romane, Französische. Von H. Albert. L. E. III. 3.
Rosenmontag und Johannisfeuer. Von A. Kerr. N. D. Ru. XI. 11.
Ruskins sentimentale Wissenschaft. Von S. Saenger. Z. IX. 4.
Schillerverein, Vom. Von R. Krauss. L. E. III. 4.
Seidel, Heinrich. Von K. Berger. L. E. III. 4.
Streichen, Vom. Von M. Grube. B. u. W. III. 4.
Sudermannns „Johannisfeuer“. Von R. Pappritz. I. L. 1900. 24.
Theater. Von den Berliner Theatern. 1900/1901. IV. von H. Stümcke. B. u. W. III. 4.
— Das Theater in Frankfurt a. M. I. Das Schauspiel. Von V. Valentin. B. u. W. III. 4.
Theater-Congress, Der erste Internationale. Von B. Petzold. B. u. W. III. 4.
Theater, Das persische. Von A. Leist. L. E. III. 4.
Treitschkes Politik. Von F. Curtius. D. Ru. 1901. 2.
Unterrichtswesen, Das höhere, in Amerika. Von E. Emerton. D. Ru. 1901. 2.
Vatican und Quirinal, Der Kampf zwischen. Von G. M. Fiamingo. D. Re. 1900. Nov.
Vilmar, A. F. C. Von M. Koch. T. III. 2.
Wagner und das „Repertoire“. Von Anette Kolb. W. Ru. IV. 21.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Apelt, Willibalt, Die Steuerlosen. Schauspiel in vier Aufzügen, Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Basta E., La causa del diluvio. Pistoia, G. Flori.

Bauditz, Sophus, Das Erdbeben in Windeby und anderes. Sechs Novellen. Deutsch von Prehn. Leipzig. Gebrüder Reinecke.

Beyer, C., Auf dem Niederwalde. Culturgeschichtlicher Roman aus grosser Zeit. Leipzig, Gustav Fock, G. m. b. H.

Bormann, Edwin, Das lustige Buch. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Brandt, M. von. Zeitfragen. Die Krisis in Südafrika. China; Commercielles und Politisches. Colonial-Fragen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Briefe Napoleons I. an seine Gemahlin Josephine und Briefe Josephines an Napoleon und ihre Tochter, die Königin Hortense. Uebertragen mit erläuternden Anmerkungen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit 10 Illustrationen. Leipzig, Schmidt & Günther.

Coloniale Zeitschrift. 1. Jahrgang. Nr. 25. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Dahn, Felix, Stilicho. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. (Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Bd. XII.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dukmeyer, Friedrich, Einer für Alle. Eine Tragödie in fünf Acten. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung.

Elsborn, M., Fräulein Tonerls Leibarzt. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

Ermatinger, Emil, Jenseits des Tages. Gedichte. Zürich, Schulthess & Co.

Ernst, Dr. Paul, Friedrich Nietzsche. (Moderne Essays zur Kunst und Litteratur. Herausgeber Dr. Hans Landsberg. Heft 1.) Berlin, Gose & Tetzlaff.

Falke, Baronesse, „Sie." Roman. Dresden, Heinrich Minden.

Feddersen, F. A., Erzählungen eines Dorfpredigers. Bilder und Skizzen vom Lande. Hanau, Clauss & Feddersen.

Finot, Jean, La Philosophie de la Longévité. Paris, Schleicher Frères.

Fischer, C. W. Th., Erzählungen aus Rom. (Kennst Du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeb. von J. R. Haarhaus. Bd. XVIII.) Leipzig, C. G. Naumann.

Haberkalt, Carl, Der kommende Mensch. Neue Ausblicke auf die Zukunft des Menschen. Leipzig, Ernst Günthers Verlag.

Haeckel, Ernst, Kunst-Formen der Natur. Lfg. 5. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hanstein, Adalbert von, Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Litteraturgeschischte. Mit 113 Schriftsteller-Bildnissen. Buchschmuck von Emil Büchner. Leipzig, R. Voigtlaender.

Hartmann, Eduard von, Zur Zeitgeschichte. Neue Tagesfragen. Leipzig, Hermann Haacke.

Hartmann, Gustav, Die kreisende Energie als Grundgesetz der Natur. Eiserfeld a. d. Sieg. Im Selbstverlage des Verfassers.

Herrmann, V. E., Treue Diener, Lieblinge und Freunde. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen von Fr. Specht u. a. und einem farbigen Titelbild. (Thiergeschichten in Wort und Bild. Von V. E. Herrmann. I. Band.) Stuttgart, Muth'sche Verlagshandlung.

Hommel, Dr. Fritz, Der Gestirndienst der alten Araber und die altisraelitische Ueberlieferung. Vortrag gehalten im Verein für jüdische Geschichte und Litteratur zu Berlin am 5. December 1899. München, Hermann Lukaschik. (G. Franz'sche Hofbh.)

— Die Insel der Seligen in Mythus und Sage der Vorzeit. Vortrag gehalten in der Geogr. Gesellschaft zu Frankfurt a. M. am 7. December 1898. Mit drei Abbildungen. München, Hermann Lukaschik. (G. Franz'sche Hofbh.)

Hörhager, J., Das Werden der Welt als Entwicklung von Kraft und Stoff. Ein Beitrag zur einheitlichen Weltanschauung. Leipzig, Ernst Günthers Verlag.

Hügli, Emil, Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt.

Hülter, Carl, Vom Stamme der Eiche. Westfalenbuch. Essen, G. D. Baedeker.

Janitschek, Maria, Stückwerk. Roman. Leipzig, C. Gracklauer.

Johannsen, Albert, Deutscher Humor. 1. Abtheilung. Schleswig-Holsteinischer Humor. 1. Band. 1. Tausend. Garding, Commissionsverlag von H. Lühr & Dircks.

Itzerott, Marie, Argari. Aus einem Tagebuche. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Kobell, Louise von, Farben und Feste. Culturhistorische Studie. Mit 15 Illustrationen. München, Vereinigte Kunstanstalten A. G. vorm. Jos. Albert Kunstverlag.

Kügelgen, Marie Helene von, Ein Lebensbild in Briefen. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Richard Wöpke.

Künstler-Monographien in Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. XLVI. Thoma. Mit 106 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radirungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Küttner, Dr. H., Unter dem deutschen rothen Kreuz im südafrikanischen Kriege. Mit einer Heliogravüre und 110 Abbildungen im Text. Einbandzeichnung von Fritz Schumacher. Leipzig, S. Hirzel.

Kullberg, Emil, Was ist Wahrheit! Ein Zusammenbruch! Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.

La Mara, Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Zweiter Theil. Mit drei Abbildungen. (Franz Liszts Briefe. V. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Levy, Abraham, Philosophie der Form. Berlin, E. Ebering.

Liebmann, Otto, Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Zweiter Band, erstes Heft. Geist der Transscendentalphilosophie. Strassburg, Karl J. Trübner.

Lissauer, Hugo, Reise-Momentbilder in Versen. Berlin, Emil Goldschmidt.

Luckau, Wilh. Heinr. Herbstblüthen. Lieder eines schlichten Mannes. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung.

Marshall, William, Dr., Zoologische Plaudereien. Mit Zeichnungen von Dr. Etzold, E. de Maes u. A. Dritte Sammlung der Plaudereien und Vorträge. Leipzig, A. Twietmeyer.

Martin, G., Die naturgemässe Lebens- und Heilweise, eine logische und physiologische Begründung. (Hygienisches Quartal. I. Jahrg. 1. Heft.) Leipzig, Otto Borggold.

Masurin, Constantin, Traumland. Zwei episch-lyrische Dichtungen. Frei aus dem Russischen durch Richard Zoozmann. Mit Bildern und Vignetten von Wilhelm Roegge jr. Berlin, Otto Eisner.

Meider, Otto, Die Wegmüden. Schauspiel in vier Acten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Messer, Max, Der Traum vom Weibe. Roman. Dresden, Carl Reissner.

Möbius, P. J., Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten. Herausgegeben von Dr. med. Konrad Alt. III. Band, Heft 3. 2. Aufl. Halle a. S., Carl Marhold.

Molin, Dr. Johann, Entwurf einer modernen Religionslehre für Volksschulen. Wien, Selbstverlag des Verfassers.

Montaigne, Ausgewählte Essais. Aus dem Französischen übersetzt von Emil Kühn. Bd. I.–IV. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Müller, Prof. Leonhard, Das politische Erziehungsproblem der badischen Gegenwart. 25 Briefe, der badischen Jugend gewidmet. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Müller-Amorbach, Wilhelm, Aus der Schelmenecke. Schwänke. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe Lfg. 19. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Neuberger, Emil, Nachklänge. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt.

Prahl, Dr., Das deutsche Studentenlied. (Burschenschaftliche Bücherei hrsg. von Hugo Böttger. Band I. Heft 5.) Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Preindlsberger-Mrazović, Milena, Bosniches Skizzenbuch, Landschafts- und Cultur-Bilder aus Bosnien und der Herzegovina. Illustrirt von Ludwig Hans Fischer. Dresden, E. Piersons Verlag.

Reinecke, Carl, „Und manche liebe Schatten steigen auf." Gedenkblätter an berühmte Musiker. Leipzig, Gebrüder Reinecke.

Rode, Carl, Christinus von der Koedoesdrift. Erzählung aus dem letzten Boerenkriege. Leipzig, E. Kempe.

Rosen, Franz, Der Mönch von Sanct Blasien. Die Geschichte eines Glaubens. Illustrirt von Marie Elisabeth Pinoff. Dresden, E. Pierson.

Samosch, Siegfried, Spanische Kriegs- und Friedensbilder. Sechs Streifzüge jenseits der Pyrenäen. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Schafheitlin, Adolf, Das Zeitalter der Cyklopen. Dramatische Dichtung in drei Theilen. Zweite, vollendete Ausgabe. Berlin, S. Rosenbaum.

Schmidt & Günthers Illustrirte Weltbibliothek. Heft III. Napoleon I. auf St. Helena, mit 97 Illustrationen und Heft IV, Vesuv und Pompeji, mit 55 Illustrationen. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Schmidt, Maximilian, Starnbergersee-Geschichten. Erster Theil. Der Himmelbrand. Die Fischerrosl von St. Heinrich. Cultur- und Lebensbilder. Mit 8 Textbildern. (Maximilian Schmidts gesammelte Werke. Volksausgabe XI. Bd.) Reutlingen, Ensslin & Laiblin.

— Starnbergersee-Geschichten. Zweiter Theil. Die Johannisnacht. Der Erbe von Pollingsried. Cultur und Lebensbilder. Mit 8 Textbildern. (Maximilian Schmidts gesammelte Werke. Volksausgabe. XII. Band.) Reutlingen, Ensslin & Laiblin.

Schurtz, Dr. Heinrich, Urgeschichte der Cultur. Lfg. 1. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Schuster, Hermann, Von Lenz zu Herbst. Gedichte. Leipzig, Hermann Haacke.

Spielberg, Saarbrücken-Rom über den St. Gotthard in 12 Tagen. Distanzritt. Mit 26 Abbildungen und 13 Karten. Berlin, Martin Oldenbourg.

Stangen, Eugen, Dunkelflammen. Neue Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt.

Sternberg, Leo, Leyer, Wanderstab und Sterne. Gedichte. Wiesbaden, Heinrich Staadt.

Stillfried, Felix, Biweg'lang. Ok en Struss. Läuschen un Rimels. Zweite Auflage. Rostock, Hermann Koch.

— Hack un Plück. Geschichten. Rostock, Hermann Koch.

Syrutschek, Julius, Der Bachernjäger. Eine Dichtung aus den südsteierischen Bergen. Illustrirt von Arthur Schreyer. Dresden, E. Piersons Verlag.

Tille, Dr. Alexander, Aus Englands Flegeljahren. Dresden, Carl Reissner.

Unser Liederbuch, Die beliebtesten Kinderlieder, ausgewählt von Friderike Merck, mit Bildern von Ludwig von Bumbusch, für Kinderstimmen gesetzt von Fritz Volbach. Mainz, B. Schotts Söhne.

Vogt, Friedrich, Schlesiens volksthümliche Ueberlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Band I. Weihnachtsspiele. Leipzig, B. G. Teubner.

Waldau, Irenäus, Das achte Gebot. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

Warnke, Paul, Snurrig Lüd. Snaksche Snurren ut Stadt und Land. In Rimels. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

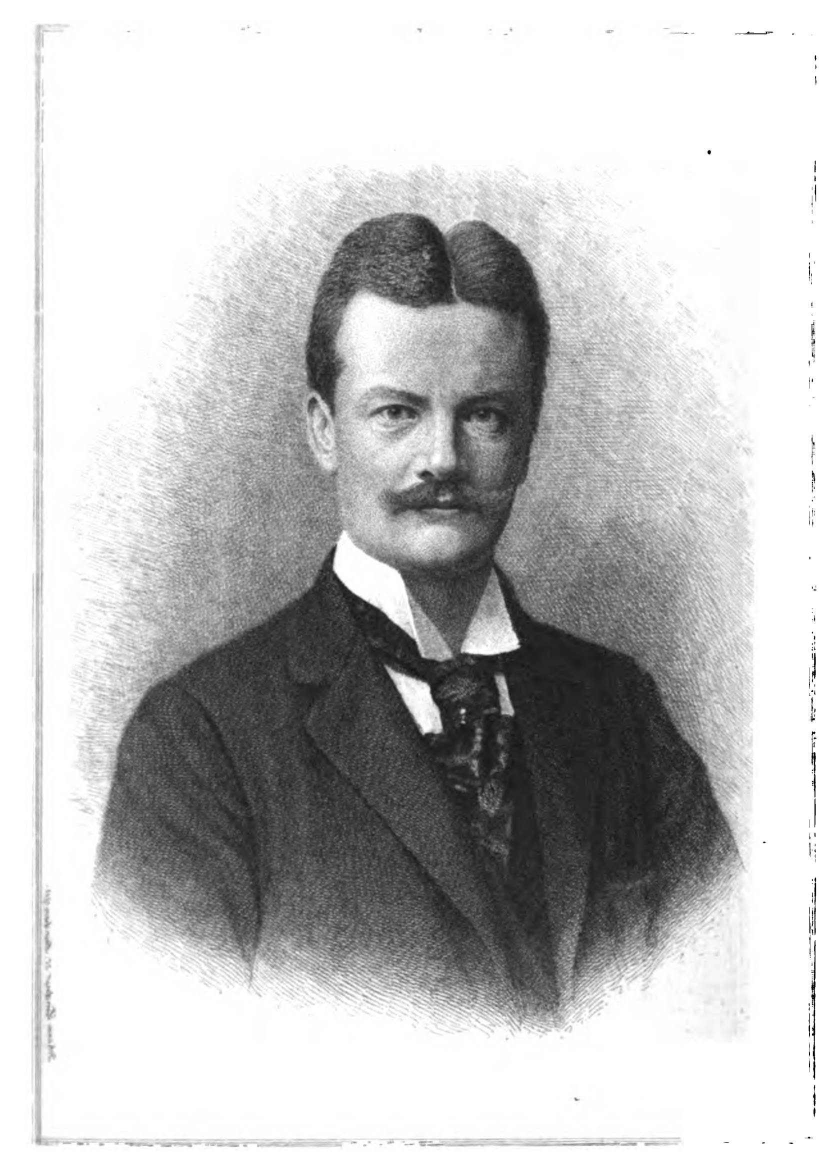
Welschinger, Henry, Mirabeau in Berlin als geheimer Agent der französischen Regierung 1786—1787. Nach Originalberichten in den Staatsarchiven von Berlin und Paris. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Wirth, Dr. Albrecht, Ostasien in der Weltgeschichte. Bonn, Carl Georgi.

Wrede, Richard, Allerlei Liebe. Ein Geschichtenbuch. Berlin, Dr. R. Wrede.

Zoozmann, Richard, Narrenchronik. Allerhand Schwänke, lustige Reimereien und Eulenspiegeleien. Berlin, Otto Elsner.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Georg Freiherr von Ompteda

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

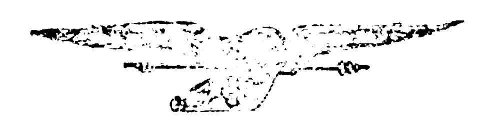
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCVI. Band. — Februar 1901. — Heft 287.

(Mit einem Portrait in Radirung: Georg Freiherr v [illegible])



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Ve[illegible]

v. S. Schottlaender



Georg Freiherr von Ompteda

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCVI. Band. — Februar 1901. — Heft 287.

(Mit einem Portrait in Radirung: Georg Freiherr von Ompteda.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



König Wiglaf.

Epische Erzählung.

Von

Anton Freiherr von Perfall.

— Schliersee. —

(Schluß.)

Der starke Luftzug hatte Wiglaf aus seiner Betäubung geweckt, er glaubte sich noch in den Armen Alwins. „Laß mich, ich bitte Dich!" Er stemmte sich mit dem linken Arm gegen die breite Brust. „Ich will nicht als Flüchtling — o wie ein schwaches Kind. — Wer gab Dir das Recht? Ich läg' in Ehren todt."

„Das läg'st Du auch," erwiderte eine rauhe unbekannte Stimme, „wenn nicht meine Königin Dich lebendig haben wollte, um Dir die Schmach zurückzugeben, die Du ihr angethan."

Da riß Wiglaf erst die Augen auf und starrte entsetzt auf den Weißen.

„Wer bist denn Du — Deine Königin!"

„Eadwine! Kannst Du Dich des Namens nicht mehr erinnern?"

„Zu Eadwine bringst Du mich? Ja, bin ich denn —? Und Alwin?"

„Gefangen seid Ihr Beide, saubere Brüder, was denn sonst?"

„Und zu Eadwine — sagst Du — gefangen? Höre mich, wer Du auch bist, Entsetzlicher, tödte mich! Ich will nicht zucken, keinen Laut ausstoßen, nur nicht zu Eadwine bringe mich."

„Glaube ich schon, daß Dir's nicht paßt. Möcht' auch lieber irgend einen andern Tod erleiden."

„Einen anderen Tod, sagst Du? — Also will sie mich tödten?"

„Möchtest Du noch leben, nachdem Du so vor einem Weibe gestanden? Ein König auch noch?" höhnte Aneurin. „Höre, mein Freund, Dein Gewicht schmilzt in meinem Arm, wie Butter in der Sonne."

„Ja, Du hast Recht, das macht die Schwäche — ich — ich weiß nicht, was ich spreche — Lasse mich nur erst zu Kräften kommen, auf den Füßen stehen, nur so bringe mich nicht vor sie, Erbarmungsloser —“

„Wird auch nicht gehen, selbst wenn ich wollte, sie erwartet Dich ja mit Sehnsucht — kannst Dir doch denken. Du meinst wohl das Blut in den Locken — wer weiß — Weiber sind unberechenbar. Vielleicht gefällst Du ihr so gerade —“

Wiglaf trafen die Worte wie Dolche. Er schloß die Augen, um das höhnische Gesicht nicht zu sehen. Jetzt ging der Ritt langsamer, und ein fernes Getöse drang an sein Ohr.

„Da haben wir's schon,“ meinte Aneurin, „die Vorposten haben uns entdeckt und rühren das ganze Lager auf. Schau nur selber hin.“ Er stützte den Verwundeten, „ganz schwarz ist's auf den Dünen, Teufel, das paßt mir selber nicht. Dort steht sie schon. Siehst Du sie? Auf dem freien Hügel, wo das Banner flattert, die hohe Frau im blauen Mantel?“

Wiglaf sah sie, Fieberschauer schüttelte ihn, die Gestalt wuchs und wuchs im freien Raum, in das Riesengroße. Dann nahm er alle Kraft zusammen, beschwor Alles herauf, was ihm heilig, sein Königthum, Finn, den Helden, und vor Allem Trytho, in ihrem ganzen strengen Reiz, wie sie am Söller stand und ihm zurief: „Mein Geliebter! Mein Held!“ und das sieghafte Gefühl der Ueberwindung kam über ihn.

Jetzt soll sie nur höhnen, ihren ganzen unweiblichen Haß über ihn ergießen, ihre ungezähmten Sinne in das blutige Gewand gerechter Rache kleiden, — ihn foltern, — tödten. — Er wird ihrer lachen und als König sterben, mit dem Namen „Trytho“ auf den Lippen.

Noch war man sichtlich im Unklaren, was dieser einzelne Reiter bedeuten sollte. Da erkannte man wohl Aneurin und hegte bange Sorge. Was hatte Aneurin jetzt hier zu thun? Einige Reiter kamen ihnen entgegen.

„Gafft nicht lang,“ schrie er sie verdrossen an, „und meldet der Königin, daß ich den Gefangenen bringe, wie sie mir befohlen. Das neugierige Volk haltet mir zurück. Tummelt Euch!“

Der Reiter flog zurück, es war nicht zu spaßen mit dem Alten.

Aneurin ritt langsam nach. „Das ist Alles, was ich für Euch thun kann,“ sagte er zu Wiglaf, „daß ich Euch die Gaffer erspare, ich mag sie selber nicht.“

Der Reiter mit der Meldung hatte jetzt die Königin erreicht. — Wiglaf verlor keinen Blick davon. Die Gestalt machte eine heftige Bewegung. Frauen umringten sie und entzogen sie dem Blick. Dann erschien sie plötzlich wieder, den Hügel abwärts schreitend, und verschwand zwischen den Zelten.

Lautes Jauchzen ließ erkennen, daß sich die frohe Kunde bereits verbreitet. —

Der eine Reiter kam zurück. Die Königin erwarte Aneurin mit seinem Gefangenen vor ihrem Zelt.

Aneurin schüttelte verdrießlich das Haupt. „Du siehst," wandte er sich zu Wiglaf, „ich hab' Dir's anders zugedacht. Du bist ja selbst ein König und mußt wissen, was gehorchen heißt." —

„Beruhige Dich, Alter," entgegnete Wiglaf gefaßt, „wenn Du auch mein Feind, ich erkenne doch den edlen Mann in Dir, und das stärkt mich gegenüber diesem Weib, dem der Troß nicht einmal zu niedrig ist, mit meiner Schmach davor zu glänzen. Nur eine Bitte noch."

„Hm! Wenn ich's erfüllen kann," murmelte Aneurin sichtlich bewegt in seinen Bart.

„So lasse mich wenigstens neben Deinem Pferde gehen, gefesselt, wenn's sein muß, nur nicht so quer im Sattel, wie ein geraubtes Mädchen. Bedenke, ich zog heute noch als König aus."

„Hm! Neben dem Pferd, gefesselt, wie ein Strauchdieb. Das sieht noch weniger königlich aus; — aber ich thät' Euch gern einen Gefallen."

Aneurin hielt den Hengst an. „Vielleicht geht's so," und schon sprang er aus dem Sattel, wenn ich Euch halten könnt' —"

Wiglaf, bewegt von der Großmuth des Alten, wollte ihm danken. Da runzelte Aneurin schon wieder die Stirn.

„Laßt das! Ich habe den Auftrag, Euch lebend zu bringen, ob zu Fuß oder zu Roß, ist meine Sache."

Er ergriff den Zügel und führte den Hengst in das Lager.

Sein grimmes Gesicht lockte nicht zu Fragen, eben so wenig der bleiche Jüngling mit dem blutigen Antlitz, dem vom Kampf zerfetzten Koller zu Spott, so folgte man dem Paar in schweigsamer Neugierde zum Zelt der Königin.

Eadwine hatte auf die Nachricht von der Ankunft des Gefangenen einen Augenblick geschwankt, ob sie nicht besser thät', ihm die Schmach der Oeffentlichkeit zu ersparen, ihm allein im Zelt gegenüber zu treten. Alles in ihrem Herzen sprach dafür, aber sie sah längst fürchtend der Stunde entgegen, und so erfand sie nach Frauenart rasch einen triftigen Grund. Wenn sie ihn jetzt so furchtbar strafte vor allen Augen, konnte sie ihn vielleicht später vor größerem Unheil wahren, ohne schlimmen Verdacht auf sich zu laden. So gab sie den Befehl.

Sie hatte den blauen Mantel zurückgeschlagen, der ihr Haar bedeckte. Eine Dienerin steckte rasch den Goldreif fest. So stand sie vor ihrem Zelt, umgeben von ihren Frauen und Führern, auch Deli fehlte nicht und weckte allen gerechten Zorn, all' die Bitterniß von Monden in ihrer Seele, all' die um ihn durchweinten Nächte, all' die grauen hoffnungslosen Wintertage und erreichte damit nur Eines, daß sein Bild, wie sie es in ihren jungfräulichen Träumen geschaut, immer klarer vor ihr stand.

Ihr Blick war starr der Lagergasse entlang gerichtet. Da nahte schon der seltsame Zug. Wiglaf ragte hoch über die sich drängenden Köpfe. Sein Antlitz war aschfahl, kein Helm bedeckte das Haupt, die von geronnenem Blut verklebten Locken bedeckten die Stirne, sein rechter Arm hing schlaff herab, — aber er saß fest im Sattel; neben ihm schritt Aneurin, den Hengst am Zügel dicht vor die Königin führend.

Kein Laut war rings vernehmbar. Jeder Blick hing an Wiglaf, der den Blick starr auf Eadwine gerichtet, mit der linken flachen Hand ein Zeichen der Unterwerfung machte, ohne den Nacken zu beugen.

„So löſ' ich mein Wort, Königin," erklärte Aneurin. „König Wiglaf steht vor Euch, ich nahm ihn mit eigener Hand gefangen. Das Uebrige besorgen unsere wackeren Leute. Der Sieg ist vollständig, heute noch können wir nach der Finnburg marschiren."

Doch Eadwine warf keinen Blick auf ihn. Bald bildeten sich auf ihren Wangen purpurne Rosen, bald wich aus ihnen jede Farbe, und in ihren starr auf Wiglaf gerichteten Augen spielten unstäte Lichter.

„Es thut mir leid, König Wiglaf," begann sie dann mit unsicherer Stimme, und die weiße Hand, welche die Falten des Mantels raffte, zitterte, „daß wir uns so begegnen müssen, doch Ihr habt es selbst gewollt. Ich bin nicht von kriegerischem Sinn, und was Ihr, der Mann, dem Weibe angethan, ich kann's nicht glauben, daß es vor Euch selbst bestehen kann in Ehren. Ich hätte es Euch verziehen, den Verlust nicht schätzend, aber Ihr habt in mir mein ganzes Volk geschmäht, und dafür, König Wiglaf, müßt Ihr büßen."

Beifällige Rufe wurden rings laut, heftige Drohungen.

„Oder habt Ihr etwas zu Eurer Vertheidigung anzuführen, so sprecht vor diesen Allen."

Wiglaf wartete gelassen ab, bis sich der Sturm der Stimmen gelegt, und senkte den Blick. Eines war ihm klar, hier steht kein rachsüchtiger Feind, keine Königin, nur ein von ihm tief gekränktes Weib, und das Weib ist schön, schöner noch, als Alwin sie schildern konnte. Und wenn er anstatt als Gefangener, als Sieger vor ihr stände, er wäre entehrt für das ganze Leben, wenn er sich nicht rechtfertigen könnte. Mit Trotz und Hohn, wie er's im Sinne hätte, war wahrlich nichts gethan. So begann er, den Blick fest auf Eadwine gerichtet:

„Königin, nicht ich hab' um Eure Hand geworben, und wär' der Ruf Eurer hohen Schönheit auch der Wahrheit gleichgekommen, nimmer hätt' ich's gethan, weil ich es für eine Sitte der Wilden halte, um ein Weib zu handeln, wie um eine Waare, für deren Kauf die Wissenschaft des Marktes genügt. Was ist Schönheit, Abkunft, Namen, nur ein schönes Siegel, das ich erst erbrechen muß, um zu prüfen, ob auch der Inhalt seiner werth; und selbst gesetzt den Fall, es betrügt mich nicht, es hält, was es versprach, wer sagt mir, Königin, daß dies auch bei ihr der Fall; ob

sie nicht bittere Enttäuschung fühlt, — was dann? Denkt Euch in die Lage, Königin! Nicht wahr, Ihr könnt es nicht? Die Röthe des Unwillens, der Scham steigt auf Eure reine Stirn —"

„Wie könnt' Ihr die Werbung leugnen? Unerhört!" rief Aneurin, und mißmuthiges Gemurmel erhob sich.

„König Finn warb, nicht ich," rief Wiglaf jetzt, „und bei König Aethelred warb er, nicht bei Eadwine, so war's bis jetzt der schöne Brauch, und ich wehrte mich, ich bat, ich drohte mit Flucht, — umsonst. —

König Finn sandte Boten, — noch blieb mir eine List. Ich hatte einen treuen Freund, den sandte ich mit, er sollte Dir insgeheim meinen Widerwillen schildern gegen solches Thun, mich in den schlimmsten Farben malen. Er hat es wohl nicht gethan."

„Alwin?" fragte Eadwine hastiger, als zu ihrer streng gewahrten Würde paßte.

„Alwin!" erwiderte Wiglaf. „Er ist mit mir gefangen und wird sich glücklich schätzen, vor Euch zu knien, und sei's in Ketten."

Eadwine senkte erröthend den Blick.

„Auf seinem Sterbelager," fuhr Wiglaf fort, „kam König Finn zur Einsicht, er gab mich frei —"

„Frei?" fragte Eadwine mit fast schmerzlichem Hohn.

„Ja, — frei," erklärte Wiglaf fest, „und wie ein Gefangener streifte ich die Fesseln ab. Wer kann da von Wortbruch sprechen, von Kränkung, die ich Euch angethan, der Mann dem Weibe? — Wo jede Freiheit fehlt? — Ihr müßt selber schweigen. Anders steht's mit unsern Vätern, Königin," fuhr Wiglaf nach einer Weile fort, in der kein Laut sich regte. „Der Meine hat den Euren schwer beleidigt, und nur Blut kann die Sühne bringen. — Das sage ich selbst. — Ich stehe für die Schuld König Finns, Ihr für die Rache König Aethelreds. Das Schicksal hat gegen mich entschieden, ich stehe gefangen vor Euch und bitte nicht um Gnade."

Beifälliges Gemurmel erhob sich, aber auch drohende Rufe, die nicht mißzuverstehen waren, mehr — blutige Forderungen.

„Ihr solltet heute Hochzeit halten, ist das wahr?" fragte Eadwine, und ihr Blick schärfte sich.

„Gestern noch war's mein sehnlichster Wunsch."

„Mit Eurer Stiefmutter, wurde mir berichtet, König Finns Ehgemahl?" fuhr Eadwine in steigender Erregung fort.

„Mit Trytho, Herrin, des Angelkönigs Offa Tochter."

„Und diese Trytho wußte um den Betrug, den Euer Vater wagte, lenkte ihn wohl dazu?"

„Das Staatswohl lenkte ihn, Königin."

Da fuhr Eadwine auf. „Das Staatswohl? Ei! Er nahm also nur die eine Fessel ab, um Euch eine andere anzulegen, und eben spracht Ihr stolz: „Er gab mich frei." Das müßt Ihr mir erklären."

„Sehr einfach, Königin, sein Wille und mein Wunsch —"

„Euer Wunsch!" unterbrach Eadwine ihn flammend. „Ihr spracht von der Gattin König Finns, Eurer zweiten Mutter —"

Wiglaf fühlte die Kräfte schwinden, es war ihm, als wälze sich etwas Dunkles, Ungeheures entgegen. „Du fragst zu viel, Königin," stammelte er, im Sattel wankend, „vor so viel Ohren, — mach' ein Ende, — ich — ich kann nicht mehr —"

Aneurin mußte ihn stützen.

„Jetzt weiß ich Alles," frohlockte Eadwine, und ihr Antlitz strahlte, als ob sie eben erst den Sieg vernommen. „Du, Aneurin, haftest mir für den Gefangenen. Ich will, daß ihm königliche Ehre geschehe." Nun wandte sie sich an die Krieger. „Auf zur Finnburg! Ich selbst will Euch führen."

Kriegerisches Feuer blitzte aus den blauen Augen. Die zarte Gestalt wuchs zur Mannesgröße. So hatte man die Königin nie gesehen. Wilde Begeisterung ergriff die Schaar, Speer und Schwert schlugen klirrend Funken, und der Name Eadwine zog brausend über die Düne.

Wiglaf starrte im Arme Aneurins auf das in seiner Gluth berückend schöne Weib.

Das Haar, das jetzt entfesselt über den blauen Mantel fiel, glich Frühlingssonnengold auf Himmelsgrund, und wohlbekannter Duft wehte wie Balsam ihm entgegen, verworrene Bilder in seinem kranken Hirn zeugend.

Ehe sie in das Zelt trat, sah sie noch einmal um. Sein letzter Blick traf sie schon aus einem Lande, das weder Zwang, noch Lüge kennt, noch Gesetz, in dem alle Hüllen fallen, in dem wie Wunderblumen Geheimnisse auftauchen aus der tiefsten Tiefe der Seele.

IV. Capitel.

Um die Finnburg lagerte in eisernem Ring das britische Heer, verstärkt durch ein neues Geschwader, das von der großen Insel gekommen, während beutelustige Schaaren das wehrlose Land durchzogen.

Eadwine hatte geschworen, nicht zu weichen, bis die Burg gefallen, Trytho in ihren Händen, die Anstifterin des ganzen Unheils.

Es war nicht nur der Rachegeist, der sie lenkte, sondern die Hoffnung, dadurch den Blick von dem gefangenen König abzulenken, gegen welchen sich, trotz seiner Rechtfertigung im Lager, der allgemeine Unwille lenkte.

Es wollte ihr aber nicht gelingen. —

Die Burg, von der See aus nicht abschließbar, konnte Monate lang einer Belagerung trotzen, während jeden Tag vom Süden her ein Entsatzheer eintreffen konnte, wenn das Volk der Angeln von Trythos Noth Kunde erhielt.

So ging schon Murren durch das Lager. Zu was habe man denn den König gefangen? Wenn man ihn schon nicht tödten wolle, zur Sühne der Schmach, die er dem ganzen britischen Volk angethan, so solle man ihn wenigstens zwingen, den Befehl zur Uebergabe der Burg zu geben. Die Führer selbst konnten der gerechten Forderung nicht widersprechen, Aneurin übernahm es, der Königin die allgemeine Forderung zu melden.

Eadwine hatte, seit das Heer vor der Finnburg lagerte, ihr Zelt nicht verlassen, und Niemand hatte es betreten, als — der Mitgefangene des Königs, Alwin.

„Gieb mir das Pfand zurück, das ich Dir anvertraut," herrschte sie ihn an.

Alwin hatte sich geschworen, seinen Wortbruch nicht durch eine Lüge zu beschönigen.

„Nimm mir mein Leben dafür, Königin, — ich hab's nicht mehr."

Eadwine zitterte vor Grimm, ihr kleiner goldener Schuh peitschte den Boden.

„Wer hat es denn?" fragte sie mit drohendem Blick.

„Niemand! Verbrannt!"

„Du? Um sie vor Schändung zu retten? Da that ich Dir ja Unrecht —"

„Nicht ich, — Trytho!" erklärte Alwin.

Bei diesem Namen zuckte Eadwine zusammen.

„Trytho hat sie verbrannt?! — Meine Locke!? Und das litt er? Er war dabei, wie sie meine Locke verbrannte?"

„Er konnte nicht anders — hör' mich nur an —"

„Er war dabei!" schrie Eadwine auf, „und er litt es? Und Du warst auch dabei, mit Deinem Schwert an Deiner Seite, — und vielleicht noch Andere — Viele?" —

Alwin hatte erst unter dem Druck seiner Lage keinen Blick für Eadwine, die jetzt so ganz anders vor ihm stand, als damals auf der grünen Wiese, — jetzt aber schnitt ihm der bittere Schmerz in die Seele, der aus ihrer thränenvollen Stimme sprach, und doch kitzelte es ihn förmlich, ihr noch weher zu thun, sich noch schuldiger hinzustellen.

„Die ganze Halle, Herren und Frauen," erwiderte er.

Da schluchzte sie laut auf und verbarg ihr Antlitz mit dem Mantel. „O, die unerhörte Schmach! Ja, was hat ihm denn die arme Locke gethan? Nur das sage mir, Ehrvergessener, was hat ihm die arme Locke gethan, daß er so dagegen wüthete?"

Eadwine war jetzt in ihrem mädchenhaften Schmerz noch tausend Mal schöner, als in ihrer ganzen königlichen Würde.

Alwin triumphirte in seinem Innern. „Sehr viel hat sie ihm gethan," erwiderte er. „O, wenn Ihr ihn nur gesehen hättet, wie ich sie ihm zum ersten Mal zeigte —"

„Meine Locke — König Wiglaf — Ihr?“ Eadwine wischte sich rasch die Thränen aus den Augen. „Ja, was hat er denn — habt Ihr denn — wo — wann denn — so sprecht doch, quält mich doch nicht so, setzt Euch und sprecht,“ drängte sie.

Und Alwin setzte sich und sprach. Er erzählte den ganzen Vorgang im Thurmzimmer, vom Spotte Wiglafs bis zu dem seltsamen Zauber, den das Haar auf ihn ausübte, wie er es berührt, — wie er ihm strengen Auftrag gegeben, es sorgfältig zu wahren. Wie er immer darauf zurückgekommen, wie sein Auge immer auf der Ledertasche ruhte, die sie wohlbehütet barg.“

Eadwine hörte mit hochgeröthenen Wangen zu, und die Thränen in den blauen Augen versiegten.

„Und wie kam es dann, — in der Halle, vor allen Männern und Frauen?“ fragte sie heftig, als der Erzähler schwieg. „Alwin! Ich warne Dich! — Du bist mein Gefangener.“

Es hätte dieser aus ihrem Munde so verlockend klingenden Drohung gar nicht bedurft, um von Alwin die Wahrheit zu erfahren. Er erzählte Alles, wie es sich begeben. Wie Wiglaf sich verrathen, wie die entflammte Eifersucht Trythos selbst sein gegebenes Königswort, für jede Unbill selber einzustehen, nicht achtete, — von dem zornigen Blick, der Trytho aus Wiglafs Auge traf, ein Blick, der ihm tief zu denken gegeben. —

Das Geheimnißvolle seiner Worte reizte nur Eadwine.

„Was gab der Blick Dir zu denken? — Daß er nur dem Gebot des Vaters folgte, — daß es ihm nicht Ernst mit seiner Liebe?“ fragte sie, sich so weit vergessend, daß sie Alwins Arm faßte.

„Das wäre zu viel gedacht,“ meinte Alwin, „daß er sie liebe, sei kein Zweifel, nur wär's ja möglich, daß er sich, völlig unerfahren in solchen Dingen, über die Art der Liebe täusche —“

„Daß er sie mehr als zweite Mutter liebe, meinst Du doch?“ bemerkte Eadwine hastig, und ihr Antlitz hellte sich, „die ihn aufgezogen, gepflegt vielleicht in schwerer Krankheit — und daß er das zu spät erkannte — daß er bereut am Ende —? So sprich doch, Alwin, ich will es wissen, — ist diese Trytho schön? Wohl groß und stark, — ein Heldenweib? Liebt sie ihn denn? Du weißt schon, wie ich meine, — und wie kam das so, — als Mutter. — Ist sie blond, — schwarz? — Recht herrisch, nicht wahr? Mehr männlicher Art? — So antworte doch einmal.“

Da lachte Alwin. „Mit wenigen Worten, wenn Du mir Zeit läßt dazu. Trytho ist Alles, was Du fragst, zugleich, ein Musterweib, das jedem Mann zum Stolz gereicht, nur nicht blond und nicht schwarz — und — keine Frau für König Wiglaf —“

Da erhob sich Eadwine jäh, es war, als wenn sie ein Schwindel faßte. „Solche starke Behauptung erfordert starken Grund, wenn ich Dich

nicht für einen Schwätzer halten soll," sagte sie erregt. „Schön, stark, voll heißer Liebe zu ihm —?"

Alwin konnte der Versuchung nicht widerstehen, an der Königin, die seinen geliebten Herrn in eine so schlimme Lage gebracht, sein Müthchen zu kühlen, ja, er ahnte sogar, daß nur auf diesem Wege die Rettung lag

„König Wiglaf ist dem Jünglingsalter kaum entwachsen," erwiderte er, „voll hohen Sinnes, aber ein ausgemachter Träumer, der auch die Liebe nur aus Träumen kennt; für den Augenblick haben sie sich für ihn in Trytho verdichtet, dem einzigen weiblichen Wesen höherer Art, das ihm begegnet, — Trytho aber — ist das Weib der That, ich fürcht', sie wird ihn zu früh wecken, dann kommt die Sehnsucht nach den Träumen, die mit der Wirklichkeit sich nicht decken — und dann werden die Träume immer deutlicher, immer schwüler, und die Wirklichkeit immer blässer, — immer blässer —"

„Und kennt Ihr so genau seine Träume —," unterbrach ihn Eadwine, die mit pochender Brust seine Worte angehört.

„Wir sind Freunde, Königin, haben kein Geheimniß vor einander, und was er mir nicht sagen will, das spielt er auf der Harfe. Ihr sollt ihn nur einmal hören, — Ihr vergeßt es Euer Leben nicht —"

Dann überkam Eadwine eine Unruhe, die sie nicht mehr beherrschen konnte. Sie dankte ihm für seine Mittheilung, anstatt ihn ob seines Treubruchs zu tadeln, und entließ ihn rasch.

* * *

Ein Tag und eine Nacht war über der Unterredung vergangen, und Eadwine hatte ihr Lager noch nicht verlassen. Sie klagte über Fieber und Kopfschmerz und wies trotzdem alle Bemühungen ihrer Dienerinnen barsch zurück, nur Deli durfte um sie bleiben. Er wußte über Alles Bescheid im Lager, vor Allem über das, was im Zelte der beiden Gefangenen vorging. Daß die Wunde des Königs trefflich heile, aber finstere Schwermuth ihn umnachte. Daß Alwin Tag und Nacht um ihn, daß die Freundschaft Beider selbst die Wächter rühre, und dabei verstand er es auch, das, was er nicht selbst gesehen, in lebendigen Bildern wiederzugeben.

König Wiglaf auf dem Lager, das Haupt auf den Arm gestützt, tiefe Trauer im jugendlichen Antlitz, Alwin die Arme tröstend um ihn geschlungen. Und jedes Stück seines Gewandes, und wie er das Haar trug und den Bart, und seine sympathische Stimme — — Bewunderung, Verehrung sprach aus Delis Worten — und so konnte sie sich nicht satt hören.

Eben erzählte er, was er von dem Zwiegespräch geschickt erhascht, das Alwin nach seiner Rückkehr von dem Zelt der Königin mit Wiglaf führte, und mochte es freie Zuthat sein oder die Wahrheit: Der König seufzte wiederholt, und ein schwermüthiges Lächeln erschien zum ersten Male auf seinen Lippen.

Eadwine war ganz Ohr und hätte noch freier erfundene Märe gern hingenommen, da meldete sich Aneurin.

Unmuthig erhob sich Eadwine.

Was wird er denn wieder bringen, als Unangenehmes, Klagen, Befürchtungen.

Deli zog sich eilig zurück. Mit dem brummigen Eisbären wollte er nichts zu thun haben.

Aneurin trat ein mit der Meldung über die Stimmung im Heer, von dem Verlangen, das man an den König Wiglaf stelle. —

Eadwine war empört. Die Zumuthung sei unerhört, unmöglich zu erfüllen. Der Sohn König Finns würde lieber den Tod erleiden, als solch einen Befehl erlassen.

„Gut, dann erleide er den Tod," erwiderte Aneurin trocken, „und sühne damit seine Schuld. Unsere Aufgabe ist dann auch erfüllt."

Eadwine empfand jetzt einen zornigen Widerwillen gegen diesen fühllosen Mann.

Das war ja ihr qualvolles Loos, unter diesen rauhen Barbaren leben zu müssen, mit ihrem empfindsamen liebebedürftigen Herzen.

Sie versuchte noch einmal, ihn weicher zu stimmen.

„Du hast doch so großmüthig an ihm gehandelt, ihm Dein eigenes Pferd überlassen. Verkehrst jetzt täglich mit ihm, lernst ihn näher kennen, rührt Dich denn das Alles nicht?"

„Ich bin ihm von Herzen gut, Königin, das leugne ich nicht. Er ist nicht halb so schlimm, als ich ihn mir gedacht habe. Wäre er mein Waffenbruder, ich stürbe für ihn, aber wenn es die Ehre Britanniens angeht, die Wohlfahrt des ganzen Heeres, den Zweck unseres Zuges, muß ich anders denken und Jeder, der die Verantwortung trägt, — vor Allem Du, Königin. —

„Mit Eurer ewigen Ehre, und dabei scheut Ihr Euch nicht, von einem König die größte Ehrlosigkeit zu verlangen, den gemeinsten Verrath, und wenn er dazu nicht ehrlos genug ist, dann bestraft Ihr ihn mit dem Tod dafür, Ihr Ehrenmänner. — Uebrigens, wenn Ihr's vermögt mit Eurem weißen Haar, geht hin und macht ihm den Vorschlag. Vielleicht denkt Ihr selber anders, wenn er ihn wirklich abgeschlagen. Ich hoffe es wenigstens von Euch, Aneurin."

Aneurin besann sich, es war ihm sichtlich selbst nicht recht behaglich dabei zu Muthe. „Allerdings," erwiderte er, „wenn ich ihn mache, — aus meiner Hand geschenkt, sieht sich das Leben nicht sehr verlockend an für einen König, aber wenn Ihr es ihm bietet, Königin, die Jugend, die Schönheit, das Leben selbst in seiner blühendsten Erscheinung — und daneben steht der Tod, — das könnte den besten Mann verführen."

Da stand sie vor ihr, die Versuchung, die Qual ihrer Nächte, die sie bis jetzt standhaft von sich gewiesen, ihn noch einmal sehen, noch einmal sprechen zu können, und sie wurde ihr noch als Pflicht aufgedrungen.

Erst weigerte sie sich, der Königin käme es am letzten zu, einem Genossen in der hohen Würde, und das sei Wiglaf auch als Gefangener, einen solchen entehrenden Vorschlag zu machen.

Als aber Aneurin, ohne einen weiteren Ueberredungsversuch zu machen, achselzuckend sich zurückziehen wollte, um die Botschaft selbst zu übernehmen, da sagte sie zu, und zwar sollte die Nacht nicht mehr darüber vergehen. Sie erwarte sofort den Gefangenen in ihrem Zelte.

„Wenn ich Dir noch rathen darf," bemerkte Aneurin, ehe er ging, „laß ihn kein Mitleid fühlen, einen Mann wie ihn reizt es nur zum Widerstand."

Eadwine gab keine Antwort.

Als sie allein, drückte sie beide Hände vor die Augen und blieb so lange regungslos. Was wollte sie denn eigentlich? Ihn retten! Das war doch ihre Frauenpflicht. Blut ist immer ein häßlicher Fleck auf der Hand einer Frau, gleichviel aus welchem Grunde vergossen. Aber warum kam sie denn über's Meer? Ihr Volk zwang sie, ihre Umgebung, das grausame Gesetz der Könige, jede Schmach mit Blut zu tilgen, ein Gesetz für Männer geschrieben, nicht für Frauen. Und wenn er sich retten läßt, wenn er sein Leben um Verrath an seinem eigenen Volk erkauft, der Sohn des gewaltigen Finn, was dann? Dann ist das sonnige Traumbild in den Schmutz gezerrt, der schöne Harfner mit dem Kranz im Haar, der strahlende Held, der auf dem Bug des Schiffes stand; der bleiche Jüngling auf dem Hengst Aneurins, der in seinem Unglück so herrlich vor ihr stand, — eine schöne Maske, weiter nichts, ein Schwächling, ein unreifer Knabe. —

Dann soll sie ihn nur haben, dieses Mannweib, das keinen echten Mann vertragen kann, dann ist Eadwine wieder frei von dem schwülen Druck, der ihr jetzt den Athem raubt, und wenn der Traum auch unendlich süß, es war doch nur ein Traum, der nimmer wieder kehrt.

Ach, wenn ihr es nur gelänge! frei! frei! Zurückkehren in ihre lieben Wälder, ihres kindischen Traumes lachen, lachen wie früher, und mit dem Falken jagen.

Da zuckte sie zusammen. Ein Gewirr von Stimmen erscholl draußen, Geräusch von klirrenden Tritten.

Er kommt! Sie preßte die Hand auf die Brust. Sei still, armes Herz, Du gehörst einem Königskind!

Sie trat zurück in das Dunkel, um ihm die vom Feuer grell beleuchtete Stelle zu überlassen.

Der Vorhang hob sich, nur der Arm Aneurins war zu sehen. König Wiglaf trat ein, hinter ihm schloß sich der Vorhang.

Ein schwarzer Mantel umhüllte seine Gestalt und ließ sein Gesicht noch bleicher erscheinen.

Erst blendete ihn der Schein des Feuers; sich noch allein wähnend, athmete er tief auf und neigte ernst das Haupt.

Eadwine forschte mit pochendem Herzen in seinem Antlitz. Seine Niedergeschlagenheit, die Mattigkeit seines ganzen Wesens hätte sie ja freuen sollen, als günstig ihrem Vorschlag, aber sie suchte immer weiter, immer ängstlicher, als ob ihr etwas fehle.

Plötzlich, mit einer raschen Bewegung warf Wiglaf das Haupt auf, eine zornige Falte zeigte sich auf seiner Stirne, als ob ihn das Warten verdrieße.

Da war es ihr fast, als ob sie lachen müsse, doch rasch faßte sie sich, nahm eingedenk der Mahnung Aneurins eine möglichst ernste Miene an und trat mit aller Würde vor, eine förmliche Anrede auf den Lippen.

Wiglaf, verdrossen über diese heimliche Beobachtung, der er eben ausgesetzt war, sah ihr ohne Beugung trotzig in's Gesicht.

Da sank ihr fast der Muth, ihre förmliche Anrede unterblieb, sein Blick bannte sie, und als ein leiser Spott über ihre Unbeholfenheit um seine Lippen schwebte, da war sie ganz verwirrt.

„Es hat Euch doch bisher an nichts gefehlt, König Wiglaf?“ begann sie endlich mit zagender Stimme.

„Ihr spottet wohl,“ entgegnete Wiglaf an ihrer Verwirrung sich weidend.

„Spotten? Nein, das liegt mir wahrlich fern.“

„Nun, am Ende könnt' ich's Euch wahrlich nicht verdenken, Ihr zahlt mir nur mit gleicher Münze aus.“

„Macht Euch nicht schlechter, als Ihr seid, König Wiglaf. Ich weiß es besser, es war Euch nicht ernst mit Eurem Spott —“

„Weißt Du das so bestimmt, Königin?“

„Ganz bestimmt! Ein Mann wie Ihr spottet nicht über ein Weib, das um ihn Leid erfahren, selbst wenn er es verachten müßte.“

„Königin,“ rief Wiglaf, von dem Worte peinlich betroffen. „Wie käme ich dazu? Dich verachten?“

„Die Aufdringliche, die an einen Unbekannten Liebespfänder schickt, das begreif ich wohl.“

Eadwine senkte den Blick, wie von neuer Scham ergriffen. „Und wie es Euch gedrängt, Euch vor mir zu rechtfertigen, über Euer Thun, so drängt es mich —“

„Dazu habt Ihr mich rufen lassen?“ fragte Wiglaf ungläubig.

„Das nicht, aber weil ich fürchte, wir stehen zum letzten Mal einander gegenüber.“

Eadwine hob den Blick und ließ ihn prüfend auf Wiglaf ruhen. Es entging ihr nicht ein leises Beben unter dem schwarzen Mantel.

„Nur nicht so geheimnißvoll, Königin, die da draußen schrien es mir ganz offen in das Ohr, was mein Schicksal ist. Also dann, weil es zum letzten Mal ist," setzte er mit düsterem Hohne hinzu.

„Ich möcht Euch nur sagen," begann Eadwine zögernd, „daß ich die Locke keinem Unbekannten sandte —"

„Ihr meint den Traum, die Schlinge, die Ihr um meinen Arm warft, die dann mein Schwert gelöst. Alwin hat ihn mir treulich berichtet — so viel gebt Ihr auf Träume? Seht Ihr, und ich hasse sie," rief jetzt Wiglaf, seine Ruhe verlierend, die lügnerischen Gaukler, die öden Schmeichler. Was haben sie mir nicht Alles vorgegaukelt und geschmeichelt von großen Thaten, von Heldenthum, — von Liebe —"

„Auch von Liebe," warf Eadwine ein, „und nichts gehalten?"

Wiglaf war betroffen. „Das will ich nicht sagen, im Gegentheil, nicht daß Ihr glaubt, die Wirklichkeit bliebe zurück dagegen, das möcht ich wahrlich nicht, im Gegentheil —"

„O, ich versteh' Euch wohl," wandte Eadwine ein, „der Traum war nur ein kindlicher Tand, wie ihn wohl die Dichter ersinnen zum Zeitvertreib, gegen das Große, was Ihr dann erlebt." —

„Ganz so!" fiel Wiglaf, sichtlich angezogen von dem Gespräche, ein. Wie Ihr das nur so errathen habt." Er sah sie ganz erstaunt mit großem Blicke an, „wie ihn wohl die Dichter besingen."

„Und manchmal, nicht wahr, in ganz stillen Nächten, steigen sie wieder herauf die duftigen Gestalten. Ihr lacht und kost mit ihnen, und wenn Ihr erwacht — dann — seid Ihr froh, sie los zu sein und das ‚Große' um Euch zu sehen, zu dem Ihr aufblicken könnt. Nur hie und da, ganz unbewußt, streift Euch etwas wie ein zarter Flügel, wie eine weiche Hand, — dann denkt Ihr wieder der Träume. Ist's nicht so?"

Wiglaf fühlte sich von ihren Worten mächtig gefesselt.

„Seltsam, wie Ihr das Alles errathet!" erwiderte er, dabei zog es ihn mit unwiderstehlicher Kraft in die klare Tiefe dieser märchenhaften Augen.

„Und Ihr habt wohl ähnlich gefühlt, Königin, — wie ein Flügel, wie eine weiche Hand, — man will sie festhalten, drücken, sie zerfließt wie Rauch. Nichts bleibt als — als die ungestillte Sehnsucht. Das heißt, früher war es so," fügte Wiglaf rasch hinzu, sich gewaltsam gegen eine unerklärliche betäubende Umschlingung wahrend. „Jetzt ist das Alles anders, — überwunden, kann ich sagen — muß es auch sein. Ernste Dinge treten heran, sehr ernste, — die das Hellsehen bei Tage nicht vertragen können."

„Für einen Mann, das begreife ich wohl," erwiderte Eadwine, der der Zwiespalt seines Innern nicht entging. „Nun denkt Euch aber ein Mädchen, das fern von diesen ernsten Dingen aufwächst in stillster Waldeinsamkeit, ihm zerfließen die holden Bilder nicht wie Euch in Rauch, im

Gegentheil, sie verdichten sich wieder in Fleisch und Blut, in Einem, das dann der Zauber Aller schmückt, das nicht mehr weicht, das spricht, Blicke tauscht, zum wahren Herzensfreunde wird, ohne den ihm das Leben schaal dünkt und leer. Auch kennt es das ‚Große' nicht, was Ihr erlebt, will es nicht kennen, verachtet es geradewegs, sein heimliches Glück betrachtend, — nun — versteht mich wohl, — das Bild ist fertig in der Brust des Mädchens, bis auf den letzten Strich, ja, es ist kein Bild mehr, sondern schon volles Leben; da kommt ein Bote geraden Weges aus dem Lande, dem der holde Freund entstammt, — so scheint es fast — und meldet sein Kommen. Jede Farbe, die er braucht, jedes Wort, das er überbringt, stimmt mit dem Bilde, das die Seele sich geschaffen. Da erst erwacht das Mädchen, das bis jetzt selig in seinem Traumspiel war, und sieht Alles leer ringsum. — Jetzt ist der Bote Alles, ein Theil von ihm selbst, sein Mund, sein Arm. Jede Scheu verschwindet — jede Bitte wird erhört, am liebsten gäb' ihm das arme Kind sein zuckend Herz zum Pfande mit, daß er sein Bild darin eingegraben schaue."

Eadwine sprach die letzten Worte in einer schmerzlichen Entrüstung, die ihre Wangen röthete, — dann aber rasch sah sie ihren Fehler ein, — noch ein Schritt weiter, und Alles war verloren, — so raffte sie sich mühsam auf.

„Aber Ihr habt Recht, König Wiglaf, das zu hören, habe ich Euch nicht kommen lassen, ich wollt' Euch nur erklären, wie ich dazu kam, Alwin eine Locke mitzugeben —"

„Anstatt Dein zuckend Herz —" rief Wiglaf, der in wachsender Erregung jedem Wort gelauscht, während vor seinen Augen, in seinem Innern alle Schleier fielen. „Sprecht es nur aus, Eadwine, auf daß ich mein Bild darin eingegraben schaue. O wie seh' ich auf einmal klar, weit zurück: ich war noch ein Knabe, — gewiß, — da spielten wir zusammen am Strand des Meeres, oder war es später? Ja, jetzt erinnere ich mich, wie ich zum ersten Male die Harfe spielte, — da standst Du vor mir, gerade so — im blauen Mantel, — bis der letzte Ton verklungen — und oft noch in stiller Nacht — und im Wald auf einsamem Ritt. — Sprach ich davon, nannten sie es ein Trugbild der Sinne, gaben dem heißen Blute schuld, das ich zügeln müsse, meiner schwärmerischen Phantasie, die sich für einen Mann nicht zieme, bis ich Thor mich selber schämte und zuletzt noch stolz war über meinen unnatürlichen Sieg. Als es dann wieder auftauchte das Trugbild, wie sie es nannten, damals, als Alwin mir die Locke zeigte, — da riß ich es mit Gewalt aus dem Herzen, verhöhnte es, trat es mit Füßen, um es jetzt verklärt in Dir zu schauen. Eadwine, Jugendtraum, den ein böser Gott zerstörte, — habe Mitleid mit meiner Qual."

Wiglaf hatte sich ihr leidenschaftlich genähert, sein Auge blickte wie im Wahnsinn.

Eadwine sprach nur das eine Wort: „Trytho!"

Da zuckte er auf und wich zurück, wie von einem Schlage getroffen. „Trytho!" wiederholte er dumpf. „Du hast Recht, — mein wunder Kopf — glaube mir nicht — ich spreche im Fieber — Deine Milde — der heiße Wunsch, mich vor Dir zu rechtfertigen, läßt mich Dinge sagen —"

„Die eine neue Kränkung sind, wenn sie nicht aus Eurem tiefsten Herzen stammen," ergänzte Eadwine hastig.

„Darum macht ein Ende, Königin," sagte Wiglaf mit gedrücktem Athem, „vielleicht wird, was Ihr mir zu sagen habt, die heiß ersehnte Lösung bringen."

„Vielleicht! Es liegt in Eurer Hand," begann die Königin. „So hört! Mein Volk, nicht ich, verlangt, daß Ihr ungesäumt den Befehl erlasset, die Burg zu übergeben. Die Bedingungen, unter welchen es geschehen soll, habe ich mir vorbehalten. Weigert Ihr Euch, ist Euer Schicksal unwiderbringlich Tod — und es steht schwerlich in meiner Macht, Euch davor zu wahren. Ich denke, die Wahl soll Euch nicht schwer fallen, wenn Ihr bedenkt, daß ich die Bedingungen stelle. Das Fest, das wir Euch gestört, soll nur um wenige Tage verzögert sein; vielleicht ladet Ihr uns selber ein dazu, und was wir mit Blut begonnen, endet mit Musik und Tanz."

Wiglaf hörte gelassen zu und sah mit mitleidigem Blick auf Eadwine. „Königin! Ich weiß es aus Erfahrung, wie weh es thut zu spotten, wo man verehren möchte; erspart Euch wenigstens diesen Schmerz."

„König Wiglaf, Ihr irrt Euch," entgegnete Eadwine. Ihre zarten Hände ballten sich zu Fäusten, ihr ganzer Körper erzitterte unter der Wucht des inneren Widerstandes.

„König Wiglaf stirbt," entgegnete der Gefangene, sich hochaufrichtend. „Das soll sein Fest sein, das alle Wirrung löst. Du aber höre mich. Ich liebte Dich, ehe ich Dich gesehen, all' mein Denken und Dichten von frühester Kindheit an bist Du gewesen! Jede Flamme in mir, die in wilder Lohe aufgeschlagen, hast Du entzündet! Zücke nicht noch einmal den Namen Trytho gegen mich wie ein Schwert. — Wer wie ich die Liebe nur als dunkles Sehnen gekannt, den kann Alles täuschen, was ihm wie sie gekleidet naht. — Noch sehe ich zu ihr auf, noch lieb ich sie, wie ich sie geliebt, als wir schieden, und mit meinem Tod' lös' ich den Schwur, den ich ihr geschworen. Die wenig Stunden aber, die mich davon trennen, soll kein Irrthum, kein Vorwurf mir vergällen. Weich' nicht vor mir zurück. Du liebst mich, mußt mich lieben, und wär' mein Antlitz schwarz von Schuld. Eadwine, es ist ja zu spät zum Begehren. Tausendfacher Tod wär's, umfangen von so blühendem Leben zu sterben, nur das eine Wort gieb' mir auf die dunkle Fahrt, das Dir so oft im Traum um die Lippe spielte. Denk', Du sprichst es schon auf meinem Grab —"

Wiglaf, von einer heißen Begierde erfaßt, von dem Leben noch zu retten, was noch zu retten war, kniete zu ihren Füßen und küßte in wildem Taumel den blauen Mantel, die zitternde Hand, die wie leblos in der seinen lag; — und auf einmal umwallte ihn von allen Seiten goldenes Lockengeringel, verhüllte ihn ganz, und in dem wie von sonnigem Lichte erfüllten dicht verhüllten Raum um ihn beugte sich ein Antlitz, zwei leuchtende Augen, ein blühender Mund. — Die Sinne verwirrten sich. Wie herrlich ist doch der Tod! Und der Mund nannte seinen Namen.

„Wiglaf, komm' zu Dir! Du hast mit Deinem Todeswillen Dir neues Leben erstritten. Wiglaf, ich liebe Dich! Ich trage Schuld und Sühne mit Dir. Ich selbst will vor Trytho treten."

Da riß der goldene Schleier.

Wiglaf fuhr auf, sah sich verwirrt um, griff sich an die Stirne, blickte auf Eadwine.

„Wie kannst Du den furchtbaren Namen nennen, der mich so grausam weckt, wie kannst Du von Leben sprechen nach dieser Stunde."

„Wiglaf! Geliebter! Sie bringt uns ja erst das Leben, diese Stunde," flüsterte Eadwine, seinen Mantel fassend, „und keine Satzung kann uns zwingen, es in seiner goldenen Jugend schon zu morden. Sieh mich an — kannst Du mich sterben sehen?"

„Eadwine!" Wiglaf bändigte mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft die Leidenschaft. „Kannst Du mich ehrlos sehen, ein Hohn auf einen König — und doch noch lieben?"

„Und wenn Dich Schmach und Hohn bedeckt vom Sporen bis zur Helmspitze — wenn Du mich selbst darum schmähst und höhnst — ich kann nicht anders."

Die Königin lag jetzt vor ihm auf den Knien.

Wiglaf schauerte zurück, wie Unwille zog es einen Augenblick herauf auf seiner Stirne, dann aber blieb sein Blick an Eadwine haften, und es hellte sich in seiner Seele.

Aus dieser rücksichtslosen Hingabe, welche in diesem knienden Weibe sich ausdrückte, strahlte ihm eine Liebe entgegen, gegen die alle Kraft, alle Hoheit Trythos nicht bestehen konnte; nur als Sieger wollte sie ihn wieder sehen, sonst lieber todt. Dieses Weib zu seinen Füßen war bereit, Schmach und Hohn mit ihm zu theilen.

Aus dem süßen Rausch dieser Erkenntniß rang sich aber eine andere Einsicht durch — nur ein Weib darf so lieben; was bei ihr Größe, wäre beim Manne feige Schwäche.

Noch einen Augenblick zögerte er, von qualvollem Mitleid ergriffen, dann eilte er gegen den Ausgang zu und riß die Decke auf, die ihn verschloß.

Am Lagerfeuer stand Aneurin mit den Führern, rings im Kreise harrten in ehrfurchtsvollem Schweigen die Krieger des Ausgangs der Unterredung im Zelte.

Ein drohendes Murmeln ging durch die Menge beim Erscheinen Wiglafs, eine heftige Bewegung.

„Aneurin!" rief er laut, „und Ihr Alle hört! Ihr wollt mir mein Leben schenken, wenn ich mein Volk verrathe. Nimmer hätte solch' schmachvoller Antrag einen Königsmund entweiht, hättet Ihr ihn nicht dazu gezwungen, und so schleudere ich ihn Euch zurück in's Antlitz, daß er dort als ekler Aussatz hafte, der Euch kenntlich macht für alle Zeit."

Wildes Getümmel erhob sich, Wuthschreie, Waffen blitzten, von allen Seiten drang man auf ihn ein.

„Hier steht König Wiglaf, — thut nach Eurem Willen."

Er breitete die Arme aus, den Todesstoß zu empfangen.

Aneurin sprang schützend vor und hielt die Meute ab. „Zurück! Der ist ein Todter, der ihn nur berührt. Ich stehe für seine Haft. Das Weitere befiehlt die Königin."

Knurrend wie Hunde drückten sie sich; — Aneurin führte Wiglaf in sein Zelt.

Deli, der, Schlimmes ahnend, in das Zelt der Königin eilte, fand sie regungslos am Boden neben der Feuerstelle.

V. Capitel.

In der Finnburg herrschte das drückende Schweigen der Hoffnungslosigkeit.

Der König gefangen, die besten Helden gefallen, die Burg von einem täglich wachsenden Heer umlagert, das offene Land dem Feinde preisgegeben, was halfen da die großen Worte Aeścheres, der dem Blutbad bei dem Kiefernholz glücklich entronnen, jetzt trotzig schwur, die Burg zu halten, und wenn ganz Britannien segle.'

Maß man doch ihm die Schuld an dem ganzen Unglück bei, ihm und Trytho.

Er gab König Finn den verhängnißvollen Rath, um die Britin zu werben, sie verleitete ihn, von geheimer Begierde getrieben, zum Wortbruch, der der Anlaß war des Krieges — und jetzt — saßen sie oben in der Burg beisammen, in die Farbe der tiefsten Trauer gekleidet, und brüteten über irgend ein anderes Unheil.

Man hatte kein Vertrauen mehr, es kam nichts Gutes von den Beiden. Auf allen Gesichtern lag der Unmuth, und das Bewußtsein, nicht für das Recht zu kämpfen, lähmte jeden Arm.

Die Finnburg war von der See aus nicht völlig abzuschließen. Selbst einst ein Seeräuberneſt, bot ein wohlbewachter, durch ein eisernes Fallthor zu sperrender Canal Schiffen Durchfahrt bis in das Innere der Burg.

Doch dieser Vorzug hatte auch seine Gefahr. Täglich kam ein Fahrzeug mit flüchtigem Landvolk, das Schutz in der Burg verlangte, und war auch jeder Mann erwünscht, so doch weniger Weib und Kind, die mit ihm kamen.

Schon fehlte Raum und Nahrung in der dicht gefüllten Burg, und Krankheit aller Art drohte ein schlimmerer Feind zu werden, als der vor den Mauern.

Schlimme Worte drangen herauf zu Trytho, von Uebergabe, freiwilliger Buße, schlimmere noch — König Wiglaf solle seine Gefangenschaft nützen, das Unrecht gut machen, das er der Britin zugefügt, und damit sich selbst und sein Volk vor dem Untergang retten.

Ja, es ging ein dunkles Gerücht von einem ähnlichen Versuch der britischen Königin, auf diese Weise den Krieg zu enden, der ihr selbst längst zur Last sei.

Auch dieses blieb Trytho nicht erspart, Aeschere war es, der es ihr zuerst zu Ohr brachte, und es entging ihr nicht die heimliche Freude, mit der er es that.

Erst hatte sie nur ein verächtliches Lächeln dafür, als aber Aeschere immer Neues darüber zu berichten wußte, von einer geheimen Zusammenkunft Wiglafs mit der Königin, von der man im Lager draußen raune, da brach sich mit einmal Alles in ihr Bahn, was die Liebe bisher gebändigt. Wie eine Flamme schoß der Haß empor gegen dieses Weib, das ihr den Geliebten rauben wollte. Noch war sie in ihren Augen die einzig Schuldige, wehe, wenn er es auch war, — dann fühlte sie etwas noch Unberührtes, Furchtbares in ihrer tiefsten Seele, an das sie noch nicht zu rühren wagte.

Aber unwillkürlich schloß sie sich enger an Aeschere an. Galt es wirklich das Aeußerste, Unglaubliche, dann war er der einzige Mann, auf den sie sich verlassen konnte.

Und Aeschere nützte seine Zeit. Mit wenig Worten beschwor er Bilder herauf aus dem britischen Lager, die in Trytho die üppigste Vollendung fanden.

Daher die Waffenruhe seit einigen Tagen! Und jeder Feuerschein, der von draußen hereinfiel, schuf ihr neue Qualen.

Das mußte enden. Heute Nacht, kurz bevor der Morgen graute, wollte sie selbst den allgemeinen Ausfall leiten, so dringend auch Aeschere die Hilfe aus Angelland abzuwarten rieth, die er täglich erwartete.

Trytho hatte sich gerüstet. — Das blaue Band um die Lenden ersetzte jetzt ein Ledergürtel, der den Panzer schloß, die mädchenhaften Zöpfe waren verschwunden, unter der Haube aus stählernen Kettenringen, schmiegsam wie Seide, quoll das Rothhaar hervor, ein trotziger Zug spielte um Mund und Nase, und an den nackten, mit Stahl geschienten Armen spannte männliche Kampfslust jede Muskel.

Die Sonne wollte heute nicht sinken, die Nacht nicht heraufsteigen aus dem Meer.

Was hatte sie nicht Alles gelitten seit dem Auszug Wiglafs, und doch war Alles nichts gegen diese Stunden.

Eine furchtbare Klarheit kam plötzlich über sie. Sie sah Wiglaf als blondlockigen Jüngling, wie sie ihn zum ersten Mal geschaut. Damals stieg die Röthe der Scham auf ihre Stirn über das Gefühl, das sich in ihr regte. Zehn Jahre war sie ihm Mutter, und er sah zu ihr auf wie ein Kind, kein unreiner Gedanke trübte seine Stirn, und seine Reinheit reinigte sie selbst. Dann kam die verhängnißvolle Stunde am Sterbebett des Königs.

Wiglaf war empört über den Zwang, der seinem Herzen angethan wurde, empfand es als Schmach, verhandelt zu werden wie ein Knecht, da gab ihn der sterbende Vater frei, nur um ihm neue Fesseln anzulegen; doch die er sah, erschienen ihm rosig gegen die unbekannten, die ihm drohten, und unerfahren in der Liebe, ihre echten Verzückungen nicht kennend, von dem Sterbenden bei dem Heiligsten beschworen, hielt er vielleicht wirklich für Neigung, was nur Ehrfurcht, nur kindliche Liebe war, — und sie blies auf den zarten Funken und setzte sein junges Herz in unnatürlichen Brand. —

Dann erscheint sie ihm, die Jugend, die Blüthe, im vollen Glanz des Sieges, ihm, dem Besiegten, und sie reicht ihm die rettende Hand, sie giebt ihm Alles wieder, was er verloren, und sich selbst dazu. Nicht die Rache, die Liebe hat sie hergetrieben, verheißungsvolle Träume, sein Bild, das sie nicht ruhen ließ. Die er verschmäht, verhöhnt, der er Krone und Leben schuldet, steht im vollen Reiz der Jugend vor ihm und fleht um seine Liebe, — und Trytho ist vergessen, verrathen, — der Rettung seines Volkes geopfert, wird er sagen, — Trytho ist nur mehr das drohende Gespenst, das Verhängniß, das seinen Himmel stört.

Die Königin stand an demselben Fenster, von dem aus sie Wiglaf zuletzt erblickt, und wieder ritt er zum Thor hinaus, vom Feuerglast umwallt, und winkte ihr zu.

Das Bild stachelte noch den wilden Schmerz. Erst sank sie in die Kniee und schluchzte laut, dann sprang sie auf und schüttelte die Fäuste dem feindlichen Lager zu.

So will ich es auch wirklich sein, Dein Verhängniß, Dein drohendes Gespenst! Nimm nur Deinen Himmel in Acht, Wiglaf!

In diesem Augenblick trat Aeschere ein, gefolgt von einem Krieger, dessen rother Spitzbart aus dem Dunkel der Flur leuchtete.

„Tritt näher, Owein, und melde der Königin Deinen Auftrag,“ sagte Aeschere.

Trytho zuckte auf. „Owein aus dem britischen Lager?“ Sie eilte dem Eintretenden hastig entgegen. „Ihr bringt mir Kunde vom König? — Krank? Wie Ihr blickt! — Schlimmeres? — todt?“

„Wenn's nach ihm ging, wär' er's," erwiderte Owein.

„Nach ihm ging? — Er suchte den Tod? Das wollt' Ihr doch sagen. — Und wer hinderte ihn daran? — Sprecht doch! Sprecht doch! — Aus Grausamkeit wohl, um ihn für Schlimmeres aufzusparen? — Eure Königin?" Trytho glühte.

„Ihr rathet gut," erwiderte Owein mit verstecktem Spott. „Meine Königin reut sein junges Blut —"

Da lachte Trytho auf. „Nach dem sie schamlos girrt, die lüsterne Taube —"

„Herrin, wollt' Ihr meinen Auftrag hören?" sagte Owein drohend.

„Nur zu! Obwohl ich ihn mir denken kann."

„Unser ganzes Heer verlangt, daß König Wiglaf den Befehl gebe zur Uebergabe der Burg, — oder mit seinem Tode den Frevel sühne, begangen an unserer Königin. Eadwine, abfeind jeden Blutvergießens, stellte den König vor die Wahl, — zugleich im Falle der Uebergabe milde Bedingungen versprechend. —

Trytho hörte dem Boten in zitternder Erregung zu, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend. Die letzten Worte Oweins ließen sie das Schlimmste fürchten.

„Und der König?" fragte sie, nach Fassung ringend für den furchtbaren Augenblick, der jetzt kommen mußte.

„Wählte den Tod," erklärte Owein.

„Den Tod?!" rief Trytho jauchzend. „O, mein Held, mein König!" Dann faßte sie sich mühsam. „Und die Königin?"

„Die Königin sendet mich zu Dir, ob Du nicht, besserem Rath folgend, die Burg übergeben und so sein Leben retten willst, wider sein Gebot. Bis morgen Abend läßt sie Dir Frist, die Schwere Deines Entschlusses ermessend. Ist die Burg bis Sonnenuntergang nicht übergeben, fällt König Wiglafs Haupt."

Trytho zuckte mit keiner Wimper, im Gegentheil, ein freudiger Ausdruck zeigte sich auf ihrem Antlitze, den Owein sich nicht erklären konnte.

„Und Ihr glaubt wirklich, daß die Königin ihre Drohung erfüllt, — unbarmherzig? —"

„Ohne Zweifel, wenn Ihr nicht klüger seid als er. —"

Trytho athmete wie erleichtert auf. „Und bis morgen habe ich Frist —"

„Bis morgen um Sonnenuntergang."

„Dann — dann dank' ich Euch, Herr, ich werde davon Gebrauch machen. Eurer Königin meinen schwesterlichen Gruß. Ihre Milde wird ihr Segen bringen — ich — ich werde mich nicht versäumen, verlaßt Euch darauf."

Trytho lächelte gnädig.

„Und sonst habt Ihr mir nichts mitzutheilen, nichts Bestimmtes?" fragte Owein.

„Wie Ihr sagt, hat die Königin selbst die Schwere meines Entschlusses gewürdigt,“ erklärte Trytho.

„Auch nicht für König Wiglaf?“ fragte Owein weiter.

„Bis die Sonne wiederum scheidet, wird er von mir hören. Wenn Ihr ihm das sagen wollt.“

Sie verabschiedete den erstaunten Boten mit einem Neigen des Hauptes, das jede weitere Frage ausschloß. Der Bote ging.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, wandte sie sich triumphirend an Aeschere, der geblieben. „Hast Du es denn gehört, und bist nicht in den Boden gesunken vor Scham? Er wählte den Tod, — und Eadwine, sein Liebchen, wie Du geträumt, sieht gelassen sein Haupt fallen.“

„Gelassen?“ warf Aeschere mit kühlem Spotte ein. „Wenn sie zum wirksamsten Mittel greift, ihn zu retten, sein Leben in die Hand seiner königlichen Braut legt, nennst Du das gelassen?“

„O, Du ewiger Wühler, der in der schönsten Frucht einen Wurm findet! So nenn' es wenigstens groß, was sie thut. Auch das nicht?“

„Nur klug. Hast Du denn nach der Bedingung der Uebergabe gefragt? Was dann geschehen soll?“

„Nein, das hab' ich allerdings nicht. Aber was soll dann geschehen? Sprich doch!“

„Was immer geschieht, wenn man siegt, man entfernt vor Allem die Ursache des Krieges und erfüllt seinen Willen, den durchzusetzen man ausgezogen —“

Trytho schrak auf. Das wär' in diesem Falle?“

„Die Ursache des Krieges! — Trytho! — Die Erfüllung seines Willens, — die Vermählung Eadwines mit Wiglaf,“ entgegnete Aeschere kalt.

Doch Trytho lachte nur höhnisch. „Natürlich, das mußte ja kommen — nur Eins hast Du vergessen, daß ein Weib, das liebt, und das willst Du doch sagen, nie und nimmer das Leben des Geliebten auf ein so gewagtes Spiel setzt. Verweigere ich die Uebergabe, so muß Wiglaf sterben — und Eadwine ist Königin und weiß, daß ich sie verweigere —“

Jetzt war das Erstaunen an Aeschere.

„Du wärest wirklich entschlossen, Wiglaf zu opfern? Er ist geopfert, unrettbar —“

„O Du Kleinmüthiger,“ erwiderte Trytho, „hast Du auf den Ausfall heut Nacht schon vergessen? Weniger als je werden sie ihn jetzt erwarten, auf diese Botschaft. Er hat den Tod gewählt, Aeschere, ich will jedem Krieger die Kunde in's Ohr flüstern, und wenn sie nicht aus jedem einen Helden macht, will ich selbst nicht mehr Königin der Friesen heißen. Allerdings, auf Dich scheint sie nicht zu wirken, Aeschere. Wenn Du ihn auch hassest, Du mußt ihn doch bewundern —“

Aeschere senkte den Blick und biß sich auf die Lippen, während tiefe Falten seine Stirne runzelten, die schweren inneren Kampf verriethen.

„Bleiben wir bei der Sache, Herrin," erwiderte er, „der Ausfall würde das Schicksal des Königs nur beschleunigen, auch als Sieger würden wir höchstens seine Leiche finden, und ich will mehr als ihn bewundern, ich will ihn retten, den Sohn des Königs Finn."

„Aeschere, auf den Knien will ich Dir Alles abbitten, was ich je von Dir Schlimmes gedacht, Du sollst mir der Nächste sein an meinem Thron, nichts sei Dir versagt, was Dein Ehrgeiz wünschen kann, und nun zeig' mir den Weg, wie ich Wiglaf retten kann."

„Und wenn ich ihn Dir zeige, wirst Du mich von Neuem schelten."

„Nimm mein Wort zum Pfand, daß ich es nicht thue."

„Mein Glaube ist, daß Jemand im britischen Lager viel drum gäbe, wenn König Wiglaf eines Nachts verschwunden wäre —"

Trytho wagte den Namen nicht zu nennen, der ihr auf den Lippen lag.

Aeschere that es: „Eadwine!"

„Du meinst, daß sie nur dem Zwange folgt und dem dankbar wäre, der ihr hinüberhülfe über ihren Urtheilsspruch, der ihn befreite, — aber wie — wie — Gewalt bringt nur Gefahr, Du hast es eben selbst gesagt, — also List! — Mein Gott, wie kann ein Weib, das liebt, nur so einfältig sein —"

„Eadwine müßte ausgeforscht und, wenn geneigt befunden, bestimmt werden, selbst ihre Hand zu bieten zur heimlichen Flucht des Königs, —" erklärte Aeschere, „sie kann ein Fest feiern, das die Wachsamkeit vermindert, sie kann den Gefangenen an einen Platz bringen lassen, der einen Ueberfall ermöglicht, einen ganz stillen Raub vielleicht. Der Rest ist Kinderspiel, wenn der rechte Mann sich findet, der zur Königin zu gelangen und ihre Gesinnung zu ergründen weiß."

Trytho hatte Aeschere mit unheimlicher Spannung zugehört. „Und wenn der rechte Mann ein Weib wäre?" fragte sie plötzlich.

„Ein Weib!" erwiderte Aeschere verächtlich, „sieh Dir nur den winselnden Haufen an, der die ganze Finnburg füllt, und such' eins heraus."

„Im Haufen wirst Du es nicht finden, das glaub' ich selbst, aber vielleicht über dem Haufen. Wenn ich selbst es wäre —"

Aeschere wich einen Schritt zurück, so packte ihn die Erklärung, und schon hatte Trytho den Gedanken mit ihrer ganzen Leidenschaft ergriffen. „Ich versteh mich darauf, mich so zu verstellen, daß Du selbst mich nicht erkennst. In meiner Jugend trieb ich's oft im Spiel. Ich schleiche mich in's Lager als Bettlerin, als zukunftskundige Weiserin, gleichviel, ich lasse mich sogar vor die Königin bringen! O ich will sie prüfen, daß keine Falte ihres falschen Herzens mir verborgen bleibt. Ich will das Mitleid in ihr wecken, Liebe zu Wiglaf, Haß gegen Trytho, Alles will ich thun, den Tod erleiden, nur ihn retten, und wär' es, um auf ewig ihn zu verlieren. Mach' keine Einwendung, der Plan hat mich schon ganz durchdrungen, und heut noch führ' ich ihn aus, gleich jetzt. — Was starrst Du denn so seltsam?"

„Ich staune blos über Deinen Muth. Versteh' mich recht, nicht über den, der Dich mitten in's feindliche Lager führt, hilflos und allein, den kannt' ich längst; über einen anderen, Trytho, über den, der kühn einen Schleier lüftet, hinter dem Schlimmeres lauern kann als der Tod," bemerkte Aeschere.

Trythos Brust ging hoch, ihr ganzer Körper spannte sich. „Weißt Du denn, ob es nicht gerade dieses Gelüste ist, das mir den Muth giebt, Alles zu wagen. Doch was kann Dich das kümmern, wenn ich's nur vollbringe. Bis zur Morgendämmerung bin ich zurück, oder ich theile das Loos des Königs. Leb' wohl, Aeschere. Es ist vielleicht das letzte Mal."

Sie reichte ihm bewegt die Hand.

Und der Schweigsame stürzte nieder auf das Knie und küßte sie. „Trytho!" Jede Härte war aus seiner Stimme gewichen, und das kalte Auge wurde feucht. „Man schilt mich rauh und hart und voll der Ränken. Niemand liebt mich, und ich selbst kann nicht lieben, was Frauen lieben nennen, aber Treue halten kann ich und sterben, wenn's Noth thut, für das, was ich als groß erkannt. Geh' an Dein Werk, Du hast die Kraft, es durchzusetzen, und wenn die letzte Hoffnung versagt, wenn Alles Dich verläßt, steht Aeschere an Deiner Seite."

Er drückte die Hand Trythos an seine Stirne.

— — — — — — — — — — — — — — —

In der Kammer der Königin breitete sich kurz darauf unter den geschäftigen Händen zweier vertrauter Dienerinnen ein seltsames Werk.

Aus der hohen Trytho ward ein Bettelweib, das seine müden Glieder in schmutzige Lumpen hüllte. Ein rothes Tuch, wie es das ruhelose Volk des Südens trug, das dann und wann zauberische Kunst treibend, das Land durchzog, bedeckte das Haupt und barg das üppige Haar, ein grober Sack, gefüllt mit ärmlichem Kram, beugte die stolzen Schultern, während der Farbenstift jede edle Linie des Antlitzes in's Gegentheil verkehrte, — den freien Muth in falsche Tücke, den offenen klaren Blick in lauerndes, von dichten Brauen beschattetes Blinzeln, die blühende Farbe des Lebens in die graue der Noth.

So verwandelt bestieg Trytho im Schutze der Nacht den Kahn, der sie aus den Mauern der Finnburg bringen sollte mitten in's britische Lager. —

VI. Capitel.

Eadwine war rathlos. Ihre letzte Hoffnung war Trytho. Sie wollte ihr Alles vergeben um die Rettung Wiglafs. Die Antwort, welche Owein aus der Finnburg brachte, empörte sie.

Nur eine Stunde zögern, wenn es das Leben des Geliebten gilt, das Leben eines Wiglaf, überlegen, Frist verlangen! Ja, so dachte sie sich diese

Thrytho, ein Mannweib, stahlgepanzert innen und außen, jeder weicheren Regung unzugänglich, und an dieses Weib soll ein Wiglaf sich ewig binden in unglückseliger Verirrung, ein Herz voll glühender Empfindung, hingebender Liebe, geschaffen zu beglücken, diesem Weibe sollte sie weichen, die ihn unbewußt im Herzen trug, seit ihren Kinderjahren, die er wirklich liebte, nicht erzwungen, in einer dunklen Stunde überrascht, geblendet, irregeführt, die bereit war, nicht nur eine alte Burg, sondern Kron' und Leben freudig für ihn hinzugeben? Nein, ein unnatürlicher Frevel wär's, ein begünstigter Betrug, und nur Pflicht ist's für sie, ihm zu wehren.

So riß Eadwine die letzte Schranke nieder, die sie noch von Wiglaf trennte. Er gehörte ihr nach jedem heiligen Gesetz, und es erschien ihr von diesem Augenblicke an ebenso widernatürlich, ihn Trytho auszuliefern, als ihn in den Händen der Krieger zu lassen, die stündlich seinen Tod verlangten. Aber wie ihn retten?

Ihre Krone dafür bieten, arm und machtlos mit ihm weiterziehen, in ein fernes Land? Auch daran dachte sie schon.

Aber sie werden die Krone nicht nehmen und er lieber den Tod erleiden, als solchen Ausweg wählen.

Offen vor dem Heere ihre Liebe bekennen, ihm die Hand bieten, die er schon einmal ausgeschlagen? Er wird sie noch einmal ausschlagen, nur um den Schwur nicht zu brechen, den er Trytho geschworen.

So blieb nur Eines, von Trytho selbst die Lösung fordern. — Das wird sie weigern. Sie zwingen! Unterdeß fällt Wiglafs Haupt.

Es gab keinen Ausweg mehr. Der letzte, den sie in der Herzensangst gewählt, die Auslieferung des Königs an Trytho gegen Uebergabe der Burg war für ihn, nach dem, was sich in diesem Zelt ereignet, schlimmer als der Tod, er würde ihr einst noch fluchen, daß sie ihn gewählt. Und jetzt begann die gefürchtete Nacht, die letzte vor dem Furchtbaren, Unabwendbaren, das sich in ihrer nächsten Nähe vollziehen sollte.

O welcher Hohn auf dieses hohle Königthum, das ihr nicht einmal die Macht lieh, ihr Liebstes zu wahren, das sich prunkhaft in starre Formeln und Begriffe hüllend, blühendes Leben mordet.

Draußen im Lager herrschte frohes Treiben. Der Müßiggang, die Sicherheit des Erfolges hatte die strenge Zucht gelockert, vielleicht erhöhte auch die Erwartung des morgigen blutigen Schauspiels die allgemeine Freude, nicht alle Tage sieht man einen König sterben.

Ein seltsamer Einfall kam ihr. Wenn sie sich darunter mischte, durch ihr festliches Erscheinen blos, die frohe Laune zu wilder Lust entflammte, die das ganze Lager dann im Flug ergriffe, jede Vorsicht schwächte! Und was dann? Warum stockte der Gedanke, der sie so mächtig gepackt? — Dann, ihn befreien, den Weg zur Flucht öffnen. Womit? Ohne Hilfe, ganz allein, mit diesen kleinen weißen Händen? Gleichviel! Vielleicht ist der Zufall günstig, vielleicht. Oft schon erprobte sie die Macht ihres An=

blickes auf die rohen Massen, und sie will sich schmücken, als ging's zum Hochzeitsfest. Jugend, Schönheit, jeder Reiz, der nur ihm erblüht, soll ihr dienen, wenn nicht die Herzen, so doch die erhitzten Sinne der Krieger zu gewinnen. Wahre Buhlkünste will sie treiben, Wein soll in Strömen fließen, bis das ganze Lager in trunkene Lust versinkt, und dann wird vielleicht die Liebe sie führen.

Eadwine glühte jetzt für ihren Plan, der ihr neue Hoffnung gab. Sie ließ Deli kommen.

Er soll den Führern kündigen, daß sie den Kriegern ein Nachtfest bieten wolle zu Feier des großen Sieges. Wein und Meth soll gereicht werden nach Belieben und reichste Mahlzeit, der Sold verdoppelt für den heutigen Tag. Sie selbst, die Königin, werde in einer Stunde zum Fest erscheinen.

Deli war sprachlos vor Erstaunen, ja, er wagte die schüchterne Einwendung, es sei wohl die letzte Nacht für den gefangenen König, — und der Schlaf ihm wohl zu gönnen, — da fuhr sie zornig auf, er solle thun, was seines Amtes sei, nicht urtheilen.

Kaum war Deli fort, rief sie ihre Dienerin, sie umzukleiden. So wählerisch war sie noch nie. Während sie sonst die Schlichtheit liebte, das reinste Weiß, das zarteste Blau, war ihr jetzt keine Farbe kräftig, kein Schmuck kostbar genug — ja, was die Dienerin am meisten befremdete, Arm und Nacken, sonst keusch verhüllt, sollten jetzt entblößt der Nachtkälte trotzen. —

Zuletzt glich sie einem Götzenbild in dem schweren Purpur, der ihre zarten Glieder drückte, während breite Goldspangen den rosigen Arm preßten, die feinen Linien des jungfräulichen Halses unter der Last eines plumpen Schmuckes sich beugten. Das seidene Haar aber, das sonst im freien Fluß die Schultern umwallte, preßten reich mit blitzenden Steinen besetzte Schnecken aus Gold an die durchsichtigen Schläfe.

Sie erschrak, als sie sich vor dem blanken Schild betrachtete, über ihr verändert Wesen, aber wie sie das wilde Gejauchze vernahm, das sich eben draußen erhob, wohl auf die Kunde Delis, die sich im Lager verbreitete, mußte sie sich selber loben.

Eben wollte sie, um das Bild der Kriegsgöttin zu vollenden, das kurze Schwert in goldener, mit Steinen besetzter Scheide umgürten, da hob sich aus dem Lärm vor dem Zelte eine scheltende Weiberstimme.

„Ist Euch weißes Haar nicht heilig, freches Gezücht! Soll ich Euch den Aussatz anwünschen und Pein in Eure Knochen?“

Schallendes Gelächter. Eine Männerstimme: „Schlagt sie todt, die alte Vettel.“ „Du mich todtschlagen? Seht ihn Euch einmal an, den Buben! Könnt' Ihr lesen, was ihm im Gesicht geschrieben?“ „Na, was denn? Los mit Deiner Weisheit!“ „Er wird die Sonne nicht mehr sehen,“ klang es im seltsam feierlichem Tone. — Das Gelächter klang nicht

mehr so voll. „Und was steht denn mir im Gesichte?" „Und mir — mir?" „Die Alte hat Recht, wir werden Alle die Sonne nicht mehr aufgehen sehen vor lauter Suff." — Tosendes Gelächter. „Die versteht den Zauber, — laßt sie leben!" „Führt mich zur Königin! Das steht Euch besser an, als müßige Fragen. Ich habe Botschaft für sie, die ihr mehr werth ist, als ein Hundert von Euch Schreiern." „Heraus mit der Botschaft! Prügelt sie ihr zum Hals heraus." „Wir brauchen keine Botschaft! Daß sie uns das Fest verdirbt mit ihrem Gesichterlesen."

Eadwine hatte gespannt zugehört.

Das Wort „Botschaft" hatte sie gefesselt und löste eine Reihe von Vorstellungen in ihr aus. Als sich jetzt der Lärm zu verziehen schien, schickte sie rasch eine Dienerin hinaus, die Fremde, die den Auflauf verursacht, soll unverzüglich vor sie gebracht werden. Was sie auch zu bringen hatte, in diesem Augenblick konnte das Geringste von Nutzen sein.

Rasch warf sie noch den Mantel über, als schämte sie sich ihres aufdringlichen Prunkes selbst vor einer Bettlerin.

Da trat schon die Dienerin ein, gefolgt von einem Weibe, dessen Aussehen wenig Vertrauen zu der Botschaft weckte, deren Ueberbringerin es sein wollte.

Auf einen Stock gestützt, weit vorgebeugt, daß die schmutzig grauen Haarsträhne, die sich unter einem rothen Tuch hervordrängten, fast das Gesicht bedeckten, den mächtigen Körper, der noch von einstiger Kraft zeugte, in bunte Lumpen gehüllt, glich sie der Waldfrau in den Kindermärchen.

Das Weib blieb vor Eadwine in unverhohlener Bewunderung stehen und nickte mit dem Haupte. Aus dem fahlen Antlitz, dem Noth und Alter einstige Schönheit nicht rauben konnten, leuchteten zwei dunkle Augen, denen Eadwine nicht ausweichen konnte. — Ein peinliches Gefühl überkam sie, sie glaubte einer Unglücklichen, Verfolgten Gnade zu erweisen und mußte nun etwas wie Bangen fühlen unter diesem Blick.

„Willst Du vielleicht auch in meinem Gesicht lesen," herrschte Eadwine die Fremde an, „weil Du so starr mich ansiehst?"

Da lächelte die Fremde. „Wer läse nicht gern so schöne Schrift, — und mehr noch, so schöne Dinge, als hier geschrieben stehen? Die Gunst des Glückes, der Liebe Wonnen —"

„Schweige, Frau," unterbrach sie Eadwine, „und wenn Du Dich auf Botschaft nicht besser verstehst, als auf's Gesichterlesen, so geh' —"

„Ihr thut mir Unrecht, edle Königin. Ich täusch' mich nicht und will Euch nicht schmeicheln, nicht was war und nicht was ist, kann für mich die Zeichen trüben, die die Zukunft künden, — glaubt mir nur, es ist kein leerer Wahn, — ein großes Glück wirft seinen Schein voraus — und so stark seh' ich ihn Euch umleuchten, daß ich es vor der Thüre vermuthe —"

Eadwine wahrte sich gewaltsam gegen den Zauber, den diese Worte für sie enthielten.

„Spare Deine Künste für die da draußen! Deine Botschaft! Ich hörte Dich doch eben davon sprechen, oder war es nur ein Vorwand, zu mir zu dringen? — Woher kommst Du zur Nachtzeit?"

„Aus der Finnburg, Königin."

„Mit Botschaft? Von Trytho?" fragte Eadwine hastig.

„Von Trytho? Nein, — wir stehen nicht gut zusammen."

„Ei!" Eadwine lachte gezwungen, „und warum denn nicht?"

„Wer stünde gut mit Trytho, der König Wiglaf liebt?"

„König Wiglaf liebt?" Eadwine verlor rasch ihr gezwungenes Gleichmaß und trat näher. „Du liebst also König Wiglaf?"

„Wer liebt ihn nicht, der ihn je gesehen?"

Die Königin schob den Mantel höher, um ihre auffallende Röthe zu verbergen. „Und Alle, die ihn lieben, sind auf Trytho schlecht zu sprechen?"

„Hassen sie," stieß das Weib leidenschaftlich hervor.

„Das mußt Du mir erklären. Sie wollte doch Hochzeit halten vor wenig Tagen —"

„Eben darum. Sie hat's ihm angethan, wie dem alten König, dem großen Finn —"

„Daß er sie lieben muß, — meinst Du doch?" fragte Eadwine gespannt.

„Wenn Du den Rausch Liebe nennst, aus dem er wohl längst erwacht —"

„Ja, das ist er," bekräftigte Eadwine rasch.

Das Weib richtete sich mit jäher Bewegung auf, und ein Blick schlecht verhehlter Ueberraschung traf die Königin, welche sie ihre Voreiligkeit bereuen ließ.

„Das heißt, ich vermuthe es. — Trytho könnte ja seine Mutter sein Indeß, Deine Botschaft! — Deine Botschaft!"

„Erst muß ich wissen, wie's um den König steht."

„Du willst mir Bedingungen machen, — ein Bettelweib — einer Königin?"

„Wenn das Bettelweib einen Schatz zu bieten hat, nach dem die Königin lüstern ist, — warum nicht?"

„Jetzt machst Du mich neugierig. König Wiglaf lebt!"

„Doch verlangst Du nach seinem Tod, die Schmach zu rächen, die er Dir angethan?"

„Ich? Nach seinem Tod?" Eadwine sprach es in schmerzlichem Hohn, von Neuem vergessend, zu wem sie sprach; doch rasch faßte sie sich wieder. „Mein Volk verlangt nach ihm, nicht ich —"

Die grauen Haare fielen jetzt wieder wie ein Schleier vor das Antlitz des Weibes. „Du hast ihn wohl gesehen und fühlst Mitleid mit seiner Jugend —"

„Mitleid! König Wiglaf ist nicht der Mann, mit dem man Mitleid fühlt. — Doch das verstehst Du nicht; — zum letzten Male —"

„Wenn Du nicht Mitleid fühltest, —" fuhr das Weib unbeirrt fort, „was fühltest Du dann, das Dich —"

„Weib, Du wirst unverschämt," brauste Eadwine auf. „Wer kann Dir Wiglaf sein, daß Du so zu fragen wagst?"

„Rath' einmal!" Das Weib stützte sich mit beiden Händen auf den Stock und blickte listig unter ihrem Haar hervor.

„Dein Herr und König — doch allein —"

„Und ehe er Herr und König war, — ein schwaches Kind, dem die Mutter starb, kaum daß es geboren, — da lag er in diesen Armen. „Amysia," rief er, ehe er das Wort Mutter kannte, und diese Brust hat ihn gesäugt."

„Erzähle weiter," befahl jetzt Eadwine in höchster Spannung.

„König Finn lag im Krieg das ganze Jahr. Kaum daß er den Knaben einmal flüchtig sah. So war ich ihm Alles vom ersten Lallen seiner Kinderlippen. Unter meiner Hut blühte er heran an Geist und Körper, jede Faser seiner Seele lag mir offen, und keine fand ich, die nicht mir gehörte. — O, wenn Du wüßtest, Königin, was in ihm verborgen liegt, was Niemand noch geschaut als ich, die es langsam ganz im Stillen keimen, wachsen sah, Du würdest Deinen Haß in Liebe verkehren und freudig Deine Rache opfern, nur um die köstlichste Frucht zu schauen seines Lebensbaumes, an dessen Wurzeln Du jetzt die Axt legst."

„Nur Eines sage mir erst," unterbrach Eadwine die Fremde, mit Mühe ihre Bewegung bergend. „Wie kommst Du, eines Königs Nährmutter, in dieses Bettlerkleid —"

Die Fremde nickte traurig mit dem Haupt. „Ich begreife, daß Du fragst — Trytho kam in's Haus. — König Finn war alt und stark nur noch mit dem Schwert. Da war kein Bleiben mehr für mich. Die einst Alles war, wollte nicht Sklavin werden, so schickte man mich hin, wo man mich hergenommen. — In einer dunklen Nacht, wie heute, verließ ich die Burg, nicht einmal Abschied durfte ich nehmen von meinem Liebling. Weiß der Himmel, was sie ihm gesagt. Bis vor wenig Tagen mied ich das Land, und selbst der grimmste Hunger konnte mich nicht zur Rückkehr stimmen, als aber die Kunde kam von Wiglafs schwerer Noth, da machte ich mich auf den Weg, — er war weit und schwer, — hier endet er in diesem Königszelt. — Bin ich noch die Bettlerin für Dich, so laß' mich stäupen, es gebührt ihr nicht mehr für ihr Erkühnen, — bin ich Dir mehr geworden, so schenk' mir das, nach dem Du nie so heiß begehrst, wie in dieser Stunde —"

„Und das wäre, Räthslerin?" fragte Eadwine, von den Worten der Fremden mächtig angezogen und doch nicht frei von Mißtrauen.

„Vertrauen," flüsterte das Weib, ganz nahe tretend.

„Es würde stärker sein, wenn Du nicht die Seherin spielen würdest.“

„Spiel’ ich sie denn? — Er war bei Dir, — Wiglaf, — hier im Zelt — allein mit Dir?“

Eadwine nickte wie gebannt mit dem Haupt. —

„Du müßtest kein Weib sein, wenn Du nichts für ihn empfunden. Mitleid war es nicht, — Du selbst hast es gesagt, — so war es mehr — Liebe.“

Eadwine zuckte zusammen. Rasch faßte sie sich und verbarg hinter Hoheit ihre Verwirrung.

„Ich hätte gute Lust, Dich aus dem Zelt zu weisen, doch Deine Kühnheit läßt mich wirklich glauben, daß Du bist, was Du vorgiebst. Fahr’ nur fort.“

„Du wolltest ihn vom Tode erretten, er nahm Dein Angebot nicht an, weil ihm seine Königswürde höher stand als sein Leben. Du maltest es ihm aus in den glühendsten Farben, riefst ihn bei seiner Jugend —“

Die Fremde sprach immer leidenschaftlicher, sie schien zu wachsen, und ihre Stimme, erst gebrochen, zitternd, klang jetzt voll und klar.

„— gabst Dich selber preis.“

Eadwine wich einen Schritt zurück, es war ihr, als ob sie um Hilfe rufen müsse vor diesem furchtbaren Weib, das ihr Innerstes aufdeckte.

„Und er verschmähte Dich.“

„Das lügst Du, das that er nicht,“ rief jetzt Eadwine, am ganzen Leibe zitternd.

„That er nicht?“ Es klang wie ein wilder Aufschrei aus der Fremden Mund. Das Weib stand einen Augenblick hoch aufgerichtet vor Eadwine, doch ebenso rasch beugte sich der Körper nieder, und die Stimme klang wieder so hohl wie zuvor. „Nicht wahr, er that es nicht, mein schöner Wiglaf. O ich hab’s ja gleich gewußt. So hat er doch einmal noch, wenn auch am Grabesrande, die süße Frucht genossen, um die diese Trytho ihn hinterlistig betrogen, und wenn ich nichts zurückbringe in die Finnburg als das, es langt für meine und Deine Rache. Er haßt sie wohl, nachdem er seine Thorheit eingesehen, stirbt wohl lieber, als in ihre Arme zurückzukehren?“

„Alles anders, Weib! Aber so hoch kannst Du Dich nicht schwingen. Er liebt sie noch, wie er sie stets geliebt, nicht anders, und damit Du weißt, wie fern ich Deiner Rache stehe, mir selbst erscheint die Frau der Liebe werth, nach dem, was ich aus Wiglafs Mund vernommen. Er stirbt, um seinen Schwur zu lösen, der ihn an Trytho bindet, er würde sterben, auch wenn er als Sieger heute in die Finnburg zöge. Jetzt weißt Du Alles, und wenn Dich nur der Haß hierher geführt — so geh’ und erzähle getrost, was Du vernommen.“

Die Fremde hüllte sich noch tief in ihren zerlumpten Mantel. Der Stock zitterte in ihrer Hand.

„Und das Alles hat er Dir hier gestanden?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Hier, wo Du stehst — zu meinen Füßen —“

„Zu Deinen Füßen? — mit einem neuen Schwur, nicht wahr, für den es kein Sterben giebt.“

„Für den es kein Sterben giebt. Ja, ich gesteh' es offen, und stünde Trytho selbst vor mir,“ erklärte Eadwine feierlich. „Weib, Du stehst ihm nah', ich fühl's, es kann keine Lüge sein. Vielleicht hat Dich ein Gott gesendet. Ich liebe Wiglaf und werde von ihm geliebt, mit gleicher Gluth, und doch wollt' ich ihn nie mehr erblicken, abschwören jede Hoffnung auf mein einzig Glück, ja selbst dieser Trytho überlassen ohne ein Gefühl des Neides, könnt' ich ihn nur vom Tod erretten, wüßt' ich ihn nur am Leben, wenn auch noch so fern, durch Meere getrennt, nur die Luft mit mir athmend, von derselben Sonne beschienen. Rette Wiglaf, und ich will mit Schätzen ohne Gleichen Deinen dürftigen Mantel füllen — —“

„Und wenn ich ihn rette, was dann? Wenn er selbst nicht mehr leben will im Zwiespalt seiner Seele — wär' da nicht besser, er stürbe als Held —“

„Das heißt so viel, als Du kannst ihn retten,“ erwiderte Eadwine mit fliegendem Athem. „Deinen Liebling, Deinen kleinen Wiglaf, der Dich Mutter nannte, und zögerst noch, wägst noch — o dann liebst Du ihn nicht, hast ihn nie geliebt. — Geh' nur hin zu Trytho, verrath' ihr Alles, was Du hier vernommen und mach' es noch schlimmer, sag' daß sie schmählich betrogen, daß Du ihn selbst in meinen Armen gesehen, und biete dann seine Rettung an. Ihr eigenes Leben wird sie darum geben — und Du — Du, die nie Schlimmes von ihm erfahren —“

„Du denkst sehr hoch von Trytho,“ erwiderte die Fremde.

„Noch höher denk' ich von ihr, Amysia,“ Eadwine ergriff in einer plötzlich erregten Vertraulichkeit die Hände der Fremden. „Ich will vor sie treten und freimüthig Alles bekennen, unser unverstandenes Sehnen seit Jahren her, wie ein Blick der Erkenntniß über uns kam, beim ersten Anblick hier im Lager, den großen Kampf, den er mit sich gekämpft, seine Todeswahl. — Bei ihrer Liebe selbst will ich sie rufen, die sie einst dem Knaben schenkte, gewiß so rein, wie je eine Mutter that, und sie wird nicht anders können als verzeihen und den Zwiespalt lösen. Siehst Du, Du bist selbst bewegt. Irre ich mich nicht, ich sehe Thränen in Deinen Augen —“

Die Fremde war sichtlich bewegt. „Ich meine, Königin, weil ich Trytho besser kenne, auch wenn sie wollte, sie wird's nicht können. Die Kraft wird ihr versagen, so Ungeheures zu vollbringen.“

Das Weib schwankte auf den Füßen.

Eadwine stützte sie. „Es scheint, als ob sie Dir versagte,“ sagte sie in plötzlich völlig verändertem mißtrauischen Tone und beugte sich ganz nahe über das halb verhüllte Gesicht.

Da wich das Weib mit einer hastigen Bewegung aus und trat zurück.

„Du mahnst mich zur rechten Zeit, Königin, die lange Wanderschaft — die Angst um Wiglaf — hat mich ganz geschwächt — so höre mich, Königin — was Du von mir verlangst, wofür Du einen Schatz ohne Gleichen bietest — führt mich zu Dir, die Rettung Wiglafs."

In diesem Augenblick steigerte sich der Lärm vor dem Zelte, der mählich angewachsen, in das Maßlose. Thierische Laute wurden vernehmbar, das Klirren und Dröhnen metallner Becken, das Stampfen Tanzender oder Ringender, ein dumpfes Summen und Drängen, das das ganze Lager ergriffen zu haben schien.

Das Weib horchte erschreckt auf. Wenn es ihm gälte, wenn sie ihre Mordlust nicht zügeln könnten! „Königin, ich beschwöre Euch —"

Das Weib stürzte vor Eadwine auf die Knie, „helft, rettet! Wagt das Letzte daran, Eure ganze Herrscherwürde. — Ewige Schmach würde Euren Namen schänden."

Die höchste Angst sprach aus ihr, und als Eadwine selbst erstarrt über diese Wendung schwieg, da sprang sie auf.

„So will ich selbst —" und den Stock, auf den sie sich gestützt, fest in der Faust wie ein Schwert, eilte sie mit fliegendem Gewande dem Ausgange zu.

„Amysia!" rief Eadwine mit befehlender Stimme, die ihre Wirkung nicht verfehlte. „Du irrst Dich! Meine Krieger feiern diese Nacht ein Siegesfest: ich selbst habe es befohlen. Fasse Dich! — Dein Gebahren ist so sonderbar — wenn ich nicht selber wüßte, wie Angst die Sinne verwirrt — wahrlich —" Eadwine starrte weit vorgebeugt auf die Fremde, die vor ihren Augen sich wandelte wie ein Traum, „ich mißtraute Dir —"

„So hör' mich an, und Dein Vertrauen kehrt rasch zurück."

Das Weib kam schleichend näher. „Ein Fest, sagst Du, giebst Du ihnen diese Nacht? Das hat Dir Gott eingegeben. Ich komme von den Unzufriedenen in der Burg, sie bieten Dir die Burg und Trytho gegen Wiglaf —"

„Und das ist Alles, was Du bringst? Deine ganze Weisheit? Wiglaf will aber nicht —"

„Darum muß man ihn zwingen," erwiderte das Weib. „Zehn Jünglinge sind bereit, ihn diese Nacht aus dem Lager zu bringen, wenn Du die Hand dazu bietest, Vorkehrungen triffst zur Möglichkeit des Unternehmens; einma in der Burg wird sich eher mit ihm reden lassen, wenn nicht, kann die Stimme des gesammten Volkes ihn zwingen, und was jetzt Verrath für ihn ist, wird dann zur Pflicht."

Eadwine hatte selbst schon an ähnlichen Ausweg gedacht, und doch schreckte sie jetzt vor dem ungeheuerlichen Vorschlag zurück — ihr eigen Volk zu hintergehen, mit dem Feind gemeinschaftliche Sache zu machen!

„Und wie würdest Du die Königin nennen, die einen Verrath begeht, der jedem Krieger schmachvollen Tod kosten würde?" fragte sie im Innersten schon schwankend.

„Allerdings, die Königin könnte ich nicht loben, um so mehr das Weib, das für den Geliebten das Letzte wagt. Täusch' Dich nicht, es ist das Letzte! Nur diese Nacht ist noch Dein. Laß' den Gedanken des Festes Dir von einem Gott gegeben sein! Trunken von Wein und Lust, von Deinem Anblick werden sie auf Nichts mehr achten.

Zehn Krieger rüsten sich auf Eure Art, Niemand wird im Lärm des Festes den Zuwachs merken, das Zelt, wo Wiglaf weilt, liegt weit von hier. Um die zweite Stunde, ehe der Morgen graut, ziehst Du das ganze Volk hierum zusammen, — Keiner wird fehlen wollen, wo Eadwine weilt, — dann geschieht's, Niemand wird erfahren, wie's geschah."

„Und wenn man die Tollkühnen fängt, zur Rede stellt, auf die Folter spannt —"

„So werden sie, durch heiligen Eid gebunden, schweigen. Doch fängt sie Niemand, laß' das unsere Sorge sein — es ist eine erwählte Schaar, die schon manchen kühnen Streich vollführt. Wenn Du jetzt noch zögerst, dann tödtest Du ihn, nicht Dein Volk. Entschließ Dich rasch — es drängt die Zeit, in drei Stunden muß es geschehen sein. Hörst Du, sie rufen Dich, der Wein hitzt schon ihre Geister. Wiglaf ist gerettet, wenn Du zusagst, und jede Hoffnung blüht Dir von Neuem.

Laß nur erst den Todesschatten von ihm weichen, wie unbezwinglich dann in ihm die Lieb' erwacht. Entschließ' Dich!"

Die Worte des Weibes, das förmlich in ihr Innerstes schlüpfte, brach jeden Widerstand in Eadwine, und so oft sie sich wieder an ihre Pflicht zu mahnen versuchte, drang ein neues verführerisches Wort an ihr Ohr.

„Dein eignes Volk wird Dir's noch danken, daß Du es vor solcher Blutthat bewahrt. Dafür bist Du Königin, daß Du niedriges Wollen in segensreiche That verkehrst."

Der Spruch riß die letzte Schranke nieder.

„Aus niedrigem Wollen — segensreiche That, ja, Amysia, so soll es sein," rief Eadwine, wie von einer schweren Last befreit, jubelnd, und wenn sie eben noch zögerte, so drängte sie jetzt in leidenschaftlicher Hast.

„Geh', eile, Amysia, sprich' kein Wort mehr. Alles liegt plötzlich klar vor meiner Seele, als ob ich selbst ein großer Feldherr wäre —"

Den Blick weit ab in das Leere gerichtet, als käme ihr von da wunderbare Weisung, entwickelte Eadwine ihren Plan.

Den Gefangenen lasse ich unter dem Vorwande, ich wolle in der letzten Nacht sein Ohr nicht kränken lassen durch den Festlärm, in ein anderes Zelt bringen, näher dem Rand des Lagers, wo es im Westen das Meer berührt. Eine Fackel soll weithin sichtbar vor dem Eingange brennen, an Gründen soll's mir nicht fehlen, dann — dann lasse ich hier im weiten Umkreis um das Zelt das Mahl bereiten und will sie so an mich fesseln, daß Keiner an den König denkt, dann um die zweite Stunde lasse ich alle Hörner ertönen im ganzen Lager, alles Erz. Das soll das Zeichen sein

für die Befreier. Sie schleichen in das Zelt und tragen ihn auf ihren Armen fort, möglichst still, und es ist gethan. Wiglaf ist frei, Wiglaf muß nicht sterben."

Eadwine erwachte aus ihrer Vision und sah das Weib vor sich, sie anstarrend.

„Was zögerst Du denn noch? Oder willst Du den Lohn voraus? Hier, nimm das! und das! —"

Sie zerrte an ihrem Schmuck, löste die Halskette und reichte sie ihr. „Das Andere später, mehr, als Du tragen kannst."

Doch die Fremde wies jede Gabe ab.

„Was kümmert mich Dein Geschmeide, nur einen Lohn begehre ich, auf Dein Königswort, willst Du es geben?"

„Gern — nur rasch —"

„Wenn Du Trytho begegnest, Du wirst ihr begegnen, dann sag' ihr in's Gesicht, wie es um Dich und Wiglaf steht."

Eadwine zuckte zusammen. „Du verlangst Unmögliches! Es war ein Geständniß, das ein Sterbender gemacht. Was kann es Dir denn nützen?"

„Nützen? Mir nützt nichts mehr auf dieser Welt, nur meine Rache will ich haben —"

„Grausame! Zu viel hab' ich Dir vertraut."

„Eben darum, weil Du schon geplaudert, entscheide Dich!"

„Nutzlosen Schmerz bereiten, vernichten, wo ich retten möchte, was noch zu retten ist —"

„Hat Dich Trytho geschont? Verhöhnt hat sie Dich. Deine Locke, Dein Liebespfand hat sie lachend verbrannt vor ihren Gästen. Muß ich Dich daran erinnern?"

Eadwine stutzte.

„Du bist bereit? — Giebst Dein Königswort?" drängte das Weib.

„Ich geb's," flüsterte Eadwine entschlossen. „Die Locke soll sie mir bezahlen. Die Mahnung kam zur rechten Zeit."

„Dann um die zweite Morgenstunde — und jetzt zeige mir einen Weg, auf dem ich dem trunkenen Volke nicht begegne."

Eadwine schlug auf eine Erzplatte an der Wand.

Eine Dienerin trat ein. Sie erhielt die Weisung, das Weib unter dem Schutze zweier Krieger durch die rückwärtige Zeltöffnung aus dem Lager zu bringen.

„Lebe wohl, Königin," das Weib blieb noch einen Augenblick unter der Zeltöffnung stehen, „und vergiß Amysia nicht. — Du wirst sie wiedersehen."

Es klang fast wie eine Drohung.

In Eadwine regte es sich wie Reue, sie eilte nach, hob den Vorhang. Das Weib war bereits zwischen den Zelten verschwunden, dagegen drang

ihr ein wildes Tosen entgegen, das zerrissene Zusammentönen barbarischer Gesänge, ausgelassenen Gelächters, verworrenen Gezänkes, in das sich Waffengeklirr und Becherklang mischte, während der Himmel geröthet war von den frisch genährten Lagerfeuern.

Was geschehen mußte, geschah, sie hatte die Macht darüber aus ihrer Hand gegeben. Jetzt galt es nur mehr eins für sie, ihre Rolle zu Ende zu spielen, welche ihr dieses seltsame Weib auferlegte.

Am besten dünkte es ihr, ihr Erscheinen im Lager möglichst hinauszuziehen, um die Wirkung für den entscheidenden Augenblick nicht abzuschwächen. Unterdessen konnte sie die nöthige Anordnung treffen, Deli für ihre Ausführung sorgen. Er war nicht nur ihr unbedingt ergeben, sondern hatte auch für den unglücklichen König, den er anfangs als Verächter seiner Königin haßte, Mitleid und Verehrung gewonnen.

Der Befehl der Königin, Wiglaf in ein anderes Zelt zu bringen, fern vom Festeslärm, rührte ihn zu Thränen, und je bewegter er darauf den traurigen Zustand des Gefangenen schilderte, der immer von Neuem zwischen Verzweiflung über sein und seines Volkes Schicksal, trotzigem Todesverlangen und stürmischem Lebensdrang schwanke, den die Hoffnung auf Rettung immer von Neuem belebe, desto freudiger und kühner wuchs Eadwine der Muth. —

Als sie aber das Mahl vor dem Königszelt anordnete, erklärte, daß sie in der Mitte des ganzen versammelten Heeres erscheinen wolle, da bat er sie auf den Knien davon abzustehen. Jetzt schon herrsche wüster Trunk und zügellose Ausgelassenheit, und diese werde auch vor der Königin nicht Halt machen, nie und nimmer dürfe sie ihrer Würde so vergeben; ein einziges Wort, ein Anblick könne unauslöschlichen Ekel in ihr erwecken und ihre hohe Reinheit trüben.

Da schlug sie nur den dunklen Mantel zurück, in den sie sich, vor dem Knaben sich schämend, sorgfältig gehüllt.

Deli machte große Augen und wurde feuerroth, kaum daß er wagte sie anzuschauen. Die nackten Arme, der entblößte Hals, die grellen Farben, der aufdringliche Schmuck, — es war der erste Schmerz, den er empfand. Die duftige Königsblume, der er nur mit Andacht zu nahen wagte, war eine farbentolle Giftpflanze geworden, von der ein schwerer, betäubender Geruch ausging, seine Sinne beleidigend.

„Nun, was sagst Du jetzt?" fragte lachend Eadwine. „Glaubst Du nicht, ich werde ihnen gefallen?"

Deli war völlig verwirrt, ihn selbst berauschte der Anblick der Königin.

„Was Du thust, ist ja immer recht. Ich will Deinem Befehl pünktlich nachkommen, nichts soll fehlen, — aber ich kann Dich so nicht sehen, Königin —"

„O warte nur, Knabe, das nimmt sich anders aus, wenn ich bei den Feuern stehe, ich wette, Aneurin hat seine Freude daran, und wer weiß,"

sie sah sich in dem spiegelnden Schild, „vielleicht gewänne ich selbst Geschmack daran. — Die Zeit der hohen Reinheit ist vorbei, Deli, eine ganz andere beginnt von heut, zu der das Gewand schon besser paßt. Aber geh' nur, geh' und rüste Alles. Die Nacht wird manches bringen, was Du nicht ahnst, mein Knabe —" Zaudernd, immer wieder auf das fremdartige Bild hinschauend, verließ Deli das Zelt.

* * *

Die Königin ließ auf sich warten. Die Vorschneider hatten schon drei Rinder und eine Schaar von Hammeln zerstückt und zertheilt. An den Tischen saßen die Vornehmen, die Führer und ausgezeichneten Krieger; die Uebrigen lagerten in Rotten vertheilt, ringsum dicht gedrängt an den Feuern und hatten dem reichlich fließenden Wein schon tapfer zugesprochen. Von den Rändern des Lagers drängten immer neue Massen heran. Jeder wollte in nächster Nähe das Kleinod des Königszeltes schauen, die schöne Eadwine, deren Anblick dem gemeinen Mann etwas ganz Neues war, ja vielen der später eingetroffenen Krieger war er überhaupt noch nicht gegeworden, und wie ein Märchen ging die Kunde von ihrer Schönheit um, die aus rauhen Männern willige Sklaven mache, die auch den gefangenen König bethört haben solle, der nun Tag und Nacht seine Thorheit bejammere und selbst nach seinem Tod verlange. Wieder Andere wollten wissen, gegen Mitternacht erfolge die Uebergabe der Burg, und dann werde von Eadwine öffentlich Gericht gehalten über den König und Trytho, die ihn zum Wortbruch verleitet.

Es war Aneurin kaum noch möglich, nur einen letzten Rest von Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten, selbst die Wachen verließen ihren Platz und mischten sich unter die Zecher. Dazu noch das Gebot der Königin, den gefangenen König in ein anderes Zelt zu bringen am Rand der Lagers, einen Augenblick war ihm wirklich ein ganz seltsamer Gedanke gekommen, dann mußte er selbst darüber lachen. Lieber überläßt sie ihn doch noch dem Henker als dieser Trytho, — so er was von Weibern verstand.

That er ihm doch selbst leid, der junge Held, der am Ende nur ein Opfer von Weiberlaune war, und er konnte die Königin ob ihres Edelsinns nur loben, der einem Gefangenen, dem Tode Geweihten, die letzte Nacht nicht stören wollte.

So folgte er gewissenhaft dem Befehl, nur daß er, einen einmaligen, auch noch so oberflächlichen Verdacht nie mehr ganz aufgebend, eine starke Wache, seine verlässigsten Leute, bei dem Zelte ließ.

Da Trunk und Mahl frei, würfelte man um Waffen, Pelze, Kleidungsstücke, woraus vielfältiger Streit entstand. — Fäuste erhoben sich, zorniges Gebrüll erfüllte die Luft, Tische krachten zusammen unter der Wucht Stürzender. Anderswo spielten sich stürmische Verbrüderungen ab, man umarmte sich, trank sich zu, stimmte Schlachtgesänge an, oder man umtanzte

in uralten Weisen unter ohrenbetäubender Musik die Feuer, die blanke Wehr schüttelnd.

Feurige Ansprachen wurden gehalten, Possenreißer schafften sich einen Kreis von Lachern, Lagerdirnen in bunten Gewändern füllten den Becher immer auf's Neue und schürten die entfesselten Leidenschaften.

Schwarz und ernst ragte die Finnburg durch die hell erleuchtete Nacht, kein Laut regte sich darin, kein Licht brannte, jedes Leben schien daraus gewichen, dumpfe Verzweiflung, völlige Hoffnungslosigkeit darin zu herrschen. Man schrie Spottworte hinüber und lud den Hunger zum Mahle ein.

Immer höher schwoll die Woge des Unmuthes. Dann machte sich wieder der Verdruß geltend über das lange Ausbleiben der Königin. Am Ende kam sie überhaupt nicht, und doch sollte ihr Erscheinen erst den Höhepunkt des Festes bilden.

Fürchtete sie sich am Ende, das Jungferchen? War man ihr zu laut, zu ausgelassen, was brauchte sie dann mit in den Krieg zu ziehen? — Schon rief man ihren Namen, der sonst nur mit Ehrfurcht über jede Lippe kam, in spöttischer Weise, mit unwürdigen Glossen und umdrängte das Zelt.

Ein junger Krieger sprang taumelnd auf einen der Tische und hielt mit lallender Zunge eine Ansprache: „Was glaubt Ihr denn, Ihr Lottervolk! Soll unser Stank und Staub sich mit ihrem süßen Athem mischen, ihre kleinen Füßchen über Eure Schlemmereien stolpern, ihr zartes Gesicht Euer wüster Anblick schrecken? Es sauft sich ja viel besser ohne Königin."

Allgemeines Gejohl und Gelächter.

„Oder, wenn Ihr schon so etwas braucht von Weiberart, ei, so nehmt doch meine schwarze Editha, — herauf zu mir, Editha —"

Die Dirne, nach der er die Arme streckte, schwang sich unter dem Gelächter der ganzen Umgebung auf den Tisch.

„Schmeißt ihr einen Mantel um —"

Ein rother Mantel kam geflogen. Der Jüngling hüllte das Mädchen in seine weiten Falten, „reicht mir einen Humpen 'rauf." Der Humpen wurde gereicht, und er stülpte ihn dem Mädchen auf den Kopf. „So krön' ich Dich, Editha! Ist das nicht ein Königsweib!"

„Editha! Editha!" schrie der Haufe, den Tisch umdrängend, auf dem die Dirne im rothen Mantel stand, den Humpen auf dem Haupt.

„Editha, sei unsere Königin!"

Doch die letzten Worte erstarben auf den Lippen. Der Zeltvorhang hatte sich gehoben, Eadwine trat heraus, gerade vor den tollen Haufen, gefolgt von Deli und ihren Frauen, Aneurin an ihrer Seite.

Lautlose Stille trat ein. Jeder verharrte in der Stellung, die er eben inne hatte. Auf dem Tische stand, ernüchtert vor Schreck, der junge Krieger, das Mädchen mit dem rothen Mantel im Arm.

Dann drängte man, wie wilde Thiere vor dem Feuerschein, geduckten Hauptes rückwärts, einen weiten Kreis frei lassend, in den jetzt Eadwine

trat, festen Trittes. Im grellen Feuerschein erschien sie wie ein Götzenbild, von den bunten Strahlen des kostbaren Geschmeides umzuckt, während aus ihrem Antlitz eine Milde strahlte, die den starrsten Nacken beugte.

„Was soll dieses Mädchen in dem rothen Mantel auf dem Tisch dort," fragte Eadwine, die Dirne anblickend.

Alles schwieg und sah sich ängstlich an.

Da trat Eadwine näher. „Sag' mir's selbst, ohne Scheu. Editha hört' ich eben rufen. Bist Du Editha?

Das Mädchen fiel zitternd auf die Kniee. Ich bin unschuldig, — ganz unschuldig. — Ich wollte ja nicht, — sie haben mich dazu gezwungen —"

„Wozu denn, Kind?" fragte Eadwine ohne Strenge.

„Wenn ich's sage, schlagen sie mich ja todt," wimmerte das Mädchen.

„Das wird wohl Keiner wagen." Ihr Blick schweifte auf die tief gebeugten Nacken umher, „wozu haben sie Dich gezwungen? Ich will es wissen."

„Sie konnten Dich nicht erwarten, hohe Königin, — oder sie glaubten, daß Ihr überhaupt nicht kommt — Ich weiß ja nicht — und sie wollten doch ihren Spaß haben. Da warfen sie mir den Mantel um — und — und machten mich zu ihrer Königin. Schlagt mir den Kopf ab, wenn ich je mehr hab' sein wollen, als Editha, die Lagerdirne."

Eadwine zuckte angewidert zusammen, wie von einem Schauer erfaßt.

„Ein albernes Spiel, wie's das Lagerleben bringt, Königin, nicht der Beachtung werth," flüsterte Aneurin ihr zu.

Aller Blicke ruhten erwartungsvoll auf der Königin.

Einen Augenblick schloß sie die großen Augen, und die kleine Hand griff fester in die Falten ihres Mantels, dann umspielte ein feines Lächeln ihren Mund. Sie trat dicht vor den Tisch und hob den Arm.

„Komm', Editha, ich bin Dir gewiß nicht böse. Sie hätten Dich nicht gewählt, wenn Du nicht ihrer würdig wärest. — Nur Deinen Platz tritt mir auf eine Weile ab." Und den Arm des Mädchens ergreifend, schwang sie sich auf den Tisch.

Die Ueberraschung war so groß, daß kein Mund sich aufthat. Die ganze Versammlung überragend, vom Glast des Feuers umflimmert, begann Eadwine mit heller, weithin vernehmbarer Stimme:

„Ich freue mich, Euch so vergnügt zu sehen — Ihr habt es wohl verdient, und ich stehe tief in Eurer Schuld. Doch soll diese Nacht nur ein Vorspiel dessen sein, was Euch erwartet, wenn wir als Sieger heimgekehrt. Jedem will ich reichlich lohnen, und auch der Geringste soll nicht vergessen sein."

Jetzt brach sich der zurückgehaltene Jubel Bahn. Der Name „Eadwine" rauschte wie eine berstende Welle durch die Nacht. Schilder wurden gehoben, fügten sich zu einer Tragbahre.

Eadwine bestieg sie, von kräftigen Händen gestützt. Jubelnd trug man sie durch's Lager. Das war ein Anblick, wie man ihn noch nie gehabt. — Das war nicht mehr das schüchterne Mädchen, das sich vor jedem bärtigen Gesicht schreckte, das unnahbare Heiligthum, das man vor jedem Blick sorgfältig wahrte, das war ein stolzes, königliches Weib, das jeden Sinn entflammte, jedes Herz im Sturm gewann, und doppelt fühlte man die Schmach, die Friesland ihm angethan. Unter den begeisterten Jubel mischten sich wilde Drohungen gegen den gefangenen König, neues stürmisches Verlangen nach blutiger Vergeltung.

Und Eadwine hatte für Jeden ein gutes Wort bereit, einen Scherz, der rasch die Runde machte. Sie lobte die Wunden, pries die Haltung in der Schlacht, wies auf die baldige Heimkehr hin.

Sie war selbst betroffen von der Wirkung ihres Erscheinens, fast enttäuscht. — Der wilde Lärm von eben war verstummt, aus den Ausgelassensten waren ehrfurchtsvolle Bewunderer geworden. Die rauhesten Stimmen dämpften sich, die Trunkensten gaben sich Mühe, nüchtern zu erscheinen.

Eine solche Wirkung lag durchaus nicht in ihrer Absicht, so sehr sie sich dadurch geschmeichelt fühlte, ja, sie konnte unter Umständen dem, was kommen sollte, gefährlich werden. Zuletzt kam ihr ein anderer Gedanke, der sie lebhaft beunruhigte, qualvolle Vorwürfe weckte. Sie hatte offenbar ihre Macht auf die Gemüther unterschätzt, vielleicht wäre es ihr gelungen, auf ganz andere Weise Wiglaf zu retten, durch ein offenes Wort, eine Bitte, und die häßliche List wäre ihr erspart geblieben, die sich nun schwer auf ihre Seele wälzte, immer mehr in ihrem wahren Lichte erschien, als Verrath an ihrem Volke.

Doch jetzt gab es keine Rückkehr mehr. Weit außen, an der Flanke des Lagers sah sie ein Licht wie einen Stern durch die Nacht leuchten. Dort stand das Zelt, das Wiglaf aufgenommen. Mißlang der Anschlag, hatte sie seinen Tod nur beschleunigt.

Gewaltsam beschwichtigte sie sich. Es soll ja kein Tropfen Blut darum fließen, ihrem Heer nicht der geringste Schaden erwachsen, im Gegentheil, nur das erreicht werden, was man so sehnsüchtig erwartete, die Uebergabe der Burg, das Ende des Krieges, die baldige Heimkehr. —

An dem Tisch vor dem Zelt war das Mahl errichtet, Eadwine nahm zu Häupten Platz, umgeben von den Führern, und leerte selbst den Becher auf das Wohl des Heeres. Jetzt that der Anblick des schönen geschmückten Weibes oben seine Schuldigkeit. Des Bewunderns und der Ehrfurcht war es jetzt genug, und in kurzer Zeit dachte man nicht mehr an Zwang und Rücksicht; die alte Lagerlust brach durch, eher noch stürmischer als zuvor, als ob sie das Versäumte nachholen wollte. Und Eadwine schwang den Becher, erwiderte jeden Trunk, auf sie ausgebracht, als sei dies ihr ständiger Platz gewesen, das Lager ihre Welt. Nur ihre nächste Umgebung glaubte

den Zwang zu merken, den sie sich anthat, ein schlecht verhehltes Unbehagen, das sich rasch zu steigern schien.

Deli bediente sie, flüsterte ihr zu, wie er für Wiglaf wohl gesorgt, wie er tief bewegt vernommen, daß es die Sorge der Königin sei, ihn durch den Festlärm der Nacht nicht zu kränken, wie er ihm aufgetragen, ihr seinen Dank zu Füßen zu legen. Wie der Freund ihn tröste und ihn noch immer mit Hoffnung nähre. — Wiglaf aber in ernster Größe sein Schicksal erwarte. Es entging Deli nicht, wie ihre Wangen sich purpurn rötheten, ihre Brust sich stürmisch bei seinen Worten hob. Als er dann Erwähnung that, daß Aneurin in seiner klugen Vorsicht eine sichere Wache vor das Zelt gelagert, für den Fall daß die Ausschweifung der Nacht dem König Gefahr bringe — da sah er deutlich, wie der Becher in der Hand Eadwines schwankte. Er hatte sie längst durchschaut, und er ärgerte sich jetzt, daß er durch seine Worte neue Besorgniß in ihr wachgerufen. Das wollte er wieder gut machen mit einem Rath, der sich ihm schon längst auf die Lippe drängte.

„Wenn Ihr Wiglaf retten wollt," raunte er ihr zu, eine Speise reichend, „so benützt den Augenblick."

Eadwine erstarrte förmlich unter diesen Worten, keinen Finger rührte sie mehr.

„Wie meinst Du das?" fragte sie ebenso leise.

„Sie würden Euch jetzt nichts weigern, — wenn Ihr kluge Worte wählt —"

Eadwine ließ das Messer aus ihrer Hand fallen. Deli hob es auf. Ihr Antlitz war todtenbleich.

„Versucht's, ich steh' Euch für den Erfolg."

Aneurin, die Veränderung in dem Antlitz der Königin bemerkend, rieth, sich zurückzuziehen, es sei dem Heer jetzt genug gethan. „Der heutige Tag bringt schwere Last für Euch, mir selbst liegt er in den Knochen."

„Der heutige Tag?" erwiderte Eadwine, verwirrt um sich blickend, „hat er denn schon begonnen?"

„Er steht bereits in der zweiten Stunde, Königin," entgegnete Aneurin, „und das Volk fängt an toll zu werden."

Ein lufterschütterndes Gebrüll an den unteren Tafeln bestätigte seine Worte. Man stieß mit den Humpen auf die Tische, stimmte ohrenbetäubende Rundgesänge an, oder schwang sich mit sinnlosem Stampfen im Kreise, thierische Laute ausstoßend, einige völlig Schrankenlose tranken taumelnd der Königin zu, während weiter rückwärts ein blutiger Streit entstanden war, dem wilden Fluchen nach, der sich immer weiter auszudehnen schien.

Eadwine schien nicht darauf zu achten, ihr Antlitz hatte eine seltsame Starre erhalten, die blauen Augen blickten groß in die Nacht hinaus.

„In der zweiten Stunde, sagst Du, Aneurin? Und wann geht die Sonne auf?"

„Um die vierte, Königin, fängt es an sich zu hellen. Es wär' nicht gut, wenn der Feind die Folgen dieser Nacht sich bei vollem Sonnenlicht besähe. Schon deshalb rath' ich Dir, — brich auf!"

Eadwine schien auf seine Worte nicht zu achten, es war, als wenn sie in die Ferne horche. —

Aneurin achtete darauf und erhob sich — doch der Lärm der Umgebung erfüllte die Luft.

Ein Krieger kam hastig an den Tisch in voller Rüstung, von den Vorposten wohl, seiner nüchternen Haltung nach, die sich von der der nächsten Umgebung auffallend abhob. Er trat zu Aneurin; er mußte es sehr eilig haben seinem Athem nach.

„Komme vom Zelt — der Gefangene —" begann er.

Da erhob sich jäh die Königin, daß sie zwischen dem Krieger und Aneurin zu stehen kam und so die Fortsetzung der Meldung hinderte.

Sie hob den Becher und rief mit lauter Stimme den Tumult übertönend:

„Briten, Kriegsgenossen! Laßt alle Hörner blasen, alles Erz ertönen! Diesen Trunk bringt Euch zum Abschied Eure Königin!"

Himmelstürmender Jubel erhob sich, und ihn noch besiegend, dröhnten hunderte von Hörnern, Erz, Becken, Schilde und gekreuzte Speere, und Eadwine trank und trank und brachte den Becher nicht von ihren Lippen.

Da war es plötzlich, als ob von ferne Antwort käme.

„Seht nach der Finnburg!" rief eine Stimme.

Man sprang auf die Tische, drängte, streckte sich. Feurige Helle stieg auf hinter den Mauern wie Brand, ein unbestimmtes drohendes Geräusch zog irgendwo durch die Nacht.

Die Königin stand regungslos, noch immer den Becher in der Hand.

Da rief es: „Zu den Waffen!" „Der Feind!" „Bei der Brücke!" „die Friesen kommen!" und schon sah man Aneurin auf seinem Hengst das Gewühl durchdringen. „Schützt die Königin! Die Andern mir nach, zur Brücke! — Es ist nur ein Ausfall, der dem gefangenen König gilt! Werft sie zurück und nach! —"

Es war leicht zu befehlen, und Jeder wäre ihm gerne befolgt, aber die trunkenen Sinne fanden sich so rasch nicht zurecht. Ein sinnlos Hin- und Herlaufen begann, ein Drängen und Suchen nach den Waffen; die Pferde, toll geworden von dem Lärm, hatten sich losgerissen und vermehrten das Entsetzen.

Zugleich ließ der jetzt die Luft erschütternde Friesenruf, das Dröhnen des Bodens unter den Pferdehufen, all' die verhängnißvollen Laute plötzlich aus der Nacht aufgetauchten Verderbens keinen Zweifel, daß es sich um Tod und Leben handle.

Deli war es, der dicht um die Königin einen Ring von Kriegern zog, dem die Tische, auf denen man eben so ausgelassen gezecht, als Bollwerk dienten.

Eadwine hatte die Kraft verlassen, das Furchtbare war ihr im ersten Augenblick klar. Sie selbst hatte dem Feind das Lager geöffnet, der mit verheerender Macht widerstandslos eingebrochen, das elende Weib stand vor ihr, das ihr den verrätherischen Plan eingegeben, und mit Schauder sah sie jetzt in ihrem Geiste, was sie in greifbarer Wirklichkeit nicht gesehen, die leuchtenden Augen, die keiner Bettlerin angehörten, die hohe Gestalt, welche die Lumpen barg, — dann verließ sie die Kraft, ihre Sinne verwirrten sich. Als sie sich zu Boden sinken fühlte, fingen sie zwei weiche Arme auf. Sie erkannte noch Editha, die Lagerkönigin, und ließ sich von ihr willig in den rothen Mantel hüllen, der dem Mädchen noch um die Schultern hing. So an ihre Brust gelehnt, vom Frost der Todesangst geschüttelt, horchte sie dem wilden Toben des entbrannten Kampfes, dessen Grauen die qualmende Gluth der zerstampften Feuer noch erhöhte. — —

König Wiglaf durchmaß mit hastigen Schritten das enge Zelt, das ihm vor einer Stunde zu seiner Ueberraschung angewiesen wurde.

Bis jetzt hoffte er immer noch auf ein Ereigniß, einen unberechenbaren Zwischenfall, auf einen Versuch wenigstens von Seiten der Burg, ihn zu retten.

Wie er Trytho kannte, war es ihm unerklärlich, daß sie nicht das Aeußerste daran setzte, — und doch wieder einigermaßen eine Genugthuung, eine Rechtfertigung für seine völlig verirrte Seele. Jetzt zeigte es sich klar, daß sie ihn doch nicht wirklich liebte, nur ein Wort hätte es ihm gekostet zu Eadwine, und sie hätte seiner Rettung ihre Krone geopfert, — mehr wohl —, und mit dieser Ueberzeugung schwand in ihm immer mehr der Glaube an die Nothwendigkeit seines Todes, an die einzige Rechtfertigung seines Wortbruches durch ihn, und damit wuchs sein Lebensdrang in das Ungemessene.

Jetzt war schon Mitternacht vorüber und noch nichts geschehen. Ein wahrer Zorn ergriff ihn gegen Trytho, ein dunkler Haß gegen das Weib, das ihn um sein Glück betrogen, während ihm doch sein Leben kein kühnes Wagniß werth ist, und aus diesem Gefühl heraus erstand in ihm das drängende Verlangen, Alles, was er als heiliges Geheimniß mit sich in den Tod nehmen wollte, was sich im Königszelt zwischen ihm und Eadwine ereignet, Alwin mitzutheilen.

Es war eine wohlthätige Entlastung seiner übervollen Seele und zugleich etwas wie ein Racheamt an Trytho, — und noch zitterte Alles in ihm vor fieberhafter Erregung.

Alwin war nicht überrascht, er wußte ja, daß es so ähnlich kommen müsse, außerdem war er so erfüllt von dem Gedanken an Rettung, daß er Alles nur von diesem Gesichtspunkte aus besah; Wiglaf aber verdroß seine bedächtige Ruhe, wo er leidenschaftlichen Zuspruch erwartete.

„Und was hältst Du von dem Feste?“ fragte ihn Alwin nach seinem leidenschaftlichen Erguß.

Da sprang er zornig auf, ohne Antwort zu geben, und lief im Zelt herum.

„Hast Du je gehört, daß man ein Fest giebt vor solchem Tag wie morgen, außer bei Kannibalen?“ fragte Alwin.

„Jedenfalls würden Kannibalen ihrem Opfer nicht aus Rücksicht für seine zarten Ohren ein anderes Zelt anweisen.“

„Und wenn es aus einem anderen Grund geschehen wäre?“ fuhr Alwin unbeirrt vom Verdrusse seines Herrn fort. „Das Zelt liegt ganz am Rande des Lagers, das ganze Kriegsvolk wird um das Königszelt versammelt sein, um Eadwine, die selbst erscheinen will. Ihr Anblick wird noch mehr berauschen als der Wein.“

„Alwin! Sprich nicht davon. Der Gedanke nur, sie unter dem rohen Haufen zu sehen, ist mir unerträglich.“

„Wenn es mehr gälte, als Deine zarten Ohren zu schonen — tausendmal mehr — Dein Leben!“

Da hielt Wiglaf plötzlich ein in seinem Lauf, ein neuer Lichtstrahl hatte seine Seele gestreift.

„Wenn man Dich nur aus der Mitte des Lagers hätte entfernen wollen —“

„Man? Wen meinst Du mit dem ‚man‘?“

„Wen sonst als Eadwine,“ erwiderte Alwin hastig, „wenn sie den Weg zur Flucht —“

Da stutzte Wiglaf, unwillkürlich trat er vor den Eingang des Zeltes, lüftete die Leinwand, um hinauszusehen, da streckte sich ihm schon ein Speer entgegen, und ein bärtiger Krieger schrie ihn an. Da lachte er höhnisch. „O Alwin!“

Doch dieser war noch lange nicht am Ende.

„Das muß sie doch, um wenigstens den Schein zu wahren. Das Zelt liegt dicht am Burggraben, einen Speerwurf weit von der dritten Brücke — ein kühner Handstreich der Unsrigen, — der Festtaumel — wir wären gerettet —“

„Weil sie es so arg bedrängt die Noth ihres Königs — ja, wenn sie's wüßten, daß ich so leicht zu haben, ein paar Leute wagten sich vielleicht dran — mehr nicht Alwin — mehr nicht.“

„Sie könnten es aber wissen — wir könnten absichtlich hierher gebracht worden sein — der Handstreich könnte in dem Plane liegen —“

„In welchem Plan? Du machst mich selbst ganz wirr — in wessen Plan? Wer hegte solchen Plan?“

„Wer sonst als Eadwine.“

Da fuhr Wiglaf fast zornig auf. „Eadwine — die Königin? Sie sollte ihr eigenes Volk verrathen, um mich — mich —“

„Sagtest Du nicht eben, daß es Dir nur ein Wort gekostet, und sie hätte ihre Krone Deiner Rettung geopfert — mehr wohl — “

Wiglaf sah den Freund mit großen starren Augen an. „Ja, das sagte ich, — ihre Krone vielleicht, — aber ihre Ehre, ihr eigenes Volk, — das wagte ich nie zu denken — will's auch jetzt nicht denken, — und wenn es noch so verführerisch. — Alwin, wie kannst Du nur so grausam sein, mich hoffen zu lassen, was ich nicht einmal hoffen darf, — was ich verabscheuen muß im innersten Herzen. Das heißt einem Verschmachtenden einen frischen Bach zeigen, der durch blumige Wiesen fließt, und der Bach führt nichts als eklen Schmutz, und die Blumen auf den Wiesen strömen giftigen Hauch aus —"

„Oder dem Verschmachtenden erschien das Alles nur so in seinem Fieberwahn, das Wasser ist quellklar, wenn er es mit den Händen schöpft, nur die Farbe des Grundes ist schmutzig und theilt sich ihm mit. Wenn Eadwine kein anderes Mittel zu Gebote steht, Dich zu retten, warum soll sie nicht zu einer List greifen, die ihr blinderregtes Volk vor Jahre langer Blutrache bewahrt, vor endloser Fehde zwischen Friesland und Britannien".

Wiglaf wurde nachdenklich. „Wenn man es so betrachtet und dann — wenn's so geschehe —" er legte die Hand vor die Augen, „wenn ich vor Trytho trete —"

„Dann gesteh' ihr Alles, — rufe sie bei dem Namen ‚Mutter', den sie einst so gerne aus Deinem Munde gehört."

Wiglaf fuhr sich verdrossen über die Stirne. „Es ist ja Unsinn. Der letzte Lebenskampf, der mich befällt, das letzte ohnmächtige Rütteln an meinen Kerkerwänden, — aber das lockert Alles nur die Kraft, die ich für morgen brauche. O Alwin."

Eine mächtige Bewegung überkam Wiglaf plötzlich und warf ihn an die Brust des Freundes.

„Es war so schön zu leben, und dann im letzten Augenblick noch erkennen, daß das Alles nichts wahr, Schaum, Wahn, und das höchste Leben vor sich sehen, es greifen können, ganz durchdrungen sein davon, und bettelarm sterben müssen, — das ist mehr, als ich tragen kann," ein Thränenstrom brach sich Bahn und erleichterte sein gequältes Herz.

Alwin hielt ihn fest, aber seine Sinne waren außer dem Raume.

Er hatte eben den anschwellenden Jubel des Lagers von fernher vernommen, das Schmettten der Hörner und Trompeten, das Gebrüll der Soldaten; nachdem es ebenso plötzlich verstummt, entging ihm nicht ein unbestimmtes Geräusch in entgegengesetzter Richtung vom Burggraben her, es glich fast dem Rauschen von Fittichen in der Luft. Es setzte völlig aus, aber die Wachen draußen waren sichtlich unruhig geworden, man hörte ihre Flüsterstimmen, wie sie sich sammelten.

Da zerriß ein geller Schrei die Nacht, ein Todesschrei vom Flusse herauf.

Alwin riß sich von Wiglaf los und eilte an den Ausgang. Die Wachen hatten sich geschaart und spähten eifrig in die Nacht hinaus.

Alwin ersah einen Speer und ein kurzes Schwert, das vor dem Eingang lehnte, wohl von einem Soldaten in der Hast des Beobachtens dahin gelegt, rasch griff er darnach und trat in das Zelt zurück.

Wiglaf sah erstaunt auf ihn; in diesem Augenblick kam's wie auf tausend Schwingen durch die Nacht geflogen, erst ein leises Erzittern des Bodens, dann ein Klirren und Stampfen wie von Pferdehufen.

Alwin reichte Wiglaf das kurze Schwert, der es gierig ergriff, und behielt selbst den Speer.

„Jetzt gilt's, mein König!" Draußen erscholl der Ruf „Verrath! der Feind!" und schon stürzt ein Krieger herein mit gezücktem Schwerte. Doch als er Beide gewaffnet sich gegenüber sah, stand er wie gelähmt und empfing den Todesstoß von Alwins Speer, ohne einen Warnungsruf auszustoßen.

Nun stürzten Wiglaf und Alwin selbst hinaus in wildem Ungestüm.

Sie sahen eben noch den kurzen Kampf der Wachen, dann waren sie schon von bekannten Gesichtern umgeben.

Oweins rother Bart leuchtete aus dem Dunkel, unzählige Hände streckten sich nach dem König und Alwin; ehe sie sich's selbst versahen, saßen sie im Sattel und gerüstet.

Wiglaf glaubte im Dunkeln ein Weib hoch zu Roß zu erkennen, das sich durch die dicht geschlossene Rotte drängte — doch schon stand Aeschere neben ihm.

„Spare Deine Worte für später, — nur jetzt keinen Aufenthalt, ehe sie völlig zur Besinnung kommen, d'rauf! Ihr müßt ja das Lager kennen."

Und wie ein heimtückischer Strom schlich sich das Friesenheer durch die Nacht in das aufgestörte Lager, um dann plötzlich in wildem Strudel sich darein zu ergießen. —

Wiglaf war es, als müsse er seinem Pferde die Sporen geben und Allen vorausstürmen.

Es war aber nicht nur das mächtig von Neuem in ihm aufschäumende Lebensgefühl, das ihn vorwärts trieb. Hinter ihm war Trytho, deren Begegnung er scheute, vor ihm entbrannte der Kampf, wälzte sich eine trunkene rathlose Masse hin und her, bald fliehend, bald sich sammelnd, Widerstand versuchend, ein Bild der Auflösung, der Vernichtung, und mitten darin befand sich Eadwine, seine Retterin, die auf dem schmalen, für ihn bereiteten Rettungsweg nun das Verderben hereindringen sah auf ihr Volk, das sie selbst ahnungslos heraufbeschworen, — die Beute der Verzweiflung, entfesselter Thierheit vielleicht, wenn er zu spät kam. —

Rings hatte die Metzelei begonnen. Der planlose Widerstand einzelner gesammelter Rotten konnte keine Dauer haben. Sie wurden erdrückt, in das Lager geworfen.

Wiglafs Auge war auf das Königszelt gerichtet, dicht davor wehrte sich ein geschlossener Haufe verzweifelt gegen den Ansturm.

Aneurins weiße Gestalt war weithin sichtbar, von den lodernden Flammen beschienen, — dort war die Königin — kein Zweifel.

Da gab es kein Bedenken mehr für ihn, kein Rückwärtsblicken. Er warf sich mitten hinein, gefolgt von Alwin.

Aneurin stellte sich ihm entgegen.

„Wo ist die Königin? Kein Haar soll ihr gekrümmt werden," rief Wiglaf, sein Pferd vor dem Wüthenden parirend.

„Zum Teufel mit Deiner Königin und ihrem verfluchten Haar, das uns Leib und Leben kostet. Steh' und kämpfe."

Ein mächtiger Schwerthieb zuckte über Wiglafs Haupt, der von einem Anblick so gefesselt war, daß er darauf gar nicht achtete.

Auch diesmal war es Alwin, der den Streich auffing. Wiglaf überließ ihm willig den Alten und drängte vorwärts.

Vor dem Eingang des Zeltes stand Eadwine. Eben riß ein Krieger ein Weib an den Haaren nieder, das sich schützend vor die Königin warf, während ein zweiter nach dem rothen Mantel griff, in den sie sich gehüllt.

Wiglaf glaubte seinen Namen zu hören, zu sehen, wie Eadwine hilfesuchend die Arme nach ihm ausstreckte. Da sprang er schon vom Pferde, riß die Angreifer weg, trug die Willenlose auf seinen Armen in das Zelt und ließ sie auf das Lager nieder.

Entsetzen verzerrte ihre Züge, der Todesschweiß perlte auf ihrer Stirn. „Tödte mich, die Verrätherin!" stöhnte sie mit geschlossenen Augen. „Ich hab's gethan — mein eigen Volk. — Alle Todten stehen wider mich auf! — Hab' Erbarmen und tödte mich —"

„Eadwine! fasse Dich!" rief Wiglaf.

Da öffnete sie starr die Augen. „Wiglaf! — Wie kommst Du hierher? — Fort — fort — berühre mich nicht! Der Anblick ist furchtbarer als der Tod."

Erneuter Kampflärm erscholl von draußen, wohl der letzte Stoß.

Wiglaf fühlte, daß jetzt hier nicht sein Platz, und doch konnte er Eadwine nicht schutzlos lassen.

Er sprang auf und eilte gegen den Ausgang. War er nicht der König?

Da wankte Deli herein blutüberströmt, — prallte vor Wiglaf zurück, erkannte ihn und fiel ihm zu Füßen. „Rette die Königin! — Sie kommen! Trytho!" Da versagte ihm die Sprache.

Von draußen erscholl Hufschlag, das Klirren der Rüstungen beim Absitzen.

Wiglaf stand regungslos mit gezücktem Schwert in der Mitte des Zeltes, das Gefürchtete erwartend. Er vernahm die Stimme Tryth os draußen. „Wo ist der König?"

„Er hat die Königin gefangen — drinnen im Zelt," antwortete eine Stimme.

„Laßt Niemand sonst herein und erwartet mich hier."

Wiglaf faßte sein Schwert fester. Da hob sich schon die Leinwand, Trytho stand vor ihm, gerüstet.

Der Blick, den sie zuerst auf Eadwine warf, sagte ihm Alles.

Noch kämpft man, Wiglaf, ich hätte Dich hier nicht gesucht," waren ihre ersten Worte.

„Eben bin ich eingetreten. Ich wollte nur die Königin vor der Rohheit der Soldaten schützen. Sei mir gegrüßt, Trytho." Er trat vor, von einem innigen Gefühl erfaßt, streckte ihr die Hand entgegen.

Sie legte die ihrige ohne Gegendruck hinein.

„Ich dank' Dir, — es war eine kühne That."

„Bedanke Dich bei ihr." Sie wies auf Eadwine, ihr bleiches, starres Antlitz erhellte kein Strahl von Wiedersehensfreude. „Sie hat's gethan."

Wiglaf fuhr erschreckt zurück.

„Eadwine? — und ihr ganzes Heer vernichtet, sie selbst ermordet, wenn ich nicht zur rechten Zeit —"

„Das war allerdings nicht ihr Wille. 10 Auserwählte der Unsrigen sollten Dich befreien, ganz im Stillen. Ich brachte 500 mit und machte es etwas lauter, das ist Alles. Verstehst Du jetzt?"

Wiglaf war noch verwirrter. „Und Eadwine hat das Alles —"

„Mit mir abgeredet — hier in diesem Zelt, vor wenig Stunden —"

„Mit Dir? — In diesem Zelt? Vor wenig Stunden? Trytho, es ist nicht Zeit zu Scherzen."

„Ist auch mir nicht so zu Muth, Wiglaf, und doch ist es so. — Ei, sieh' da, die Königin erholt sich rasch."

Wiglaf wandte sich. Eadwine saß aufrecht auf dem Lager und starrte mit offenem Mund auf Trytho.

„Nun gieb einmal Achtung," fuhr Trytho fort. „Ich will Dir den Beweis liefern, daß ich hier gewesen."

Trytho schlug rasch den grauen Mantel, den sie trug, über der Brust zusammen, beugte sich weit vor, auf ihr Schwert gestützt, blickte scharf unter dem dichten Haar hervor, das ihr Antlitz überschattet, auf Eadwine und begann in völlig fremdem Tone:

„Wer läse nicht gern so schöne Schrift — und noch mehr, so schöne Dinge, als hier geschrieben stehen — die Gunst des Glückes — der Liebe Wonnen —"

Eadwines Antlitz verzerrte sich wie im Todesschreck. „Amysia!" rief sie plötzlich, die Arme nach Trytho ausgestreckt.

Die hob sich aus ihrer gebückten Stellung und lachte laut. „Ich sagte Dir ja, Du siehst mich wieder. Hier steh' ich — Trytho!"

Eadwine sank in sich zusammen und verhüllte ihr Haupt.

„Glaubst Du jetzt?" fragte Trytho Wiglaf, der sprachlos dem Vorgang zugesehen.

„Kannst Du Dich an Amysia nicht mehr erinnern, Deine Amme? In ihrer Gestalt drang ich bis hierher und gewann ihr volles Vertrauen. Es war leichter, als ich erwartet. Ich hatte die Maske nur zu gut gewählt. — Sie bot mir eine Schürze Gold für Deine Befreiung, und ich verlangte nichts dafür, als daß sie vor Trytho wiederhole, was sie Amysia gestanden — bei ihrem Königswort."

Da, ehe sie sich's versah, ehe es Wiglaf hindern konnte, lag Eadwine zu ihren Füßen, mit ihrem Haar den Boden berührend.

„Und ich will's halten, mein Königswort. „Hör' mich an in meiner tiefsten Noth —"

„Nicht hier — vor allem Volk! Die Buße kann ich Dir nicht sparen," erklärte Trytho.

Eadwine schauerte zusammen und warf einen flehenden Blick auf Wiglaf.

„Sei nicht grausam, Trytho," wandte dieser verwirrt ein. „Was es auch sei, wozu dem Volk solch' ein Schauspiel bieten, das Dich selbst nicht ehrt —"

„Wozu? Daß es sein Urtheil fällt —"

„Das steht doch mir allein zu — dem König —"

„Gut, so sollst Du es fällen, vor Deinem Volk —"

„Bestehst Du darauf?" fragte Wiglaf, „bedenk' es wohl."

„Ich hab' es lang' bedacht." Es lag ein tiefer Schmerz in diesen Worten.

Es war Wiglaf, als müsse er ihr zu Füßen fallen, sie um Vergebung bitten. Einen Augenblick noch zögerte er, es war ihm, als spräche aus ihrem Blick kein Haß, dann eilte er aus dem Zelt, ohne umzuschauen, an Aeschere vorbei, der auf seine Herrin wartete, bestieg sein Pferd und sprengte in den dämmernden Morgen hinaus, der Richtung zu, in der der letzte Schlachtlärm verhallte.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne war glorreich aufgegangen über der Finnburg, aus deren Thore es in hellen Haufen herausströmte, Jung und Alt, Kinder und Greise, dem nächtlichen Schlachtfelde zu, nach bang durchlebten Tagen.

Ein schwerer Dunst von Brand und Blut lagerte noch darüber, zwischen den Menschen- und Pferdeleichen trieben sich noch die Reste des so jäh gestörten Festes herum, umgestürzte Tische, Tafelgeräth, geleerte Fässer, inmitten aber von all' der Zerstörung stand unversehrt in seiner weichlichen Pracht, wie ein lustiges Spielzeug, das Zelt der Königin.

Ringsum hatte sich das siegreiche Heer versammelt, dessen Siegesjubel eine feierliche Erwartung zu dämpfen schien, während die Schaaren der gefangenen Britannen wohlbewacht in finsterer Ruhe dem Kommenden entgegenharrten.

Allen sichtbar saß Wiglaf auf seinem Hengst, an seiner Seite Alwin, der mit ihm jedes Loos getheilt. Doch war in seinem bleichen Antlitz keine

Siegesfreude zu lesen, es war, als habe der Todesfittich, der ihn gestreift, jede Spur der frohen Jugendzeit darin gelöscht und dafür des großen Finns strenge Züge aufgedeckt, die darunter verborgen waren.

Man sprach von einem Gericht, das über die gefangene Königin gehalten werden sollte, und meinte, man solle Gleiches mit Gleichem vergelten. Wenn der nächtliche kühne Streich nicht gelungen, würde jetzt Wiglafs Haupt fallen im Angesicht der Finnburg.

Andere dachten milder. Am Ende habe er ihr doch übel mitgespielt, vor Allem sei sie ein Weib, das wohl mehr gedrängt von ihren Berathern, von ihrem Volk, den Krieg unternommen, als aus eigenem Willen, auch sei Versöhnung für die Zukunft klüger, als ewige Feindschaft mit dem stärkeren Volk, das nicht zögern würde, die Scharte auszuwetzen.

Allen Streit darüber, der immer lauter wurde, brachte ein Fanfarenstoß von der Burg her zur Ruhe. Die Hälse streckten sich — Stille trat ein. —

Trytho kam geritten mit ihrem Gefolge, ihr zur Seite Aeschere. In seinem fahlen Gesicht war nichts Gutes für die Gefangene zu lesen.

Stolz sah sie aus im Sattel, eine richtige Königin, daran kein Zweifel. Kein Mensch hätte an die Gemahlin des alten Finn gedacht, dazu die große That der Nacht. Weithin schallte der Begrüßungsruf.

Langsam kam sie herangeritten, wie ein Bild aus Stein, so starr und kalt, nicht einmal ein Nicken des Dankes bekam man zu sehen.

Man war jetzt nur auf die Begegnung mit dem König neugierig, und die Soldaten hatten arge Mühe, dem Gedränge Halt zu bieten.

Jetzt ritt sie in den leeren Kreis, Wiglaf ihr entgegen.

Wieder eine Enttäuschung, — Alles kalt und förmlich, wo man einen Ueberschwang von Gefühl erwartete.

Eher war Wiglaf noch weich gestimmt und kam ihr herzlich entgegen, doch schreckte ihn sichtlich ihr starrer Ernst. Gar frohe Zeiten wird sie wohl nicht bringen als Königin, wie man sie nach Finns strengem Regiment doch so heiß begehrt, — dazu Aeschere mit seinem finsteren Blick. — Arme Eadwine, um Dich steht's schlecht! Rasch regte sich das Mitleid mit der Schwergeprüften.

„Du bist bereit, Trytho?“ sagte Wiglaf in einem Tone, aus dem es wie eine Drohung herausklang.

„Ich bin bereit,“ erwiderte Trytho.

Da ritt Wiglaf in die Mitte des Kreises.

„So hört mich an, Kriegs- und Volksgenossen, — auch Ihr Britannen,“ wandte er sich mit erhobener Stimme zu den Gefangenen, „die Ihr gestern noch nach meinem Blute lüstern wart. —

Trytho verlangt öffentlich Gericht über Eadwine, gegen die das Schicksal heute Nacht entschieden. Ich war gefangen, nicht mehr den Lebendigen beizuzählen, — Trythos kühner That danke ich, nächst Eurem tapfern Arm,

Leben, Freiheit, Krone, so steht es mir nicht an, mich ihren Wünschen zu widersetzen, obwohl ich andere Lösung hoffte. Bei meiner Krone verspreche ich gerechten Spruch.

Er befahl Alwin die Gefangenen hierher zu entbieten.

König Wiglaf war aus dem Sattel gestiegen und stand auf einer Art Erhöhung, die, von Schilden und Waffen eingerahmt, dicht vor dem Eingang des Königszeltes errichtet war.

Sein Antlitz war bleich, wie um Jahre gealtert. Er hatte den Helm abgenommen, sein Haar hing wirr und ungeordnet auf das schlichte, noch vom Kampfe arg mitgenommene Lederkoller, das er als Gefangener getragen. Sein Blick richtete sich nach oben, als ob ihm überirdische Kraft von Nöthen sei für das, was kommen sollte, dann ließ er ihn zu Trytho hinüberschweifen. Diese saß regungslos im Sattel, dicht neben ihr stand Aeschere, die Hand am Zügel ihres Pferdes.

Eine drohende Wolke erschien einen Augenblick auf der Stirn des Königs.

„Aeschere,“ rief er laut, „zu mir!“ Er wies vor sich hin. „Hier ist Dein Platz.

Dieser zögerte einen Augenblick, das bleiche Gesicht röthete sich, die Faust ballte sich um den Schwertgriff, dann folgte er sichtlich widerstrebend dem Befehl.

Kein Laut, Todtenstille, nur die Raben stritten krächzend um die Leichen.

Gespannte Erwartung auf jedem Gesicht.

Da öffnete sich das Zelt, eine allgemeine Bewegung ging durch die Reihen, ein Staunen, das da und dort unwillkürlich sich auf die Lippen drängte.

Eadwine trat heraus, mit ihr ein Greis von mächtigem Gliederbau, in weißem Bärenfell, das Haupt in blutiger Binde: Aneurin, den ihr Wiglaf zum Trost gesendet.

Sie war in schlichtes Weiß gekleidet, ein himmelblauer Mantel, mit schmalem Gold verbrämt, wallte lose von der Schulter nieder. Kein Schmuck störte die milchige Reinheit des Nackens, über den wie ein köstlicher Schleier, aus Licht gewebt, das zarte Gespinnst des Haares sich senkte. Fieberhafte Röthe lag auf den Wangen, und der Blick, von langen seidenen Wimpern beschattet, suchte den Boden.

Das war ein Frauenbild, wie man es in diesem rauhen Lande nie gesehen.

Und die hat er abgewiesen. — Das wär' eine Königin gewesen, gerade wie geschaffen für ihn, so flüsterte man sich's in der Runde zu, und unwillkürlich wechselte der Blick zwischen ihr und Trytho.

Und König Wiglaf begann mit klarer, fester Stimme: „Königin von Britannien, Eadwine, Du bist mit einem Heer in mein Land gefallen, ohne mir Fehde zu künden. Du hast mein Heer geschlagen an den Kiefern-

hügeln, viel friesisch Blut ist dort geflossen, ich selbst wurde Dein Gefangener. Du hast meine Burg belagert, hast mir das Leben abgesprochen. Welche Gründe haben Dich zu all' dem bewogen? Bekenne es frei und offen vor diesen Allen, was immer es sei."

Eadwine hob den Blick noch immer nicht. Alles hing an ihrem Munde.

„Du hast meinem Vater Aethelred das Wort gebrochen," begann sie mit unsicherer Stimme.

„Ich habe kein Wort gegeben und keins gebrochen," wandte Wiglaf ein. „Mein Vater gab's wider meinen Willen —"

„Doch trägst Du die Krone Finns, ich die Krone Aethelreds, und wir sind die Erben, nicht nur des Rechtes der Beiden, sondern auch des Unrechtes, was sie übten und litten."

„So kamst Du mit Heeresmacht, um das Unrecht zu rächen, das mein Vater an dem Deinen übte?" fragte Wiglaf.

„Darum kam ich."

„Und konntest Deine Rache nicht sättigen mit dem Blut, das in der Schlacht an den Kiefernhügeln geflossen. Verlangtest noch meines dazu, des Königs selbst."

Eine allgemeine Bewegung des Unwillens that sich kund.

Eadwine schauerte zusammen und zog den Mantel fester um die Brust.

„Auch Könige sind nicht immer Herren ihres Willens, ich habe Alles versucht, was in meinen Kräften stand —"

Eadwine vollendete nicht.

„Wahrlich, das kann ich ihr bezeugen," erklärte Trytho. „Erlaube, mein König," wandte sie sich an Wiglaf, „daß ich jetzt zu ihr spreche, nachdem sie Deiner Anklage Genüge gethan."

Wiglaf gab mit sichtlichem Widerstreben seine Einwilligung.

„Gestern Nacht, vor Beginn des Lagerfestes, war ein armes Weib bei Dir im Zelt, Amysia, die Amme des Königs Wiglaf, treue, todesverachtende Liebe zu ihm trieb sie hierher, einen letzten Rettungsversuch zu machen. Von einem prophetischen Geist erfaßt, verhieß sie Dir die Befreiung Wiglafs, bevor die Sonne aufgeht. Du gabst Dein Königswort dafür, wenn Du Trytho begegnest, vor ihr Alles zu wiederholen, was Du Amysia anvertraut. Hier stehe ich und warte darauf."

Jetzt schlug Eadwine zum ersten Mal die Augen auf, zugleich hob sie sich aus ihrer gebeugten Haltung und stand hoch aufgerichtet, jeden Nerv gespannt, vor Trytho.

„Mein Mund hätt' sich eher im Tode geschlossen," begann Eadwine, den Blick auf Trytho gerichtet, als daß er je das Siegel von dieser Stunde genommen. Doch Du rufst mich bei meinem Königswort, so sei's!" Sie stockte und blickte auf Wiglaf, mit dem eine auffallende Veränderung vorgegangen. Der strenge Zug des Richters war aus dem Antlitz verschwunden, die fahle Blässe hatte der Farbe höchster Erregung weichen

müssen, und aus den Augen, eben noch glanzlos, brach ein Strahl kühnsten Muthes, freudigster Erwartung, der in Eadwine alle Flammen zündete. Was sie eben noch zittern machte, die Enthüllung ihres süßen Geheimnisses vor all' diesen neugierigen Blicken, war jetzt Wollust. Die ganze Welt hätte sie anhören sollen.

„So hört Alle, was ich Amysia anvertraut," rief sie laut, mit ihren Blicken die Menge gleichsam umkreisend, um sie dann voll muthiger Innigkeit auf dem König ruhen zu lassen.

„Daß ich König Wiglaf liebe mit ganzer Seele, mit allen Sinnen, daß ich ihn geliebt, ehe mein Auge ihn je gesehen, daß er so mein ganzes Wesen füllt, daß Leben ohne ihn mir Tod, — ja, mehr noch habe ich ihr anvertraut, ich bekenne es frei, — daß ich selbst nicht zögern würde, den blutigen Willen des Volkes in segensreiche That zu verkehren, und müßte ich zu List und Verrath meine Zuflucht nehmen. Zehn Krieger aus der Burg sollten in der Nacht sich in's Lager schleichen und den König befreien, so ward's abgeredet zwischen mir und Amysia. Anstatt der Zehn kam auf dem Weg, den ich selbst bereitet, ein ganzes Heer. Offen bekenne ich meine Schuld und mich selbst unwürdig, ferner mich Königin der Briten zu nennen. Jetzt weißt Du Alles, jetzt richte."

Der Sturm des Erstaunens, der Freude, der Bewunderung und des Abscheus, der, sich gegenseitig kreuzend, die Menge wie ein Aehrenfeld schüttelte, legte sich mit einem Male.

„Alles, sagst Du, — auf Dein Königswort!" mahnte Trytho, in deren Antlitz es jetzt verdächtig zuckte. „Hast Du Amysia sonst nichts anvertraut?"

Da röthete der Unmuth die Stirn Eadwines. „Wenn Du die Seele eines Weibes in Dir fühlst, kannst Du nicht weiter fragen."

„Einst fühlte ich sie wie Du, — vor Kurzem noch, jetzt fühle ich sie nicht mehr, darum frage ich weiter."

„Und ich will Dir Antwort geben," rief jetzt Wiglaf, plötzlich in den Kreis vor Trytho tretend, daß ihr Pferd scheute und sie im Sattel schwankte. „Hört mich Alle, Friesen und Britannen! Was Eadwine hier offen vor Euch bekannt, das habe ich selbst vor wenig Tagen in diesem Zelt zu ihren Füßen gestanden, daß ich sie liebe mit ganzer Seele, mit allen Sinnen, daß ich sie geliebt, ehe mein Auge sie gesehen, daß sie so mein ganzes Wesen erfüllt, daß Leben ohne sie mein Tod, und noch einmal gesteh' ich vor Euch Allen, vor Dir, Trytho, die Du selbst die Wahrheit heraufbeschworen und ein freventliches Spiel treibst mit diesem edlen Herzen. Blick' noch so finster, nenn' mich ehrlos, wortvergessen, Treuebrecher, — ein Wahn war's, der meine Sinne umnachtet, ein tückisches Netz, das man um mich geworfen, das ich jetzt zerreiße und mit Füßen trete."

In dem Volke, das bis jetzt die Ueberraschung förmlich lähmte, erwachte jetzt die Leidenschaft, und rasch bildeten sich Parteien.

Die Einen riß Wiglafs Freimuth fort, die Andern fühlten das Unrecht gegen Trytho stärker, in deren Antlitz mehr verhaltener Schmerz, als Zorn zu lesen war.

Wiglaf aber hatte jede Mäßigung verlassen, das Benehmen Trythos erschien ihm im schlimmsten Licht, grausam, jeder weiblichen Empfindung bar, während Eadwine in völliger Verklärung vor ihm stand.

„Eadwine, hier biet' ich Dir noch einmal Herz und Hand und tilg' das Unrecht, das man Dir angethan."

Doch Eadwine ergriff die Hand nicht; ehe Wiglaf sich's versah, lag sie vor Trytho auf den Knien.

„Trytho, hier lieg' ich im Staub vor Dir und rufe Dich bei der Liebe, die Du einst Wiglaf schenktest, bei der Liebe, die Dich den Tod verachtend in das feindliche Lager trieb, bei der Liebe, von der Amysia zu mir sprach, so rein, wie sie je eine Mutter hegte, richte über mich und ihn. Ich will dem Spruch mich fügen, als käme er mir von oben."

Ringsum verstummte jeder Laut. Hier vollzog sich ein Gericht, das den Rohesten selbst zur Ehrfurcht zwang.

Einen Augenblick zog es wie Wetterleuchten über Trythos Antlitz, ein herber Schmerz kämpfte mit einem starken Willen.

„Dem König allein steht es zu, einen Richter in seiner Sache zu erkennen."

Wiglaf war erwacht und blickte verstört um sich, als ob er die Gesichter rings befragen wolle, irgendwo Hilfe suchen, er blickte auf Eadwine, auf Trytho, — und konnte den Blick nicht mehr von ihr wenden. War er denn wahnsinnig? Oder träumte er das Alles? Das war ja dasselbe Antlitz, das sich einst voll mütterlicher Liebe über sein Krankenlager beugte, in dem er Hilfe suchte vor dem rauhen Vater, der ihn nie verstand, zu dem ihn kindliches Vertrauen erfüllte, das wie eine milde Sonne seine freudelose Jugend beschien. Es war ihm plötzlich, als müsse er an Eadwinens Seite knien.

„So erkenne ich ihn," erklärte er laut, „sei Du mein Richter, Trytho, ich füge mich Deinem Spruch."

Tosender Beifall folgte seinen Worten, und Schild und Speer erklang.

Trytho schien einen Augenblick im Sattel zu wanken, doch rasch faßte sie die Zügel fester.

Der Spruch sei kurz, aber ewig, ohne Einwand soll er gelten, und als ein Frevler vor allem Volk gelten, wer's wagt, nur mit einem Wort daran zu rühren. Bist Du einverstanden, Wiglaf?"

„Ich muß es wohl sein," erklärte Wiglaf, seine neue Besorgniß nicht verhehlend.

„Und Ihr Alle — Friesen und Britannen?"

Laute Zurufe gaben einstimmig des Volkes Willen kund.

„So lös' ich selbst den Treuschwur, den mir Wiglaf geleistet, dem Willen seines sterbendes Vaters folgend, nicht dem Zuge des Herzens —" da stockte Trytho, ihr Antlitz wurde fahl wie der Tod, und um die Lippe zuckte es wie von verhaltenem Schmerz. Aeschere trat an ihre Seite, und nach Athem ringend, stützte sie sich auf seine Schulter, „und vermähle ihn mit Eadwine, Königin der Briten, der Wiglaf eben vor Euch Allen —"

Da versagte ihr die Stimme, sie schwankte im Sattel.

Wiglaf eilte auf sie zu, griff nach ihrer Hand, von einem so mächtigen Gefühl erfaßt, daß er selbst Eadwinens vergaß.

„Mutter!" rief er laut.

Sie lächelte nur schmerzlich und wandte das Haupt nach dem Volk. „Ruft Heil Wiglaf und Eadwine, ich will es hören!"

„Heil Wiglaf! Eadwine!" brauste der Ruf und wälzte sich fort über das Feld, der Burg zu, von deren Zinnen es wie Echo tönte.

„Jetzt, Aeschere, bring' mich fort," befahl Trytho mit müder Stimme.

Da stellte sich Wiglaf in den Weg, „fort? wohin?"

„Die Angeln sind unterwegs, ich will ihnen entgegenziehen und ihnen weitere Mühe ersparen —"

„Und kommst doch wieder?" fragte Wiglaf, Schlimmes ahnend.

„Du verlangst zu viel, Wiglaf, mehr als Dein Vater auf dem Wasungfeld! — Niemals kehre ich wieder. Leb' wohl!"

Aeschere wandte das Pferd. Da sprang Wiglaf vor. „Ich aber laß' Dich nicht, Dein Sohn, Dein Wiglaf. Mutter!" Er griff nach den Zügeln.

Aeschere entriß sie ihm. „Sorg' für Deine Täubin und laß uns ziehen."

Ehe sich's Wiglaf versah, war Trytho verschwunden.

Aufgeregtes Volk drängte sich dazwischen, verworrene Meinungen flogen hin und her, der Name Eadwine, Trytho! —

Da schwang sich Wiglaf auf sein Roß, ergriff Eadwine am Gürtel, hob die Willenlose vor sich in den Sattel und ritt vor den gefangenen Aneurin, der mit wundem Haupte vor dem Zelte stand.

„Aneurin, sieh' her, vernimm's und melde es daheim. Hier halte ich im Arm, was ich allein von Britannien als Lösung begehr, alles Andere geb' ich frei, Mann und Roß, Schiff und Wagen, und wenn Ihr wollt, soll ein Bündniß für immer zwischen Friesland und Britannien sein, auf daß das Blut, das heute geflossen, zum Samen werde einer besseren Zeit. Grollst Du, Alter? — Deine Hand — sie hat mich ja zu meiner Braut geführt —"

Aneurin reichte sie ihm mit Widerstreben.

„Das, König, das war mein dümmster Streich."

„Jetzt zur Finnburg," rief Wiglaf frohlockend. „Laßt die Hörner erklingen! Frieslands Königin reitet ein!"

Groß war der Jubel, aller Streit vergessen, Alles rasch geeint in dem Glück des Tages — nur Wiglaf ritt immer langsamer, und sein Haupt, eben noch in Freude strahlend, senkte sich immer mehr herab wie in schwerer Trauer — während Eadwine ganz in ihr Haar gehüllt, ihr Haupt an seiner Brust verbarg, anstatt es dem Volk zu zeigen.

Als Wiglaf über die Brücke ritt, erblickte er auf ferner Düne zwei einsame Reiter, von Sonnengold umflimmert, Trytho und Aeschere.

Eadwine vernahm vom Schlachtfelde her den Hornruf Aneurins, der sein geschlagenes Heer zum Rückzug sammelte.

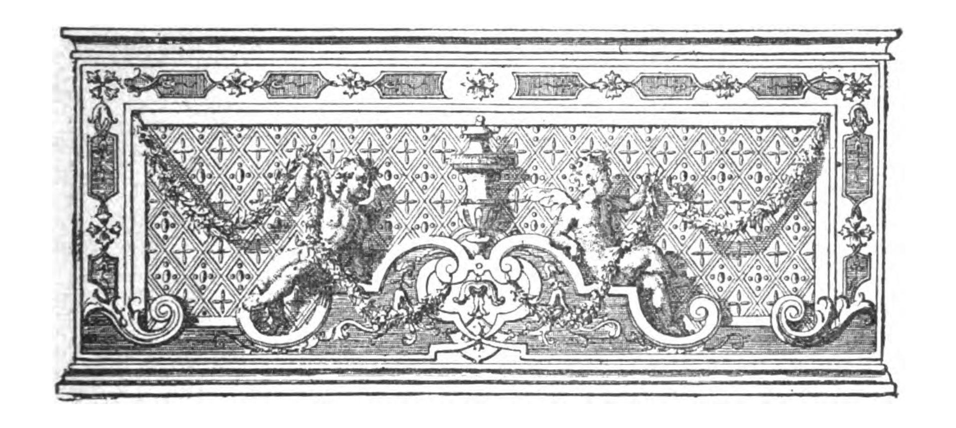
Als Wiglaf nach alter Sitte Eadwine auf seinem Arm in die Halle getragen, konnte er seinen Arm nicht von ihrer Hüfte lösen, eine Schlinge, die sich aus dem langen Haar gebildet, hielt ihn fest.

„Mein Traum!“ flüsterte Eadwine, und sie hielt sich ganz stille, um sie ja nicht zu lösen.

* * *

In das sonnige Glück des Paares, das ganz Friesland fruchtbringend bestrahlte, fiel zur rechten Zeit ein flüchtiger Schatten, der es immer von Neuem mahnte, sein Thun durch strenge Pflichterfüllung und treue Liebe zu rechtfertigen — Trytho.





Georg Freiherr von Ompteda.

Eine Lebens- und Schaffensskizze.

Von

Georg Irrgang.

— Dresden. —

Wer die heutige Litteratur in ihren Hauptzügen sich zu eigen zu machen und deren Vertreter in ihren Abstufungen und Richtungen kennen zu lernen sich bemüht, wird nur zu bald die Erfahrung machen, daß es gar wenig Vollkommenheit wie wahrhafte Freude und Erhebung gewährende Momente giebt, daß vielmehr recht viel Unklarheit, Verwirrung, Stillosigkeit und Modethorheiten bestehen, die den reinen Kunstgenuß trüben. Die plumpe Nachahmung des Ausländischen, die krankhafte Sucht nach Eigenart und die gigerlhafte Selbstüberhebung der Halbtalente haben viel kerndeutsche und urechte Art verwischt und ein Stilgemisch großgezogen, in dem der Geniedusel mit selbstvergötterndem Eigendünkel sein Wesen treibt, und das wahrhaft Große, Echte und Schöne alle Kraft zusammen nehmen müssen, sich von allen Einflüssen von Modebewegungen frei und rein zu erhalten. Jeder Litteraturfreund wird daher mit aufrichtiger Freude in unserer deutschen Litteratur jede Erscheinung begrüßen, die auf kerngesundes, nach keiner Seite hin angekränkeltes Talent hinweist und wirklich deutsches Wesen und deutsche Art durchleuchten läßt.

Als in den letzten fünf Jahren der Verlag F. Fontane u. Co. in Berlin die Romane: Unser Regiment, Sylvester von Geyer, Ceremonienmeister, Eysen u. a. auf den Büchermarkt brachte, da erkannte man, daß der Schöpfer dieser Werke eines jener kerngesunden, klar blickenden, echt deutschen und wahren Talente sein mußte, denen die litterarischen Modethorheiten der letzten Jahrzehnte nichts anthun konnten, die sich aber auch andererseits den Errungenschaften der neuen Richtung nicht entzogen hatten.

So kam es auch, daß der schriftstellerische Ruf dieses Mannes verhältnißmäßig rasch begründet war. Kurzum, der Name Georg von Ompteda war sehr bald in aller Litteraturkenner und in des lesenden Publicum Munde. Um den Charakter seiner Werke zu verstehen, muß man den Lebensgang des Dichters einigermaßen kennen. Er sei kurz skizzirt.

Georg von Ompteda wurde am 29. März 1863 in Hannover als ältester Sohn des Hofmarschalls Wilhelm von Ompteda des letzten Königs von Hannover, Georg V., geboren. Er verbrachte infolge der Ereignisse von 1866 — der Vater wollte seinen entthronten König nicht verlassen — seine erste Jugend in Wien. „Hier in der Verbannung," schreibt der Dichter selbst, „lernte ich frühzeitig des Lebens Auf und Nieder kennen, sah, wie starke, glückliche Familienstellungen durch den politischen Lufthauch von ein paar Junitagen fortgeblasen wurden, und empfand, wie unter dem eisernen Schritt der Geschichte das einzelne Menschenschicksal zertreten wird. Vielleicht dadurch gewann ich das Bewußtsein, mich ganz als Deutschen zu fühlen." — Da Georg von Omptedas Vater wegen Krankheit seine dienstliche Stellung aufgeben mußte, zog die Familie nach der Heimat der Mutter, geborene von Mangoldt, nach Dresden. Hier besuchte der junge von Ompteda das Vitzthum'sche Gymnasium und später das Kadettenhaus. 1882 trat er in das sächsische Heer ein und zwar in das Königs-Husaren-Regiment Nr. 18 in Großenhain. Nach dem Besuch der Kriegsschule in Engers am Rhein erhielt er das Leutnantspatent, machte im Militärreitinstitut zu Dresden einen Jahrescursus durch, widmete sich aber, nach Großenhain zurückgekehrt, mit solchem Erfolge wissenschaftlichen Studien, daß er zur Kriegsakademie nach Berlin befehligt wurde. Doch es war ihm nicht vergönnt, die höhere militärische Carrière einzuschlagen, nahe dem Rittmeister — 1892 — that er einen gefährlichen Sturz mit dem Pferde und mußte dem Waffenhandwerk Lebewohl sagen. Georg von Ompteda suchte für das Scheitern hochfliegender Pläne zunächst Trost auf Reisen. Er durchstreifte die drei skandinavischen Königreiche, Italien, die Schweiz und Frankreich. Aus der schönen Touraine holte er sich die Lebensgefährtin, Marie Florence Motard aus St. Symphorien bei Tours, das Glück seines Lebens. In Dresden gründete er sich sein Heim und sonnte sich in seiner harmonischen Ehe. Aber die unfreiwillige Muße sagte weder dem hochstrebenden Geiste noch der schaffensfreudigen Art des jungen Mannes zu. Er griff zur Feder. Schon frühzeitig, noch als Knabe, hatte er mancherlei geschrieben, Verse und Prosa; er hatte sich in der Lyrik wie im Drama, im Roman wie in der Novelle versucht. Und nun sollte das früher verstohlen Geübte ihm zum Lebensberuf werden. Und er entwickelte hierbei — so auch heute noch — einen fabelhaften Fleiß. Wenn er im Winter rege geschaffen, dann wandert von Ompteda hinaus in die geliebten Tiroler Berge, um an der Seite seiner Lebensgefährtin neue Kraft und Frische zu schöpfen. Denn Beide sind kühne Bergsteiger, und wenn sie nicht an ihr idyllisches Heim in Innichen

im Pusterthal gefesselt sind, so geht es, mit Seil und Bergstock bewaffnet, empor auf die himmelanstürmenden Berge. In der Gesellschaft ist Georg von Ompteda außerordenlich beliebt, sein ebenso vornehmes wie schlichtes, sein ungezwungenes und liebenswürdiges Wesen, seine gerade, charaktervolle und ehrliche Gesinnung, sein gesunder Humor, die Frische und Natürlichkeit in seinem Auftreten — all' dies nimmt für ihn mächtig ein.

Georg von Omptedas Persönlichkeit spiegelt sich ganz und gar in seinen Werken. Wer ihn kennen gelernt hat, sagt sich: so und nicht anders kann auch nur sein Roman beschaffen sein. Das soll nicht heißen, daß er immerzu rein subjectiv verfährt und nur seine eigene Meinung aufdrängt, wohl gar sich selbst in seinen Gestalten mit Vorliebe giebt. O nein! Er steht über den Stoffen, aber indem er sie behandelt, ist seine Seele dermaßen engagirt, daß man seiner Charakteristik von Natur und Leben, von Menschen und Dingen die starke innere Theilnahme anfühlt. Das macht, weil er aus seiner eigenen Lebens- und Interessensphäre herausschafft, seine Gestalten innerlich erlebt sind. Er ist darin durch und durch Realist und bleibt doch immerzu Poet; was er von den Franzosen gelernt, hat er durch deutsches Wesen geadelt; seine Gedankenarbeit weist Phantasie auf, aber keine Phantastik, er bleibt auf der Erde und verklärt nur durch den Zauber der Poesie, aber ohne den Ritt in's Romantische damit zu verbinden. Was unsere Zeit Großes und Herrliches bewegt und ihrem Wesen das eigentliche Gepräge giebt, das ist ihm gerade zum Hintergrund seiner Romane recht; was in unserem Geschlecht ewig-menschlich ist, das ist ihm für seine Gestalten maßgebend, und er sucht es mit den gesellschaftlichen, beruflichen und persönlichen Elementen, wie sie die Zeit- und Lebensverhältnisse gerade geben, zu vereinigen oder zu Conflicten zu verwenden. Das Ewig-Menschliche in seiner Reinheit, seinem Adel, seinem Emporstreben ist für ihn das Heiligste, wie ihm Seelengemeinheit das Verabscheuungswürdigste ist. Darin wurzelt auch sein Kunstgefühl. Georg von Ompteda empfindet stets ästhetisch, er besitzt die vornehme Keuschheit des wahren Künstlers. So hat er sich einen gesunden, thatkräftigen und tiefen Wirklichkeitssinn herangebildet, dem die schlichte, selbstlose Darstellung die liebste Form, dem ein fröhliches, kräftiges Bethätigen ein Naturgebot ist, der seiner Arbeit das Leben und die Farbe des Echten und Wahrhaftigen giebt. Und dieser Wirklichkeitssinn, der von Ompteda lehrte, Natur und Leben ungetrübt zu schauen, die Begeisterung für alles Große, Schöne und Wahre und seine reiche dichterische Begabung haben ihn erzogen und zum Erzähler und Poeten großen Stils gemacht.

In erster Linie ist es das Gebiet des **Romans**, das Georg von Ompteda schon in den ersten Arbeiten (als activer Offizier unter dem Namen Georg Egestorff) mit Erfolg betrat, und auf dem er auch, im vorwärtsschreitenden Sinne, wieder und wieder erfolgreich wirkte. Wohl ist der **Lyriker** in von Ompteda ebenso zu Worte gekommen wie der **Dramatiker**,

aber ungleich seltener und weniger durchdringend. Wie aber die Jugend zumeist ihre dichterischen Regungen zunächst in Liedern offenbart, so auch bei Georg von Ompteda. — 1890 erschien von ihm ein Band Gedichte „Von der Landstraße“ (Berlin, F. Fontane u. Co.), von dem er 1895 eine neue Ausgabe veranstaltete. Interessant ist, wie man in den Versen das Wachsen ihres Verfassers verfolgen kann, wie anfangs die Form sich etwas steif und unharmonisch ausnimmt, der Inhalt sich noch kaum über eng gezogene Grenzen der Gedankenarbeit hinwegsetzt, wie aber mit der Zeit die Form mehrgestaltig und sprachlich abgerundet, die Phantasie reicher, die Behandlung des Themas vertiefter erscheint. Der erste Theil der Gedichtsammlung enthält zumeist Scenen aus dem Militärleben, die noch eine wenig wirkungsvolle Gleichartigkeit der Ausführung aufweisen. Eine Ausnahme bildet die höchst temperamentvoll geschriebene und rhythmisch bewegte „Reiterschlacht“. Belebter als in den ersten militärischen Gedichten ist die Lyrik in den „Reisebildern“ gestaltet, und hier zeigt sich in einigen Gedichten schon eine regsamere Phantasie und mehr Formengewandtheit. In „Sturm im Sund“ malt von Ompteda mit lebhaften Farben und kühnen Strichen die aufgeregte Natur, wie denn aus den folgenden Gedichten überhaupt eine feine Naturbeobachtung herauszuspüren ist. Das geht auch aus dem Klampenborger Gedicht hervor, in dem auch einzelne persönliche Momente eingefügt sind. Bei Weitem vertiefter sind jene Großstadtbilder, in denen er einfache Vorgänge tiefen Ernstes dichterisch behandelt. Was von Ompteda auch beobachtet, sei es ein hungernder, bleicher Knabe, der zur Arbeit schleicht, sei es ein Proletarier, der mit dem Tode ringt, oder eine Tagelöhnerin, die er in ihrer reinen Natur höher einschätzt, als die gepuderten Salonmodepuppen, sei es eine Blumenverkäuferin, eine käufliche Tochter der Schande, die ihm eine Rose zum Kaufe anbietet, es geht ein Hauch wahren dichterischen Empfindens durch die Verse. Was bei diesen Themen auffallen muß, ist die auch in allen andern Arbeiten von Omptedas sich wiederfindende Abneigung, breite Schilderungen des Geschlechtlich-Sinnlichen zu geben. Er nennt es nie plump beim Namen, sondern findet stets die decenteste Form. Ein wohliges Verweilen beim Intimen der geschlechtlichen Liebe widerstrebt ihm offenbar. Das findet man auch in seinen Liebesliedern, die er unter dem Titel „Aus Herzensnöthen“ zusammenfaßt. Die Lieder sind nicht gleichartig, das rein Subjective ist oft nicht künstlerisch genug abgeklärt. Wohlthuend ist in den Gedichten die Natürlichkeit und Schlichtheit der ausgesprochenen Gefühle. Wie einfach und lebenswahr ist das Finden zweier Herzen in „Schicksal“ geschildert, welch' reizender Humor spricht aus den Briefen, in denen der Dichter wie ein zagender Liebhaber die Phantasie spielen läßt, ehe das Wort Kuß muthig gewagt wird. Der Gedichtgruppe „An Menschen“, in der sich Verehrung für außerordentliche Persönlichkeiten ausspricht, folgt ein Abschnitt, „Ringen“ überschrieben. In dieser Gruppe hat von Ompteda alle jene Gedichte ver-

einigt, die das Sinnen des Dichters über die Weltenräthsel, über Gott und die Welt, über Glauben und Wissen, über Leben und Tod widerspiegeln. Sie geben ein Bild vom gährenden Innern des Dichters, vom Ringen nach klaren Anschauungen auf philosophischen Gebieten, aber auch ein Bild seines nationalen Denkens. In manchen Gedichten taucht der alte Satz, daß Leben und Leiden unausgesetzt zusammengehen, in verschiedenen Variationen auf. Dieser pessimistische Zug, der von Ompteda sonst fremd ist, kommt auch indirect in der Sehnsucht des Denkens nach dem Gottesglauben in frühester Jugend zum Ausdruck. Sehr schön ist dies in dem Gedicht „Wohin?", in einem verzweiflungsvollen Ton in dem Gedicht „Gott" ausgesprochen. Das Resultat seines Sinnens ist die Ueberzeugung vom Pantheismus, und zuweilen blitzt auch ein Schein von bitterer Menschenverachtung durch sein Glaubensbekenntniß. Georg von Ompteda gilt als Höchstes:

„Die neue Lehre vom Guten, vom Wahren,
Vom Edlen, vom Schönen im schlichtesten Kleid;
In jenem der Wahrheit, nicht jenem des Wunders:
Die ewige Lehre der Sinnlichkeit."

Aehnlich wie dieser Gedanke (im Gedicht „Licht") ist der folgende (im Gedicht „Seelengemeinheit"):

„Nur Eines ist Noth:
Deines Herzens Adel,
Deiner Seele Reinheit!
Nichts schändet Dich mehr
Als Seelengemeinheit!

Diese Vorzüge stellt von Ompteda über Religion, Weisheit, Wohlthätigkeit, Ruhm u. s. w.

Sein politisches Glaubensbekenntniß ist in dem hervorragend schönen Gedicht „Vaterland" angedeutet, in dem er auf der einen Seite dem Schmerze um seine gefallene Heimat (Hannover) und der Schwierigkeit, sich anderswo ganz und gar heimisch zu machen, Ausdruck giebt, auf der andern in heiß empfundenen Gefühlen sich als Sohn des großen, herrlichen Deutschlands feiert. Im Schlußgedicht rechtfertigt er seinen schriftstellerischen Standpunkt, indem er betont, daß er weder die Antike, das Mittelalter, noch die folgenden Perioden zu seinen Vorbildern erkoren habe, sondern

„Mit meiner Zeit und meinem Volke will ich gehen!"

Er fühlt sich

„Von Noth und Kampfesruf der Gegenwart umklungen!
Das macht: ich bin ein Mensch nur und ein Kind der Zeit!

Das ist ein gesunder Standpunkt und charakterisirt ganz und gar von Omptedas Schriftstellerschaft.

Der Schwerpunkt im dichterischen Schaffen von Omptedas liegt jedoch auf dem Gebiet des Romans und der Novelle. Und hierin ist die große Lebenserfahrung des Verfassers auf jenen Gebieten der menschlichen Gesellschaft, aus denen er vorzugsweise seine Stoffe schöpft, von ungemein großer Wichtigkeit und Bedeutung.

Die Erzählungskunst ist der Boden, in dem von Ompteda fest wurzelt. Und da die frühzeitig angebahnte militärische Laufbahn in vieler Hinsicht eine ausgezeichnete Vorbereitungsschule für das Leben ist, Sinne schärft, Auge und Ohr öffnet, Umgangsformen drillt, zur Beobachtung zwingt, Beziehungen zu dem Höchsten im Staate wie zum gemeinen Mann schafft, so waren die Voraussetzungen bei Herrn von Ompteda zu einem Romancier auf dem Gebiete der sogenannten besseren Gesellschaft gegeben; das angeborene Talent sorgte für die nöthige Erfüllung. Daß er der Berufensten Einer ist, uns derartige Lebensgemälde in unverfälschter Künstlerschaft zu entrollen, steht seit Erscheinen des Sylvester von Geyer außer Frage. Aber einen solchen Roman schreibt man nicht, ohne an voraufgehenden Werken sein Ich und sein Können gestählt zu haben. Von Omptedas Wachsen und Werden auf dem Gebiet der Erzählungskunst zu verfolgen, soll in Folgendem versucht werden.

Eine Sammlung von Novellen und Skizzen erschien unter dem Titel Freilichtbilder im Jahre 1890. So verschiedenartig diese Arbeiten auch an Werth sind, so bezeichnend sind sie für das werdende Talent von Omptedas. Vor Allem sind sie ein Beweis, wie scharf der Verfasser schon damals beobachtete, wie er ein kleines gesellschaftliches oder persönliches Motiv zur Idee einer Novelle zu machen verstand. Wohl sind einige Arbeiten dieser Sammlung allzusehr Studien und Skizzen und als solche allerliebste Nippessachen, aber sie sind künstlerisch nicht allzuhoch einzuschätzen. Trotzdem verrathen sie Geist und Gemüth, Menschenkenntniß und Lebensbeobachtung. „Der Weihnachtsabend“, „Die Thräne“, Der verkaufte Genius“ und „Die beiden Thurmwächter“ sind die besten Arbeiten der Sammlung.

Berührte von Ompteda hier alle möglichen Lebenselemente und Verhältnisse, wie sie ihm im Verlauf der Jugend bald hier, bald da aufstießen, so beschränkte er sich in seinem ersten großen Werke „Die Sünde“, Geschichte eines Offiziers, das 1891 erschien, auf diejenige Gesellschaftssphäre, die zu zeichnen ihm den höchsten Ruhm einbringen sollte. Von Ompteda schildert darin die leidenschaftliche Liebe zu einer Sängerin. Was besonders den heranreifenden Romancier charakterisirt, ist die Sicherheit und Klarheit, mit der er den Seelenkampf durchführt und den Conflict des Menschen und Offiziers in seinem Helden zeichnet. Die lebendige Darstellung der Leidenschaft verleiht dem Buch etwas Impulsives; aber was bei Gelegenheit der Gedichte angedeutet war, von Omptedas Abneigung gegen jede eingehende Darstellung des erotischen Moments, bemerkt man auch hier. Mit dieser Geschichte eines Offiziers verknüpft der Verfasser eine höhere Idee: er versucht die Grenze zu ziehen zwischen den Consequenzen der Naturgesetze und der Sünde. Er fragt sich: Was ist Naturforderung und was Sünde? Inwieweit sind Naturgesetze und menschliche Satzungen für eine Handlung verantwortlich zu machen? So steht die Handlung im Dienst einer höheren allgemeinen Idee. Der Sünde setzt er die Sühne gegenüber, die er in der

Hingabe an die Menschheit, in der Nächstenliebe bis zur Selbstaufopferung und in der Arbeit im Kampf um's Dasein sieht. Dieses sittlich erhebende Moment geht wie ein Hauch eines versöhnenden Geistes durch das Werk.

In der Darstellung des Lebens mit seinen Höhen und Tiefen im Allgemeinen und der Charakteristik der Berliner Lebewelt im Besonderen ungleich höher stehend, ist der 1893 erschienene Roman „Drohnen", der von Ompteda als Meister der realistischen Kunst im Stile Zolas zeigt. Georg von Omptedas Absicht, ein Sittenbild der Berliner Lebewelt zu geben, ist unverkennbar mit Erfolg durchgeführt. Gleich zu Beginn des ersten Capitels entrollt er ein höchst lebhaftes, charakteristisches Bild vom Leben und Treiben in einem vornehmen Restaurant Unter den Linden, in dem begüterte Nichtsthuer mit ihren „Damen" diniren, musiciren, tanzen und spielen, — kurzum, dem Götzen Genuß huldigen. Scharf und intim ist Bild an Bild gezeichnet; bis in die innerste Falte der Denkungs- und Gesinnungsart dieser Leute leuchtet von Ompteda hinein und zeigt, wie jene Welt der Großstadt nur dem Genusse lebt und am „Amüsement um jeden Preis" vergeht. Mit großer Achtung vor dem Verfasser erfüllen die Sicherheit, mit der er diese Großstadtgemälde entrollt, die Lebenswahrheit, mit der er Scene um Scene schildert. Aus dieser Gruppe der Genußsüchtigen, die der ganzen Welt, in der sie athmen, das Gepräge geben, hat von Ompteda zwei Gestalten mit besonderer Vorliebe gezeichnet und dem Verhältniß Beider den Schimmer einer reineren Leidenschaft verliehen, ein gewiß feinsinniger Zug in der ganzen Arbeit, die von culturgeschichtlicher Bedeutung ist und hunderte von sogenannten Berliner Romanen in den Schatten stellt.

In demselben Jahre erschienen noch die Novellen „Vom Tode" und im folgenden Jahre die Novellen „Unter uns Junggesellen". In dem erstgenannten Buche schildert Georg von Ompteda vorzugsweise Eindrücke und Stimmungen. So erfahren wir im ersten Stück, wie verschieden der Tod auf Gemüther je nach den Umständen wirken kann. Dieser Einleitung folgen eine Reihe novellistisch gehaltener Stücke, die den Tod oder das Sterben zum Hauptmotiv haben. „Dr. John Henry Scellett" ist ihrer Eigenart wegen bemerkenswerth; ebenso die etwas groteske Leichenbiographie „Mein Tod". Fein abgetönt und in ihrer Schlichtheit ergreifend sind „Gefunden", „Gute Nacht, Mutter!" und „Warum weinen?" Scherz und Ernst ist in der Novellenreihe „Unter uns Junggesellen" auf's Glücklichste gemischt. Georg von Ompteda schildert in den Arbeiten, wie Junggesellen denken, reden und leben. Sehr oft ist natürlich das Weib, und zwar in allen Abstufungen, der Mittelpunkt ihrer Gespräche, bald die wirkliche Dame, bald das „Verhältniß". Gleich in der ersten Erzählung zeichnet der Verfasser in Gräfin Ines eine Gestalt voll Anmuth, Liebenswürdigkeit und edlen Sinnes, und er zeigt, wie edle Weiblichkeit selbst auf eine weinselige Runde ernüchternd wirken kann. Sehr amüsant ist das Erlebniß eines Junggesellen in „Voßstraße 87" dargestellt. Ganz in Humor ist die Ge-

schichte „Beschwippst“ getaucht. Eine ähnliche Bagatelle ist „Die kleine Baroneß“, in der sich das öde Junggesellendasein und seine Resignation deutlich spiegeln. Ein derber Humor liegt in der an Maupassants Feder gemahnenden Erzählung „Alle neine“, eine der besten der Sammlung, der der Verfasser gleich ein reines, leidenschaftlich schwüles Stimmungsbild „Glück“ folgen läßt. Den komischen, mit unverfälschter Lebensechtheit geschriebenen Stücken „Die Strandkanone“ und „Angerissen“ ist noch das lebensvolle Jagdbild „Halali!“ angefügt.

Und nun erschien — 1894 — das Buch, das Georg von Omptedas Ruhm überall hintrug: „Unser Regiment“, ein Reiterbild. Die umfängliche Arbeit ist ein Culturbild, ein ebenso wahres wie glänzendes Gemälde des Militärlebens. Um eine Anschauung davon zu bekommen, wie es in einem deutschen Reiterregiment am Ende unseres Jahrhunderts aussah, wird man am besten auch von Omptedas Buch studiren, dem Lebenstreue und Lebenswahrheit an die Stirn geschrieben sind, und aus dem man herausliest, welcher Art unser militärisches Leben ist, welche Gesinnung im deutschen Offizierscorps herrscht und welche Tugenden in der deutschen Armee lebendig sind. Das Buch steht so einzig in seiner Reichhaltigkeit, Frische, Ehrlichkeit und Wahrheit da, zeigt so offenbar den wahrheitsgetreuen Schriftsteller und feinsinnigen Poeten, daß man das Werk als eines der schönsten Erzeugnisse unserer militärischen Litteratur bezeichnen kann. Wo man der Ruhmesthaten unserer Armee mit Stolz gedenkt und mit froher Zuversicht ihre stetig fortschreitende Entwickelung verfolgt, da wird man auch diesem Buche freudige Anerkennung zollen. Auf's Glücklichste sind hier Ernst und Humor gemischt, ist das Gefühl der Subordination und Hochachtung dem der Kameradschaft und Zuneigung gegenübergestellt, der strenge Dienst dem heiteren Casinoleben angereiht, aber alle Empfindungen und Gedanken wurzeln in dem Gefühl der Ueberzeugung von der hohen Aufgabe und Bedeutung des Offiziers. Hier hat Georg von Ompteda aus der Seele herausgeschrieben, das Werk ist sein Schwanengesang als Offizier, der er mit Leib und Seele war, es ist das schönste Denkmal, das er seiner Militärlaufbahn setzen konnte. Daß das Buch nach wenigen Jahren schon die dritte Auflage erleben konnte, wird nirgends Verwunderung erregen. In demselben Jahre — 1895 — erschien noch ein Roman „Die sieben Gernopp“, eine lustige Geschichte, wie Ompteda sie nennt. Während er sich im Reiterregiment selbst Zügel angelegt hat und mit heiligem Ernst das militärische Gemälde entrollt, läßt er hier wieder einmal seinem Humor freien Lauf und trägt die siebenfache Freiersgeschichte mit einer köstlichen Laune vor. Der flotte, anmuthige und liebenswürdige Ton der Erzählung spricht ungemein an.

1896 erschien das Novellenbuch „Leidenschaften,“ männliche, weibliche, sächliche Geschichten. Die Reihe dieser Geschichten zeigt den Verfasser vorwiegend als feinen Humoristen, obwohl neben Novellen dieser Art auch

solche tiefernster Natur eingereiht sind. Sie offenbaren in ihrer feinen Ausführung, Stimmung und in dem, was sie vorstellen, den Meister der Erzählungskunst. „Sonnenzeit" zumal ist eine liebliche Idylle, die in feinsinnigen Zügen schildert, wie sich zwei Herzen finden und wie sich harmonisch in die Entwicklung der beiderseitigen Neigung das wunderbare Naturbild fügt, das von Ompteda durch die Darstellung der Watzmannbesteigung entrollt. Ueber der Geschichte liegt eine sonnige Heiterkeit, die von Anfang an dazu beiträgt, des Lesers volle Sympathie für die Arbeit zu erwecken.

Welche Tragik liegt dagegen in der Novelle „Canadian-Charles", die uns die recht wohl zu verstehende Verirrung eines Arenakünstlers vorführt, der in seiner leidenschaftlichen Erregung den Verletzer seiner Künstlerehre mit Vernichtung straft. Ein köstlicher Humor sprudelt in der Ostender Geschichte. „Lyane de Pierrechauds". Ein modernes Lebensbild aus der Großstadt mit seinem Gemisch von Herzensreinheit und Herzensverderbniß ist „Confection", erschütternd das tragisch abschließende „Kriegsrecht".

Ich komme jetzt auf das Werk, das Georg von Omptedas reifstes ist, neben das man nur noch Eysen stellen könnte: „Sylvester von Geyer, ein Menschenleben", das in einem Jahre drei Auflagen erlebte und von Omptedas Erzählungskunst formvollendet, künstlerisch ausgereift und menschlich vertieft zeigt. Das Werk ist zweifellos eines der bedeutendsten unserer Zeit und das glänzendste Zeugniß für die hohe dichterische Kraft seines Verfassers, in dem sich deutscher Idealismus mit französischem Realismus zu einer mustergiltigen, vorbildlichen Erzählungskunst vermählt hat. Wenn auch von Ompteda hierin mehr denn je sich als Jünger Zolas kundgiebt, er bewahrt sich doch seinen eigenen Standpunkt der Weltanschauung und die Selbstständigkeit seiner Ideen. Demzufolge steht auch Omptedas Sylvester ganz und gar auf eigenen Füßen, als das Buch eines Mannes, der es mit seiner Kunst, mit Welt und Menschen ernst nimmt, der die Gesellschaft nicht als faulend und siechend erkennt, sondern von den sittlichen Kräften seiner Zeit überzeugt ist und aus dem festen Glauben an die Menschheit heraus schafft. In welchem Geiste Sylvester geschaffen wurde, geht aus den Worten seines Verfassers selbst hervor, die er dem Roman an die Spitze gestellt hat.

„Ein Menschenleben mit all seinen Irrthümern und Niederlagen, mit seinen Höhepunkten und Siegen suche ich hier aufzurollen, von der Geburt bis zum Tode. Es ist mir darum zu thun gewesen, ein in bescheidenen Grenzen sich entwickelndes, kurzes Dasein zu schildern. Und ich habe dazu in eine typische Schicht unseres Volkes gegriffen, der wir Tüchtiges und Großes verdanken, die mitgeholfen hat, uns zu dem zu machen, was wir heute in der Welt sind. Es ist das Holz, aus dem unsere Helden der Befreiungskriege geschnitten sind, aus dem die Leute wuchsen, die durch Blut und Eisen das Reich einten, die einen Moltke hervorgebracht haben als höchsten unerreichbaren Vertreter. Es ist der deutsche Armeeadel."

Wer das Werk liest, wird von der dichterischen Kraft, die ihm innewohnt, bezwungen. Es zeugt von einer künstlerischen Abgeklärtheit, die der ausgezeichnete Schriftsteller und Poet solcherart noch in keinem Roman bisher erreicht hatte. Wer effectvolle spannende Scenen, abenteuerliche verwickelte Erlebnisse, schwierige Combinationen und aufregende Conflicte sucht, der dürfte arg enttäuscht werden. Es entrollt ein wenig bewegtes Lebensbild, aber ein Lebensbild, das bis auf den Grund studirt ist, und das bis in den kleinsten Zug echt ist. An Lebenswahrheit des Inhalts, an Klarheit der Darstellung, an liebevoller Hingabe an die Gestalten und ihr Wirken, an verständnißinnigem Eingehen auf das Thun und Treiben der Kreise, an dichterischer Schönheit und echter Ursprünglichkeit in der Gesammtschilderung, sei es in der Familie des Helden oder in der Kadettenschule, in der Garnison oder im Manöver, im stillen Heim oder im Geselligkeitskreise — — Georg von Ompteda hat sich in Allem als Muster erwiesen.

Friedrich Spielhagen feiert den Roman ganz besonders. „Ich bekenne gern, seit langer Zeit keinen Roman gelesen zu haben, der mich innerlich so tief bewegt, den ich mit einem so herzlichen Gefühl der Befriedigung aus der Hand gelegt hätte." Dann fragt Spielhagen, weshalb man die Schilderung des armen, armseligen Lebens mit so großer Theilnahme verfolgt; weshalb man mit den Schicksalen dieses nüchternsten aller Romanhelden zusammen, so innig, als wären es die eines geliebten Bruders oder Sohnes, wächst; weshalb man mit dem Helden seine bescheidenen Freuden und Alltagsleiden theilt, mit ihm hofft, wünscht, zweifelt, verzweifelt, sich amüsirt? „Ich weiß nur eine Antwort darauf: die Verse in Freiligraths feierlich schönem „Requiescat":

Und auch dies ist Poesie,
Denn es ist ein Menschenleben.

Hier liegt das Geheimniß: ein simples Menschenleben, aber uns vorgeführt und dargestellt in seinen intimsten Details, seinem feinsten Geäder, rund und ganz. Die souveräne, ungeheure Kraft der Wahrheit, die auf sich selbst ruht und sich selbst verbürgt. Die, trotzdem sie ja nur eine Kunst, völlig als Natur erscheint — naiv unbefangen, achtlos der Wirkung, die sie auf uns übt, wie das Wirken und Walten der Natur, und die gerade deshalb sich als unwiderstehlich erweist."

Das Jahr brachte noch eine Gabe von Omptedas: „Maria da Gaza." Hauptsache ist hier dem Verfasser, im Rahmen charakteristischer Bilder aus dem vornehmen Gesellschaftsleben Berlins die Wandlungen im Empfindungsleben der nicht glücklich verheiratheten Frau zu schildern, sobald eine wirkliche Liebe ihre Seele in Bewegung setzt. Der Verfasser entfaltet einestheils in der Ausführung der Gesellschaftsbilder aus der Reichshauptstadt, anderntheils in der Charakterisirung der handelnden Personen sein unfehlbares Talent, richtig zu sehen, aufzufassen und innerlich zu verarbeiten. Man verfolgt mit

warmer Antheilnahme das Schicksal dieser schönen Frau und freut sich der Lebenswahrheit, mit der das Entstehen, Keimen und Wachsen der Neigung, das völlige Entfalten der Leidenschaft und die Lösung des Conflictes dargestellt wird.

Ein höfisches Gesellschaftsbild entrollt der 1898 erschienene Roman „Der Ceremonienmeister," dessen Schauplatz Dresden und seine Hofgesellschaft ist. Nun würde man jedoch sehr irren, wollte man annehmen, daß man es hier mit einem specifisch Dresdner Roman zu thun hätte; die Handlung könnte ebenso in einem anderen Orte vor sich gehen, und ihr Charakter würde derselbe bleiben. Von Ompteda wollte nur ein Familienbild aus aristokratischen Kreisen entrollen, wobei es ihm auf den Rahmen kaum ankam. Er führt uns in die Familie eines früher als Cermonienmeister in königlichen Diensten befindlichen Freiherrn von Sonntheim ein und zeigt uns nun in einer Reihe Bildern das Familienleben derselben, er schildert uns das Thun und Treiben des verwittweten Vaters und seiner Kinder, deren Beziehungen zur Gesellschaft und unter sich. Der Kernpunkt ist die Darstellung eines Seelenprocesses, den der über 60 Jahre alte Ceremonienmeister durchmacht. Eine schöne geistvolle Amerikanerin veranlaßt das Aufflammen seiner Herzensempfindungen, das Entstehen eines sonnigen Liebestraums, das Aufgrünen beglückender Hoffnung. Mit der Feinsinnigkeit und Gemüthstiefe des echten Dichters hat von Ompteda dieses Entstehen der ersten Regung, das allmähliche Wachsen der Gefühle, das Einnehmen aller Sinne durch diese Neigung und das Hangen und Bangen des Herzens geschildert. Und wie der Traum zerfließt und die Hoffnungen zerflattern, als das edle Mädchen dem Ceremonienmeister, in dem es seinen zweiten Vater sieht, Geständnisse macht, durch die er erfährt, daß das Herz der Dame längst vergeben, Geständnisse, die ihn in schweren Conflict mit sich bringen, findet von Ompteda auch da die rechten Töne. Er weiß sie auch anzuschlagen, als der Ceremonienmeister gleichsam sich selbst opfert und durch die Entsagung sein höchstes Glück darin findet, daß er Andere glücklich macht. Dieses Durchdringen zu einer idealen Höhe darzustellen, ist dem Verfasser mit der ihm zu Gebote stehenden dichterischen Kraft und mit der ihm eigenen psychologischen Erkenntniß gelungen. Es ist eine liebevolle Art, mit der er dieses Seelenleben zeichnet, es liegt etwas Rührendes und Erhebendes in dieser Charakterzeichnung. Und Alles, was mit dem Ceremonienmeister zusammenhängt, ist mit so gewissenhafter Feder ausgeführt, daß von Sprunghaftigkeit und Unnatürlichkeit der Darstellung nicht ein Atom zu spüren ist. Wir lernen alle Charaktere bis in die Fingerspitzen kennen und haben am Schlusse des Buches ein Wirklichkeitsbild der Hofkreise vor uns, das an Deutlichkeit und Echtheit keine Wünsche offen läßt.

In demselben Jahre erschien noch die Novellensammlung „Weibliche Menschen". Die „Prinzipessa" ist ein kleiner Teufel, voll Uebermuth.

Keckheit und Temperament. Wie sie die verliebten Leutnants nasführt, ist mit köstlichem Humor geschildert. Die Darstellung der Jagd ist meisterhaft in ihrer Detailmalerei. Im Stil Maupassants gehalten, aber mit einem rührenden Zug verbunden, der zum Mitgefühl zwingt, ist „Yvonne", die Erzählung von einer Französin, die ihr junges Mädchenherz an einen preußischen Soldaten verliert, der 1870 im Hause Yvonnes einquartiert ist. Niemandem wird der leise Humor entgehen, der wie ein Schleier über dem Ganzen liegt. „Die schöne Cadoranerin" ist wieder eine feinsinnige Charakterstudie, in der auch das Localcolorit, durch die Anklänge an Tizian verklärt, das Interesse des Lesers erweckt. Im „Wiedersehen" ist die Darstellung des Gegensätzlichen feinfühlig durchgeführt. „Weibliche Menschen" heißt die vorletzte Erzählung, in der die gelungene Charakteristik eine Reihe verschiedener Frauengestalten, von der edelsten Natur herab zur Kokotte, gegeben wird. — Die Aufgabe, das Denken und Fühlen der Künstlerseele, ihr feines Empfinden zu schildern, stellt sich von Ompteda in dem 1899 erschienenen Roman „Philister über Dir!" mit dem Untertitel: „Die Leiden eines Künstlers." Im Salon des gefeierten Malers Nicolaus Sandtner in Berlin steht die Bildsäule der Delila, des Weibes, das Simson, den stärksten Mann der Welt, bezwang „durch Ränke, durch Qual, durch Worte, durch Bitten, durch Flehen, durch Drohungen, durch Versagen, durch Gewähren, durch Sinnlichkeit" . . . „die Simsons Seele matt trieb bis in den Tod". In diesen Worten, die Nicolaus unter dem Druck seines verständnißlosen Weibes gleichsam über sich selbst spricht, deutet er sein Simsonschicksal an. Mit Wärme schildert von Ompteda den Zustand des Künstlers vor seiner Ehe, die Entfaltung seines reichen Könnens, den Glauben an die große Zukunft. Nur die Liebe fehlte seinem Heim. Und sie kam. Vera, die Tochter eines Generals, wurde sein Weib. Neben dem Lichtglanz seines Glückes taucht aber bald der Schatten seines Leidens auf: die rassige kleine Aristokratin entwickelt Eigenschaften, die das Glück seines Hauses, sein ganzes Selbst untergraben. Sie wird schließlich sein Teufel, sein Fluch, seine Delila. Seine Arbeitskraft bricht, seine Schaffensfreude versiegt, bis die Katastrophe hereinbricht und der Ehe- und Leidensgeschichte ein Ende gemacht wird. Georg von Ompteda hat diese Lebensgeschichte mit der ganzen Kraft seiner ausgereiften Künstlerschaft geschildert und eine Fülle feiner Züge und Bemerkungen eingefügt, die des Verfassers Kunstverständniß ebenso klarlegen wie seine Kenntniß von den Anforderungen einer fein empfindenden Künstlerseele. Der Contrast zwischen dem Künstler und der Welt seiner Gedanken und Empfindungen einerseits und dem Salonmenschen und dessen Lebensauffassung andererseits ist großartig herausgearbeitet.

Ein umfangreiches Werk gleich „Sylvester von Geyer" ist das zweite Hauptwerk von Omptedas: der im Winter 1899 erschienene Roman „Eysen, deutscher Adel um 1900". Während von Ompteda in Sylvester

ein Menschenleben darstellt, schlägt er in dem Roman Eysen das Schicksalsbuch ganzer Generationen auf und entrollt vor dem Leser das gewaltige Gemälde eines vielgliedrigen Adelsgeschlechts. In Sylvester ist der Held ein Mann, in Eysen ein Geschlecht, dort galt es, ein Menschenschicksal zu schildern, hier gilt es, ein Familienschicksal darzustellen. Wohl war Sylvester im gewissen Sinne typisch für eine bestimmte Schicht des deutschen Volkes, den deutschen Armeeadel, aber hier in Eysen ist der Vorwurf viel bedeutsamer, hier entrollt Georg von Ompteda ein Gemälde vom deutschen Adel überhaupt, vom Adel an der Wende des Jahrhunderts. Fürwahr, eine gewaltige Aufgabe! Nur wenige dürften berufen sein, sich an eine Charakteristik solcher Art zu wagen. Er konnte es, sein Lebensgang, seine Stellung in der Gesellschaft, seine Beziehungen und sein Talent gestatteten ihm, an die Lösung dieser Aufgabe zu glauben. Georg von Ompteda hat mit scharfem Blicke Umschau, er hat — mitten in der aristokratischen Welt stehend — mit bewundernswerther Objectivität Musterung gehalten und mit starker dichterischer Kraft dieses großes Gemälde componirt, dessen Ausführung vollste Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse voraussetzt.

Georg von Ompteda greift eine Familie von Eysen und Ley heraus und bringt — ein äußerst geschickter Griff des Schriftstellers, der gar keine bessere Exposition finden konnte — alle Familienglieder gleich im ersten Capitel auf einem Familientage zusammen. So hat man einen Ueberblick über die Glieder dieses alten Adelsgeschlechtes und erkennt an den scharfen Streiflichtern, die von Ompteda in diese bunte Gesellschaft wirft, die einzelnen Charaktere und die Beziehungen der Personen unter sich, so daß ein vieltöniger Grundaccord gegeben ist, aus dem sich nun die Motive des Romans auf's Glänzendste entwickeln. In die hellste Beleuchtung werden die Grundgedanken des Werkes in dem von jener Excellenz von Eysen entworfenen Programm dieses adeligen Geschlechts angedeutet, in einer Rede, die einer Phantasie zu dem Thema: Adel verpflichtet! Arbeit adelt! gleicht. Um zu zeigen, wie verschiedenartig der Adel auftritt, läßt von Ompteda die Eysens verschiedene Wege gehen. Am markantesten zeigen sich die Contraste durch den Pfad, den der Sohn eines bürgerlichen von Eysen, der Student Fedor, wandelt. Wir sehen seine freigeistigen, demokratischen Ideen emporlodern, und von Ompteda stellt diesen Freidenker in der wildesten Zeit seiner Sturm und Drangperiode dem adeligsten Eysen, dem Staatsminister, gegenüber. Dieser Dialog (1. Band, 5. Capitel) ist ein Meisterstück der Dialektik, reich an dramatischer Kraft und an Leben, wirkungsvoll und packend durch den Kampf der Gegensätze, in seiner Gedankenfülle und Steigerung. Der Minister, der für seine Grundsätze und Ueberzeugung kämpft, auf der einen, Fedor, der den Adel als ein „Ueberbleibsel früher feudaler Zeit, als ein nachschleppendes Mittelalter“ verwirft, auf der anderen Seite! Wir verfolgen in von Omptedas Roman das Schicksal aller derer von Eysen, wir sehen Glieder verderben, andere

sterben, neue das Licht der Welt erblicken; eine Fülle der großartigsten Bilder aus dem Leben der Aristokratie, aus dem Leben einzelner und ganzer Familien, entrollen sich vor unseren Augen. Wir verfolgen die Personen auf ihrem ganzen Lebensgange, sei es in Berlin oder auf dem Lande, an einem kleinen Hofe oder auf der Bühne, — sehen einen hoffnungsvollen Sproß das Opfer seines grenzenlosen Leichtsinns werden, der Armee entfliehen und in Amerika ein neues Leben beginnen; wir sehen das Haus einzelner Familien wanken, das die Vorfahren für die Ewigkeit gebaut glaubten; wir beobachten, wie Bürgerliche neues Blut und neues Leben in den Stamm tragen, und sehen, wie morsche Glieder fallen und neue Reiser aufgesetzt werden. Wie von Ompteda das Intime des Hauses, das Familien- und Gesellschaftsleben mit großem Feinsinn, bald mit Ernst, bald mit Humor, dargestellt hat, so entrollt er vom öffentlichen und internen Leben in Berlin ebenso lebensvolle, wie lebenswahre Bilder. Die Charaktere treten lebendig vor das Auge. Ein tiefer sittlicher Gedanke geht durch die Darstellung der scheiternden Existenzen im Geschlecht Derer von Eysen. Sie sind den Anforderungen ihrer Zeit nicht gewachsen oder mißverstehen sie. „Die Zeit erfordert ganze Männer, nicht Zweifler und Suchende, nicht deklassirte, weiche Stimmungsmenschen und Phantasten . . . Das deutsche Volk braucht Männer der Thatkraft und That.“ Eindringlich wird auf den Umschwung des Lebens, der Sitten, der Ansichten, auf die Entstehung einer neuen Weltordnung, auf neue Verpflichtungen, auf die Zukunft des Adels hingewiesen. Arbeit ist die Losung! Der Roman ist nicht nur als litterarisches Kunstwerk an sich hervorragend, das die Genialität eines weitschauenden Künstlers verräth, sondern er ist auch als Spiegelbild unserer Zeit und unseres Geschlechts, vorzugsweise des Adels, von großer, culturhistorischer Bedeutung.

„Lust und Leid“ nennt von Ompteda den auch im Frühjahr 1900 erschienenen Band Novellen, der frühere und neuere Arbeiten zusammenfaßt. Auch aus dieser Gruppe spricht der feinsinnige Schriftsteller, der die Menschen genau kennt, die er schildert, der das Leben scharf beobachtet, das er in seinen Bildern entrollen will. In „Lust und Leid“ stellt sich uns eine bunt zusammengestellte Gesellschaft vor, die unter den mannigfachsten Verhältnissen lebt; aber eine jede Novelle ist ein Stück Welt und Leben für sich. Mag uns hier von Ompteda das Ehedrama eines Offiziers erzählen, die erwachende hoffnungslose Liebe der stummen, kleinen Tänzerin in einer stimmungsvollen Idylle schildern, eine ergreifende Scene aus den Landsknechtstagen vorführen, die Leiden eines jungen Polen in der Kadettenanstalt in einem ebenso wahren wie schmerzlich berührenden Bilde entwickeln, die Gedanken eines erblindeten Pianisten, der zum Tanz aufspielt, wiedergeben u. s. w., immer ist der charakteristische Ton getroffen, Lebensfülle und Lebensechtheit gegeben, Humor wie Ernst mit feinen Linien gezeichnet, um die erforderliche Stimmung zu wecken.

Der letzte Roman Georg von Omptedas in Buchform trägt den Titel: „Die Radlerin, Geschichte zweier Menschen.“

Was uns von Ompteda schildert, ist an sich eine alltägliche Geschichte: ein junger Mann lernt bei einem Radfahrervereinsfest ein junges Mädchen kennen, er trifft sie wiederholt wieder, und Beide tauschen Meinungen und Gedanken, Empfindungen und Gefühle aus. Die anfangs rein äußerlichen Beziehungen vertiefen sich, es bildet sich zwischen beiden Seelen eine Gemeinschaft. Die heimliche Neigung bricht schließlich offenkundig hervor und nimmt mit der Zeit leidenschaftlichere Formen an, bis conventionelle Rücksichten, väterliche Autorität, Zweifel an der Kraft und Ausdauer der Liebe und ernste Erwägungen den Herzensbund jäh wieder lösen. Man hat zum Schluß das Gefühl, daß die jungen Leute damit nicht mit dem höchsten Glück des Lebens gebrochen haben, daß uns also nicht die Geschichte zweier Menschen, sondern nur ein Capitel aus derselben geschildert wird. Das ist aber schließlich gleich, wenn uns das eine Capitel ihr Inneres dermaßen enthüllt, daß wir gleichsam mit dieser einen Lebensepisode die ganze Geschichte der beiden Menschen vor uns haben. Und das ist der Fall. Wir lernen den Grafen Tondern wie Lolo bis in's innerste Leben kennen, vom ersten Begegnen beim Radfest bis zur leidenschaftlichen Innigkeitsscene auf der Insel, eine Scene, die den Höhepunkt des Romans bedeutet und bereits in feinfühligster Darstellung, ein tief im Wesen des Mannes begründetes Moment, den Keim des Bruches enthält.

Es ist ein großes Verdienst des Verfassers, in der Menschenzeichnung ganz schlicht und effectlos verfahren zu sein. So einfach führt er die Linien zur Zeichnung, so schlicht schildert er die Vorgänge, so langsam steigert er die Handlung, so unaufdringlich wird uns das Innenleben der Gestalten enthüllt und das allmähliche Wachsen der Gefühle dargestellt, daß oberflächliche Leser die Feinheiten dieses Buches zunächst gar nicht herausfinden werden. Gewiß ist manches Vorkommniß allzu breit geschildert, aber der Werth des Buches, der eben in der lebenswahren Menschenschilderung, in der Darstellung der werdenden und vergehenden Liebe Beider, in der Art, die geheimsten Seelenregungen in ihren Consequenzen zu geben, liegt, bleibt bestehen. Bei aller Schlichtheit des Stoffes daher das Ergreifende und Wirksame dieses Lebensbildes.

Georg von Ompteda hat sich auch als Dramatiker versucht, und nicht ohne Glück, wenn auch nicht mit nachhaltigem Erfolg. Schon 1894 schrieb er ein Stück, „Nach dem Manöver“, das auch im Lessingtheater aufgeführt wurde, aber nicht im Buchhandel erschien. Dagegen gab der Fontane'sche Verlag 1898 das dreiactige Schauspiel „Eheliche Liebe“ heraus, das sonach Jedermann zugänglich wurde. Es bestand 1898 die Feuerprobe in Berlin und hinterließ auf Publicum nnd Presse einen günstigen Eindruck.

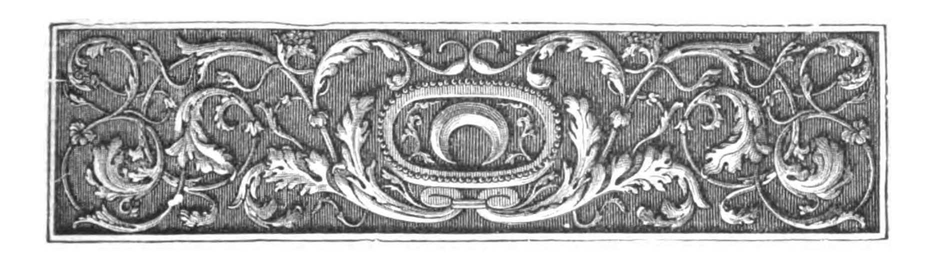
Die Georg von Ompteda eigene feine, künstlerische und lebensvolle Auffassung der Menschen und Dinge spricht auch aus dieser Arbeit, deren

Fabel ebenso glücklich erfunden wie kunstvoll bearbeitet ist. Er verräth darin ein feines Gefühl für menschliches Empfinden und für leise Regungen der Seele. Unter seiner dichterischen Kraft und seinem Formtalent bilden sich die Gestalten zu Menschen mit Fleisch und Blut. Durch den schönen Zug von Innerlichkeit und Erhebung, der durch das Ganze geht, wird der Eindruck der Dichtung merklich vertieft.

Schließlich ist Georg von Omptedas auch als Uebersetzer zu gedenken, und hierin zeigt er namentlich ein tiefes Verständniß für Maupassant, in dessen Geiste er auch — wie schon erwähnt — eine Reihe seiner Novellen gehalten hat. Seine erste Uebersetzung aus dem Französischen war die Novelle „Ilse“ von Ossit (Baronin Madeleine Deslandes). Sie liest sich wie ein Gedicht, vom ersten bis letzten Wort mit dem Schleier der Poesie überwallt. Die Verfasserin hat die ihrer Nation eigenthümliche Grazie mit der ganzen Innigkeit deutschen Wesens vereinigt. Die schöne Idylle hat von Ompteda ganz in der Stimmung des Werkes übertragen; sie liest sich wie ein Original. Seine reiche Begabung auf dem Gebiete der Uebersetzungskunst offenbarte sich aber erst mit der Herausgabe der gesammelten Werke Guy de Maupassants, von denen bisher 12 Bände erschienen sind. Wie viel Fleiß in diesen Arbeiten steckt, bedarf kaum der Erwähnung. Was aber besonders verdient hervorgehoben zu werden, das ist die Form und Art der Uebersetzung. Werke Maupassants sind allerorten in deutscher Uebersetzung aufgetaucht, aber sehr oft waren es jene widerlichen Winkelübersetzungen, die alles Andere, nur nicht der echte Maupassant waren, die den Franzosen ungeschliffen und plump wiedergaben. Von Omptedas geistvolle Uebertragung, die sich auf genaue Kenntniß der französischen Sprache, auf tiefes Verständniß des berühmten französischen Erzählers, auf den abgerundeten, gewandten Stil und das reiche Ausdrucksvermögen von Omptedas stützt, wird sicher viel zum Verständniß Maupassants beitragen.

So wäre die Skizze, die vom Leben und Schaffen Georg von Omptedas zu entwerfen war, zu Ende geführt. Hoffentlich ermöglicht sie dem Leser, sich ein Bild von der Entwicklung des Schriftstellers und von seinen Werken zu machen. Georg von Ompteda steht mitten in seiner Entwicklung, und es wird noch viel Gutes von ihm zu erwarten sein. Und wer auch auf den Lyriker und Dramatiker keine großen Hoffnungen mehr setzt, als Meister der Erzählungskunst, dem die Bethätigung seines dichterischen Talents zu einem ernsten Beruf voll hoher Sittlichkeit wurde, der Erzählungskunst, in der er ganz Dichter und Künstler ist, wird ihn Jeder gelten lassen, der für die Friedens- und Culturarbeit des schaffenden Künstlers der Litteratur noch Herz und Sinn hat.





Zwei wunderliche Heilige aus Halbasien.

Eine Skizze.

Von

H. Frank.

— Breslau. —

he wir eine so weite Reise nach Halbasien unternehmen — denn der Berg kommt nicht zu Muhamed — müssen wir zuvor die Koffer packen, d. h. sorgfältig zuschauen, was wir aus unserer Umgebung mitnehmen.

Bei dem erregten Meinungsaustausch einiger Künstler und Laien, die im Atelier vor einem Bilde standen, fiel auch die Aeußerung, der Geübte könne jeder Composition leicht ansehen, ob sie aus der Einbildungskraft (wie häufig so bei „Studien") entstanden oder nach dem Gliedermann gemalt sei oder drittens eine Copie nach der Natur (dem Modell). Zweck und Absicht der Bilder, Tendenz oder unbewußter Drang beim Schaffen, erfreuen oder bessern wollen, rühren wollen oder beruhigen, Höhe der Technik oder Tiefe der Conception, eine dieser Beiden mit oder ohne das Andere, — an der Hand aller dieser Schlagwörter gab es ein solches Durcheinander der Meinungen, daß der Streit, wie ja häufig bei Kunsttheorien, sich in's Weite verlor und ohne Resultat endete.

Ob das Thema nicht auch auf die Litteratur, die Poesie, eine besondere Abtheilung der Poesie, den Roman, übertragbar ist? Ist es nicht der gleiche Unterschied der Entstehungsarten, wenn der große Zerstörer der freien Phantasie oder besser Phantasterei, Cervantes, neben, sogar nach dem Don Quixote sein „Leiden des Persiles und der Sigismunda" gedichtet und einst Hauff neben den „Phantasien im Bremer Rathskeller" seinen „Mann im Monde", so sehr er solchen auch durch die Controverspredigt zurecht zu

stellen sich bemühte? Ob die Romanlitteratur der Cramer, Spieß und Clauren nach dem Gliedermanne oder aus der müßigen Einbildungskraft gearbeitet ist? Ob nicht die Realistik von Gutzkows „Ritter vom Geist“ beginnend in Zola und Tolstoi zur photographischen Naturwiedergabe vorgeschritten ist? Ja, vielleicht ist die größere Anschaulichkeit jener den Compositionsmethoden der bildenden Kunst entlehnten Dreitheilung geeignet, einen klareren Beurtheilungsmaßstab auch für die Poesie — die Poesie der Neuzeit: den Roman — abzugeben. Aber eintheilen heißt freilich noch nicht: Werthe messen.

Eines aber fischen wir heraus aus dem Meere der Zweifel aus den Wogen sich brechender Meinungen. Scheltet Ihr die Copie der Natur, so scheltet Ihr die Natur, die Wirklichkeit. Gefällt sie Euch nicht, ei, so ändert sie. Könnt Ihr das nicht, nun, so fangt bei Euch zu bessern an. Wendet Ihr ein, der Einzelne vermöge doch nichts wider die Gesammtheit zu thun, so ertragt und hofft, bis der Eine kommt, der es vermag. So entsteht die neue historische Idee aus dem Hoffen Aller, wenn die Noth am höchsten ist. Einer spricht das erlösende Wort. Vielleicht verbrennt Ihr ihn. Vielleicht wird er an sich, an der Welt irre; ein Größerer wird nach ihm kommen, der Tropfen wird durch den Damm sickern, ein Meer wird ihm folgen und unter seinen Fluthen die alte Zeit begraben; die Wasser werden sich verlaufen, ein neues Geschlecht sich auf die neue Erde retten, sich nieder werfen und stammeln: Natur, wie bist Du so schön, Sonne, wie strahlst Du so herrlich nach trüben Tagen!

Solches ist der Rundlauf der Geschichte. Der Regen fällt, die Sonne scheint; der Regen fehlt, die Sonne schädigt. Jeremias beweint Juda, Demosthenes die alte Griechenherrlichkeit, die bitteren Satiriker das alte Rom! Zola und Tolstoi halten der guten alten Moral die Leichenrede. Aber was weiter? Dieses Morphium der Litteratur betäubt die Schmerzen. Aber es steht zu fürchten, daß wir morphiumsüchtig werden.

Ganz eigenthümlich berühren die typischen Erscheinungen der ersten Eindrücke auf Tolstois Lesewelt. Aesthetischer Widerwille, magisches Hingebanntsein des Blickes auf das Schaffot, wo altväterische Scham geköpft wird — Schrecken — Unwillen — Verbote! Die Kunst soll nicht copiren, sondern idealisiren. Aber das Schlechte und Häßliche ist doch da, ist nothwendig, um dem Guten zur Folie zu dienen, oder — philosophisch zu reden — zur begrifflichen Entwickelung zu verhelfen. Der gute Gott pflanzte der paradiesischen Unschuld den Giftbaum, von dem er zuvor wußte, daß er der lieben Unbefangenheit die Augen öffnen werde. — „Aber so lenke man doch nicht den Blick öffentlich auf das, was die Götter gnädig verhüllten mit Nacht und Grauen!“

Es hilft nichts, hypnotisch gefesselt bleibt der Blick auf diesen Naturwahrheiten haften. Grauenvolle Wahrheit, aber eine Wahrheit. Hat Tolstoi die Wahrheiten der „Kreutzersonate“, der „Auferstehung“, der „Anna Karenina“

auf der Lebensbühne gefunden, so wünschten wir wenigstens, daß sie sich nicht ereignet hätten; wenn sie sich ereignen, daß sie nicht beschrieben werden; wenn sie beschrieben, meisterhaft, fascinirend beschrieben werden, daß man sie nicht lese; wenn sie aber beschrieben, gelesen werden, daß man dem Grauen eine ästhetische Läuterung hinzufüge.

Spricht hier indeß nur der ästhetische Gesichtspunkt mit? — und sind wir hier nicht aus den lichten Höhen der Kunst längst auf die Erde der Wirklichkeit hart aufgestürzt? Es könnte Vielen, Allen schlimm ergehen, wenn die zu vielen Einzelnen, die sich alle verzweifelnd sagen, daß der Einzelne nichts ändern könne, von der Verzweiflung über den nicht zu ändernden Zustand erfaßt werden. Es sind daher vielleicht nicht nur die Pharisäer, die ein Unbehagen vor solchen photographischen Wirklichkeitsbildern empfinden. Aber was sagen die breiten Massen? Ist der gröbste, rücksichtsloseste, furchtloseste Bußprediger im härnen Gewand einmal aufgetreten, hat er durch die Lauterkeit seiner Absichten ein günstiges Urtheil vor dem Forum der Massen erhalten, so werden sie ihn schätzen, ihm anhangen, auch ohne ihn ganz und überall zu begreifen. Und so sehen wir den wunderbaren Mann erhobenen Hauptes und eherner Stirn jenseits der gähnenden Kluft stehen, die ihn von dem Leben und Treiben seiner Standesgenossen, seiner Zeit scheidet.

Viel natürlicher, wilder, radicaler ist der Orient. Jene staubbedeckten ungefügen Gesellen, mit dem wilden Haar des Königs Lear; mit der Keule des Herkules in der Hand — diese unheimlichen Gestalten des Ostens, deren Zahl nach Tausenden zählt, die in Höhlen und Ruinen ein Obdach suchen, ruhelos die Lande durchstreifend vom fernen Ganges bis zum Bosporus — sie alle sind die vielen Einzelnen (der Gegensatz der Vielzuvielen), die an der Welt verzweifeln, die den Glauben an die erlösende Wirkung der Cultur verloren und daran irre geworden sind, jene Derwische, die den Satzungen der Religion kühn entgegentretend oder sie — nach eigenem Ausdruck — hinter sich zurücklassend, doch vom Volke mit scheuer Ehrfurcht getragen und ertragen werden. Aber nie hat deren einer den Krieg gepredigt, nie seine Hand erhoben gegen seinen Bruder. Sie predigen ein Evangelium des friedlichen Thuns*). Nicht so wie Europäer! Wir haben ja die Botschaft des Friedens gehört — vor 1900 Jahren wie noch just von Frau Baronin von Suttner. Aber schicke doch, fleht der verdurstende Reiche im Orte der Unsal, schicke doch auf Erden, nach Europa und kündige solches meinem Bruder. Und die Antwort: Nein, sie haben ja Mosen und die Propheten, hören sie diese nicht, so werden sie auch diesen neuen Sendling nicht hören.

---

*) Wissenschaftliche Nachweise der Originalquellen giebt meine Dissertation „Beitrag zur Erkenntniß des Sufismus nach Ibn Haldûn“ gedruckt, Leipzig 1884, bei W. Drugulin.

Nein, laßt Jedem sein Recht. Keine Gewaltthaten, keine Ueberredungskünste! Ueberwinde die Welt, nachdem Du Dich selbst überwunden hast. Tolstoi ist ein Derwisch in Halbasien, er hat schon manchem Besucher eine Enttäuschung bereitet! Was seid Ihr ausgegangen zu sehen? wollt Ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häuser. Der persische Orient besitzt in den Schätzen seiner Litteratur eine Art Wechselspiel, gleichsam zwei charakteristische Stimmen oder Töne, die das Ohr des Eingeweihten immer wieder durchhört, zu vergleichen dem Floristan und Eusebius unseres Schumann — der Derwisch und der Molla, der Freie und der Gebundene, oder auch der zügellose und der maßhaltende. Ihr — man kann oft sagen — neckisches Hin und Her durchzieht und durchwirkt wie einen mystischen Teppich die Gedichte eines Hafis, eines Chajjam . . . Laune und geflissentliches Versteckensspielen des Dichters führen einen bunten Wechsel der Gewandung herbei. Der Derwisch ist nichts weniger als der durchgerungene Denker, der Molla durchaus nicht nur der zeternde Heuchler.

Auch Halbasien hat seinen Antipoden im ernsten geistlichen Gewande, den Bruder Iwan von Kronstadt. Was ist er? ein Priester. Aber damit ist wenig oder nichts gesagt. Er ist ein lebendiger Anachronismus; einer wie die Helden von des hannöverschen Leibarztes Johann Georg Zimmermann vierbändiger „Einsamkeit“, durch ein Wunder in unsere Zeit versetzt. Ein Wesen, das aus reiner Uneigennützigkeit besteht, das durch seine imponirende Selbstlosigkeit zur Freigebigkeit reizt und mit den so erhaltenen Geschenken beschenkt. Freund und Feind, Recht- und Falschgläubige, Männlein und Weiblein, an ihn Glaubende und ungläubig Zweifelnde wallfahren zu ihm. Kranke lassen ihn kommen oder schicken ihre Botschaft durch einen Dritten. Leute mit fressender Sorge holen sich dort Trost. Viele besuchen ihn, weil ihnen unglaublich dünkt, was sie von Anderen über ihn hören. Sein von Pockennarben durchfurchtes Gesicht hat jenes wunderbare Durchleuchten der Seele. Sein Auge ist nach oben, oder — bildlich vom Seelenausdruck gesprochen — nach innen gerichtet. Wer einmal den Bruder Iwan gesehen, vergißt ihn nicht. Es waltet ein kindlicher Zauber über ihm und seinen Wallfahrern. Er thut natürliche Wunder. Habt Ihr je wider Absicht im dunklen böhmischen Landkirchlein ein Landkind beim Gebet vor dem Bilde der Jungfrau Maria belauscht? Auch dem Bruder Iwan werden solche Bitten vorgetragen. Ein junges Ding, das gern ihren Sergei Iwanowitsch heirathen möchte, dem sie nun seit bereits einem Jahre treu und keusch angehört, schüttet ihr Herz dem frommen Johann von Kronstadt aus. „Ich werde beten, Gott wird helfen, morgen hole Bescheid.“ Und sie kommt gehorsam wieder, voll Zuversicht. Bruder Iwan händigt ihr eine verschlossene Papierhülle aus. Es ist dieselbe Gabe, die ihm gestern eine Kaufmannsfrau zum Dank für die Genesung ihres Kindes übergeben hat. Das Mädchen geht voll Dank. Der gute Iwan wird ge-

holfen haben. Und wäre die Gabe noch so gering: Der neue Hausstand, sie glaubt fest daran, wird sich damit begründen lassen. Sie öffnet — traut ihren Augen nicht! So viel Geld hat sie nie beisammen gesehen. Es sind mehrere Tausendrubel-Scheine. Sie eilt erschrocken zurück — es muß ein Versehen sein — da! schaut her! „Es ist Dein," sagt der gute Iwan herzlich; „ich habe den Inhalt vorher garnicht gesehen. Eine gute Dame übergab mir das Päckchen, und ich hatte vorher beschlossen, die nächste Gabe, die ich erhalten würde, solle Dein sein."

So der Bruder Iwan. Er ist so arm wie ein Derwisch. Er hat nichts als sein Gebet. Er betet für Andere. Die oft reichen Spenden, die ihm von dankbarer Hand zu Theil werden, vertheilt er ohne Nachdenken an seine Wallfahrer. Gegen den Tod hat er kein Kraut, aber das schmälert sein Ansehen nicht. Jeder kommt getröstet von ihm zurück. Die Geschichten wunderbarer Heilungen zu erzählen, ist ein wenig dankbares Verfangen. Es kommt darauf an, derlei von Augenzeugen oder direct zu hören und zu prüfen. Am allermeisten von solchen, die — mit ihm nicht glaubensverwandt, in der Verzweiflung Eines, der jedes Mittel für recht hält, nach dem Strohhalm greift und mit glaubensloser Apathie Angesichts einer scheinbar rettungslosen Lage keine Lust zu rationalistischen Erwägungen mehr spürt — sich an diesen merkwürdigen in immer weiteren Kreisen bekannt werdenden Heiligen gewandt haben.

* * *

Wenn die beiden Männern gegebene Bezeichnung als „wunderliche Heilige aus Halbasien", erfreulicher Weise, auffallen sollte, so sei hier bemerkt, daß die Frontstellung Beider gegen die moderne Zeit und die allmächtige Staatsidee allerdings wunderlich, die Reinheit der Absichten Beider heilig und der Schauplatz ihrer Thaten Halbasien genannt zu werden verdient. Denn wie Asien — als Beispiele seien die Derwische angeführt — eine Klasse freier, d. h. aus dem staatlichen und bürgerlichem Leben heraustretender Männer der Consequenz duldet, obgleich Asien als das Land der Unfreiheit und Sklaverei der Geister gilt, und wie diese Männer weder die bürgerliche Ordnung angreifen, noch die großen Massen des Volks diese Männer reinster Ueberzeugung anders als mit Duldung und Achtung behandeln, so haben auch unsere östlichen Nachbarn unter manchem ähnlichen falschen Vorurtheil des Westens zu leiden. Und wie der Bruder Iwan eine Stimmung in sich verwirklicht und zum reinen Ausdruck bringt, über die man im Westen unter den Gebildeten kaum zu discutiren wagt, ohne sich bloßzustellen, so theilt sein Antipode Tolstoi mit ihm diese Kühnheit des Anachronismus: eine furchtlose glänzende Opposition gegen — — Nun, das ist eben die Frage, mit der sich die Jünger der immer zunehmenden Tolstoigemeinde so oft an ihren Herrn und Meister wenden. Sie alle sind,

wie überhaupt alle Leser, bewegt und erschüttert, wenn sie die „Auferstehung,“ die Kreutzersonate“ ꝛc. lesen. Solche fürchterlichen Wahrheiten donnern ihr Mene mene tekel über die heikelsten und pikantesten Scenen der Tolstoischen Darstellungen und nehmen ihnen ihr Gift! Alte, hartgesottene Sünder, denen die allgemein befolgten sittlichen Anschauungen der reichen Großstädter und der davon profitirenden Armen längst zur Gewohnheit geworden, kommen bei Nacht in's Haus des Meisters und fragen: was soll ich denn thun, daß ich das Leben ererbe? Wie, Du findest unser Leben verrucht, die Staatsdiener verdorben, die Strafgerichtspflege ein Unding, den großen Landbesitz durch seine Vereinigung in einer Hand einen Mißstand, die Ehe mit ihrer Unauflöslichkeit ein Unglück — u. s. w. — Was thun? — Ja, das sind Alles oft erörterte, discutirte klassificirte Punkte. Denn wenn ein Mann von Tolstois Bedeutung und sectenbildender Kraft auftritt, so fragt der gebildete Europäer: Weis' her, was ist denn Dein System? und wo paßt denn dieser Dein — — ismus in die Geschichte der . . . . hinein Denn wir Alle leiden an der Krankheit des Historismus!

Es erregt geradezu ein peinliches Empfinden, Tolstoi sich auf diese indiscreten Fragen theoretisch verantworten zu hören. Eigentlich kann man nur auf seine Werke selber verweisen, welche wahrlich das schonungsloseste „für“ und „gegen“ seiner Ansichten enthalten. Je unbarmherziger sich ein Autor selber geißelt, desto gründlicher hat er über sich nachgedacht. Tolstois Helden finden bei ihren Weltverbesserungsplänen seitens der Beschenkten und Bedachten selber die herbste Kritik oder mangelndes Verständniß. Die Maslowa z. B. läßt den Leser im Unklaren, ob sie die Gutthat ihres freiwilligen Begleiters auf der Reise nach Sibirien überhaupt den Motiven nach richtig erkannt hat. Lewin findet bei seinen guten Absichten die mißverständlichsten Auffassungen. Und derlei wird nirgend mit irgend welcher Bitterkeit vorgetragen. Es gemahnt uns dies an den britischen Humor eines Vicar of Wakefield, der die Gefangenen christlich ermahnt und von ihnen zum Dank dafür verspottet wird.

Tolstoi predigt — sein System muß er uns doch verrathen, da hilft nichts! — die confessionslose Liebe des älteren Christenthums. Etwa der ersten drei Jahrhunderte. Aber wie viel ist dagegen, was die praktische Ausführung anlangt, einzuwenden! Die ganze gewerbliche und sociale Gliederung der heutigen Gesellschaft schlägt der Sache mitten in's Gesicht. Oder vielleicht umgekehrt. Es ist schwer zu sagen — wer — wen. Die Ausführung hängt auch, wie es scheint, von vielen technischen Fragen, nicht einfach vom guten oder schlechten Willen ab. — Sag' uns vor Allem, fragt Nikodemus, wie und in welcher Weise die Sache gemacht wird, wir wollen uns wirklich Mühe geben, etwas zu erreichen.

Die Culturhistoriker sagen uns, es gehöre zur Signatur unserer Zeit, daß in immer zunehmendem Maße und immer eine Disciplin nach der anderen auch eine Abrechnung mit der socialen Frage in sich aufzunehmen

habe. Nun, das ist gewiß treffend bemerkt, und ein Romanschriftsteller, wie eben Tolstoi, dessen Werke man lesen oder nicht lesen, loben oder tadeln, bei deren Lesung man erbleichen oder erröthen kann, wird scharf in's Verhör genommen und gefragt: Hältst Du das Institut der Ehe für abgenützt, antiquirt oder gar schädlich? meinst Du, daß wir unser Christenthum reformiren oder lieber ganz abschaffen sollen? — wie denkst Du über die sociale Frage, besonders über den Anspruch Deiner Dorfbewohner an die Bodenrente?

Nun, sind diese Fragen einmal aufgeworfen, so ist Tolstoi hin! Es geht ihm wie Nietzsche mit seiner Abschaffung der bisherigen Moral und Herstellung des neuen Uebermenschen. Sind wir einmal erst dahinter gekommen, welchem —ismus sein System angehört, so lauert auch schon die Argumentenviper unter den Blumenspenden, die Leuten von Tolstois oder Nietzsches Bedeutung schließlich nicht vorenthalten werden dürfen.

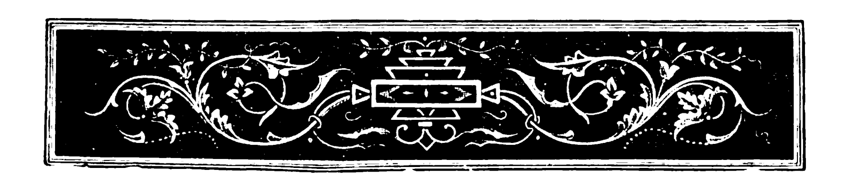
Was soll denn nun geschehen? — Verlegenes Räuspern. Man sagt, in einer neuen Fragestellung läge schon eine neue Antwort, ein neues Problem ginge einer neuen Erfindung oder Auffindung voraus. Mit dem Alten zu brechen, hat nur der ein Recht, der etwas Neues bringen kann. Aber wer hat das Recht, etwas Neues zu bringen! Es giebt vielleicht gar nichts Neues? höchstens eitel Effecthascherei! — nicht wahr, Ben Akiba?! Also nur Dauerndes, Altes, Ewiges. Also wenden wir uns an die Besten und Größten, die Priester des Allgemein-menschlichen! — Wie wäre es denn mit dem Faust? Sollten nicht gegen den Schluß des zweiten Theiles hin unter anderen kühlen Reflexionen auch die socialen Probleme der Neuzeit hineingeheimnißt worden sein? Können wir sie geheimrathen oder lösen? —

Es bleibt eine der schönsten, ruhigsten und abgeklärtesten Früchte des alternden Goethe'schen Genius, daß er sich da im Westöstlichen Divan, zu einer Zeit, deren politische Flügelschläge — man mag sagen, was man will — dem alten Herrn unbehaglich waren, zu dem fernen Palmenbaum hingeflüchtet hat, der trotz Rückert, Tholuk, Hammer, Bodenstedt, Platen, Max Müller — noch immer einsam und schweigend trauert an brennender Felsenwand.

Freiheit, Freiheit — von den Schmerzen der Vorurtheile. Freiheit ohne Feindschaft. Die Kreuz- und Querzüge haben so manches Mal schon eben so schmerzhaft wie scherzhaft gewirkt. Der alte Herodot ist nicht der Erste und die Tempelherren sind hoffentlich nicht die Letzten, welche — der Herr der schickt den Diener hin, er soll den Ritter holen, der es sich im Palmenhain der Armida wohlsein läßt. — Ist es nicht wunderbar, daß fast alles religiös Eminente nahezu Tropenpflanze ist? Wollen wir Ritter von der schweren logischen Stahlrüstung, mit der man in der Hitze trotz aller Tapferkeit meistens unterliegt, es nicht einmal mit einem reinlichen „Entweder—Oder" versuchen? In alter, guter, goldener Zeit, wo

das Handwerk noch einen goldenen Boden hatte, und die Arbeit der Arme noch nicht allen Adels beraubt war, gab es eine schöne Sitte, daß, wer ausgelernt hatte, sein Ränzel schnürte, unnütz Sorgen und groß Gepäck mitsammt allem Ballast heimatlicher Vorurtheile nebst dem Hochmuth des Besserwissens daheimließ und sich auf die Wanderschaft begab. Würden wir Europäer uns einmal dazu verstehen können, mit dem bescheidenen Bewußtsein, daß sich wo anders auch etwas lernen läßt, den Rucksack frugaler Enthaltsamkeit von so manchem Uebermaß der Uebercultur über den Rücken zu werfen, und den Wanderstab knorrigster Natur mit fester Faust energisch zu packen, dann könnte sich vielleicht das Wunder wieder ereignen, daß die Steine, die sonst nur da sind, um zur Steinigung ungewohnter Ansichten aufgehoben zu werden, ein erlösendes Amen des Friedens sprächen.





Echt oder Unecht.

Von

Frances Kaßmann *).

— Blankenburg a. H. —

In der Novembernummer der Zeitschrift „Nord und Süd" hat Herr Erich Bohn in Breslau einen Beitrag zu der „Psychologie der Medien und Spiritisten" gebracht, in welchem er den Versuch macht, die mediumistische Begabung des augenblicklich am meisten umstrittenen deutschen Mediums, Frau Anna Rothe, „vermöge seiner langjährigen wissenschaftlichen Vorbildung und scharfen Beobachtung" als Taschenspielerei und Betrug zu stempeln. Dieser Vorwurf ist weit schwerer, als er dem Uneingeweihten erscheinen mag, denn da dieses Medium sich bei allen seinen Handlungen auf den Namen des Höchsten beruft, läge Blasphemie vor, wie sie krasser und verwerflicher kaum gedacht werden könnte.

Vor allen Dingen hat Herr Bohn dem Spiritismus den dankenswerthen Dienst geleistet, einer großen Anzahl Leser, denen die Erscheinungen desselben noch fremd waren, oder die Gelegenheit fehlte, solchen Sitzungen beizuwohnen, eine ziemlich anschauliche Schilderung von deren Verlauf zu geben, wodurch manchem bis dahin Ahnungslosen die erstaunliche Mittheilung wird, um welche wunderbare Erscheinungen es sich bei diesen Sitzungen handelt, und in ihm der Wunsch geweckt wird, dieser Sache näher zu treten, um die jetzt ernste Gelehrte, Professoren aller Facultäten

---

*) Wir gewähren diesem gegen den im Novemberheft unserer Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz des Herrn Dr. Erich Bohn: „Ein deutsches Medium" gerichteten Aufsatz, den der Impresario der Frau Rothe, Herr Max Jentsch in Chemnitz, uns als die uns von ihm in Aussicht gestellte, ihm „gesetzlich zustehende Erwiderung" anzusehen ersucht, bereitwillig Aufnahme, nicht weil wir nach dem § 11 des Preßgesetzes uns dazu verpflichtet erachten, sondern weil wir es für gerecht und im Interesse der Sache liegend halten, daß auch die angegriffene Partei an dieser Stelle zu Worte komme. Es möge so der Oeffentlichkeit die Gelegenheit gegeben werden, sich aus dem Für und Wider eine selbstständige Meinung zu bilden. D. Red.

sowie Theologen sich streiten, um sich durch eigenen Augenschein ein Urtheil zu bilden über diese so unzählige Menschen mit Begeisterung erfüllenden Vorgänge.

Herr Bohn hat sich nun der schwierigen, unendlich viel Objectivität erfordernden Aufgabe gewidmet, Licht in die märchenhaft klingenden Schilderungen der Theilnehmer zu bringen, wobei er sich zu dem höchst anerkennenswerthen Grundsatz bekennt: „Die Pflicht zur Wahrheit gebietet, in der Beobachtung der Thatsachen peinlichste Gewissenhaftigkeit zu beobachten!"

Um so befremdlicher muß es jeden Leser seines Aufsatzes berühren, daß er mit der Veröffentlichung desselben, der seinem Programm gemäß die „gesammte Thätigkeit des Mediums" enthalten und begutachten soll, nicht noch gewartet hat, bis er persönlich mehr Erfahrung darüber gesammelt, anstatt sich darauf zu beschränken, die Berichte Anderer auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen.

Mit dem Negiren der Aussagen Anderer sowie Muthmaßungen über deren Gemüthsverfassung und Mangel an Urtheilsfähigkeit angesichts der von ihnen geschilderten Thatsachen kann man doch keinen logisch denkenden Menschen von einem gegentheiligen Thatbestand überzeugen. Ebenso bedauerlich muß es genannt werden, daß ein so scharfer Beobachter wie Herr Bohn seine, dem Occultismus einmal geweihten Dienste nicht noch soweit ausdehnte, die eigenen Untersuchungen mit der Gründlichkeit zu betreiben, die man von jedem Forscher auf so ernstem Gebiet fordern muß.

Auf die Sitzungen selbst einzugehen ist hier überflüssig, da dieselben außer von Herrn Bohn bereits oft in den Zeitschriften für Spiritismus geschildert wurden und sich fast alle im allgemeinen Rahmen halten, nur möchte ich erwähnen, daß Herr Bohn uns von vorn herein seine eigenen Beobachtungen in denselben als ganz unmaßgebend darstellt. Hätte er, wie es bei vielen anderen Sitzungen geschehen, vor derselben die Untersuchung des Mediums veranlaßt, so wäre jedem Verdacht eines Betruges die Spitze abgebrochen, — da dieses unterblieb, muß jeder logisch folgernde Mensch ihm den Vorwurf machen, daß er seine Schlüsse auf unbewiesenen Grundlagen aufbaut, denn Taschenspieler können nur Blumen und Gegenstände hervorbringen, wenn sie dieselben thatsächlich verborgen bei sich haben oder im Raum selbst versteckt bereit halten, was in einer fremden Privatwohnung wohl ausgeschlossen ist, ebenso wie die von Herrn Bohn gestellte Vermuthung, es könnten dem Medium während der Sitzung solche Dinge zugesteckt werden, von Jedem, der jemals mit diesem Medium experimentirte, auf's Entschiedenste zurückgewiesen werden muß. Ferner giebt Herr Bohn seinen Beobachtungen selbst das Zeugniß der Ungenauigkeit, indem er sich damit begnügt, Vorgänge zu schildern, die er seiner eigenen Aussage nach nicht im mindesten verfolgen konnte wegen seines ungünstigen Platzes. Daß unter solchen Bedingungen urtheilsfähige Menschen ihn als Autorität anerkennen und seinen Aussagen Werth beilegen, wird er wohl selbst kaum

erwarten, namentlich da seine Beweisführung sich dahin beschränkt, Alles, was er nicht übersehen konnte, zu Ungunsten Frau Rothes auszulegen und die Urtheilsfähigkeit der übrigen Zeugen als gleich Null hinzustellen, weil dieselben nach Beendigung der Sitzung ihrer Begeisterung Ausdruck gaben, — eine Schlußfolgerung, auf deren Originalität Herr Bohn wohl allein Anspruch erheben darf. Vorläufig ist uns dieser Herr noch jeden Beweis schuldig geblieben, worauf er seinen Ausspruch begründet: es stehe nun ein für alle Mal fest, Frau Rothe sei kein echtes Medium. Sein Hauptargument besteht allein in der Annahme, daß die nach Hunderten oder gar Tausenden zählenden Augenzeugen in den vielen Sitzungen eigentlich in eine Nervenanstalt gehören, da sie den Gebrauch ihrer fünf Sinne vollständig eingebüßt haben. Von all diesen, Herrn Bohn vollständig fremden Persönlichkeiten weiß er instinctiv, daß sie voreingenommen, urtheilsunfähig, ohne jede Kenntniß der Sache, mit dem Vorsatz in die Sitzung kamen, Alles zu glauben und nur das zu sehen und hören, was Herr J. und Frau Rothe ihnen aufbinden wollten.

Ich möchte Herrn B. darauf aufmerksam machen, daß, indem er alle die von der Echtheit der Gabe des Mediums überzeugten Theilnehmer gewissermaßen als „überexaltirte", keiner ernsten Prüfung oder Gedankenfolgerung fähige Species der Menschheit schildert, er die von ihm selbst zugegebene Thatsache zu übersehen scheint, daß Frau Rothe ihre Kräfte meistens Privatkreisen zuwendet, die ihm völlig fremd sind, und er mit seinem niederschmetternden Urtheil Schläge im Dunkeln austheilt, er würde vielleicht damit etwas zurückhaltender gewesen sein, wenn er gewußt hätte, wen er unter Anderem getroffen und welch eigenthümliches Streiflicht dabei auf seine eigene Urtheilsfähigkeit fiel. Nur einen Bericht scheidet er als sachlich gehalten aus unter den 34 zu Gunsten des Mediums zeugenden Berichten, um ihn aber gleich wieder als werthlos und tendenziös zu verwerfen unter dem Vorwand, daß Herr B. nicht wisse, ob die Beobachtungen sachgemäß erfolgt und dargestellt seien, der Bericht der Details entbehre, und Herr B. nicht von der Fähigkeit der Theilnehmer überzeugt sei, nüchtern zu beobachten, wodurch der schlagende Beweis geliefert sei, daß die Thatsachen nicht der Wahrheit entsprachen. —?

Nur einige Berichte will Herr Bohn anerkannt sehen, und das sind die Entlarvungsberichte. Der beweiskräftigste stammt aus Hamburg, — ob diese Augenzeugen urtheilsfähig waren oder nicht, spielt in diesem Falle gar keine Rolle, die Berichte sind in seinen Augen vernichtend für das Medium. Nun fügt es der Zufall, daß ich Beziehungen habe zu dem Hamburger Kreise und mir vor längerer Zeit über diese Betrugsentlarvung in Hamburg Mittheilung gemacht wurde mit dem Bemerken, es könne doch möglich sein, daß die Theilnehmer an der Sitzung sich in ihren Beobachtungen getäuscht, da ihnen die Vorkenntnisse zu der Sache fehlten, und ich wurde ersucht, bei einer Sitzung, die in meinem eigenen Hause bevor-

stand, doch genau dieses und jenes zu beobachten und vor Allem das Kleid des Mediums zu untersuchen, ob es nicht etwa einen Gummistoß enthalte, worin die Blumen stundenlang frisch erhalten werden könnten. Dieses habe ich gewissenhaft gethan und brauche nicht zu versichern, daß ich nichts derartiges fand, sonst wäre diese Schrift unterblieben. Dieses zweifelhafte Hamburger Urtheil bildet die pièce de résistance des Herrn Bohn, des Mannes der streng wissenschaftlichen Kritik. Da uns sämmtliche von ihm angeführten Betrugsverdächtigungen vor unseren Sitzungen mit dem Medium bekannt gegeben waren, so brauche ich wohl kaum zu versichern, daß alle Theilnehmer mit besonderer Rücksicht darauf allen Bewegungen des Mediums folgten, wir uns so setzten, daß wir sie von allen Seiten beobachten konnten, (einmal saß ich selbst hinter ihrem Rücken) und daß wir Gelegenheit nahmen, vor der Sitzung Frau Rothe, gleichzeitig ihrem eigenen Wunsch entsprechend, gänzlich zu untersuchen, Haar, Zähne 2c. und ihr nur uns gehörende Kleidungsstücke anzulegen, auch wurde ihr jede Gelegenheit abgeschnitten, sich nachträglich Gegenstände zu verschaffen. An diesen Sitzungen nahmen unter anderen älteren, erfahrenen Kennern des Spiritismus auch mehrere höhere Offiziere Theil, denen man nicht eine blinde Begeisterung für alles Uebernatürliche nachzusagen pflegt, sowie ein älterer, sehr nüchtern kritisirender Ingenieur, der gewohnt ist, jede Wirkung auf seine bestimmte Ursache hin zu prüfen, und mit der Ueberzeugung Platz nahm, daß nichts ihn von der Uebernatürlichkeit der Erscheinungen überzeugen könnte.

Im Verlauf der Sitzung war er es gerade, der die übrigen Theilnehmer darauf aufmerksam machte, wie ein großer Strauß frischer Rosen entfernt vom Medium verhältnißmäßig langsam durch die Wand zu wachsen schien, um in weitem Bogen, ohne das Medium zu berühren, auf den Tisch zu fallen. Ich will die vielen Fälle nicht aufzählen, wobei die Blumen in unserem Garten bei hellem Sonnenschein, entfernt vom Medium erschienen und sogar von Anderen ergriffen wurden.

Wenn Herr Bohn glaubt, die gesammte Litteratur über dieses Medium geprüft zu haben, so muß man fragen, ob er die Thatsache ganz übersehen, oder ob wirklich bei seinen umfangreichen Forschungen niemals ihm einer der unzähligen Fälle begegnet sei, wo das Medium im Trance-Zustand von Dingen sprach, von denen es keine Ahnung haben konnte, und Verstorbene untrügliche Identitätsbeweise gaben, nur von deren Verwandten verstanden. In unserem Kreise ist uns dieses des Oefteren begegnet, und stellt jeder einzelne Fall einen beweiskräftigeren Factor für die Echtheit des Mediums dar, als alle Combinationen des Herrn B., der den gegentheiligen Schluß ziehen will aus einem einzigen mißglückten Identitätsnachweis, wobei es noch offen steht, ob es sich dabei wirklich um einen Irrthum handelte oder um ein Mißverständniß seitens der Betheiligten.

Herr Bohn erinnert in diesem Fall unwillkürlich an den französischen Zeitungsreporter, dem bei seinem ersten Besuch in Berlin Unter den Linden ein

durchgehendes Pferd begegnete, worauf in seinem Bericht zu lesen stand: Berlin hat die Eigenthümlichkeit, daß in seiner Hauptstraße stets die Pferde wild werden.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich auf alle die in dem Aufsatz den Thatsachen widersprechenden Behauptungen eingehen, und will nur kurz darauf hinweisen, daß die von Herrn Bohn angeführten „Bedingungen", unter denen das Medium arbeiten soll, den bei unseren Sitzungen gemachten Erfahrungen diametral entgegenlaufen. Zum Beispiel, daß bei dem Eintreten eines Phänomens die beiden Hände des Mediums nie gleichzeitig sichtbar seien, die Blumen stets von der linken Seite erschienen, das Medium durch lautes Reden und Unruhe im Kreise nicht gestört würde, daß die physikalischen Erscheinungen nur bewirkt würden, wenn die Aufmerksamkeit nicht auf ihre Person gerichtet ist, daß die Anwesenheit des Impresario stets nothwendig sei, daß ein Wechseln des Zuschauerkreises ihr erwünscht sei, daß Niemand hinter ihrem Rücken Platz nehmen dürfe, alle diese, jeder Wahrheit entbehrenden Behauptungen bilden angeblich die Grundlage für die Annahme, daß Frau Rothe eine Taschenspielerin sein müsse!

Ich will Herrn Bohn so weit Gerechtigkeit entgegenbringen, daß ich eingestehe, auch wir haben mit diesem Medium Sitzungen unter ungünstigen Bedingungen erlebt, nach denen wir uns sagen mußten, daß ihr Verlauf nicht im Stande gewesen wäre, uns unbedingt von der Echtheit der Phänomene zu überzeugen, wenn wir nicht schon andere weit günstigere Resultate erhalten hätten, und die Thatsache unanfechtbar bestand, daß das Medium keine Blumen 2c. bei sich hatte, die Apporte folglich echt sein mußten. Wir gehören aber nicht zu den glücklich veranlagten Menschen, die, wie Herr Bohn, nur zweier halbwegs gelungener Proben bedürfen, um Dinge zu überschauen und ergründen, über die seit langen Jahren Gelehrte aller Nationen sich die Köpfe zerbrechen; daher prüften wir immer von Neuem.

In Ermangelung jedes thatsächlichen Beweises und vielleicht, weil er eingesehen haben mag, daß er in der Verleumdung einer so „ehrbaren" Frau (wie er sie selbst nennen muß), zu weit gegangen sei, findet Herr B. schließlich den Ausweg, das Medium als „krank" hinzustellen, ihre sogenannten Trance-Zustände seien „hysterische Anfälle", und behauptet, wir hätten es mit einer pathologischen Schwindlerin zu thun! Mit dieser Entdeckung wäre den Psychologen viel Mühe erspart und eine Lösung dieses räthselhaften Problems der Mediumschaft gefunden, ja, man könnte, wie Herr B. sagt, über den Offenbarungsspiritismus ein für alle Mal zur Tagesordnung übergehen, wenn ein Factor aus dem Wege geschafft werden könnte: das sind die frischen Blumen und Gegenstände, die das Medium in wachem Zustande vorher herbeischaffen und verbergen müßte, — da bliebe also nur ein vorbedachter, mit kühler Berechnung vorbereiteter Betrug übrig, oder sollte hier vielleicht der als „Impresario" bezeichnete Herr J. in Thätigkeit treten? Hier hat Herr Bohn uns gleichfalls ein Paradox geboten: entweder dieser Herr ist, was uns von ihm versichert

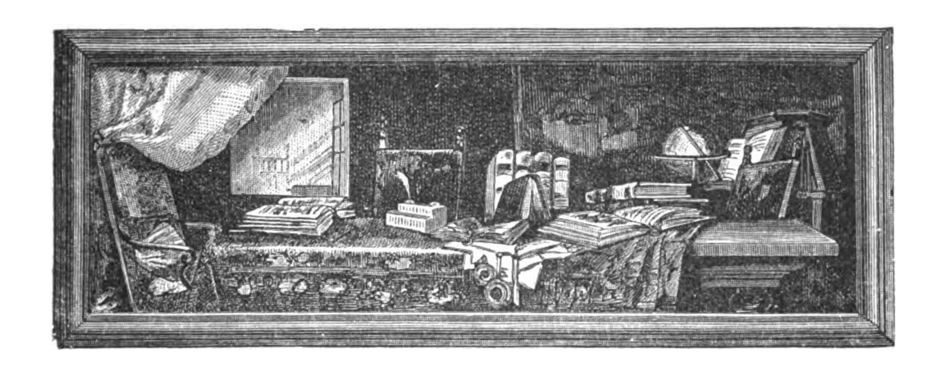
wird, überbegeistert, abergläubisch und durchdrungen von seiner Geistertheorie, oder er ist ein raffinirter Betrüger, — Beides zusammen ist unvereinbar, und gegen Letzteres spricht der von Herrn B. zugegebene gänzliche Mangel an pecuniärem Vortheil bei der Sache. Oder sollte noch eine dritte Möglichkeit vorliegen? sollte Herr J. mit seiner Theorie doch Recht haben? jener Mann mit dem ernsten, würdigen Auftreten und dem bescheidenen, anspruchslosen Wesen, der seit Jahren, allen Verleumdungen und Anfeindungen Trotz bietend, für seine Ueberzeugungen eintritt, kein Opfer scheut und sich durch alle Stürme des Lebens den reinen Glauben an seine Ideale erhalten und Jedem gerne mittheilt, der ihn darum bittet. Wenn auch seine Schilderungsweise Herrn Bohn nicht gefallen mag, ihm unwissenschaftlich erscheint, Herr J. hat uns bis heute unwiderlegte Beweise für seine Theorie erbracht, die Gegenbeweise ist uns aber Herr Bohn noch schuldig geblieben.

Gott sei Dank giebt es noch Menschen, die trotz ihres gesunden Verstandes noch Begeisterung fühlen können, und so dürfen wir hoffen, daß noch fortgefahren werde, diese Erscheinungen in ernster, wissenschaftlicher Weise zu erforschen, wie dieses ja bereits seit über fünfzig Jahren geschieht durch Herren, die nicht zu den genügsamen Menschen gehören, welche ohne jede persönliche Prüfung eine Sache aburtheilen können; oder sollte Herr Bohn etwa nicht sich überzeugen wollen? Denn man kann kaum annehmen, daß seine schwache Beweisführung ihm selbst genügt!

Einen nicht zu unterschätzenden Dienst hat Herr Bohn Frau Rothe und ihrem treuen Begleiter geleistet: es wird jeder unparteiische Leser die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es unmöglich war, ihnen irgend welche betrügerischen Manipulationen nachzuweisen, sonst hätte es Herr Bohn mit diesem großen Aufwand an Material und gutem Willen unfehlbar zu Stande gebracht, sie dessen zu überführen. Im Uebrigen kann ein so durchsichtig tendenziös gehaltener Angriff niemals dem Ruf zweier Menschen schaden, die mit so ehrlichem Streben einer heilig ernsten Sache dienen, und denen so viele Freunde aus allen Schichten der Gesellschaft zur Seite stehen mit unanfechtbaren Beweisen der echten Begabung dieses Mediums und deren sittlichen Unantastbarkeit.

* * *

Nach Schluß dieser Zeilen ist mir noch die Nachricht zugegangen, daß einer unserer erfahrensten Occultisten Deutschlands mit dem Medium Frau Anna Rothe eine Prüfungssitzung in Gegenwart mehrerer Aerzte abgehalten, wobei er sich von der unzweifelhaft echten Begabung des Mediums überzeugt hat. Alle Phänomene traten trotz der Vorsichtsmaßregeln zu Tage, wie die betreffenden Herren selbst durch ihre Unterschriften beglaubigt haben. Angesichts dieser Herrn Bohn gewiß auch persönlich zur Kenntniß gelangenden Thatsache wird er wohl nicht zögern, das von ihm so schwer angegriffene Medium und deren Begleiter auch öffentlich zu rehabilitiren, da ihm doch angeblich nur um die Wahrheit zu thun war.



Der Fall Rothe.

Von

Erich Bohn.

— Breslau. —

„J'accuse."
Zola.

Das Krüglein geht solange zum Brunnen, bis es bricht. Diese Lebensweisheit sollte jedes Pseudomedium in Gold fassen lassen, denn sie ist das Memento mori, das vor der Pforte seines Ruhmes steht. Wohl viele, viele zogen vor ihm den luftigen Weg, dessen Bahn sich schwindelnd über dem Abgrund der Wahrheit wölbt: und alle stürzten sie eines Tages, Schwindel erfaßte sie und der luftige Tanz endete jäh im Abgrund. Das darf uns nicht Wunder nehmen. Das Medium, das dem Betrug nicht entsagen kann, steht vor einer schwierigen Aufgabe. Heißt es doch bei ihm mehr wie bei allen anderen Muth mit Weisheit paaren. Beide werfen ihre Angeln nach ihm aus. Die Vorsicht ist zwar die Mutter der Weisheit, aber auch die Großmutter der Furcht, und die Welt, die dem Muthigen gehört, kann der Tollkühne verlieren. Da heißt es, mit kaltem Blick Vorsicht und Muth gegen einander abwägen, daß das Zünglein der Waage auch nicht um eines Haares Breite schwankt. Mancher lernt's nie. Zu einem genialen Betrug muß man, wie jedes Genie, geboren sein, und nur das Genie wird die richtigen Züge ziehen, wenn ihm die Wahrheit ein „Schach dem Könige" zuruft. Darum ist es so hoch interessant, ihm zuzuschauen, wenn die Gefahr der Entdeckung sich drohend emporreckt. Wird es den Kopf verlieren? wird es alles auf eine Karte setzen, oder wird es das Horazische „aequam memento rebus in arduis servare mentem" beherzigen? Die Culturgeschichte lehrt, daß die Antwort so verschieden, wie die Menschheit ist.

Nach den Resultaten meiner ersten Arbeit (Novemberheft 1900 dieser Zeitschrift) darf ich Frau Rothe zu den Pseudomedien rechnen. Dieses

Urtheil bezieht sich selbstverständlich nur auf ihre Thätigkeit als Medium*). Im Uebrigen mag sie eine hochachtbare ehrenwerthe Frau sein, deren Ruf über allem Zweifel erhaben ist. Selbst ihre Betrügereien als Medium vermögen vielleicht keinen Schatten auf sie zu werfen. Bleibt doch vorläufig

*) Nachträglich habe ich noch einige biographische Daten über Frau Rothe ermittelt. Im Jahre 1894, kurz nach der Hamburger Entlarvung, erschien in der Sphinx Bd. 18 S. 232 ein Bericht zu ihren Gunsten, der mir bisher entgangen war. Er steht auf demselben Niveau wie die sonstige Rothe-Litteratur. Interessant ist er durch die Angaben, wie sich Rothe's Mediumität entwickelte. Es gingen keine langen Entwickelungssitzungen voran. Schon in der ersten Sitzung klopfte es, und nach wenigen Sitzungen erfolgten die ersten Bewegungen von Gegenständen und Apporte. Während aber jetzt Frau Rothe auch im Winter frische Rosen bringt, halfen sich damals die geistigen Wesen mit Wachsblumen. „Der Vorgang war stets der, daß das Medium mit der linken Hand unter den Tisch fuhr und diese dann mit einer Blume wieder hervorzog.“ Das Medium gab damals fast täglich Sitzungen. — Der Verfasser zerbricht sich zwar nicht den Kopf über die Echtheit der Phänomene, wohl aber darüber, ob die „geistigen Freunde“ die Apporte gestohlen haben könnten.

Pfingsten 1897 besuchte Rothe mit ihrem Impresario den zweiten Congreß des „Verbandes deutscher Occultisten“. Sie feierte reiche Triumphe, und ihr vor zwei Jahren entblätterter Ruhmeskranz begann neue Sprossen zu treiben. Pfingsten das liebliche Fest war gekommen — —

Schließlich wurde ich noch auf einen Bericht zu Gunsten Frau Rothes aufmerksam gemacht, der sich S. 138 der „Zeitschrift für Spiritismus“ Jahrgang 1899 findet. Für Rothe und Jentsch sind Pseudonyme gewählt. Der Bericht ist so klassisch, daß ich ihn meinen Lesern nicht vorenthalten will.

„Am Sonntag, den 8. Januar, wurde mir um 9 Uhr Abends die Gottesgnade zu Theil, einer Sitzung bei dem hochbegabten Medium und Vatermedium S. (der wiederverkörperten Judith der heiligen Schrift) beizuwohnen, wo der exacte Beweis vorliegt, der sich in die beiden schönen Worte fassen läßt: Wiedersehen und Unsterblichkeit“ . . .

Es folgt nun die Schilderung einer Sitzung. Der Verfasser fährt fort:

„Wie Bruder B. uns an jenem Abend erzählte, war die Sitzung eine sehr ungünstige; denn sonst wurden bei diesem Medium haufenweise Datteln aus dem heißen Afrika herbeiapportirt, glänzend schwarze Kapdiamanten, die sich bis jetzt jedoch leider immer noch in Kohle verwandelten . . . Oft treten die Phänomene (?!) in lang herabwallenden Gewändern aus dem Cabinet, doch muß vorher Bruder B. und Schwester Erna den Cirkel verlassen, da diese zu viel antimagnetische Kraft für so hohe Geisterwesen aus der elften Himmelssphäre besitzen.

Auch Johannes der Täufer und Henoch als Engel materialisiren sich oft in diesem Cirkel, den Gläubigen das Wort verkündend. Einmal trug sich Folgendes zu. Das Medium ließ wohl Hunderte kleiner Erdkügelchen, welche, wie das hohe Geisteswesen sagte, die verschiedenen Weltkörper darstellen sollten und in's gelbe, braune, ja auch in's blaue schillerten und hart gebrannt zu sein schienen, plötzlich auf dem Boden erscheinen, wo sie hin- und herrollten, neckisches Spiel mit einander treibend. Wie merkwürdig, diese Kügelchen, welche als Nachbildung der Weltkörper doch nur von hohen Geisterwesen gemacht sein konnten, durften die Cirkeltheilnehmer mit nach Hause nehmen.“

Unter Gläubigen scheinen Frau Rothe und der mystische Bruder B. recht sonderbare Dinge zu treiben. Als auf diesen romantischen Bericht hin ein Spiritist, Herr Redacteur Feilenhauer, Frau Rothe 10000 Mk. bot, falls sie nur einen einzigen Klopflaut unter zwingenden Bedingungen hervorbringe, lehnte sie dankend ab!! Sie wußte warum.

immer noch die Möglichkeit offen, daß sie eine Kranke und keine Verbrecherin ist.

Wichtig für ihre Beurtheilung ist aber jedenfalls ihr Verhalten gegenüber der drohenden Entdeckung. Ich bin in der Lage, hierzu ein ziemlich vollständiges Material zu geben, das einen werthvollen Einblick in die Taktik der Pseudomedien eröffnet. Wir können daran prüfen, ob Frau Rothe allzeit an das Krüglein dachte.

Die Veröffentlichung meiner Arbeit bedeutete für Frau Rothe einen schweren Schlag. Drohte sie doch zu vernichten, was sich das Medium in zehnjährigem Ringen erkämpft hatte. Das wußte ich, und das wußte Frau Rothe. Darum sorgte ich offen und ehrlich dafür, daß sie über meine Pläne nicht im Zweifel sein konnte. Als ich daraufhin von ihrem Impresario einen beleidigenden Brief erhielt und auf meinen Vorschlag, sie solle sich einer Gelehrten-Commission auf meine Kosten zur Prüfung stellen, am 24. Januar 1900 die Antwort empfing, ich solle nach Chemnitz kommen, dort würde man mir gestatten, Sitzungsprotokolle einzusehen (!!), da hatte ich genug*). Frau Rothe war gewarnt, mochte sie handeln. Und sie handelte.

---

*) Frau Rothes Anhang verbreitet jetzt das Gerücht, ich hätte eine Einladung des Impresarios zu einer Sitzung in Chemnitz abgelehnt. Diesem unwahren Gerücht gegenüber sehe ich mich veranlaßt, den Briefwechsel mit dem Impresario zu veröffentlichen.

Auf meine Aufforderung, in Breslau Sitzungen zu geben, antwortet er am 11. 12. 1898: „Ich bedaure, erwidern zu müssen, daß unser Medium leider darauf verzichten muß, Ihrer Proposition näher zu treten."

Auf erneute Anfrage unter Anerbietung einer Gelehrtencommission und beliebigem Honorar (eventuell 1000 Mk.): „Schwester Rothe bedauert, endgiltig ablehnen zu müssen." Als dann die Veröffentlichung meiner Arbeit droht, schreibt er am 9. Januar 1900: „Sie sollten auch ein pecuniäres Opfer nicht scheuen, sollten hierher kommen, das Urtheil erfahrener Leute hören, unsere schriftlichen Belege und Protokolle in Augenschein nehmen." Als ich darauf nochmals eine Prüfungssitzung anbiete, erwidert er am 24. Januar 1900: „Mein Vorschlag ging lediglich dahin, Ihnen Gelegenheit zu geben, beim Studium der Phänomene Schwester Rothes das Urtheil erfahrener Männer zu hören, und zu diesem Zweck sollte Ihnen der Vorzug gewährt werden, die Prüfungsprotokolle eventuell einzusehen. Nicht im Entferntesten war es meine Absicht, oder fühlte ich mich gar von der Nothwendigkeit durchdrungen, Ihnen Prüfungssitzungen zu geben, über die wir momentan zur Genüge weg sind." Die Originale dieser Briefe können bei mir eingesehen werden.

Der Uebersicht halber gebe ich ein Verzeichniß der Ereignisse seit dem Augenblick, wo Frau Rothe das sichere Erscheinen der ersten Arbeit bekannt war.

December-Januar 1900.	Ankündigung meiner Arbeit.
9. Februar.	Vortrag in der „Gesellschaft für Psychische Forschung".
Mitte Februar.	Gründung der Commission für Medienschutz. (Wien 49 Psyche 220.)
25. Februar.	Prüfungssitzung in Wilmersdorf. (Psyche 124. Wien 76.)
13. Mai.	„ „ dem Verein „Eos". (Eos 49.)
20. Mai.	Sitzung in der Psyche unter Anwesenheit des Dr. Riemann.
15. Juli.	Sitzung in Weißwasser. (Zeitschrift für Spiritismus 342.)
Ende August.	Frau Rothe auf Reisen. (Lichtstrahlen 29. August.)

Als ich am 9. Februar den Saal der „Gesellschaft für Psychische Forschung" betrat, die Akten contra Rothe unter dem Arm, fiel mein Blick auf zwei Fremde. Es war Rothes Impresario Max Jentsch und ihr Breslauer Freund Herr Adolf Kühn. Ueber den Zweck ihrer Anwesenheit konnte ich mich keinen Illusionen hingeben. Man wollte offenbar meine Arbeit vor ihrer Veröffentlichung kennen lernen, um danach seine Maßnahmen zu treffen. Herr Kühn fragte mich sogleich, ob auch eine Dame theilnehmen dürfe. Da dies statutenmäßig ausgeschlossen war, lehnte ich ahnungslos ab. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, Frau Rothe sei im Vorsaal.

Das also war jene Dame, die sich für meine Vorträge so sehr interessirte! Sie hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ich dachte: „Hic Rhodus, hic salta" und ließ sie im Namen der Gesellschaft auffordern, uns eine Prüfungssitzung zu geben. Günstiger konnte die Gelegenheit garnicht sein: Das Medium war da, die Commission bereit, mit einem Schlage konnte sie alle meine Pläne vernichten, denn vor der Logik der Thatsachen muß sich die Logik der Gründe beugen. Und wenn diese Frau wirklich die ehrliche Frau war, als die sie sich ausgab, so hätte sie der Macht der Wahrheit vertraut. Sie zog den Sperling in der Hand, der Taube auf dem Dache vor — und lehnte unser Anerbieten ab. So hatte sie nichts gehört und wir nichts gesehen*). Sie hatte die Reise von Berlin, wo sie gerade war, vergeblich gemacht, der Ueberfall war mißlungen.

Der zweite Schachzug des geängstigten Mediums war erfolgreicher. Es erfolgte die Gründung jenes Syndikats, das sich „Commission für Mediumschutz" nannte. Meine Leser kennen es schon. Frau Rothe schien durch die Masse imponiren zu wollen, sie wollte zeigen, daß ihre Anhänger bereit seien, in die Bresche zu treten, wenn sich der Kampf um Sein oder Nichtsein entfesselt. Der Vorsitzende des Wiener „Vereins für Occultismus", Herr Eder, lancirte am 1. März den Aufruf in die Presse und gab ihm einige tiefsinnige Worte auf den Weg.

Aber die Prüfungssitzung, die Prüfungssitzung! Sie mochte wie ein Alp auf der Seele des Mediums lasten. Auch dafür wußte man Rath. Gleichzeitig mit der Gründung der Schutzgarde erfolgte jene Prüfung durch

---

1. September.	Lobrede des Theologen. (Psyche 227.)
13. September.	Sitzung in Berlin. (Lichtstrahlen 10. October.)
Anfang October.	Mein Gewährsmann im Zimmer der Rothe.
14. October.	Sitzung in München.
24. October.	Vortrag des Dr. Riemann.
Ende October.	Sitzung in Berlin.
Anfang November.	Erscheinen meiner Arbeit. Protestversammlungen gegen Dr. Riemann.

*) Der Vorfall wurde sofort zu Protokoll genommen. Kühn behauptet jetzt, die „Gesellschaft für Psychische Forschung" hätte ihnen die Rechtfertigung abgeschnitten.

den Berliner Verein Psyche, die ich am Schluß meiner ersten Arbeit beleuchtete. Man frägt sich unwillkürlich, wer dabei geprüft wurde, die Psyche oder Frau Rothe. Als Anhängsel schloß sich dann am 19. Mai die Prüfung durch die Brüder und Schwestern der Eos an.

Frau Rothe war damit in ihren Augen rehabilitirt. Mit dem Erfolge aber wuchs ihr Muth, und ihr Sinn mochte nach Höherem streben. Der Skeptiker war noch immer nicht gefunden, der mit seinem „Ja und Amen" den Stempel der Echtheit unter die Rehabilitirungs-Urkunde setzte. Dazu war Herr Dr. phil. et theol. Riemann in Berlin ausersehen. Hier aber ging das Krüglein zum Brunnen und brach. Die Wagschaale, in der die Vorsicht lag, war zu leicht, sie schnellte empor, und Frau Rothe stürzte von der erträumten Höhe auf das Pflaster der Wirklichkeit*).

Die Schlappe wurde jedoch schnell wett gemacht. Frau Rothe „stieg empor in's Gebirge und dorthin, wo eine scharfe, rauhe Luft weht". (Nietzsche). Sie, deren Sinn und Trachten nach hinterweltlerischen Dingen stand, ging zu den Hinterwäldlern. Dort war die Luft rauh, aber die Menschen waren nicht so scharf, wie in Hamburg, Berlin und Breslau. Am 15. Juli taucht sie plötzlich in Weißwasser in der Ober-Lausitz auf und feierte unter begeisterten Anhängern unerhörte Triumphe. Aus unten ersichtlichen Gründen werde ich bei dieser Gebirgsreise etwas länger verweilen.

Der Vorsitzende des „Vereins für Harmonische Philosophie" in Weißwasser feierte seinen fünfzigsten Geburtstag. Um dem Fest die richtige Weihe zu geben, hatten die Mitglieder sich entschlossen, „das Medium Schwester Anna zu bitten, diesen Ehrenabend durch ihre Gegenwart zu verherrlichen". Schwester Anna kam, sah und siegte. Es herrschte eine tropische Julihitze. Man hatte daher das Dach des Sitzungssaales mit Eiswasser begossen und im Saale Eiskübel aufgestellt. Immerhin ist eine solche Abkühlung nicht immer ganz ausreichend.

„Nie waren die in Rothes Gegenwart zugebrachten Stunden so weihevoll, wie unter dem Eindruck des allgemeinen Festes die nun folgenden. Nachdem Schwester Anna in Trance gekommen war, ergriff ein geistiger Führer das Wort, und zunächst sich an den Jubilar wendend, wies er auf die hohe Bedeutung dieses Tages hin, erkannte Bruder M.s Bestreben, die hohe Lehre mit aller Kraft zu verbreiten, und schloß mit einer herzlichen Ermahnung zu fernerem rüstigen Vorwärtsschreiten auf dem betretenen Pfade, ungeachtet aller Hindernisse.

Das Hocherhabene mit dem kindlich Einfachsten verknüpfend, vollzogen die blumenspendenden Kinder der Friedenssphäre an ihre mitarbeitenden geistigen Geschwister Apporte der herrlichsten Blumen . . ." „Auch hier wurde der Jubilar besonders ausgezeichnet durch ein herrliches Blumen-

*) Der Bericht folgt unten.

geschenk, welches mit sinnigen Worten der lieben geistigen Freunde ihm übergeben wurde . . ." Es wird nunmehr das übliche blaue Büchlein apportirt, leer befunden und von den Geistern binnen wenigen Minuten mit einem 27 Seiten langen „hochinteressanten" Text beschrieben. Eine weitere directe Schrift ist uns glücklicherweise durch Druck zugänglich gemacht, so daß der „hochinteressante" Inhalt für diese Welt nicht verloren ist. Er lautet:

„Mit Gott! Fünfzig Jahre sind dahingeschwunden unter Freud und Leid, auch unter Gottes Schutz. Gern, lieber Onkel, will ich Dir auch meine Wünsche darbringen; o möchte im Leben alles Dir, so wie bisher gelingen, damit Dein Lebensabend frei von Kummer und von Sorge sei! Ich bin ja nur ein kleines Wesen, doch was ich dazu thun kann, soll sicherlich geschehen, so daß jedes Wiegenfest auf's neue beweist Dir unsere Lieb' und Treue. Friedchen."

Der Geist Friedchen scheint danach ein schwacher Geist und ein noch schwächerer Dichter zu sein.

„Ein Phänomen zeigte sich immer überwältigender als das andere. Welche großartige Bestätigung erhalten wir durch derartige Beweise von jenen Wundern der Bibel, an welche unsere superkluge Welt kaum noch glauben will. Sie sind nicht vorüber jene Zeiten! Nicht zu Ende ist die Zeit der Apostel; sie geht uns in der jetzigen Zeit wieder auf, gebe Gott, ebenso strahlend wie zur Zeit der ersten Christenheit.

Keine, selbst nicht die ernstesten Vorgänge unseres Lebens, keine kirchliche Procession wäre in der Lage, größere Andacht und eine ungetrübtere Harmonie zu verschaffen, als sich über die nahezu 110 (!!) Personen umfassende Versammlung ausgebreitet hatte. Gleichsam entrückt von der Welt, im Verkehr mit den lieben geistigen Freunden, gewissermaßen eins mit ihnen, hatten alle den hohen Offenbarungen gelauscht. Ein beseligendes Gefühl hatte sich unser Aller bemächtigt, das Gefühl unendlicher Glückseligkeit darüber, Zeugen so herrlicher Offenbarungen gewesen zu sein."

Auch Frau Rothe mochte sich ein beseligendes Gefühl mittheilen. Es war ein reiner, ungetrübter Erfolg und ein mildes Pflaster auf die Berliner Wunde.

Unterdessen begannen die Ferien, und auch Frau Rothe ging auf Reisen. Ein Deutsch-Amerikaner, der sie besuchte, klopfte vergeblich bei ihr an*). Ihr Ruhm wuchs unterdessen, und „ein Theologe" sang ihr in der Psyche folgendes Loblied:

„„In einem hell erleuchteten Saale sitzt eine Frau in mittlerem Alter, ihr Aussehen ist einfach, bescheiden. Die Züge, von Sorgen gefurcht, strahlen in der Verzückung von einer heiteren, überirdischen Ruhe, von Klarheit und Friede ohne Falsch, ohne Lug und Trug. Da starrt ihr

*) Lichtstrahlen, Nummer vom 29. August.

großes Auge, mit Hast greift sie über den Tisch nach der Rechten eines lieben Freundes, der aufschreckt aus tiefem Gebet (!) und sie verwirrt anschaut. Eine Bewegung der anderen Hand nach dem Haupte, dem Segnen des Priesters gleich, und wundersam quellend liegt ein voller thaufrischer Frühlingskranz auf dem Kopfe des Begnadeten. Blumen fallen hernieder, Himmelsschlüssel, ungebrochen, ungeknickt, in voller Blüthenpracht! Und Worte kommen aus dem ungeübten Frauenmund, Worte von innigster wärmster Christenliebe durchweht. Ist dies das ersehnte Wunder, soll dies ein wahrhaftiges Gotteszeichen sein, Wunder und Zeichen, mit denen unsere Zeit gesegnet werden soll? Weiß Gott, von gewaltiger Wirkung könnte diese Gewißheit sein*)."

Sieg folgte auf Sieg. Am 13. September**) betrat sie wieder Berlin. Hier kam der Mann aus Amerika endlich zu seiner Sitzung. Die Geister verehrten ihm ein Medaillon mit einer Glücksspinne, die in ihrem Netze sitzt. Wir Deutschen erhielten bisher von Rothes Geistern nur Glücksherzen, Glücksblätter und Glückskreuze. Für den Mann aus Amerika stifteten sie sogar eine Glücksspinne mit zwei echten Perlen. In dem Spinnennetz könnte man eine feine Ironie finden. Die Perlen waren hoffentlich echter als die Geister, die sie brachten.

Perlen bedeuten Thränen. Der alte Aberglaube sollte sich an Frau Rothe erfüllen. Der Lorbeer des Triumphes lastete auf ihrer Stirn allzu schwer, und seine Blätter beschatteten ihren sonst so klaren Blick. Die Welt, die die Muthige gewann, verlor die Allzukühne. Sie überschätzte sich und unterschätzte die Klugheit der Anderen. In München sollte das Krüglein in tausend Scherben zerkrachen.

Als Anfang October mein Gewährsmann im Zimmer Frau Rothes in Chemnitz stand, lagen auf dem Tisch eine Anzahl Briefe, darunter Einladungen aus Wien und München. Frau Rothe zog München vor, wo eine aristokratische Gesellschaft sie in liebenswürdigster Weise eingeladen hatte. Sie wähnte sich zudem gesichert, da auf ihr Verlangen ausbedungen war, „daß die Sitzung nicht als sogenannte wissenschaftliche Prüfungssitzung behandelt würde, und daß die Theilnehmer sich aller inquisitorischen Fragen und Handlungen zu enthalten hätten". Am 14. October fand jene denkwürdige Sitzung statt, über die ich unten berichten werde. Um eine bittere Erfahrung reicher verließ Frau Rothe München. Vergeblich rief ihr Impresario den Münchener Gelehrten zu: „Wenn Sie es jetzt noch nicht glauben, dann müssen Sie eben im Jenseits daran glauben." Selbst diese fürchterliche Drohung prallte wirkungslos ab.

Anfang November erschien dann meine Arbeit. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß in denselben Tagen Dr. Riemann in Berlin in

*) Psyche, S. 228.
**) Lichtstrahlen, 10. October.

einer öffentlichen Versammlung — ganz unabhängig von mir — Frau Rothe des Betruges bezichtigte. Ein heller Aufruhr brach nun los. Vier Protestversammlungen tagten gegen Dr. Riemann, und in Nr. 47 der „Zeitschrift für Spiritismus“ redete ein alter Major kräftige Worte für Frau Rothe. Nur eine schwieg: Frau Rothe. Sie tauchte wiederholt in spiritistischen Vereinen Berlins auf; als aber die Münchener „Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie“ erklärte, ihr Ruf sei dahin, wenn sie sich jetzt nicht exacter Untersuchung stelle, da war sie nicht zu haben. Sie lehnte unter allerlei Ausflüchten ab. Seitdem liegt über allen Wipfeln Ruh*). Man weiß nicht: Ist es Todtenruh oder die Ruhe vor dem Sturm. Die vorliegende Arbeit dürfte dem harmonischen Stillleben ein Ende machen. —

Der geschilderte Feldzug ist für diese Beurtheilung des Falles Rothe von großem Werth. Sein Leitmotiv ist die Flucht vor der Wahrheit. Immer gebieterischer tritt die Forderung wissenschaftlicher Prüfung an Frau Rothe heran, und durch immer kühnere Züge sucht sie ihr zu entgehen. Ihre Taktik ist die Taktik der Furcht, ihre Erfolge sind Scheinerfolge, ihre Wege Seitenwege, um dem geraden Weg der Wahrheit zn entgehen. Sie flieht die Wissenschaft und kann doch nicht ihre Folie entbehren: so sucht sie mit dem erborgten Glanz einer Scheinwissenschaft zu blenden. Und gerade diese Taktik muß sie vor den Augen der Wahrheit richten!

Ich würde es kaum für nöthig halten, das weitere Material der Oeffentlichkeit zu unterbreiten, wenn es sich um die Frage handelte, ob das Medium Rothe betrügt. Denn diese Frage ist meines Erachtens beantwortet. Es wird uns aber das Räthsel lösen, wie R. betrügt. Das System wird es uns enthüllen, das in diesem glänzenden Spiel mit dem Glauben der Menschen dem Spieler den Erfolg sichert. Vor Allem wird es uns ein Urtheil über die Rolle des Impresarios in dieser Tragödie ermöglichen.

Bevor ich das neue Material zum Abdruck bringe, möchte ich jedoch zwei kostbare Documente veröffentlichen, die meine Geister mir als Er-

---

*) Endlich nach einem vollen Monat, lief ein schwächlicher Protest bei „Nord und Süd“ ein, in dem die Veröffentlichung der vorliegenden Arbeit zu verhindern versucht wurde. Herr Jentsch bemühte sich sogar nach Breslau.

Mit welchen Mitteln Frau Rothes Anhänger kämpfen, zeigt ein Circular ihres Breslauer Protectors, Adolf Kühn. Adolf Kühn, Generalvertreter vereinigter Düngerfabriken in Breslau, hat heimlich unter dem 6. December ein acht Seiten langes hektographirtes Schreiben versandt, das von ehrenrührigen Beleidigungen meiner Person strotzt. Adolf Kühn ist derselbe, der „den Test“ der Burggräfin Emilie erlebte, und der unter seinem Namen den vom Impresario verfaßten Bericht über die Breslauer Sitzungen in die Oeffentlichkeit brachte. Derselbe Mann, der das Schreiben vom 6. December verfaßte, stellte sich einen Monat vorher der Redaction von „Nord und Süd“ als mein Freund (!) vor, um Auskünfte über meine Absichten zu erhalten.

Unterdessen sind mir noch weitere derartige Schreiben zugegangen. Die Anhänger Rothes bringen mich damit in die Zwangslage, nunmehr den Weg des Gesetzes zu beschreiten.

gänzung des Hamburger Puppenspiels apportirten. Sie sind für die Charakteristik des Blumenmediums von größtem Werth.

Ein Theilnehmer an dem denkwürdigen Hamburger Puppenspiel schreibt mir:

Hamburg, 15. December 1900.

Im Jahre 1894 kam Frau Anna Rothe auf Beschluß der „Loge zum Licht" nach Hamburg. Sie wurde vor der Sitzung untersucht, und es wurde uns von den untersuchenden Damen, zu welchen auch meine Frau gehörte, erklärt, daß das Medium bis auf den Ring am Finger untersucht und nichts Verdächtiges gefunden sei, worauf die Sitzung begann. Meine Frau gab mir aber die Erklärung ab, daß Frau Rothe nur der Form wegen oberflächlich untersucht worden sei und sich nach dieser Untersuchung nach der Damentoilette begeben habe. Auch die Untersuchung vor der zweiten Sitzung war mangelhaft. Die erste und zweite Sitzung, welche im tiefen Halbdunkel abgehalten wurden, fielen daher ganz günstig aus. Ich schöpfte Verdacht. Frau Rothe hatte nämlich im Speisezimmer des Herrn W . . . , woselbst sie auch wohnte, an der Speisetafel am hellen Tage ein mit Blumen geschmücktes Körbchen, — mit einem hohen Henkel versehen, ca. 45 cm hoch —, angeblich von Geistern kommend, auf den Tisch gestellt. Ich und meine Frau nahmen uns daher vor, Frau Rothe zu entlarven. Meine Frau sollte einer scheinbaren Untersuchung der Frau Rothe nicht mehr beiwohnen, und ich wollte mich während der Untersuchung des Mediums nach der Damentoilette begeben, um evtl. vorhandene Blumen an mich zu nehmen. Auf Beschluß des Vorstandes hatte sich jedoch auch meine Frau an den folgenden Untersuchungen zu betheiligen. Als sich Frau Rothe sträubte, den Ausführungen des Vorstandes nachzukommen, griff ihr meine Frau in den Busen und riß ein feines weißes wollenes Muselintuch und ein weißes Band heraus. Dabei fielen zwei weitere Gegenstände auf den Boden. Einen (ein Fläschchen Phosphor) ergriff meine Frau, den zweiten ergriff Frau Rothe und ließ denselben in ihren Busen gleiten. Infolge dieser Aufregung wurde die Untersuchung ausgesetzt.

Durch die lärmende Scene vergaß ich, mich nach der Toilette zu begeben. Meine Frau jedoch behändigte die Fundgegenstände an den Vorstand, um sich nun selbst zu besagtem Zwecke nach der Toilette zu begeben. Frau Rothe war ihr aber bereits zuvorgekommen und versuchte die Closetthür zu schließen. Als meine Frau als stärkerer Theil dieselbe aufriß, stellte sich Frau Rothe mit ausgebreiteten Armen davor und rief: „Wenn Sie mich nicht verlassen, reise ich sofort ab." Meine Frau gewahrte auf dem Sitzbrett des Closets ein Packet in weißer Hülle, im Volumen eines Herrenhutes. Sie entfernte sich und stellte beim Vorstand den Antrag, Frau Rothe noch weiter untersuchen zu lassen, da sie noch weitere Gegenstände bei sich verborgen habe. Da hierauf Frau Rothe erklärte, sofort abreisen zu wollen, falls dies geschehe, wurde beschlossen, sie nach der Sitzung zu untersuchen. Frau Rothe begab sich sofort hinter den Vorhang. Ein Herr Th., welcher dem Vorhange zunächst saß, beobachtete nun, wie sie unter ihre Kleider griff und ein Bund Blumen hervorbrachte. Als sie sich beim Erheben beobachtet sah, warf sie ihm das Blumenbündel in das Gesicht. Bei Schluß der Sitzung stellte sich Frau Rothe sterbenskrank und wurde von ihrem Impresario nach ihrem Zimmer gebracht; die beabsichtigte nochmalige Untersuchung unterblieb daher.

Des anderen Tages, Morgens gegen 9 Uhr war Frau Rothe heimlich ohne Abschied abgereist, unter Hinterlassung einer Menge Blumenstengel. Herr W . . . stellte sodann fest, daß das angeblich von Geistern gebrachte Blumenkörbchen am Steindamm in einer Blumenhandlung angekauft war; die Beschreibung des Käufers stimmte mit der Frau Rothe überein.

Die der Frau Rothe abgenommene weiße Hülle wurde im Dunkeln genau untersucht und festgestellt, daß gegen die Mitte des Tuches ein Gesicht mit Phosphor markirt

war und Augen, Nase und Mund phosphorartig leuchteten, so daß das Phantom im Halbdunkel als Geist betrachtet werden konnte.

Das Tuch wurde confiscirt und befindet sich bei H. W. . . .

Sollten Sie noch nähere Details zu erfahren wünschen, so bin ich gerne dazu bereit.

Hochachtungsvoll

Pohlfuß.

Amsinkstraße 18.

Ich bin sogar in der Lage eine wortgetreue Abschrift des von der „Loge zum Licht" aufgenommen Protokolls zu bringen.

Protokoll.

„Loge zum Licht", Sitzung am 29. Mai 1894, bei Herrn W. . . .

Fortsetzung der Besprechung über die Sitzungen mit Frau Anna Rothe. Herr H. . . bedauert, daß dieselbe nicht auf Anästhesie untersucht sei.

Frau Pohlfuß erklärt namens der untersuchenden Damen, daß die körperliche Untersuchung der Frau Rothe mangelhaft ausgeführt sei. Herr Th. hält die Klopftöne im Tische für echt, nicht die mit dem Schirm, die ihn geärgert hätten. Das Medium habe zwei Fuß vom Tisch entfernt gesessen. Die Sitzung vom Sonntag habe ihn gründlich von den absichtlichen Täuschungen des Mediums überzeugt. Betreffs der physikalischen Apporte, erklärt Herr Th., es eidlich erhärten zu können, daß das „Medium" die Blumen aus der linken Seite ihres Kleides hervorgeholt habe, daß sie überhaupt nicht im Trance gewesen sei. Herr Dr. F . . und Frau W . . . constatiren, daß die Blumen, theils natürliche, theils künstliche, vorher in hiesigen Geschäften von der Frau Rothe gekauft seien. Eine Menge Nelkenstengel sind nach der Abreise der Frau Rothe in deren Zimmer gefunden.

Herr Dr. F . . . hält ein angeblich auf Mediumität beruhendes Schreiben für ein vorher hergestelltes Schreiben auf gewöhnlichem Wege.

Es wird allgemein constatirt, daß die Materialisation das ungünstigste Gebiet für Frau Rothe sei, da die Mehrzahl der Fälle im Allgemeinen, namentlich aber auf diesem Gebiet, mehr „be-" als „entlastend" für Frau Rothe sei. Die Loge schließt sich daher dem Urtheil des Herrn Max Rahn an, welcher Herrn W . . . schriftlich erklärt habe, daß Frau Rothe wohl einige mediumistische Kräfte besitzt, aber weitaus das meiste künstlich erzeuge.

Die Loge zum Licht hält das Motiv für spiritistischen Größenwahn.

Ein Phosphorfläschchen ist im Haar der Frau Rothe gefunden worden. Herr St. . . . legt einen Brief von dem Begleiter der Frau Rothe, Herrn Dietrich, vor, worin derselbe sagt, er würde nunmehr keine Sitzungen mit Frau Rothe halten, er halte deren Geistererscheinungen für Schwindel. Herr W . . . empfiehlt, sie nochmals in Leipzig prüfen zu lassen, Herr St. empfiehlt, daß es hier geschehe." gez. N . . .

Herr Pohlfuß hatte die Freundlichkeit, seine Angaben noch durch folgende Einzelheiten zu ergänzen:

1. Frau Rothe war augenscheinlich nicht in Trance; ihre Geisterreden waren eingeübt.
2. Sie forderte die Theilnehmer*) auf, sich recht nahe an den Tisch zu setzen, damit die Materialisationen sich im Dunkel des Tisches besser entwickeln könnten. Sie wies mit der rechten Hand vor einem Apporte nach einer Richtung und brachte — nachdem so die Aufmerksamkeit abgelenkt war — mit der linken Hand Gegenstände unter dem Tisch im Schwunge hervor.
3. Das Phosphorfläschchen wurde aus dem Busen, nicht aus den Haaren gezogen.
4. Eine Magnesiumblitzlichtaufnahme einer Gliederpuppe befindet sich im Besitz des Dr. Wiesendanger in Hamburg.

*) Die Namen der Theilnehmer bin ich bereit vor Gericht anzugeben.

5. R. forderte vor den Sitzungen ein dickes wollnes Tuch, weil sie friere. Nach der Ansicht des Herrn P. formte sie daraus einen Körper, überzog ihn mit dem weißen Muselintuch und schnürte den Kopf durch das weiße Band ab. Dieses Phantom setzte sie Frau P. auf den Schoß. Frau P. befühlte das Phantom trotz Verbots und erfaßte dabei die Hand Rothes, die die Puppe dirigirte.

Dieselbe Frau, die hier einen Kampf um's Closet führen muß, um einen empörenden Schwindel zu verdecken, ist jenes Blumenmedium Anna Auguste Rothe, von dem seine Schutzgarde im Jahre 1900 singt, „daß keine Schmähungen die zur Genüge attestirte Reinheit dieses Geisteswerkzeugs verdunkeln können.“ Das ist der neue Heiland des „Theologen“ der Psyche, das Deutschlands größtes Medium!

Die Zeiten ändern sich, aber Frau Rothe nicht mit ihnen. Sie ist nur vorsichtiger geworden. Als erster Beweis dafür diene der Bericht über die Berliner Sitzung, die durch das dankenswerthe Vorgehen des Herrn Dr. Riemann so viel Staub aufwirbelte.

Die Sitzung fand am 20. Mai 1900 in Berlin in der Loge „Psyche“ statt. Herr Dr. phil. et. theol. Riemann hat darüber in seiner Schrift „Ein aufklärendes Wort über den Spiritismus“ (Berlin, C. Lützkendorf) S. 39 ff. berichtet. Er hatte die Freundlichkeit, mir den Bericht noch in einigen Einzelheiten zu ergänzen. Vorweg sei bemerkt, daß Herr Dr. Riemann theoretisch und praktisch sich mit dem Mediumismus beschäftigt hat. Seine Feststellungen verdienen um so mehr Glauben, als es sich um Beobachtungen einfacher Thatsachen handelt, die für den Beobachter geringe Schwierigkeiten boten.

An der Versammlung nahmen 80 Personen, das Medium, sein Impresario und Herr Dr. R. als einziger Gast Theil. Das Eintrittsgeld betrug pro Person 2,50 Mk., was im Ganzen rund 200 Mk. ergiebt. Nach einleitendem Harmoniumspiel fiel Frau R. in Trance, redete einige fromme Worte und erwachte dann wieder. Nun trat der Impresario, der stets 5—10 Schritte vom Medium entfernt stand, in Thätigkeit. Jetzt und auch später füllte er die Pausen mit Reden aus. Dr. R. hatte den Eindruck, daß er damit die Aufmerksamkeit der Anwesenden ablenken wollte. Es folgten dann die bekannten Apporte und zwar nur auf der linken Seite. Die Blumen waren zusammengedrückt.

Anfangs hatte der Impresario Dr. R. seinen Platz auf der rechten Seite des Mediums angewiesen. Als Dr. R. diese Gelegenheit zu scharfer Beobachtung benutzte, erklärte Jentsch „mit rothem Kopfe“, die Harmonie sei gestört. Der unbequeme Dr. R. wurde an das äußerste Tischende placirt, während eine Spiritistin, Frau Dr. B., seinen Platz einnahm. Auf der linken Seite war natürlich ebenfalls eine Dame.

Dr. R. beobachtete nun genau, daß Frau R. alle Apporte unter dem Tisch hervorbrachte, dann in die Höhe beförderte und die geworfenen Blumen wieder auffing. Diese Beobachtung wurde von der erwähnten Frau Dr. B. bestätigt. Sie erklärte am folgenden Tage Dr. Riemann, Frau R. habe sich

vor jedem Apport am Kleide zu schaffen gemacht, dann die Apporte nach oben gebracht und scheinbar aus der Luft gegriffen. Die Nachbarin zur Linken sei bemüht gewesen, das Medium dabei zu decken.

Unter den Apporten befand sich auch ein Buch „Christliches Vergißmeinnicht" von Pfarrer Langbein. Man zeigte es als unbeschrieben Frau Dr. B. Nachträglich war das Buch beschrieben, aber so blaß, daß man die Schrift erst bemerkte, als mehr Licht gemacht wurde. Der Geist schien diesmal ein Landsmann der Frau Rothe zu sein, denn er schrieb als echter Sachse:

„Alle Namen seiner Fromen trägt er stäts in seiner Brust,
Und die freudig zu ihm komen, nennt er oft mit Liebeslust."

Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß Dr. Riemann Frau R. für eine Taschenspielerin hält. Auf die Bedeutung seiner Beobachtungen komme ich weiter unten zu sprechen.

Werden meine Beobachtungen schon durch die Riemann'schen Beobachtungen bestätigt, so sollten sie es in viel höherem Maße durch einen Bericht werden, der mir unerwartet aus München zuging. Es liegt eine Ironie des Schicksals darin, daß zur selben Zeit, als ich öffentlich Frau R. des Betruges anklagte, Frau R. unter den Umständen entlarvt wurde, die ich vorher gesagt hatte*). Ich lasse den Bericht wörtlich folgen. Seine Verfasser sind Dr. med. Roger de Campagnolle, Arzt, Curt Martens und Carl Hans von Weber, Schriftsteller, sämmtlich in München. Der Bericht wurde in der „Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie" in München verlesen und blieb seitens der anwesenden Theilnehmer an der Sitzung unwidersprochen.

Bericht

über die Sitzung mit dem „Medium" Anna Rothe aus Chemnitz am 14. October 1900, Abends 8 Uhr in der Wohnung des Herrn Dr. Falk Schupp.

Vorbemerkung: Auf Grund einer Empfehlung von befreundeter Seite wurde Frau Anna Rothe nebst ihrem Begleiter und Geschäftsführer, Herrn Max Jentsch durch den Schriftsteller Herrn Kurt Martens als Vertreter der übrigen Theilnehmer zu einer Sitzung aufgefordert.

Herr Max Jentsch nahm die Aufforderung an, stellte aber die Bedingung, daß die Sitzung nicht als sogenannte wissenschaftliche Prüfungs-Sitzung behandelt werde, die Theilnehmer vielmehr aller „inquisitorischen Fragen und Handlungen" sich zu enthalten hätten.

Als Ersatz der Reise und übrigen Unkosten wurden 150 Mark angeboten. Damit zeigte sich Herr Jentsch einverstanden, jedoch „wolle er nebenbei bemerken, daß die Summe nicht ganz reiche, weil Schwester Anna aus Gesundheitsrücksichten Schlafwagen benutzen müsse." Es wurden nun 160 Mk. an Herrn Jentsch ausbezahlt.

An den Sitzungen nahmen Theil die Herren:

---

*) Ich lege gerade hierauf großes Gewicht. Die Münchner Beobachtungen bilden eine glänzende Bestätigung meiner Beobachtungen.

Dr. med. Roger de Campagnolle, Arzt
Ernst von Flotow, Maler
Dr. jur. Fraaß, Rechtsanwalt
Arthur Holitscher, Schriftsteller
Prof. Hermann Kaulbach, Maler
Kurt Martens, Schriftsteller
Dr. phil. Falk Schupp, Zahnarzt
Carl Hans von Weber, Schriftsteller
Max Jentsch, Sprachlehrer,

die Damen:

Frau Dr. Fraaß
Frau von Mayne
Frau Dr. Schupp
Frau von Weinbach. —

Die Anwesenden waren zum größeren Theil überzeugte Spiritisten. Alle hatten einander versprochen, sich durchaus ernst und passiv zu verhalten und selbst bei Beobachtung verdächtiger Vorgänge das Medium nicht zu stören. —

Die Vorgänge während der Sitzung decken sich im Wesentlichen mit denen, die sich im Protokoll der Berliner Gesellschaft „Psyche“ vom 25. Februar 1900 aufgezeichnet finden*) (abgedr. in Nr. 7, Jahrg. VII der „Psyche“).

Am oberen Ende eines unbedeckten achteckigen Tisches, über dem drei elektrische Glühlampen brennen, nimmt Frau Rothe Platz, rechts und links von ihr auf ihren ausdrücklichen Wunsch je eine Dame, neben dieser je ein Herr. Am unteren Ende des Tisches, gegenüber dem Medium, nehmen zwei Herren neben einander Platz, hinter diesen im Halbkreis die übrigen Theilnehmer.

Diese Anordnung ist von Herrn Jentsch getroffen. Die im inneren Cirkel sitzenden Herren waren ihm als überzeugte Spiritisten bekannt, bezw. bezeichnet worden. Einwände werden von ihm abgelehnt. Insbesondere darf Niemand hinter dem Medium sitzen oder stehen. Die um den Tisch Gruppirten werden dringend und mehrfach veranlaßt, möglichst an diesen heranzurücken.

Herr Jentsch eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache. Bald darauf verfällt Frau Rothe scheinbar in Trance, d. h. die Augenlider senken sich langsam, und sie beginnt mit veränderter Stimme zu sprechen. Zunächst sind es allgemeine Wendungen poetischen Inhaltes, später gesellen sich gereimte Verse und Bruchstücke aus protestantischen Kirchenliedern, auch Bibelsprüche dazu. Von Anfang an, die ganze Sitzung hindurch, wurden Klopftöne am Tische bei Frau Rothe vernommen. Nach einigen Minuten geht diese unter leichten Zuckungen der Gesichtsmuskeln aus dem Trance-Zustand wieder in den natürlichen zurück. Herr Jentsch ergreift das Wort und erklärt, aus dem Medium hätten soeben ihre langjährigen Geisterfreunde, die Dichter Neumark und Flemming gesprochen.

Die allgemeine Unterhaltung wird wieder aufgenommen.

Das Verfallen in den Trance-Zustand wiederholt sich noch einige Male. Mit tiefer Stimme werden einige allgemein gehaltene Prophezeiungen über drohendes Unheil ausgesprochen, mit hoher lallender Kinderstimme stellt sich ein kleines Mädchen Namens Frieda vor. („Ich heiße Frieda, weil ich immer frieh da bin und Frieden bringe.“ — Wörtlich wie im Berliner Bericht.) Sie stellt den Apport von Blumen in Aussicht.

Jentsch bezeichnet den ersten Sprecher als Kaiser Friedrich, der schon öfters erschienen sei und „mit Kaiser Wilhelm I. zusammen sehr viel zu thun habe, um drohendes Unheil von seinem Nachfolger abzuwenden“.

---

*) Es handelte sich um Apporte und Trancereden, wie sie in meiner ersten Arbeit eingehend geschildert werden. E. B.

Etwa 1/2 9 Uhr neigt sich Frau Rothe, während sie sich in Trance befindet, nach links, greift dann plötzlich und blitzschnell dicht über der links neben ihr sitzenden Dame mit der rechten Hand in die Luft, und hält sogleich etwa 15 Rosen in den Händen, die sie herumzeigt und dann auf dem Tische niederlegt. Diese Erscheinung wiederholt sich noch zwei bis drei Mal. Dabei ist Frau Rothe bisweilen anscheinend bei voller Besinnung und unterhält sich im gewöhnlichen Sprechton mit den Theilnehmern. Als die linke Nachbarin der Frau Rothe während des Apportes einmal den Kopf wenden will, verbietet ihr dies Herr Jentsch und bittet, „sich ja recht passiv zu verhalten, und alle inquisitorischen Blicke zu unterlassen. Je argloser Sie sind, desto mehr Apporte werden kommen!"

Mit der linken Nachbarin werden auf Veranlassung des Mediums Versuche als Schreibmedium angestellt. Während sich die allgemeine Aufmerksamkeit hierauf concentrirt, greift Frau Rothe wiederum eine Anzahl Rosen aus der Luft, nach wie vor auf der linken Seite, über dem Kopfe der neben ihr sitzenden Dame, einmal auch über dem neben dieser sitzenden Herrn.

Dazwischen spricht sie zuweilen wieder in Trance mit veränderter Stimme. Schließlich liegen etwa 70 Rosen, auch einige Reseden und eine Levkoy auf dem Tisch. Sämmtliche Rosen sind naß, ziemlich frisch, haben jedoch eine trockene Schnittfläche. Herr Jentsch erklärt, sie seien sämmtlich „elektrisch abgesengt". Wiederholt macht er auf Geräusche aufmerksam, die etwa eine halbe Stunde lang mit Unterbrechungen anhalten. Es ist dies ein Knistern an einem Theil der Tapete und ein Knacken an der Thür. Auch Frau Rothe erwähnt einmal: „Hören Sie, wie es arbeitet!"

Gegen 10 Uhr wird auf Antrag des Herrn Dr. Schupp das Zimmer durch Herabdrehen des elektrischen Lichtes in tiefes Dämmerlicht gehüllt. Unter dieser Beleuchtung erscheint noch ein Apport von Blumen und darnach eine Anzahl kleiner Gegenstände (geschliffener Glas-Berloques, Todtenköpfchen aus Aluminium und dgl.), die den verschiedenen Theilnehmern von Frau Rothe in die ausgestreckten Hände gedrückt werden. Frau Rothe nimmt einem Herrn das Berloque wieder aus der Hand, öffnet es, rollt ein Rosenblatt zusammen und schreibt damit anscheinend eine Widmung hinein. Ein gleiches Berloque, das vorher ausgetheilt worden war, zeigt sich beim Oeffnen bereits in derselben Art beschrieben.

Damit sind die Apporte beendet. Frau Rothe verläßt nun ihren Platz und geht langsam um den Kreis der Sitzenden herum, mehreren Herren und Damen unter Auflegen der Hände religiöse Sprüche widmend. Dabei sieht man ihre Rocktasche nach auswärts gestülpt; ihr Taschentuch hatte sie auf ihrem Stuhle liegen gelassen. Nachdem sie wieder im Begriff ist, Platz zu nehmen, wird sie von Herrn Jentsch darauf aufmerksam gemacht, daß ihr das Taschentuch aus der Tasche heraushänge.

Endlich spricht noch einmal der Geist „Frieda". Sie behauptet im Zimmer der Kinder des Herrn Dr. Schupp gewesen zu sein, verwickelt sich aber, über Einzelheiten befragt, in Widersprüche. Herr Dr. Schupp übergiebt, während Frieda noch spricht, Frau Rothe ein Couvert, in dem eine Bindfadenschleife eingesiegelt ist, damit Frieda das Knoten-Experiment*) vornehme. Frieda lehnt dies indessen ab mit der Begründung: „Das danne is nis; das habe is noch nie bemacht; mach' du's doch, Onkel! Was soll is denn mit dem Findbaden?" Da müsse sie zuerst noch den Geisteronkel fragen.

Kurz darauf, gegen 1/2 11 Uhr, schließt Herr Jentsch die Sitzung.

Resultat.

Die Theilnehmer sind mit Ausnahme des Herrn Dr. Schupp auf Grund ihrer Beobachtungen und Discussionen zu der Ueberzeugung gekommen, daß sowohl die Apporte

*) Das Knotenexperiment besteht darin, daß in einem geschlossenen Faden ohne dessen Verletzung Knoten entstehen sollen. Am bekanntesten sind die Zöllner'schen Versuche im 1., 2. und 3. Bande seiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen". Neuerdings hat sie das russische Medium Sambor unter zweifelhaften Bedingungen wiederholt.

als auch die verschiedenen mündlichen Kundgebungen nicht spiritistischer Natur sind, sondern vermittels gewöhnlicher Kunstgriffe auf Täuschung beruhten.

Hierfür soll Folgendes sprechen:

1. Die zur Linken des Mediums sitzende Dame bemerkte, als sich Frau Rothe vor Beginn der Sitzung zur Begrüßung Frau von Maynes erhob, einen starken und unverkennbaren Rosenduft. Der sofort erwachte Verdacht legte sich zwar durch die Erwägung, daß dieser Duft vielleicht von einem Parfüm der Frau von Mayne herrühren könnte, später aber constatirte die Dame, die hierauf ein besonderes Augenmerk gerichtet hatte, daß dem nicht so sei. Bemerkt sei noch, daß Frau Rothe nur zwecks Begrüßung ihrer Freundin, Frau von Mayne, sich erhob und derselben einige Schritte entgegenging, während sie sich bei Vorstellung der übrigen Herrschaften von ihrem Platze nicht erhob, sondern sich nur verbeugte. Und gerade als Frau Rothe wieder Platz nahm, fiel der genannten Dame der intensive Rosenduft auf.

2. Verschiedene Theilnehmer erklären, daß sie, nachdem sie ihre volle Aufmerksamkeit ausschließlich auf den linken Arm der Frau Rothe concentrirt hatten, beobachten konnten, wie dieser Arm vor jedem Apport zunächst blitzschnell am Kleide entlang nach unten fuhr, dann erst mit dem rechten zugleich in die Höhe, wo die Blumen erschienen. Es wird demnach vermuthet, daß Frau Rothe die Gegenstände bis zum Apport unter ihrem Rock verborgen hielt, sie blitzschnell mit der linken Hand hervorzog, hinter ihrer Nachbarin in die Höhe warf, und mit beiden Händen auffing.

Die zur Linken des Mediums sitzende Dame deponirt: Frau Rothe fuhr beständig mit der linken Hand an ihrem Kleide abwärts entlang. Als sie bemerkte, daß bei dem erst beabsichtigten Blumenapport genannte Dame ihre Bewegungen, wenn auch unauffällig verfolgte, schob sie hastig mit dem Fuße etwas, das graulich zu sein schien — die Dame vermuthet, daß das, wie sie hier sah, die Innenseite der grünen Blätter war — unter ihr Kleid zurück. Von da ab bemühte sich Frau Rothe unablässig, in der den Cirkeltheilnehmern bekannten Weise die Aufmerksamkeit der Dame abzulenken.

Die zur Linken des Mediums sitzende Dame hörte bei jedem Apport das Rascheln von Rosen, so etwa, wie wenn diese an der Innenseite des Rockes entlang geglitten wären. Sie constatirte ferner, daß alle Blumenapporte ausnahmslos nur stattfanden, sobald sie weder in der Richtung gegen Frau Rothe noch gerade aus, sondern nach einer anderen Richtung hinblickte. Insbesondere machte einmal Frau Rothe die Dame und Herrn Dr. Schupp auf die Schönheit einer der daliegenden Rosen aufmerksam. In dem Augenblicke, als die Dame diese Rose ansah, erhielt sie einen ziemlich heftigen Stoß in die rechte Seite, und im nächsten Moment erschienen neue Rosen über oder bei dem Kopfe des Herrn Dr. Schupp.

3. Ein Theilnehmer erklärt, beobachtet zu haben, wie Klopftöne von Frau Rothe mit dem Fuße am Tischbein hervorgebracht wurden.

4. Ein anderer Theilnehmer erklärt, die Reseden ca. zehn Minuten vor ihrem Apport in der auf dem Schooße gehaltenen Hand der Frau Rothe bemerkt zu haben, und machte seinen Nachbar sofort durch das geflüsterte Wort „Schooß" darauf aufmerksam.

5. Verdacht erweckten:

a) die Anordnungen des Herrn Jentsch,
b) der scheinbar unechte Trance-Zustand,
c) die unechte, affectirte Sprache des Kindes,
d) die Uebereinstimmung im Redestil der verschiedenen Intelligenzen.

Andererseits ist keine der Erscheinungen unerklärlich. Die Blumen konnten stark benetzt und gut gepreßt sämmtlich unter dem Rock, etwa in einem Beutel verborgen, gehalten werden.

Die mündlichen Kundgebungen boten nichts, was nicht Frau Rothe selbst wissen oder leicht auswendig gelernt werden konnte.

Die Geräusche an Wand und Thür dürften sich durch Einwirkungen der Trockenheit und Wärme im Zimmer erklären lassen.

Herr Jentsch wurde von dieser Auffassung der Theilnehmer durch Herrn Dr. Schupp in Kenntniß gesetzt. Seine Erwiderung erschien durchaus unbefriedigend.

München, den 26. October 1900.

Dr. Roger de Campagnolle.

Auf meine Anfrage theilte mir Dr. de Campagnolle noch folgendes mit:

1. Körperliche Durchsuchung und Veröffentlichung von Berichten wurde verboten.

2. Das Medium operirte nur links. Die heraushängende Tasche war mit anscheinend harten Gegenständen strotzend gefüllt. Jentsch machte Rothe verdächtig mit den Worten darauf aufmerksam: „Das Taschentuch hängt heraus."

3. Die in dem Medaillon vorhandene Widmung war auf das Glas, das man scheinbar mit Wachs abgerieben hatte, ganz leicht und nur bei seitlichem Hinsehen sichtbar, aufgekritzelt. Ebenso sah die Widmung aus, die während der Sitzung mit einem Rosenblatt geschrieben wurde.

4. Auch bei einer anderen Sitzung in München verlangte und erhielt Jentsch 160 Mark. In unserem Falle beanspruchte er das Geld, weil Rothe den Schlafwagen benutzen müsse. Das Paar kam jedoch im gewöhnlichen Schnellzuge, der auch III. Klasse führte, Abends an.

Um nichts zu versäumen, wendete ich mich noch an Dr. Falk Schupp, der von dem Gutachten seiner Collegen abzuweichen schien. Er erklärte mir, sein Platz sei derartig ungünstig gewesen, daß er keine sicheren Beobachtungen anstellen konnte. Nur aus diesem Grunde habe er von einem bestimmten Urtheil Abstand genommen. Die Klopflaute seien möglicherweise echt gewesen.

Noch ein dritter Bericht ging mir von einem Arzt über eine Berliner Sitzung in diesem Jahre zu. Er stellt fest, daß die Apporte nur links auftreten und daß das Gesäßtheil Frau Rothes am Anfang stark aufgebauscht war, mit den Apporten aber mehr und mehr zusammenschmolz; Jentsch stand am entgegengesetzten Tischende. Jeder Theilnehmer mußte zur Deckung der Unkosten 3—5 Mark zahlen. —

Endlich erhielt ich noch drei weitere Berichte aus Berlin, deren Verfasser ich aus gesellschaftlichen Rücksichten nicht nennen darf. Sie stellen übereinstimmend fest, daß die Apporte nur links auftreten. Der eine Gewährsmann beobachtete mit seiner Frau, wie Frau Rothe bei jedem Apporte unter den Tisch fuhr und hastig links am Kleide zerrte. Die Theilnehmer wurden erst eingelassen, als Rothe bereits Platz genommen hatte. Der Eintrittspreis betrug 3 Mark. Jentsch stand am entgegengesetzten Tischende. Die Theilnehmer zahlten pro Person 3—5 Mk. „zur Deckung der Unkosten". —

Etwas eingehender sind die Berichte meines 3. Gewährmannes. Sie betreffen zwei Sitzungen, die vor wenigen Tagen in Berlin stattfanden.

Frau Rothe mag daraus ersehen, daß ich sehr gut über ihre Schritte orientirt bin.

Mein Gewährsmann lernte Frau Rothe Ende October kennen. Sie nahm an einer langen verdeckten Tafel Platz, rechts und links saßen Damen, die übrigen 40 Theilnehmer gruppirten sich um den Tisch. Herr Jentsch saß geradeüber in der zweiten Reihe und sorgte während der Sitzung durch Reden dafür, daß die Aufmerksamkeit abgelenkt wurde. Frau Rothe apportirte links. Ausnahmsweise nahm sie einmal die rechte Hand zu Hilfe. Die rechte Hand ging um ihren Körper herum, die linke ging ebenfalls rückwärts, und im nächsten Moment griff sie über dem Kopf der linken Nachbarin mit der linken Hand eine Engelsfigur aus der Luft. Dieses Spiel der rechten Hand hatte seinen guten Grund. Die rechte Nachbarin war nämlich überzeugte Spiritistin, während man von der linken das nicht genau wußte. Bei allen Apporten bückte sich Frau Rothe unter den Tisch.

Die zweite Sitzung fand Ende November in Moabit statt. Die Anordnung war wie gewöhnlich: Bedeckter Tisch, Impresario, der Rücken Frau Rothes frei. Die 45 Theilnehmer, die pro Person 3—4 Mark zahlten, vertheilten sich um den Tisch. Vor Beginn der Sitzung ging Frau Rothe zunächst auf den Abtritt, wo sie auffallend lange verblieb. Als man diesen controlirte, war der Fußboden sehr naß. Mein Gewährsmann giebt der Vermuthung Raum, daß hier die Blumen ihren „Thau" erhielten. Dann wurde Frau Rothe „untersucht". Diese „Untersuchung" bestand darin, daß sie vorn die Röcke etwas hob. Nun begab man sich in's Sitzungszimmer. Am Gesäß des Mediums stand ein großer Bausch heraus, „ungefähr so, als ob ein großer Beutel dahinge." Als zwei Damen dies bemerkten, erklärte Frau Rothe sofort: „Ich kann ihre Nähe nicht vertragen, sie leiten ab." Selbst das Sopha, auf dem Jentsch saß, schien ihr verdächtig. Sie warf ihm eine Sicherheitsnadel zu, sodaß Jentsch Gelegenheit fand unter das Sopha zu leuchten. Links von Rothe saß die Gastgeberin, rechts ein Herr. Diese Ausnahme rechtfertigte sich damit, daß es ein gläubiger Offenbarungsspiritist war. Die linke Nachbarin bemerkte auch hier, daß Frau Rothe sich bückte, und dann die Blumen apportirte. Mein Gewährsmann hatte sich links einen günstigen Platz gesichert, mußte ihn aber sofort verlassen, „da er störe".

Aus den mitgetheilten Thatsachen ergiebt sich, daß die ganze Veranstaltung auf dem Zusammenwirken zweier Personen beruht, von denen jeder eine genaue abgezirkelte Rolle zugetheilt ist. Frau Rothe führt den eigentlichen Tric aus, Herr Jentsch deckt sie. Die Thätigkeit Beider ist durcheinander bedingt. Selbst im Nimbus der Magie könnte Frau Rothe nicht mit ihrem dürftigen Programm die Welt bereisen, wenn nicht ihre Künste durch ein scharf durchdachtes System verdeckt würden. Das macht diesen Betrug so interessant. In diesen Sitzungen giebt es keinen Zufall.

Jede Bewegung, jede Stellung ist ihm entrückt. Frau Rothe und Jentsch erheben sich über die Verhältnisse und meistern sie mit souveräner Berechnung. In diesem Netz ist jeder Faden ein Fallstrick.

Sehen wir uns nun die beiden Agenten etwas näher an. Frau Rothe ist die leichtere Rolle zugedacht. Ihre Apporte beruhen auf einer leicht zu erwerbenden manuellen Geschicklichkeit, und man muß sich wundern, daß sie es in 10 Jahren immer noch nicht weiter gebracht hat. Vom Betreten des Saales bis zum Verlassen desselben können wir ihre Rolle verfolgen. Sie kauft zunächst Blumen ein. (Hamburg.) Wenn sie den Sitzungssaal betritt, trägt sie die Blumen bereits bei sich, denn man riecht den Rosenduft. (München.) Da sie sie in der linken Gesäßtasche verwahrt, ist ihr Gesäß stark angeschwollen, ein Beutel hängt heraus (Berlin), und sie kann ihren Sitz nicht mehr verlassen. (München, Berlin.) Sie greift dann unter den Tisch und macht sich am Kleide zu schaffen, zieht die Blumen aus der Tasche heraus (Hamburg) und hält sie unter dem Tisch bereit. (München, Berlin, Breslau.) Ist der geeignete Moment gekommen, so wirft sie sie in die Luft und fängt sie wieder auf. (München, Breslau, Berlin.) Dabei stößt ihr das Unglück zu, daß sie ihrer linken Nachbarin einen Rippenstoß versetzt (Berlin), daß man das Rascheln der Blumen hört (München) und daß ihr die vollgepfropfte Tasche heraushängt (München). Am Schluß der Sitzung hat ihr Gesäß wieder normalen Umfang (Berlin). Die Blumen sind zwar naß, haben aber trockene Schnittflächen (München) und sind am Schluß verwelkt (Breslau). Auch die Benutzung der linken Hand ist kein Zufall. Es ist ein abgebrauchter Taschenspielerkniff, links zu arbeiten, weil die Aufmerksamkeit der Zuschauer aus Gewohnheit auf die rechte Seite gerichtet ist. Selbst das monotone Apportiren derselben Gegenstände (Blumen) hat seinen Grund. Die Hand der Taschenspieler gewöhnt sich leichter an denselben Gegenstand, als an verschiedene Gegenstände.

Die psychologische Aufgabe Rothes ist unbedeutend. Sie hat nur auf der Lauer zu liegen, ob die Zuschauer nicht nach ihr hin blicken. Im Uebrigen fällt diese Aufgabe Herrn Jentsch zu.

Um jeden Irrthum zu vermeiden, bemerke ich Folgendes: Vorläufig lasse ich es dahingestellt, ob Herr Jentsch die Trics der Frau Rothe bewußt oder unbewußt deckt. Ich stelle nur fest, daß er sie deckt, und werde zu zeigen versuchen, wie er es thut.

Jentsch arrangirt die Sitzungen Rothes. Er führt den Briefwechsel, leitet die Sitzungen und ist mit einem Wort der Impresario des Mediums. Bevor er eine bindende Zusage giebt, orientirt er sich über die Theilnehmer (Breslau, München) und verlangt den Ausschluß von Skeptikern (Breslau). Nur Laienkreisen werden Sitzungen gewährt und auch hier nur Ueberzeugten. (Aussage der Frau Rothe.) Wissenschaftliche Prüfung, insbesondere „inquisitorische Handlungen“ wie Durchsuchung des Mediums werden verboten (München). Er bittet, sich mit Fragen nicht an das Medium,

sondern an ihn zu wenden (Breslau), ja er verbietet sogar, Blicke nach dem Medium zu werfen (München). Je harmloser Alles ist, um so besser (München).

Durch diese Maßnahmen ist ein geeigneter Zuschauerkreis geschaffen. Nunmehr ergiebt sich die Aufgabe, die Plätze geeignet zu vertheilen. Frau Rothe wird so placirt, daß nur der vordere Oberkörper sichtbar ist. Der Rücken muß frei, der untere Theil des Körpers durch einen Tisch und die beiden Seiten durch die Kleider zweier Damen gedeckt sein (Breslau, München, Berlin). Besonderes Gewicht wird auf die linke Seite gelegt. Hier dürfen nur Damen sitzen (Breslau, München, Berlin), während auf der rechten Seite in seltenen Fällen ein Herr gestattet wird, der aber, wenn er nicht ganz harmlos erscheint, schnell entfernt wird, um einer Gläubigen Platz zu machen. (Berlin.) Jentsch wählt sich seinen Platz schräg über von dem Medium. (Berlin, München, Breslau.) Er kann so die Situation beherrschen.

Während der Sitzung sucht er durch Reden die Aufmerksamkeit der Theilnehmer abzulenken. (Breslau, München, Berlin.) Seine letzte Aufgabe besteht darin, den Druck von ungünstigen Berichten zu verhindern. Dabei wird die ganze Sitzung unter den Schutz des Gastrechts gestellt und die Veröffentlichung von Berichten ohne sein Wissen verboten. (Breslau, Berlin, München.) Er selbst controlirt die Berichte vor ihrem Druck, veröffentlicht sie selbst oder durch einen Anderen.

Aus dieser haarscharfen Uebereinstimmung aller Einzelheiten folgt mit zwingender Logik, daß die Sitzungen nach einem ganz bestimmten System veranstaltet sind. Es folgt weiter, daß Jentsch Frau Rothe nach ganz bestimmten Principien deckt. Untersuchen wir nun, ob er es bewußt oder unbewußt thut.

Wir müssen uns dazu zunächst ein Bild von der Persönlichkeit dieses Mannes entwerfen. In meiner vorigen Arbeit hatte ich es nur mit seiner wissenschaftlichen Befähigung zu thun. Ich stellte fest, daß er in psychologischen Dingen ein kritikloser Ignorant sei. Nunmehr fordere ich den Menschen vor mein Forum.

Ueber seinen Lebenslauf ist wenig zu berichten. Am 18. September 1862 zu Zittau in Sachsen geboren, bildete er sich zum Kaufmann heran, um nebenbei Sprachstudien zu treiben. Er besuchte gelegentlich das Ausland, ohne daß indessen die breite Oeffentlichkeit von seinem Dasein Notiz nahm. Das geschah erst, als er sich im Jahre 1896 mit Frau Rothe verbündete, deren Wanderleben er als treuer Freund und Berather theilt. Von Chemnitz aus, dem ständigen Wohnsitz des Paares, beginnt eine fieberhafte Thätigkeit. Die Presse wird durch immer neue Berichte in Athem gehalten, und alle die Stimmen, die sich gegen Frau R. erheben, verstummen. Wir wissen schon, daß von dem Eingreifen des Herrn Jentsch ab bis zur Veröffentlichung meiner Arbeit kein ungünstiger Bericht das

Tageslicht erblickte, und daß fast $1/3$ der Berichte vom Impresario verfaßt wurden. Welchen Antheil er an den anderen Berichten hat, kann kaum zweifelhaft sein. Pfingsten 1897 besucht er mit seiner Freundin den Occultistencongreß in Dresden, wo er als Vertreter des Vereins für „Harmonische Philosophie" in Glauchau auftrat. Nach dem officiösen Stenogramm zog er ein goldenes Schweigen dem silbernen Reden vor. Frau Rothe handelte.

In seinem Auftreten ist Herr Jentsch von großer Gewandtheit. Seine Freunde wie seine Gegner sind darin einig, daß man es mit einer zielbewußten, sehr gewandten Persönlichkeit zu thun hat. Damit contrastiren merkwürdigerweise seine zahlreichen Artikel*). Hier macht sich der Mangel an schriftstellerischer Bildung fühlbar. Schlecht stilisirt, phrasenhaft aufgeputzt, stehen sie unter dem Durchschnitt farblosen Zeitungsstils. Charakteristisch ist ihnen nur zweierlei: die fromme Salbung und der belehrende Ton. Schenken wir ihren Worten Glauben, so muß ihr Verfasser nicht nur eine Autorität im Geisterreich, sondern auch ein Muster von Frömmigkeit sein. Insbesondere spielt er gern den Kenner des Mediumismus heraus. Seine Worte fließen von Frömmigkeit, Menschen- und Gottesliebe über; sie lassen ahnen, daß ihr Redner Blicke in die Geisterwelt gethan hat, die uns profanen Sterblichen versagt sind. Steht er doch nach seinen eigenen Worten mit höheren Geistern in Verbindung.

Wenn wir also Herrn Jentsch nach seinen Worten richten, so ist er eine orthodox-geistergläubige Persönlichkeit, die fest von Frau Rothes Ehrlichkeit überzeugt ist. Richten wir ihn nach seinen Werken, so besitzt er große Gewandtheit und Mutterwitz. Diese beiden Seiten werden uns ein Urtheil ermöglichen, ob Herr Jentsch den Betrug Frau Rothes kennt oder nicht.

Nach seinen eigenen Worten kennt er ihn nicht. Damit ist aber auch Alles erschöpft, was zu seinen Gunsten spricht. Wollen wir ihm Glauben schenken, so müssen wir demnach annehmen, daß Herr Jentsch, der 5 Jahre lang unausgesetzt mit Frau Rothe zusammenlebte, der an allen Sitzungen theilnahm, nicht im Stande war, einen ganz einfachen Betrug zu bemerken. Wir müssen ihm dann eine Urtheilsunfähigkeit zutrauen, die bedenklich ist.

Richten wir nach seinen Werken, so kommen wir indessen zu einem anderen Schlusse. Herr Jentsch ist eine gewandte Persönlichkeit und last not least kein schlechter Menschenkenner. Ein Mann wie er läßt sich nicht 5 Jahre lang über's Ohr hauen. Herr Jentsch ist aber nebenbei in der Taschenspielerei nicht unerfahren. Er hat es uns selbst erzählt und das

*) Cf. insbesondere: Spir. Bl. 1898 S. 22, 24, 51. — Zeitschrift für Spiritismus 1899 S. 97, 113, 118. — Meistens handelt es sich um Uebersetzungen.

Treiben zweier Medien enthüllt*). Zwar ist er auch hier nur Dilettant, und seine Unwissenheit verräth sich gelegentlich, aber es steht doch fest, daß er sich in seinen Mußestunden mit Taschenspielerei beschäftigt, und was besonders interessant ist: Er giebt uns selbst an, wie Blumenapporte hervorgezaubert werden. „Das Pseudo-Medium," verräth er uns, „hat zwei große Taschen; in der einen sind Blumen, in der anderen Nüsse, Pistol 2c. Letzteres wird nach Schließen des Vorhanges abgeschossen, während die Nüsse herausgeworfen und die Blumen als „Geisterapporte" nach Oeffnen des Vorhanges auf dem neben dem sogenannten Medium befindlichen Stuhle vorgefunden werden. Nun fährt die Hand wieder in die Fessel zurück." Es ist immer gefährlich, aus der Schule zu plaudern.

Für die Mitschuld des Herrn Jentsch spricht auch seine Thätigkeit bei den Sitzungen. Dieses ganze Deckungssystem hat nur Sinn, wenn es etwas verdecken soll. Was soll es denn aber verdecken? Die Ehrlichkeit Frau Rothes? Diese bedarf ja keiner Deckung. Es bleibt also nur der Schluß übrig, daß ihr Tric verdeckt werden soll. Mit dieser Annahme stimmt dann auch die Thatsache, daß die Deckung haarscharf den Mängeln des Trics angepaßt ist, ein Vorgang, der sonst ohne jeden Sinn wäre.

Endlich zwingt noch ein letztes Moment zur Annahme der Mitthäterschaft des Herrn Jentsch. Frau Rothe bedarf zu ihren Sitzungen Vorbereitungen. Sie muß Blumen und Amuletts einkaufen, muß Geburtstagsgedichte fabriciren, muß Widmungen graviren lassen, directe Schriften und Geisterpuppen anfertigen — kurz eine vielseitige Thätigkeit entwickeln. Es scheint mir nun recht unwahrscheinlich, daß sie das Alles selbst macht. Insbesondere gehört zum Dichten und Anfertigen von Glückwünschen immerhin ein wenig schriftstellerische Begabung, die die Frau eines Kesselschmiedes sonst nicht besitzt. Da liegt denn doch der Schluß sehr nahe, daß ihre Geister bei einem befreundeten Sachverständigen Anleihen machen. Sie muß aber außerdem ihr Arsenal mit auf Reisen nehmen und es an Ort und Stelle verstecken. Hält sie sich längere Zeit auf, so muß sie den Blumenvorrath auch durch Einkäufe ergänzen. Sollte Herr Jentsch, der sonst so Vielgewandte, wirklich mit einem Mal mit Blindheit geschlagen sein, Herr Jentsch, der Frau Rothes unzertrennlicher Gefährte ist, und der so genau weiß, wie andere Medien ihre Suppe kochen?

So wächst der Verdacht gegen Herrn Jentsch lawinenartig an. Neben den Fall Rothe ist mit zwingender Logik der Fall Jentsch getreten, und es scheint mir fast, als ob er ihn an Bedeutung noch überrage. Denn während Frau Rothe immer noch das Mitleid anrufen kann, schweigt bei Herrn Jentsch auch diese Stimme. Für den, der der bewußten Theilnahme am Betruge verdächtig ist, giebt es kein Mitleid.

*) Enthüllungen über die sogenannten spiritistischen Experimente des Ehepaars „Fly und Slade". Spir. Blätter 1898, S. 51 ff.

Denn das steht fest: Ist Herr Jentsch bewußter Mitthäter, so giebt es kein Wort, das hart genug wäre, seine Schuld zu strafen. Betrügen ist immer häßlich. Aber jahrelang betrügen, jahrelang so zu betrügen, das wäre ein Fall, der Gott sei Dank, in den Annalen der deutschen Criminalistik einzig dasteht. Der verrohteste Mensch erzittert vor dem Gedanken des Todes. Es denkt keiner gern an den mächtigen Schnitter, der Gewalt vom höchsten Gott hat, und Schweigen breitet sich, wenn wir unserer Todten gedenken. Mag darum die Sehnsucht nach den Todten mitunter bizarre Formen annehmen, wir wissen Alle, daß sie menschlich, allzu menschlich ist. Und ein Mensch sollte es gewagt haben, die Todten heraufzubeschwören und unsere Sehnsucht verächtlich in den Staub zu treten? Das wäre kein Verbrechen an Menschen, sondern am Heiligsten der Menschheit.

Wir stehen vor einer schweren Entscheidung. Unser sittliches Empfinden sträubt sich, an eine solche Schuld zu glauben. Wir fragen immer und immer wieder: Warum? Wo sind die Motive zu so unerhörtem Handeln?

Das häufigste Motiv zum Betruge ist Geldgier. Fehlt es, so müssen außergewöhnliche Motive vorliegen, die den Verbrecher zum Betruge treiben. In meiner ersten Arbeit führte ich aus, daß Frau Rothe ihrer Sache unentgeltlich zu dienen scheint. Ich wurde durch diesen Schein dazu geführt, die Hypothese des pathologischen Schwindels als wahrscheinlich hinzustellen. Wie so oft, trog auch hier der Schein. Ich bitte meine Leser mit mir folgende Tabelle durchzugehen:

Preis für Retourkarte im D.-Zug.	Honorar.	Dauer der Reise.
Chemnitz nach München:	160 Mk.	9 St. 49 M.
über Nürnberg: II. Kl. 30,20 + 2		(10,48—8,37)
III. Kl. 21,30 + 2		
über Regensburg: II. Kl. 34 + 2		
III. Kl. 24 + 2		
Chemnitz nach Breslau:	100 Mk.	7 Stunden.
II. Kl. 33,40 + 2		(8,10—3,22)
III. Kl. 22,90 + 2		
Chemnitz nach Eisleben:	50 Mk.	4 Stunden.
II. Kl. 13,16 + 2		
III. Kl. 9,40 + 2		
Chemnitz nach Berlin:	200 Mk.	5 Stunden.
II. Kl. 23,70		
III. Kl. 16,18		

Der Aufschlag für Schlafwagen beträgt ca. 5,50—10,50 Mk.

In München erhielt das Paar zweimal 160 Mark*). Frau Rothe wollte angeblich Schlafwagen benutzen, kam aber im gewöhnlichen Zug Abends an. Nimmt man an, sie sei II. Kasse D. Zug gefahren uud zwar die weiteste Strecke (über Regensburg), so betrugen die Reisekosten zweimal 36 Mk. = 72 Mk. Wenn ich für sie und ihren Freund die Hotelkosten für einen Abend auf 28 Mk. veranschlage, so ist das sehr hoch gegriffen. Trotzdem ergab sich ein Ueberschuß von 60 Mk., bei zwei Sitzungen also von 120 Mk.

Für Breslau berechnete Herr Kühn einem meiner Bekannten gegenüber die Kosten auf 100 Mk. Der Gewinn wäre hier gering gewesen. Denn die Fahrkarte II. Klasse im D. Zug für 2 Personen kostet 70,80 Mark, sodaß das Paar für Hotel nur 29,20 Mk. übrig behielt.

In Eisleben wurden 50 Mk. gefordert. Hier beträgt der Ueberschuß unter gleichen Bedingungen 19,68 Mk.

In Berlin brachte die Sitzung in der Psyche rund 200 Mk. ein. Da die Reisekosten rund 50 Mk. betrugen, blieben 150 Mk. Uebereinnahme. Es ist nicht anzunehmen, daß der Verein „Psyche" sich das Geld in die Tasche steckte, und für Saalmiethe giebt man nicht 150 Mk., In anderen Berliner Sitzungen zahlten die Theilnehmer 3—5 Mk. pro Person.

In Wirklichkeit liegen aber die Thatsachen für Frau Rothe noch viel ungünstiger. Ich habe stets die Höchstsätze genommen, während Personen von der socialen Stellung dieses Paares kaum II. Klasse fahren. Man darf auch nicht vergessen, daß das Paar bei den Gastgebern gratis logirte und wohnte, ja sogar Geschenke empfing. Breslau ist für sie durch die Munificenz ihres Freundes ein sehr ergiebiger Boden gewesen.

Die Thätigkeit des Paares entbehrte also keineswegs des irdischen Segens. Wenn man erwägt, daß Frau Rothe bisweilen fast täglich Sitzungen gab, so kann der Gewinn nicht so unbedeutend gewesen sein. „Umsonst ist der Tod" — sagt ein Sprichwort. Bei Frau Rothe scheint er es nicht zu sein.

Es ist also sehr wahrscheinlich, daß das Motiv für die Thätigkeit von Rothe—Jentsch Gelderwerb war. Dazu treten vielleicht noch andere Motive. Die Mediumität Rothes ermöglichte ihr und ihrem Begleiter ein Wanderleben, das seine eigenen Reize hat. Sie lernten die Welt kennen, besuchten Wien, München, Berlin, Breslau, Hamburg, das Thüringer- und Waldenburger Gebirge, sie kamen mit Künstlern wie Kaulbach in Berührung, waren Gäste der höchsten Aristokratie — alles Vortheile, die sonst der Frau eines armen Kesselschmiedes und einem Sprachlehrer nicht in den Schooß fallen. Neben diesen materiellen Vortheilen

---

*) Der Impresario erklärte mir noch am 24. Januar 1900, Frau Rothe nehme nie Bezahlung an. Für die entstehenden Spesen trete er ein. Das Original des Briefes kann bei mir eingesehen werden.

winkte aber noch idealer Lohn. Die Palme des Ruhmes schlang sich um ihre Stirn, Unsterblichkeit unter den Lebenden winkte denen, die die Unsterblichkeit der Todten kündeten. Home war bis zu Kaiserthronen vorgedrungen; was konnte da nicht Alles möglich werden! — Endlich kann der Betrug als solcher ein treibendes Motiv gewesen sein. Der Betrug setzt stets eine überlegene Intelligenz voraus. Er ist eine geistige Leistung, ein kühnes Spiel mit der Vernunft anderer Menschen, ein Schachspiel mit der Wahrheit. Darum gab es berühmte Schwindler, wie Saint Germain und Leo Taxil, denen das Spiel als solches über allen Motiven stand. Der Triumph über die Dummheit der Menschen dünkte ihnen der reinste Triumph. Ich möchte allerdings eine derartige Auffassung nur einem Genie zutrauen.

Aufmerksame Leser werden längst die Frage aufgeworfen haben, wie sich das Alles mit der Annahme eines pathologischen Schwindels reimt. Dieser Punkt bedarf nach den neuen Ergebnissen nochmaliger Prüfung. Meine Hypothese — nur als solche hatte ich meine Annahme bezeichnet, — stützte sich auf 2 Momente:

1. Frau Rothe hat kein Motiv für ihre Handlungen.
2. Sie macht den Eindruck einer psychisch kranken, ehrlichen Frau.

Die erste Stütze meiner Hypothese fällt nunmehr weg. Es bleibt nur das zweite, sehr schwache Fundament übrig. Bereits in meiner ersten Arbeit betonte ich, daß jede genaue Untersuchung für die Diagnose als Hysterica fehle*). Ich muß demnach zugeben, daß die Hypothese des pathologischen Schwindels nunmehr an Wahrscheinlichkeit verloren hat. Damit will ich nicht sagen, daß sie unwahrscheinlich ist. Die Ausführung complicirter Handlungen spricht keineswegs dagegen. Auch in der Posthypnose werden bei Bewußtsein Handlungen ausgeführt, die man dem Agenten nicht zurechnen darf. Wir müssen den bewußten Betrug scharf von dem zurechnungsfähigen Betrug trennen.

Es wird daher gut sein, nochmals alle psychologischen Möglichkeiten in's Auge zu fassen, die bei mediumistischen Phänomenen auftreten:

1.	Die Phänomene sind	supranormal	objectiv.
2.	" " "	theils supranormal, theils Taschenspielerei.	
3.	" " "	nur Taschenspielerei.	
4.	" " "	unbewußter und unzurechnungsfähiger Betrug.	subjectiv.
5.	" " "	bewußter und unzurechnungsfähiger Betrug.	
6.	" " "	bewußter und zurechnungsfähiger Betrug.	

Frau Rothe hat bisher nicht den Beweis erbracht, daß sie Medium ist. Da aber fest steht, daß sie betrügt, kommt nur die 4.—6. Hypothese

*) Der Bericht, in dem die Verstauchung eines Fußes geschildert wird, ist vom Impresario verfaßt und kann daher nicht mehr als Beweismittel dienen.

in Betracht. Da ferner erwiesen ist, daß sie zum Zweck des Betruges Handlungen ausführt, die Bewußtsein erfordern, schmelzen die Möglichkeiten auf Nr. 5 und 6 zusammen. Was ich schon in meiner ersten Arbeit anführte, wiederhole ich: Die Möglichkeit, daß Frau Rothe auch über echte mediumistische Kräfte verfügt, muß man theoretisch zugeben, so lange die Möglichkeit besteht, daß es solche Phänomene giebt. Sollte also Frau Rothe einmal den Beweis hierfür führen, so müßten wir uns davor beugen. Nie und nimmer aber würde ein solcher Beweis den geschehenen Betrug aus der Welt schaffen. Der Vorwurf des Betruges bliebe auch dann auf Frau Rothe haften.

Dagegen würde die Rolle des Impresarios, auf dem vorläufig der dringende Verdacht des bewußten, zurechnungsfähigen Betruges lastet, doch vielleicht in anderem Lichte erscheinen. Es ließe sich dann denken, daß er wirklich in Folge beispielloser Kurzsichtigkeit durch ein paar echte Phänomene fanatisirt, für den Betrug blind gewesen ist. Da aber, wie gesagt, Frau Rothe den Beweis ihrer Mediumität noch nicht geführt hat, müssen sie und ihr Impresario die Verantwortung für den schweren Verdacht tragen, der vorläufig auf ihnen ruht.

Für den Juristen erhebt sich noch die Frage, ob Rothe und Jentsch als Mitthäter oder Gehilfen zu bestrafen sind. (§ 47, 49 St.-G.-B.) Da der ganze Betrug ein Ganzes ist, und jeder Thäter offenbar die ganze That als eigne will, entscheide ich mich für Mitthäterschaft. Es wäre freilich noch eine dritte Möglichkeit offen: Rothe könnte Werkzeug in der Hand des Jentsch sein. Sollte die Untersuchung dafür Anhaltspunkte geben, so würde vielleicht eine Frage aufgerollt werden, die schon lange die Theorie beschäftigt: Ob durch die Suggestion einer Person eine andere gezwungen werden kann, längere Zeit hindurch verbrecherische Handlungen auszuführen. Die Frage ist oft bejaht worden, weil man die Laboratorienversuche mit Hypnotisirten überschätzte. Heute, wo wir wissen, daß die vollständige Aufhebung des Willens Hypnotisirter ein Märchen ist, darf die Frage noch als offen betrachtet werden. Svengali und Trilby sind Ausgeburten der Phantasie. Ein Körnchen Wahrheit steckt darin, und es ist nicht undenkbar, daß dieses Körnchen im Fall Rothe gefunden wird. In dieses Dunkel würde nur eine eingehende Untersuchung Licht bringen.

Damit verlasse ich den Fall Rothe. Noch ein drittes Mal werde ich in die Oeffentlichkeit flüchten, wenn ich mit den Hintermännern, Kritikastern, Protectoren, Verlegern und Coulissenschiebern dieser Tragödie abrechne. Ich möchte vorläufig der Oeffentlichkeit den Blick in diesen Sumpf ersparen. Vielleicht sprechen wir uns bis dahin vor einem anderen Forum. Denn der Fall Rothe-Jentsch gehört nicht mehr vor das Forum der Wissenschaft, sondern vor das des Rechts.

Nur dem Culturhistoriker bitte ich noch einige Worte zu gestatten. Culturgeschichtlich giebt es keinen Zufall, sondern nur Ursache und Wirkung.

Ich wies daher schon in meiner ersten Arbeit darauf hin, daß der Fall Rothe nur durch die Versumpfung unseres geistigen Lebens erklärbar ist. Der Offenbarungsspiritismus streute sein Gift in die Massen, verdummte die Gemüther und fanatisirte die Geister. Er unterminirte in dunkler Maulwurfsarbeit den Marmorbau unserer Cultur. Wir wissen heute, daß es Massensuggestionen giebt, die um so wirksamer sind, je suggestibler die Massen sind. Der Offenbarungsspiritismus hat die Massen suggestibel gemacht. So war es möglich, daß sie für die Suggestionen von Pseudomedien und deren Helfershelfern empfänglich wurden. Wenn wir sehen, bis zu welchem Fanatismus er seine Anhänger aufhetzt, daß sie in einer entlarvten Taschenspielerin den neuen Heiland erblickten, wenn wir die Wuth und den Haß sehen, mit dem Leute, die die Liebe auf den Lippen führen, ehrliche wissenschaftliche Arbeit verfolgen, dann werden wir es an der Zeit finden, daß der Staat endlich einmal mit gepanzerter Faust unter diese lichtscheuen Dunkelmänner fährt. Ich will keineswegs einer spiritistischen Zuchthausvorlage das Wort reden. Culturelle Strömungen unterdrückt man nicht mit dem Polizeisäbel. Aber zwischen Gewalt und einem übel angebrachten laisser faire, laisser passer liegt noch Manches, was unter die Aufgabe des Staates fällt. Zunächst wird es gut sein, die Betrüger von den Betrogenen zu scheiden. Gegen die ersteren müßte mit eiserner Strenge vorgegangen werden. Die Gesellschaft müßte den Staat dabei unterstützen, indem sie jeden derartigen Fall vor die Oeffentlichkeit bringt und es dem Staat ermöglicht, durch entsprechende Erziehungsmaßregeln zurechnungsfähige oder unzurechnungsfähige Betrüger unschädlich zu machen. Das würde die Ausbreitung des Betruges hindern. Die Betrogenen zu bekehren, halte ich nach meinen Erfahrungen für unmöglich. Hier können nur Präventivmaßregeln am Platze sein. Der Staat sollte alle Bestrebungen unterstützen, die wirklich wissenschaftlich die spiritistische Epidemie untersuchen. Wenn erst, wie in England und Frankreich, wissenschaftliche Institute und Gesellschaften unter staatlichem Schutz an die Untersuchung des bestrittenen Gebietes herantreten, dann wird das Umsichgreifen der offenbarungsspiritistischen Seuche von selbst aufhören. Das gewaltsame Unterdrücken spiritistischer Vereine, wie in Sachsen, hat sich als ganz erfolglos erwiesen. Man hat Märtyrer und damit Gläubige geschaffen. So kam es, daß Sachsen das Centrum der offenbarungsspiritistischen Seuche wurde.

Wenn das Alles geschieht, dann wird auch manche Perle an's Licht kommen, die bisher im Schmutze lag. Im Occultismus schlummern vielleicht Probleme von weltbewegender Bedeutung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich aus ihm eine neue, mächtige Culturmacht erhebt, vor der wir Alle noch einmal uns beugen müssen. Möge deutsche Wissenschaft unter dem Schutze deutschen Rechts und deutscher Macht dem neuen Licht die Pforten öffnen!

Als Symptom betrachtet, erhält daher der Fall Rothe eine außerordentliche Bedeutung. Aus seinem Rahmen gerissen, bleibt er ein Bild, an dem nicht einmal der Criminalist Freude hat.

Vergleicht man Rothe mit den genialen Charakteren wie Cagliostro und Blavatzky, so schrumpft ihr Ruhmeskranz ganz, ganz klein zusammen. Cagliostro und Blavatzky waren Schwindler, aber geniale Schwindler. Das sind machtvolle imposante Persönlichkeiten, die mit eiserner Hand in die Speichen des Weltenrades greifen. Sie drücken ihrer Zeit den Stempel ihres Genies auf, sie zwingen die glänzenden Geister ihres Jahrhunderts auf die Knie. Jenseits von Gut und Böse stehend, lachen sie mit einem Zarathustralachen diese Welt aus, von der heute wie vor zweitausend Jahren die Losung gilt: „Mundus vult decipi ergo decipiatur!" Sie schaffen; schaffen Werke, Räthsel, Probleme für alle Zeiten — und Frau Rothe greift seit zehn Jahren ein paar Rosen aus der Luft.

Damit kann auch der Culturhistoriker den Fall Rothe verlassen. Bitter und schwer ist es, Ankläger zu sein. Ich will nicht von der Gefahr reden; — ein deutscher Jurist kennt keine Furcht, sondern nur Rechte und Pflichten. Wer in ein Wespennest greift, muß ein paar Stiche gewärtigen. Was thut's! Wunden im Kampfe für's Recht sind ehrenvolle Wunden, und wer das Schwert führt, kann nicht den Hieb auf die Goldwage legen.

Bitter ist es für unser Herz, Ankläger zu sein, und am bittersten, damit vor das Forum der Oeffentlichkeit zu treten. Mir blieb keine Wahl. Seit zehn Jahren hält der Fall Rothe Deutschland und Oesterreich in Athem, ist wachsend und wachsend zu einer Gefahr für die höchsten Güter der Cultur geworden. Man hat ehrliches Streben mit Schmutz beworfen und selbst den Weg des Gesetzes verlassen, um meine wissenschaftliche Ehre in den Staub zu treten. Da ist die Oeffentlichkeit alleinige Richterin. Der Kampf gegen die Macht der Finsterniß muß im Hellen geführt werden!

Frau Rothe hatte es fast zwei Jahre lang in der Gewalt, meine Anklage zu entkräften. Immer und immer wieder wurde ihr Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben. Nun ist es zu spät.

Wer mir aber mein Recht bestreiten wollte, den weise ich an die Pflicht: Hoch über dem Recht steht die Pflicht, über der Pflicht die Wahrheit!

Nachtrag.

Die Geister des Offenbarungsspiritismus scheinen ihren letzten Geist aufgegeben zu haben. Sie vergessen Alles: Logik, Anstand, Vorsicht und beginnen wie Hökerweiber zu toben und zu schimpfen. Das Sumpfconcert, das die spiritische Presse angestimmt hat, spottet jeder Beschreibung. Seit die erste Bestürzung verflogen ist, ist eine Sturmfluth von Briefen, anonymen Karten, und Aufsätzen über mich hereingebrochen, die zumeist auf den Ton gestimmt sind: Wo Waffen fehlen, greift man zum Schmutz. Auch ihren

Advokaten fanden die Angegriffenen. Ein kroatischer Rechtsanwalt, Dr. von Gaj, fand sich gemüßigt, unter dem Jubel des spiritistischen Mobs eine Broschüre in die Welt zu schleudern, deren Hauptinhalt ehrenrührige Beschimpfungen bilden. Soweit ich mich mit diesen „Gegnern“ nicht gerichtlich beschäftige, werde ich in der angekündigten dritten Arbeit mit ihnen abrechnen.

Auch eine Dame hat in diesem Heft das Glatteis der wissenschaftlichen Arena betreten. Sie that es im ausdrücklichen Auftrage des Impresarios, der bereits in der Chemnitzer „Allgemeinen Zeitung“ vom 10. Januar öffentlich erklärt hat, die Verfasserin sei „eine erfahrene Occultistin“. Nur dieser Sachverhalt bestimmt mich, auf einen Aufsatz zu antworten, der zwar aus ehrlichem Wollen hervorgegangen sein mag, aber leider des Könnens entbehrt. Auf eine Stilübung, wie die der Frau Major R., zu antworten, ist sonst nicht üblich. Entbehrt sie doch nicht nur der Wissenschaftlichkeit, sondern, was bei einer Dame doppelt schwer wiegt, der unter Schriftstellern üblichen Courtoisie.

Es ist in der deutschen Wissenschaft unerhört, daß man einen wissenschaftlichen Angriff mit sittlichen Vorwürfen beantwortet. Frau Major R. wagt es, ohne den Versuch eines Beweises zu machen, mir „Verleumdung“ vorzuwerfen. Sie nennt meine gewissenhaften Beobachtungen „jeder Wahrheit entbehrend“, sie wirft mir Betrug vor: „denn ich werde wohl selbst kaum erwarten, daß urtheilsfähige Menschen meinen Aussagen Werth beimessen“, und schließt diese Beschimpfungen mit dem Urtheil, meine Arbeit sei ein „durchsichtig tendenziös gehaltener Angriff“. Und dieselbe Dame redet dem Hamburger Schwindel gegenüber davon, „es sei unmöglich gewesen, Frau Rothe irgendwelche betrügerische Manipulationen nachzuweisen“. Der Geist des Impresarios weht durch ihre Zeilen.

Neben den persönlichen Angriffen hat Frau R. auch versucht, mir sachlich zu erwidern. Das ist freilich schwerer, als seinem Gegner sittliche Vorwürfe zu machen. Der Verfasserin bleibt jedenfalls das Verdienst unbestritten, den Lesern von „Nord und Süd“ eine Probe spiritistischer Logik handgreiflich vor Augen geführt zu haben.

Sie beginnt damit, mir die Gründlichkeit abzusprechen. Die Thatsache, daß ich den Fall Rothe zwei Jahre lang studirt habe, daß ich gegen fünfzig Bände Zeitschriften durcharbeitete, ist in ihren Augen Luft. Ich hätte warten sollen, bis Frau Rothe mir weitere Sitzungen gewährte. Da spricht wieder der Geist des Impresarios aus der Verfasserin. Denn unter diesen Umständen wäre meine Arbeit nie erschienen, da Frau Rothe mir jede Sitzung verweigerte!! Ich hätte auch Frau Rothe vor der Sitzung untersuchen sollen — freilich, wenn Frau Rothe es nur gestattet hätte.

Natürlich taugen auch meine Beobachtungen nichts. Ich gab ja selbst zu, einen ungünstigen Platz gehabt zu haben. Frau Raßmann ist augen-

scheinlich nicht im Stande, Beobachtungsmöglichkeit und Beobachtung zu trennen. Mein ungünstiger Platz hinderte mich, Alles zu beobachten, er hinderte mich aber nicht, Vieles und dieses mit absoluter Sicherheit zu beobachten. Frau Raßmann weiß es freilich besser. Die Behauptung, Frau Rothe arbeite nur links, in Gegenwart des Impresarios u. s. w., entbehre jeder Wahrheit! Was wird wohl meine Gegnerin zu den nunmehr veröffentlichten Berichten sagen, die in haarscharfer Uebereinstimmung eine glänzende Rechtfertigung meiner Beobachtungen bilden? Was wird sie sagen, wenn zwei Theilnehmer an den Breslauer Sitzungen vor Gericht erklären werden, daß alle meine Beobachtungen die reine und lautere Wahrheit enthalten? Si tacuisses!

In Frau Raßmanns Augen irrt freilich der Mensch, solang er strebt. Wie ich mich irrte, irrten sich die Hamburger Forscher, die Frau Rothe Puppe, Phosphor und Blumen abnahmen. Es irrte Herr Max Rahn, der Frau Rothes Bein ergriff und ihre Puppen erblickte, es irrte sich schließlich der photographische Apparat, der das Puppenspiel mit Blitzlicht verewigte. Nur Frau Major Raßmann irrt nicht, wenn sie behauptet, es sei unmöglich gewesen, Frau Rothe irgendwelche betrügerische Manipulationen nachzuweisen.

Schließlich betritt meine Gegnerin auch den Boden der Theorie. Sie belehrt mich über die Grenzen der Taschenspielerei und die Bedingungen des pathologischen Schwindels. Es verlangt Niemand von Frau R., daß sie über Dinge schreibt, von denen sie nichts versteht. Wenn sie sich durchaus litterarisch bethätigen will, so giebt es ja viele Dinge, über die eine Hausfrau schreiben kann. Das Amerika der Wissenschaft sollte sie ruhig den Amerikanern überlassen. Mit Behauptungen wie: ein Taschenspieler könne nicht in fremden Wohnungen sein Werkzeug verstecken oder der Einkauf von Blumen schließe nothwendig pathologischen Schwindel aus, läuft Frau R. Gefahr, eine Unsterblichkeit zu erlangen, die nicht nur spiritistisch ist.

Ich hätte gern auf den Angriff der Frau Raßmann noch mehr geantwortet. Um jedoch auf gutgemeinte Stilübungen zu reagiren, ist mir meine Zeit zu kostbar. Ich antwortete nur, weil der Artikel im Namen „jenes Mannes mit dem ernsten würdigen Auftreten und dem bescheidenen anspruchslosen Wesen, der sich durch die Stürme des Lebens den reinen Glauben an seine Ideale erhalten hat," an „Nord und Süd" geschickt wurde. Sein ernster, würdiger und idealer Geist weht durch seine Zeilen. Sie sind bescheiden und anspruchslos — in Allem, was Logik und Wissenschaft heißt.

In einer Schlußbemerkung hat Frau Raßmann auf eine Prüfungssitzung hingewiesen, in der Frau Rothe angeblich den Beweis ihrer Mediumität erbracht hat. Es hätte dieses Hinweises nicht bedurft, um mich zu eingehender Stellungnahme diesem Ereigniß gegenüber zu bewegen. Ist doch diese sensationelle Wendung der clou des Rothe-Skandals geworden.

Mit einer Siegesfanfare eröffnete die Wiener Zeitschrift für Occultismus das neue Jahrhundert. Und wo ein spiritistisches Blatt hauste, hallte der schmetternde Ruf wieder. Ein Siegestaumel ergriff die spiritistische Presse. Aber es war ein Pyrrhussieg, eine Sylvesterstimmung. Der Katzenjammer wird nicht ausbleiben.

Mit dieser „Prüfungssitzung" hat es folgende Bewandtniß: Im December-Heft der „Psychischen Studien" hatte ein angesehener Spiritist, Professor Sellin, meine Arbeit „Ein deutsches Medium" glänzend recensirt. Gemeinsam mit Professor Dr. Maier-Tübingen erklärte er sich bereit, Frau Rothe wissenschaftlich zu prüfen. Frau Rothe erfüllte dieses Verlangen zwar nicht, lud ihn aber am 16. December 1900 durch ihren Impresario zu einer Familiensitzung ein. Diese Familiensitzung ist nun jene große „Testsitzung, Festsitzung und großartige Testsetzung" von der die spiritistische Presse so viel Lärm macht. Um meinen Lesern ein Urtheil zu ermöglichen, gebe ich das Protokoll unverkürzt wieder.

Test-Sitzung
mit dem Medium Frau Anna Rothe aus Chemnitz
in der Wohnung von Frau Rentière Müller,
Charlottenburg, Schillerstraße 111 pt.
Cirkelleitung: Chemiker Dr. Zinke.

Nachdem das Medium, sowie der Sitzungsraum im Wohnzimmer von anwesenden Doctoren der Medicin und anderen anwesenden, dem Medium unbekannten Personen genau untersucht und keinerlei Blumen oder sonstige Gegenstände vorgefunden wurden, schritt man zur Sitzung.

Dieselbe nahm um 6 Uhr Abends ihren Anfang und wurde kurz nach 8 Uhr geschlossen. Der Sitzungsraum war durch mehrere Lampen und 10 Kerzen hell erleuchtet. — Die Theilnehmer gruppirten sich um einen ovalen Tisch, der, wie Alles, vorher untersucht worden war. Das Medium hatte zur Rechten Herrn Prof. Sellin, zur Linken Frau Rentière Müller als Nachbarn, an welche sich Herr Dr. von Soltau, Dr. Lindtner — beides Aerzte — und die übrigen Theilnehmer, dem Medium unbekannt, anschlossen.

Nach kurzem Gebet verfiel das Medium in Schlaf, und eine Intelligenz hielt eine Rede. Hierauf erfolgten directe Klopftöne, die erwiesenermaßen weder vom Medium noch den Theilnehmern künstlich erzeugt waren. Verschiedene gestellte Fragen wurden durch Klopftöne intelligent beantwortet. Hierauf weitere Trancereden, während dem oft drei und mehrmalige Klopftöne. Kaum war die eine Rede zu Ende, so erschienen Blumen mit Zwiebeln (Tulpen 2c.) in der Luft, welche das Medium auffing oder welche zur Erde fielen, bezw. unter die Anwesenden vertheilt wurden. Blumen vollständig thaufrisch, mit Wohlgeruch (vorher war kein Duft im Zimmer wahrzunehmen)!

Auf einen derartigen Apport folgte eine Reihe weiterer, unter anderen: Misteln, Stiefmütterchen, größere Coniferenzweige, Sance, südliche Weide (eine gegenwärtig — nach Angabe des Herrn Dr. von Soltau — im tropischen Klima blühende Pflanze), ferner Goldlack u. s. w.

Herrn Dr. Lindtner wurde plötzlich ein großer Zweig einer Blattpflanze, etwa 40 cm lang und 20 cm breit, tadellos frisch, über den Tisch vom Medium übergeben, wie er sie nach seiner Angabe im eigenen Garten gepflanzt hatte.

Ein voller Strauß, wohl 20 Stück, langstieliger Chrysanthemen wurden einer skeptischen Dame über den Tisch vom Medium übergeben. — Diese zahlreichen Apporte wiederholten sich vor und nach den einzelnen Trancereden. Pflanzen und Zweige fielen direct

aus der Luft auf das Medium und die Theilnehmer. Die sprechenden Intelligenzen nannten sich Paul Flemming, Georg Neumark, Ulrich Zwingli u. s. w.

Während der Unterhaltung kamen fortgesetzt Blumenapporte, plötzlich mehrere Apfelsinen, die vom Medium aufgefangen wurden oder zu Boden fielen.

Einige derartige Apporte wurden direct bei Herrn Prof. Sellin sichtbar, bezw. nahe seinem Körper materialisirt. Ferner legte das Medium das Blatt einer Pflanze vom Tisch einer anwesenden Dame, Frau Pasewaldt, in die Hand, vorher dasselbe in seiner Hand zerreibend, die Hand der Dame wurde darauf zugedrückt; beim Oeffnen fand sich ein kleines Herz von Glas darin.

Auf ähnliche Weise erhielten Dr. med. Lindtner, Dr. med. von Soltau, Professor Sellin je einen derartigen kleinen Gegenstand, ebenso eine, Herrn Dr. Lindtner verwandte Dame. Der Dame des Hauses, Frau Rentière Müller, wurde ein symbolischer Nippesgegenstand, zum Tragen bestimmt, überreicht.

Nach weiteren Reden und Ansprachen, auch solchen von einer sich „Frieda“ nennenden Intelligenz, nahm die Sitzung gegen 8 Uhr nach kurzem Gebet ihr Ende.

Während derselben gab der Cirkelleiter einige Erläuterungen. Die sämmtlichen Manifestationen fanden in einer gewissen Reihenfolge, bisweilen Rede des Mediums und Apporte gleichzeitig, statt. Die Klopftöne am Tisch und Fußboden und die physikalischen Apporte von Blumen, letztere in großer Reichhaltigkeit (wohl über 100 Stück), sowie der erwähnten symbolischen Gegenstände fanden in so einwandfreier Weise statt, daß selbst auch ohne die vorausgegangenen, von der exacten Wissenschaft geforderten Cautelen dieselben als untrüglich übersinnlich anerkannt und bestätigt werden mußten.

Frau Anna Rothe aus Chemnitz hat somit den Nachweis geliefert, daß sie ein echtes, physikalisches Medium ist, wie es selten gefunden wird.

Dieses Protokoll wurde allen Anwesenden vorgelesen, als richtig und wahrheitsgetreu befunden und durch eigenhändige Unterschriften bescheinigt.

Unterschriften folgen:

E. W. Sellin, Prof. a. D.	Albert Lübicke.
Dr. med. Lindtner.	Walter Lindtner.
H. Pellwitz.	Emil Mayen.
Albert Bergmann.	Frau Müller.
Frau Pasewaldt.	
Dr. Zinke. Cirkelleiter.	Dr. med. E. von Soltau, Protokollant.

Herr Prof. Sellin hat im Januar-Heft der „Psychischen Studien“ sein Urtheil noch besonders scharf formulirt. Er schreibt:

Mein Gesammturtheil ist, daß Frau Rothe in der That ein sehr starkes physikalisches und Trancemedium ist, und daß auf alle Fälle diese Thatsache gegen jede irre gehende und unwissenschaftliche Skepsis aufrecht erhalten werden muß. Die Klopftöne sind unzweifelhaft echt, mit Intelligenz verbunden und, wenn sorgfältiger entwickelt und beobachtet, vielleicht zu Beweiszwecken zu brauchen. Die Trance-Erscheinungen (Besessenheits-Trance) sind gleichfalls echt. Ob sie animistischer oder spiritistischer Deutung zugänglich sind, das ist, wie meistens bei dieser psychischen Phase, schwer, wenn überhaupt zu entscheiden.

Was die Apporte anbetrifft, so sind sie gleichfalls unzweifelhaft echt und ein Beleg für die mir so widerstrebende magische Seite dieser Erscheinungen. Die Zahl und Größe der Pflanzen- und Blumenapporte war so groß, daß sie jeden Zweifel an der Echtheit ausschließen mußte, selbst wenn eine Untersuchung des Mediums nicht stattgefunden hätte. Ueberdies erlaubte mir mein Platz neben dem Medium rechts, jede Bewegung desselben zu verfolgen, so daß von irgend welchen bewußten oder unbewußten taschenspielerischen Praktiken desselben nicht die Rede sein kann.

Einen Beweis für dieses Urtheil tritt Professor Sellin vorläufig nicht an. Er begnügt sich mit der Behauptung.

Mit diesem Urtheil Sellins hat der Fall Rothe eine bemerkenswerthe Wendung genommen. Tritt doch seit 10 Jahren das erste Mal ein angesehener Spiritist öffentlich für Frau Rothe ein. Dieser Umstand erscheint mir aber lange nicht so bemerkenswerth, wie die Thatsache, daß ein Mann wie Professor Sellin seinen Namen unter einen solchen Bericht setzen konnte. Ich weiß persönlich, daß Herr Professor Sellin dabei aus ritterlichen Motiven handelte. Darin sind wir Beide einig, daß das Motiv für unsere Untersuchungen die Erkenntniß der Wahrheit sein muß, und daß wir unseren Ueberzeugungen unbekümmert um den Schmutz Ausdruck geben müssen, mit dem uns Beide der spiritistische Mob bewirft. So hoch ich aber auch diese Gesinnung schätze, so kann ich doch Sellin den Vorwurf nicht ersparen, im vorliegenden Fall seiner Ueberzeugung in unwissenschaftlicher und darum werthloser Form Ausdruck gegeben zu haben*). Ich werde diesen Vorwurf im Folgenden begründen.

In meinem Aufsatz „Ein deutsches Medium" habe ich mich eingehend mit den Kriterien wissenschaftlicher Darstellung beschäftigt. Ich unterschied die Methodik der Berichterstattung von der Methodik der Beobachtung und legte die Regeln fest, in denen sich Beide bewegen sollen. Der Verfasser des Protokolls (Dr. von Soltau?) hat meine Ausführungen über Methodik der Berichterstattung entweder nicht gelesen, oder für überflüssig gehalten Beachtet hat er sie sicherlich nicht. Sein Protokoll ist kein wissenschaftlicher Bericht, sondern eine laienhafte Erzählung, die nicht mehr Werth als eine Legende hat. Es vernachlässigt den grundlegenden Satz, daß man nicht Resultate, sondern ihr Zustandekommen darstellen soll.

Der Bericht beginnt damit, von einer Untersuchung des Mediums zu sprechen. Das ist eine leere Behauptung. Wir wollen wissen, wie das Medium untersucht wurde, und dies um so mehr, nachdem wir Proben solcher Untersuchungen kennen gelernt haben. Hat etwa Frau Rothe wieder das Kleid etwas gehoben, oder ist die Commission so sorgfältig wie in Hamburg vorgegangen? Behielt Frau Rothe ihre eigene Kleidung an? Der Berichterstatter hüllt sich hierüber ebenso in Schweigen wie über die Zeit, die zwischen der Untersuchung und dem Beginn der Sitzung verfloß. Sollte Frau Rothe etwa während dieser Zeit auf's Closet gegangen sein?

Diese oberflächliche Erzählungsweise wird fortgesetzt. Wir erfahren nichts darüber, ob der Rücken des Mediums frei, ob der Tisch behangen und der Impresario bei der Untersuchung oder bei der Sitzung anwesend war**). Der wichtigste Umstand, die Anwesenheit des muthmaßlichen Helfershelfer, wird mit Stillschweigen übergangen!

*) Sellin theilte mir in letzter Stunde mit, daß er einen gesonderten Bericht veröffentlichen werde.

**) Professor Sellin theilt mir privatim mit, daß er bei der Sitzung anwesend war.

Die Darstellung der Phänomene ist geradezu lächerlich. Man bezeichnet die Klopftöne als erwiesenermaßen echt, ohne eine Silbe zu erwähnen, wie diese Echtheit bewiesen wurde; man spricht von weiteren Trancereden, nachdem man vorher überhaupt nicht von Trance gesprochen hat. Der Verfasser des Protokolls sollte doch wenigstens soviel wissenschaftliche Genauigkeit haben, uns seine Diagnose des Trance-Zustandes physiologisch und psychologisch zu entwickeln.

Und nun gar die Schilderung der Apporte! Die ganze Discussion dreht sich darum, welche Bewegungen Frau Rothe bei den Apporten ausführte. Der Bericht spricht nicht mit einer Silbe davon. Er stellt fest, daß Blumen in der Luft erschienen. Was Frau Rothe während der Zeit machte, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.

Das also soll ein Zeugniß für Frau Rothes Echtheit sein? Ein Zeugniß ist es, aber ein Zeugniß für die Unwissenheit des Berichterstatters: Die Rothe-Litteratur ist um eine Legende reicher.

Eben so schlimm sieht es mit der Methodik der Beobachtung aus. Schon auf Grund der vorliegenden lückenhaften Darstellung kommen wir zu der Gewißheit, daß sie ganz ungenügend war. Es handelt sich hier nicht um eine wissenschaftliche Prüfungssitzung, sondern um einen ganz gewöhnlichen Familiencirkel. Selbst das Leiborgan Frau Rothes, die Wiener Zeitschrift für Occultismus, sieht sich in der Januar-Nummer zu dem beschämenden Geständniß gezwungen, „daß die Sitzung nicht unter den Cautelen stattfand, die von der correcten Wissenschaft gefordert werden."

Die Leitung der Sitzung ruhte in den Händen eines Offenbarungsspiritisten. Dr. Zinke ist unter dem Pseudonym Dr. Eкniz der Hauptredner einer spiritistischen Secte, die den Spiritismus als Religion betrachtet. Die linke Nachbarin Frau Rothes war eine ihr befreundete Dame. An der Sitzung nahm der Impresario Theil, Frau Rothe saß am Tisch — wirklich, eine „Festsitzung!"

Wenn unter diesen Umständen ein Mann wie Professor Sellin sein Zeugniß für Frau Rothe abgiebt, so spricht dies für seine Ritterlichkeit; für seine Vorsicht spricht es nicht. Vorläufig werden wir natürlich seinen ausführlichen Bericht abwarten müssen. Die Behauptung, Frau Rothe sei ein Medium, ist bisher so unbewiesen, wie sie es war. Will Jemand das Vorhandensein übersinnlicher Kräfte beweisen, so muß er Bewegung nach Bewegung registriren und den Ausschluß aller bekannten Erklärungen nachweisen. Einen solchen Nachweis kann nur eine peinliche wissenschaftliche Untersuchung bringen. Familiensitzungen mit Gebet sind dazu der denkbar ungeeignetste Ort. —

Der Fall Rothe ist durch das Vorgehen der Offenbarungsspiritisten zu einem Skandal geworden, wie wir ihn seit Slade nicht mehr erlebt haben. Frau Rothe ist so schwer compromittirt, daß sie zweifelhafte Zeugnisse wie

der Berliner Bericht nicht mehr retten können. Sie hat nur zwei Wege, sich zu rechtfertigen: den gerichtlichen und den wissenschaftlichen. Nachdem sich endlich eine Stimme für sie erhoben hat, die Beachtung verdient, erscheint es mir unzweckmäßig, den ersteren zu beschreiten, wenn der letztere noch offen steht. Ich will daher Frau Rothe einen Vorschlag machen, den ich ihr stets gemacht habe. Aber es ist das letzte Mal.

Frau Rothe soll sich endlich wissenschaftlich prüfen lassen. Ich schlage ihr 4 Commissionen vor:

1. Eine Commission der Breslauer „Gesellschaft für Psychische Forschung". Die Leitung der Sitzungen würde gemeinsam in meinen Händen und in denen des Professors Sellin ruhen.
2. Eine Commission in Hamburg, unter der Leitung des Psychologen Dr. Maack und des Taschenspielers Willmann.
3. Eine Commission in Berlin unter der Leitung des Professors der Psychologie Dr. Dessoir und des Psychologen Dr. Moll.
4. Eine Commission in München, unter Leitung des Professors Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing und des Psychologen Dr. Bormann.

Durch diese Commissionen würde eine wissenschaftliche Unterlage für spätere Discussionen geschaffen werden. Nimmt Frau Rothe das Anerbieten nach Breslau an, so bin ich bereit, sämmtliche Kosten der Reise, Untersuchung und des Aufenthaltes zu tragen. Die G. P. F. garantirt Frau Rothe, daß keine Untersuchungen vorgenommen werden, die ihre Ehre oder Gesundheit gefährden. Sie erbietet sich, das Resultat unter ihrem Namen bekannt zu machen.

Wie der Fall Rothe auch enden mag, Eines ist sicher: Er bildet eine moralische Niederlage des Offenbarungsspiritismus, wie sie vernichtender kaum gedacht werden kann. Ist Frau Rothe eine Betrügerin, so hat er sich der Begünstigung des Betruges schuldig gemacht; besitzt sie supranormale Kräfte, so trägt er die Verantwortung, die Wissenschaft systematisch an deren Untersuchung gehindert zu haben. Die Schuld an der Tragödie fällt stets auf sein Haupt!





Der richtige Schmerbauch.

Von

Désaugiers.

Uebertragen von Sigmar Mehring, Berlin.

Wenn durch's Fenster meiner Hütte
Kaum die Morgensonne drang,
Lenk' ich meine ersten Schritte
Hoffnungsvoll zum Speiseschrank.
Einem Gott glaub' ich zu gleichen,
Duftet mir ein Bratenstück.
Was mein Mund nicht kann erreichen,
Das verschling' ich mit dem Blick.

Für das Trinken muß ich danken, —
Mich ergötzt es nicht die Spur!
Ein Getränk giebt man den Kranken,
Essen schmeckt Gesunden nur.
Wenn ich mir die Wollust male,
Wird sie so von mir erschaut,
Wie sie sitzt im Speisesaale
Und mit vollen Backen kaut.

Naht sich die gewohnte Stunde,
Wo das Wirthshaus ruft zur Rast,
Bin ich von der Tafelrunde
Allemal der erste Gast.
Und der Speisen üpp'ge Menge
Füllt so stark mein Bäuchlein an,
Daß ich's durch die Thür, die enge,
Nächstens nicht mehr zwängen kann.

Mehr als Einer auf der Erde
Ist der Koch mir ein Idol,
Der von seinem Küchenherde
Aus beeinflußt unser Wohl.
Gleich den lichten Himmelsboten
Kleidet er sich unschuldsweiß.
Wie die Opferflammen lohten,
So umdampft's ihn gluthenheiß!

Holt mich einst der Tod, so soll es
Mitten in der Mahlzeit sein.
Hüllt mein Bäuchlein dann, mein volles,
In ein weißes Tischtuch ein.
Und als Inschrift steh' in schlichter
Form an meiner Ruhestatt
Nur: Hier liegt der erste Dichter,
Der sich übergessen hat.





Reinheit.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

— Dresden. —

Der Frieden war geschlossen, die Truppen kehrten in die Heimat zurück. Unter ihnen Leutnant von Rebbin.

Er hatte das Kriegsleben genossen, Wechsel und Aufregung von Marsch, Schlacht, Ruhe, Gefecht, und die Aussicht auf den Friedensdienst wollte ihm nicht behagen.

Ein halbes Jahr blieb er noch beim Regiment, dann nahm er seinen Abschied. Es war überhaupt besser für ihn, wenn er selbst auf seinem Gute nach dem Rechten sah.

Von seinen Leuten hatten so und so viele den Feldzug mitgemacht, einige waren sogar bei seinem Regiment gewesen, und als sich Herr von Rebbin nun in's Landleben zurückzog, fand er in Rochenberg eine ganze Anzahl alter Kameraden wieder, die gleich ihm jetzt den Civilrock trugen.

Das erleichterte ihm den Uebergang. Der Förster hatte den Feldzug mitgemacht, der Inspector, ein paar Knechte, mehrere Tagelöhner, und seinen Burschen Thomas aus der Kriegszeit hatte er als Diener mit auf's Gut genommen.

Wenn er die Leute traf, blieb er oft stehen, und sie sprachen vom vergangenen Krieg, frischten Erinnerungen auf, redeten ernst oder lachten, kurz ein Kitt entstand, eine Art Kameradschaft, wie sie bei den Soldaten gewesen.

Allmählich gerieth der Feldzug in Vergessenheit, war selbstverständlich, es wurde kaum mehr davon gesprochen, und Herr von Rebbin verwaltete sein Gut und ging auf die Jagd.

Mit den Nachbarn hatte er noch keine Beziehungen angeknüpft, eine gesellige Natur war er nie gewesen. Die nächsten Güter lagen entfernt, und da Rochenberg für ihn, der früh Waise geworden, seit Schulzeiten verwaltet worden, kannte er nicht einmal seine Nachbarn, wußte kaum, wer sie waren.

Aber wie die Langeweile wuchs, entschloß er sich doch eines Tages wenigstens in Templow, dem nächstgelegenen Gute, Besuch zu machen. Dort würde er dann sehen, wie ihm das neue Leben behagte.

Er ließ also die alte Braune, die er im Kriege geritten, und die nun im leichten Wagen das Gnadenbrot bekam, anspannen; Thomas mußte den widerborstigen Cylinder glätten, auf den Kopf stülpen, und sie fuhren davon.

Unterwegs erkundigte sich Herr von Rebbin nach denen in Templow. Die Leute auf dem Gut wußten wahrscheinlich besser Bescheid wie er, und er erfuhr, es gäbe eine Mutter und zwei Töchter.

Herr von Rebbin bekam schon einen fürchterlichen Schrecken, da fiel er ja ganz unter die Damen. Und dazu war er nicht geeignet. Schon im Krieg hatte er sich den Bart stehen lassen, der jetzt noch etwas verwildert ungepflegt aussah, wenn er auch zu seiner wenig sorgsamen Kleidung und den braunen Händen, die gewohnt waren, selbst zuzufassen, wohl paßte.

Frau von Reichstädt war eine gichtgekrümmte alte Dame, so daß Herr von Rebbin bei ihrem Anblick, wie sie kümmerlich dasaß, einen noch größeren Schreck bekam.

Das wird ja amüsant, meinte er im Stillen. Aber als die Töchter erschienen, beide obgleich nicht mehr ganz jung, doch nicht übel, hellte sich seine Miene etwas auf.

Die Mädchen waren im Alter auseinander. Die Aeltere führte die Wirthschaft und war auch in Folge dessen bald wieder unsichtbar geworden, wahrscheinlich für den Gast das Essen herzurichten, denn wie es auf dem Lande Sitte war, behielten sie ihn gleich zu Tisch.

Natürlich wollte Herr von Rebbin auch vom Gut etwas sehen, und die alte Dame sagte, sobald er den Wunsch geäußert, zu ihrer Tochter:

„Marka, führe Herrn von Rebbin. Ihr könnt wenigstens den Gemüsegarten noch ansehen.“

Sie gingen hinaus. Herr von Rebbin war etwas verlegen, er war es nicht gewöhnt, mit Damen zu sprechen.

Doch das junge Mädchen zeigte sich von solcher Natürlichkeit, daß seine Befangenheit bald schwand und sie miteinander redeten wie zwei Männer, zwei Landwirthe.

Ab und zu betrachtete er sie wohl von der Seite und fand sie nicht ganz Mann, denn sie gefiel ihm gut.

Er fand Anknüpfungspunkte mit ihr, und als die Landwirthschaft durchgesprochen war, entdeckte er plötzlich zu seinem maßlosen Erstaunen und seiner unendlichen Freude zugleich, daß sie den Feldzug als Pflegerin mitgemacht.

„Mein seliger Vater wünschte es. Er selbst war zu alt, wir haben keinen Bruder, so sollte die Familie wenigstens etwas für das Vaterland thun. Meine Schwester blieb zu Haus. Ich bin fast ein halbes Jahr in Frankreich in den Lazarethen gewesen.“

Nun riß die Unterhaltung nicht ab. Sie kannte eine Menge seiner Kameraden, wußte von Schlachten und Gefechten, von Märschen, Belagerungen, als hätte sie sie selbst mitgemacht. Und als Herr von Rebbin an diesem Tage heimfuhr, war er fest entschlossen, seinen Besuch in Templow so bald als möglich zu wiederholen.

Er hielt Wort, und jede Woche mindestens zwei Mal wurde die Braune angespannt.

Darüber vergaß er die übrigen Güter. Doch als der Herbst kam, er nirgends gewesen war, sich aber in Templow drüben fast wie ein Sohn des Hauses fühlte, sagte er sich, es müßte auffallen, daß er nur dort verkehrte, und die Leute würden darüber reden.

Aber das war ihm gleich, er kümmerte sich ja um keinen Menschen.

Als der Schnee aber schon die Felder deckte, ging er mit sich noch zu Rathe und sah den Egoismus ein, der darin lag. Denn vielleicht war es den Damen nicht gleichgiltig.

Er wollte sie fragen. Aber das war ihm doch peinlich, und bei diesen Ueberlegungen hin und her kam ihm mit einem Mal die einfachste Lösung, die sich denken ließ: Heirathen wollte er! Das mußte er als Landwirth. Er kannte Niemand außer Reichstädts, und da war es ihm sofort klar, er wußte, wen er heirathen wollte: Marka.

Was er aber nicht wußte, war, ob sie ihn haben wollte. Doch unbefangen, wie sie miteinander verkehrten, in jener einfachen Selbstverständlichkeit, die ihn so unendlich anzog, zögerte er nicht lange, sondern als er eines Tages einen Augenblick mit ihr allein war, fragte er, ohne Umschweife gerade auf das Ziel losgehend, ob sie nicht Frau von Rebbin werden wolle?

Sie schien erschrocken, er noch mehr. Er meinte seiner Sache so sicher zu sein, daß er nicht begriff, um was sich ihr Zögern handeln könne. Aber sie wollte jetzt nicht darüber sprechen.

So verging wieder Zeit. Immer ging es ihm im Kopfe herum. Nach dem Weihnachtsfest, das er allein verlebt, fragte er sie noch einmal. Sie sagte nicht nein, aber auch nicht ja. Etwas wie eine Scheu, ein Verborgenes schien in ihr zu sein, das er mit seinem einfachen derben Landjunkersinn nicht verstand. Er meinte, es wäre Rücksicht auf die Schwester, die dann allein blieb. Er verstand nicht, was ihm sonst im Wege stünde.

Endlich kam er auf den Gedanken, er habe sich geirrt, und sie möchte ihn nicht. Als sich das einmal in seinem Kopfe festgesetzt hatte, stellte er plötzlich seine Besuche ein, nur wenn eine Einladung kam, fuhr er hin. Aber er war einsilbig, verschlossen und blieb nicht lange, so daß die Damen nicht begriffen, was mit ihm vorgegangen sei.

Endlich als es schon Frühling geworden und er wieder einmal nach Templow hinüber gefahren war, fragte ihn Frau von Reichstädt, warum es denn jetzt immer einer besonderen Einladung bedürfe, damit er käme?

Er schwieg und blickte Marka an. Sie senkte die Augen. Aber er war nicht zimperlich und beschloß, reinen Tisch zu machen.

Im Garten, wo sie sehen wollten, ob die Schneeglöckchen schon blühten, nahm er ihre Hand und sagte kurz:

„Sie müssen mich nicht so im Zweifel lassen. Ich will wissen, wollen Sie meine Frau werden oder nicht?"

Und mit einer kleinen Bitterkeit fügte er hinzu:

„Haben Sie keine Angst, mir's zu sagen, ich würde es ganz begreiflich finden, wenn Sie nicht wollten."

Doch mit einem Mal blickte sie ihn mit einem Ausdruck an, den er noch nie an ihr wahrgenommen. Dann schlug sie die Augen nieder und sagte:

„Ich weiß nicht, ob ich kann."

Er verstand nicht. Sie fuhr fort:

„Ich müßte Ihnen etwas gestehen, und ich weiß nicht, ob Sie mich dann noch einmal fragen würden."

Noch immer begriff er nicht. Sie kämpfte mit sich, sollte sie es sagen oder nicht, aber schließlich schwieg sie, und nun drang er in sie:

„Wollen wir nicht offen gegeneinander sein? Sie sagen mir ganz kurz: Nein, Sie passen mir nicht, ich will Sie nicht, und ich verliere nie ein Wort darüber."

Immer noch wagte sie es nicht, ihn anzublicken. Da schoß ihm jäh eine Vermuthung durch den Kopf, und er fragte ängstlich:

„Haben Sie etwas gethan? Haben Sie etwas zu verbergen?" Sie ward binnen einer Secunde purpurroth und nickte leise. Er erschrak. Allerlei Vermuthungen kamen ihm. Er ahnte ein Unglück. Was konnte es nur sein, das sie ihm nicht sagen mochte und vielleicht doch sagen mußte. Und etwas Unbestimmtes schlich sich in seine Seele, als hätte sie ein Unrecht gethan, das sie ihm nicht eingestehen durfte.

Den Nachmittag sprach Keiner ein Wort, und nur die alte Dame half darüber hinweg; es waren Briefe angekommen von Verwandten, die las sie der Familie vor trotz des Gastes, der sich bei ihnen ja aber fast ein Freundes-, ein Hausrecht erworben.

Doch der Gedanke ließ ihn nicht los. Und als er nach Haus fuhr, packte ihn plötzlich das Entsetzen: um Gottes willen, was konnte es sein? Etwas so Schlechtes, daß sie es ihm verbergen mußte? Und wider seinen Willen stiegen in seiner im letzten Grund doch egoistischen Mannesseele allerlei dunkle Vermuthungen und Zweifel auf, Zweifel an ihr.

In besseren Augenblicken lachte er darüber, wenn ihn im Gedanken das ehrliche blaue Auge des Mädchens ansah. Darin konnte kein Falsch, kein Trug sein.

Aber es kam wieder, zehrte und nagte an ihm: wenn nun doch etwas dabei wäre?

Und die Ungeduld quälte ihn so, daß er seine Feldarbeiten vergaß, thörichte Anordnungen traf, widerrief, Neues befahl, abermals einen Gegenbefehl ertheilte.

In diesem Zustand konnte er es nicht mehr aushalten, und er ließ sofort anspannen. In Templow blieb er nur kurze Zeit, blos so lange, bis er einen günstigen Augenblick erspäht hatte, dem Mädchen allein die wenigen Worte zuzuraunen:

„Wenn Sie es nicht sagen können, schreiben Sie es, nicht wie einen Brief, einfach wie eine Erzählung. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich bringe Ihnen den Brief zurück, kein Mensch soll ihn sehen, oder ich verbrenne ihn selbst."

Darauf fuhr er nach Haus und verbrachte nun in fieberhafter Aufregung die Stunden, ob ein Brief käme. Und wirklich am anderen Morgen war er da.

Mit zitternden Händen, denn er schien sein Schicksal zu enthalten, brach er ihn auf.

Ueberschrift und Unterschrift fehlten, es war in der That nur eine kurze Schilderung. Und mit klopfendem Herzen begann er zu lesen:

* * *

„Ich wollte nicht unnütz zu Haus bleiben, da ging ich als Krankenpflegerin mit. Der Unterschied zwischen dem stillen Templow und dem Greuel der Schlachtfelder, den Qualen, die ich in den Lazarethen mit ansehen mußte, war so, daß ich zuerst nicht wußte, ob ich es würde ertragen können.

Im Anfang hatte ich es nur mit leichter Verwundeten zu thun, Preußen, Baiern, Franzosen durcheinander.

Es waren meist Fälle, bei denen eine Operation nicht nöthig gewesen.

Aber allmählich wechselte der Charakter. Es konnte nicht mehr so genau geschieden werden, und die furchtbarsten Verletzungen kamen hinzu.

Ich war voller Mitleid mit all diesen blühenden jungen Leuten, von denen ich mir immer einbildete, wenn man sie wie leblos getragen brachte, ich müßte sie alle noch ein paar Stunden vorher, beim Ausmarsch zur

Schlacht gesehen haben, frisch, roth, lustig, und jetzt wurden sie bleich, mit verzerrten Gesichtern, ohne ein Glied zu rühren, gebracht.

Eine Zeit lang im Feldlazareth Monceaux mußte ich bei den Operationen mit zur Hand gehen. Kaum ist einer operirt worden, ein furchtbarer Schnitt ausgeführt, eine Wunde erweitert, die Kugel zu suchen, ein zerschmettertes Bein abgenommen oder ein Arm, der Verband angelegt, so kommt schon ein neuer daran. Man hat nicht Zeit, nachzudenken, muß Handreichungen thun, Binden, Schwämme bringen, all das strömende Blut muß beseitigt werden, nothdürftig, denn der nächste liegt schon draußen, stöhnend oder in wohlthätiger Ohnmacht.

Sie warteten, Reihe an Reihe, und wir hatten nicht Hände genug, um zuzufassen, nicht Augen genug, zu sehen, es ging Alles mechanisch, kaum wurde ein Wort verloren. Und bei der unausgesetzten Arbeit, die uns kaum Zeit ließ, einen Bissen dazwischen zu uns zu nehmen, vergaß ich alles Mitleid. In dem Hin und Her, dem Kommen und Gehen, Hineintragen, Hinausbringen, bei dem unausgesetzten Schreien und Stöhnen, bei dem Jammern und Beten, sah ich nicht mehr die Qual des Einzelnen, hatte ich nur noch das Bewußtsein meiner Pflicht.

Da bekamen wir etwas Luft. Die Opfer der Schlacht waren versorgt, ein Theil der Aerzte mußte weiter. Ich blieb zurück zur Pflege für eine Anzahl Offiziere und Leute, die in den einzelnen Kammern und Stuben eines großen Gehöftes untergebracht worden. Und nun war plötzlich der Lärm und die Unruhe einer großen Stille gewichen, in der nur ab und zu ein Seufzer, ein leiser Ruf, eine Bitte klang.

Und jetzt in der Stille rächten sich mit einem Male die Nerven, und ich weiß, daß ich in einem Zimmerchen, wo ein preußischer Hauptmann und ein französischer Jägeroffizier lagen, Beide schwer verwundet, plötzlich ohne jede Veranlassung zusammenbrach und fürchterlich anfing zu weinen.

Der Franzose wendete den Kopf. Er machte mit der gelblichen schwachen Hand ein Zeichen wie „Beruhigen Sie sich“ und blickte mich mit seinen kohlschwarzen Augen an, als wollte er sagen: „Nicht weinen, es wird ja Alles noch gut.“

Aber am selben Tage starb der Hauptmann, und als er gegen Abend hinausgebracht wurde, blieb in dem Zimmer nur der Franzose zurück.

Ich hatte seiner Operation beigewohnt, die Kugel war in der Lunge gefunden. Aber es waren so viel Gesichter auf dem Tisch vor meinen Augen vorübergegangen, daß ich ihn in der Erregung und Eile nicht wieder erkannt hätte.

Der Arzt kam an das Lager. Er fragte den Franzosen, wie es ginge. Der antwortete mit einem dankbaren Blick zu mir, daß ich beschämt zur Seite trat, mit leiser Stimme französisch, denn er konnte nicht deutsch — er werde von einem Engel gepflegt.

Er schien zu glauben, nun sei er gerettet.

Der Stabsarzt sagte mir draußen auf dem Gang, er würde den Morgen nicht erleben.

Da kehrte ich in das Zimmer zurück, ein kleiner weißgetünchter Raum ohne jeden Schmuck, wahrscheinlich eine Futterkammer, worin der Verwundete auf Stroh am Boden lag.

Ich hatte das Gefühl, als müßte ich nun zeigen, daß ich auch der Worte werth sei über meine Pflege. Und ich blieb, so viel ich konnte, bei ihm, der nicht mehr sprach, sondern im Fieber mit unheimlich glänzenden Augen dalag, fröstelnd zusammenfuhr und die Zähne aneinander schlug.

Ein Licht brannte auf einem kleinen Faß, das wir in eine Ecke gestellt, einen Stuhl gab es nicht, so ließ ich mich auf eine Schütte Stroh nieder.

Ich wurde anderwärts nicht gebraucht: eine Schwester vom rothen Kreuz war drüben, und ein Theil der Verwundeten schlief.

So blieb ich denn bei dem Franzosen sitzen. Mir war es ein eigenes Gefühl; ich wußte, er mußte sterben, ich wollte ihn die letzten Augenblicke nicht allein lassen, er sollte in seiner höchsten Todesnoth ein fühlendes Wesen bei sich wissen, eine Hand halten können, wenn er danach griff.

Die Stunden vergingen. Da überfiel mich bleierne Müdigkeit; ich lehnte mich an die Wand und nickte ein.

Plötzlich fuhr ich auf, irgend Jemand hatte gerufen.

Der Franzose hatte sich zur Seite gewendet und streckte mir die Finger entgegen. Ich gab ihm meine Hand, die er festhielt. So blieb er lange liegen, immer die schwarzen, fieberglänzenden Augen auf mich gerichtet, während es bei jedem Athemzuge in seiner Brust pfiff.

Da begann er zu sprechen. Mit stockenden Worten erzählte er von zu Haus, von seinen Eltern, von seiner Schwester, deren Mann gleich ihm im Felde stand. Er stammelte einen Dank, daß ich bei ihm blieb, irre Worte, ich müßte immer bei ihm sein, ihn nie verlassen, und dabei hielt er meine Hände, wollte sie nicht freigeben und mühte sich ab, sie an sich zu ziehen, und wie ich nachgab, machte er den Versuch, meine Hand an die Lippen zu drücken.

Dann schlief er ein oder schloß wenigstens die Augen. Und als er von Neuem aufwachte, sah er mich wieder mit so dankendem, innigem Blick an, daß ich an seinem Lager niederkniete und ihm lächelnd über das schwarze Haar fuhr, liebkosend, wie etwa einem Hund, einem armen verwundeten Thier, das einem fremd ist, aber mit dessen Qualen man doch Mitleid empfindet.

Das schien ihm gut zu thun, denn als ich aufhörte, nickte er, ich sollte fortfahren. Ich strich ihm wieder und wieder das Haar aus dem Gesicht, doch ich ward müde und machte nun Miene aufzustehen.

Da warf er mir einen so entsetzlich angstvollen Blick zu, voll Bitte, voll Verzweiflung, versuchte sich aufzurichten, stöhnte, fiel zusammen, wendete sich wieder nach mir herum, und immer sah ich diese fieberglänzenden, kohlschwarzen Augen vor mir, die ein Wunsch zu beseelen schien, und ich legte ihm von Neuem meine Hand auf den Kopf.

Er ward sofort ruhig. Seine Stirn sank zur Seite, er suchte seinen Kopf mir möglichst zu nähern, wirklich wie ein liebes, treues Thier, bei der Berührung der Herrin.

Aber sanft bemühte ich mich ihn herumzuwenden, denn ich mußte auch nach den Anderen sehen. Als ich Miene machte, fortzugehen, wurde er so unruhig, daß er wie einen Krampf, einen Erstickungsanfall bekam. Er faßte sich laut stöhnend nach der Seite, und ich war schwach und blieb. Ich konnte nicht fort.

Sobald ich mich wieder niederließ, ward er ruhig. Seine Hand sank nieder, und er athmete nur, ein entsetzliches Athmen, bei dem es immer rasselte und rauschte in der verwundeten Brust.

Ich glaube, die Müdigkeit hat mich wieder überwunden, denn als ich auffuhr, hatte er sich auf einen Ellbogen gestützt, seine Finger zitterten, er athmete kurz, ununterbrochen, wie eine schwer keuchende Maschine, und ich hatte das Gefühl, ich hatte es ja im Lauf dieser schweren Monate oft genug erlebt: der Arzt behielt Recht.

Da packte mich überströmendes Mitleid mit diesem armen Sterbenden; ich hatte die Empfindung, hier ist Dein Platz, bis es aus ist, Du bereitest ihm vielleicht noch ein paar glückliche Minuten, Du machst den Tod leichter, hilfst ihm den schweren Abschied vom Licht nehmen, durch die dunkle Pforte eintreten in die Finsterniß.

Und nie hat mich solche Ergriffenheit überkommen, vielleicht weil nichts Anderes mich abzog, weil ich allein war mit dem, der jeden Augenblick den letzten Athemzug thun konnte. Ich schob meinen Arm unter seinen Kopf, um ihm das Luftholen zu erleichtern. Und nun sah ich dicht neben mir diese großen, schwarzen, glühenden Augen, in denen Alles lag, die eine ganze Geschichte erzählten, die Abschied zu nehmen schienen von den armen Eltern, von der Schwester, von seinem schönen Land, die mir Aufträge zu geben schienen — wenn ich auch nicht wußte, wer er war, — sie alle zu grüßen, ihnen das Abschiedswort auszurichten.

Mir war es, als träte ich an ihre Stelle, als wäre ich das Einzige, was ihm noch blieb, als müßte ich ihm nun mit allen Kräften meiner Seele den schweren Gang erleichtern, ihm helfen, helfen, das Schönste, das uns Menschen gegeben ist.

Und da vernahm ich seine gurgelnden, stammelnden Worte, nicht zu verstehen, als ob sich der Sinn bereits verwirre, die Sprache versagte, und dazwischen wieder ein entsetzliches mühevolles Ringen nach Luft, ein

Rasseln, ein Stöhnen, und nur die Augen schienen zu bitten, zu erzählen, zu flehen.

Ja, sie baten etwas, sie flehten. Er suchte meine Hand. Ich gab ihm die Rechte, die frei war, während ich ihn noch mit dem linken Arm stützte. Da küßte er glühend meine Finger und stammelte nur immer einen heißen Dank mit kaum verständlichen Worten. Ich meinte etwas heraus zu hören, wie vorhin zum Arzt, ich wäre sein Engel, sein Einziges, ich dürfte nicht fort, ich müsse bleiben, — er wolle nicht sterben, noch nicht so früh, jetzt noch nicht.

Und ich erblickte tief erschüttert in diesem jungen, doch noch zu Leben und Thaten bestimmt gewesenen Mann das Sträuben der kräftigen Natur, die sich wehrte mit aller Macht gegen den Tod, der ihn unerbittlich leise umfing, wie mein Arm seinen Nacken.

Nun sagte er plötzlich ganz deutlich: er müsse sterben, er wüßte es bestimmt. Ich wollte ihn beruhigen, aber er schüttelte den Kopf, und plötzlich stammelte er aufgerichtet, indem er mich verzehrend ansah:

„Une prière."

Wir waren uns ganz nahe, so nahe, daß wir uns fast berührten, und daß ich nun deutlich hörte, wie es in seinen Lungen klang.

Und er bat noch einmal, den letzten Wunsch möchte ich ihm erfüllen. Da bot er plötzlich alle seine letzte Kraft auf, schlang beide Arme um meinen Nacken, zog mich an sich und drückte mir die zuckenden Lippen auf den Mund.

Und ich ließ ihn gewähren, legte ihn sanft nieder, überließ mich seinem Kuß. Und ich weiß, daß meine Lippen den letzten Gruß zurückgereicht haben.

Die Anstrengung war zu groß gewesen. Seine Arme ließen nach, er fiel zurück, er war todt.

Ich wischte ihm den Schweiß von der Stirn, sanft drückte ich ihm die Lider zu.

Dann ging ich hinaus. Und ich, die ich abgestumpft war durch Alles, was ich gesehen und erlebt, konnte nicht anders, und draußen, als ich auf dem schmalen Gang des Bauernhauses stand, habe ich geweint und geschluchzt, daß ich mich lange, lange nicht fassen konnte.

Ich bin später über mich selbst erschrocken. Was hatte ich gethan! Ich hatte mich an der Stätte meiner Pflicht der Liebkosung eines Mannes überlassen, ja, ihm selbst aus freiem Antrieb, ich, die ich, das schwöre ich, nie an einen Mann gedacht hatte, mit meinen Lippen den Kuß zurückgereicht. —

Und ich schäme mich noch heute. Ich hätte es Auge in Auge nicht sagen können. Ich konnte nur schreiben. Mir ist es wie ein Makel, ich bin nicht rein. Wir haben neulich im Garten Schneeglöckchen gesucht. Ein früher Falter gaukelte darüber hin; wenn man ihn leise berührte und thäte

ihm auch kein Leid, litte der feine Staub auf seinen Flügeln nicht dennoch Schaden?“

* * *

Herr von Rebbin legte den Brief aus der Hand. Es war ihm, als hätte er einen Blick gethan in eine Welt, von der er, der frische Soldat, der derbe Landjunker, nie etwas geahnt; einen Blick in das feine Fühlen eines reinen Mädchens, eines Mädchens, das sein zu nennen das größte Glück seines Lebens war.

Und noch den Brief in der Hand, während sich — war es Rührung, war es Glückseligkeit — seine Augen näßten, rief er dem Diener vom Fenster seines Zimmers in den Hof hinaus zu:

„Sofort die Braune satteln. Schnell! schnell! ich reite.“





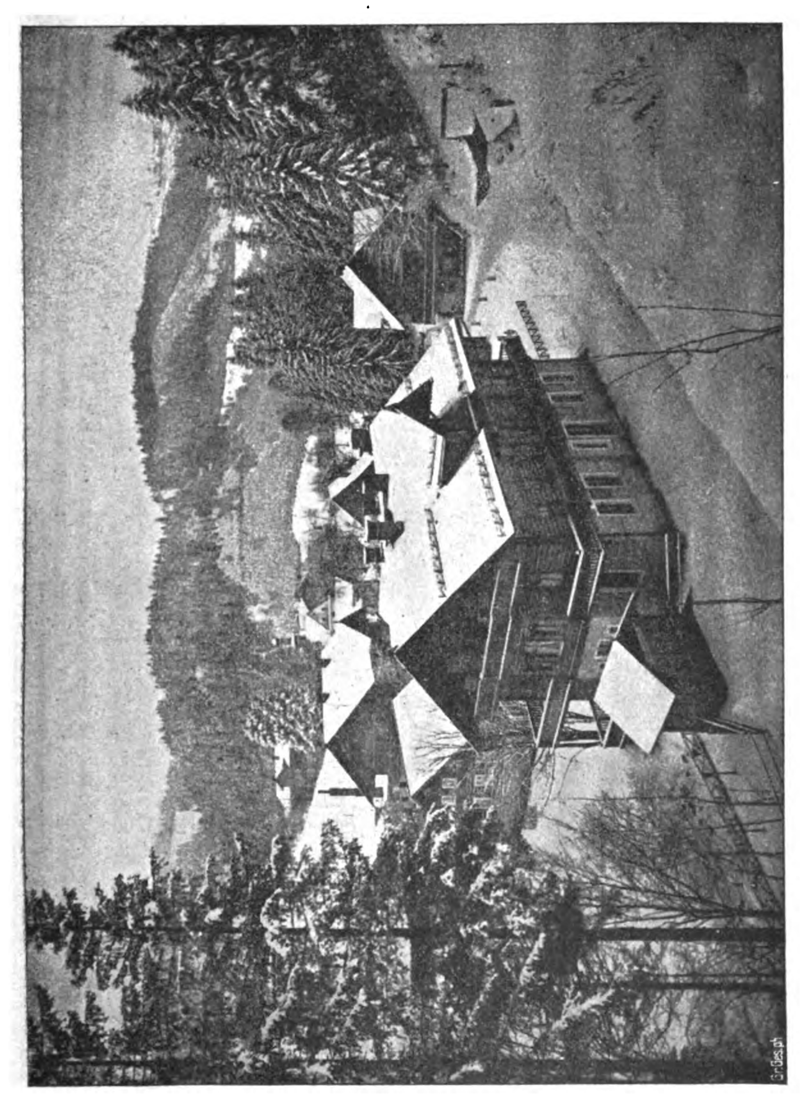
Illustrirte Bibliographie.

Das Riesengebirge im Winter mit Berücksichtigung des Wintersports in anderen schlesischen Gebirgen und im Harz, officiell bearbeiteten Verzeichnissen der Schneeschuhtouren im Riesen- und Isergebirge sowie einem Anhang: Skizzen aus dem sommerlichen Riesengebirge. Von Berthold Lessenthin. Mit 75 Abbildungen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Die Zeiten, in denen das Hochgebirge dem Menschen ein Gegenstand der Scheu und des Schreckens war, da ihm die schneebedeckten Höhen so unnahbar waren, daß er sie sich noch als Sitz der ewigen Götter vorzustellen vermochte, sind dahin; die mächtige Wandlung, welche sich in unserer Naturanschauung seit den Alten vollzogen, hat das Verhältniß des Menschen zu den Bergen völlig verändert. Selbst in ihrer furchtbarsten Gestalt haben sie für den modernen Geist eine Fülle von anziehenden Reizen, ja, es giebt heutzutage genug enragirte Himmelstürmer, für welche der rechte Reiz der Berge erst mit der Gefahr beginnt. Solchen redet nun der Verfasser des vorliegenden Buches nicht das Wort; und sie werden bei demselben nicht auf ihre Rechnung kommen. Er wendet sich nicht an Bergfexe, nicht an die Anhänger und Ausüber eines übertriebenen Sportes, der sich selbst genug ist und dem der Record das höchste und einzige Ziel ist, sondern an jene, die in dem Sport sowohl ein heilsames Gegengewicht gegen die entnervenden Einflüsse modernen Berufs- und Genußlebens und zugleich ein Mittel erweiterten und erhöhten Naturgenusses schätzen. In dieser Beziehung hat der winterliche Bergsport noch nicht das Maß der Werthschätzung und Verbreitung gefunden, das ihm gebührt; — im Gegensatz zu anderen Sportarten, die ihren Höhepunkt bereits erreicht zu haben scheinen, befindet er sich bei uns noch in den ersten

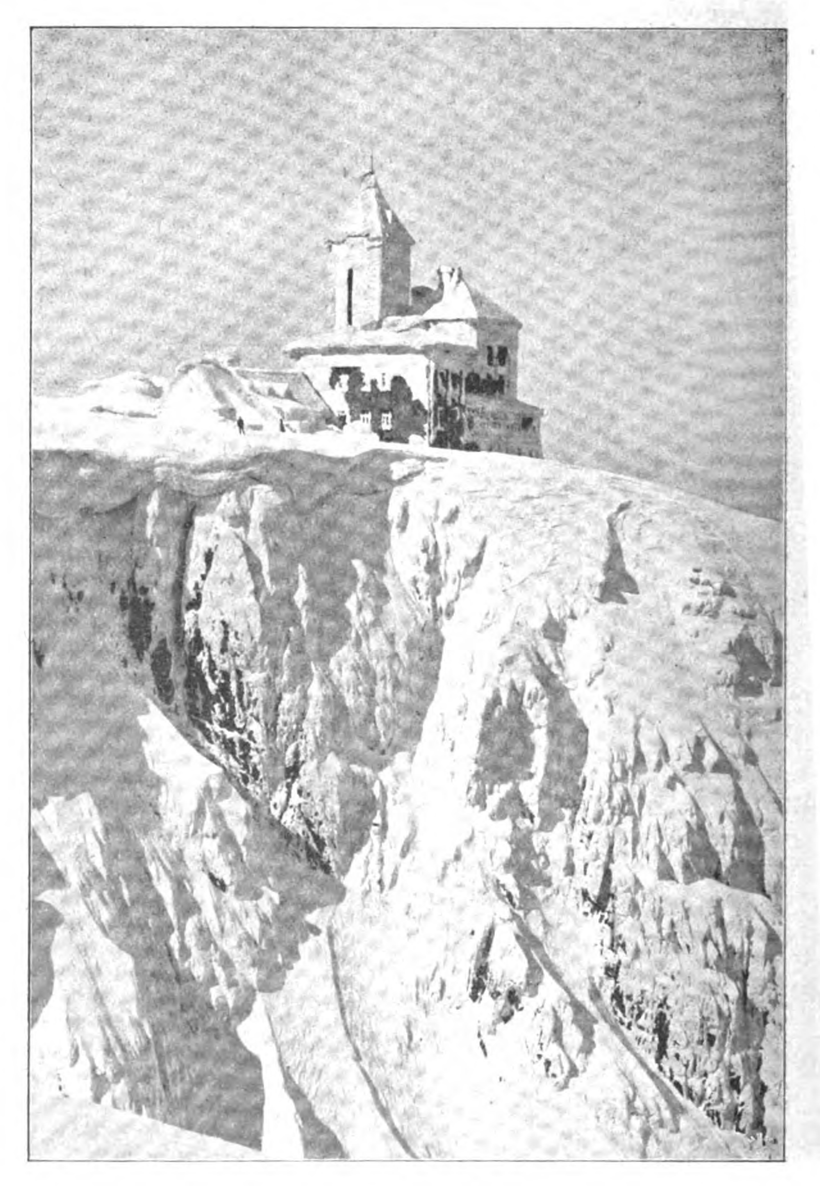


Stadien einer freilich sehr verheißungsvollen Entwickelung. Und das Lessenthin'sche Buch wird derselben einen um so lebhafteren Impuls geben, als es, wie gesagt, zugleich an das moderne Naturgefühl sich wendet und die winterliche Schönheit des Gebirges, dessen Sommerreize uns Allen schon so vertraut geworden sind, in so lockenden Farben schil-



Die Winterfrische Wölfelsgrund in der Grafschaft Glatz. Im Vordergrunde das Hotel zur guten Laune.
Aus: Berthold Lessenthin: „Das Riesengebirge im Winter." Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

dert, daß kaum einen Leser des Buches die Sehnsucht fortan wird ruhen lassen, selbst mit Leib und Seele das Herrliche zu genießen. Der Wintersport und die Wintertouristik im Riesengebirge, die erst auf eine Vergangenheit von wenigen Jahrzehnten zurückblicken, dürfen auf einen um so mächtigeren Aufschwung rechnen, als von Gefahren, wie sie in den Alpen drohen, hier nicht die Rede ist. Die von einzelnen Bergsteigern herrührenden



Die Schneegrubenbaude.
Nach einer Photographie von Wilhelm Adolf, Schreiberhau. (März 1899.)
Aus: Berthold Lessenthin: „Das Riesengebirge im Winter."
Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Schilderungen überstandener Fährnisse erklärt der Verfasser als vielfach übertrieben, beeinflußt durch den Hang zur Wichtigmacherei und zur Heldenpose. Sorgloser oder tollkühner Leichtsinn kann freilich auch im Riesengebirge Unheil stiften, und ebenso kann es bei einer winterlichen Wanderung Momente geben, in denen Geistesgegenwart und Muth erforder-

lich sind, wo es heißt, der Gefahr tapfer in's Auge zu schauen. Insbesondere ist es plötzlich einfallender Nebel, daneben Schneelawinen und Schneestürme, die dem Gebirgswanderer drohen, dagegen hat er Steinlawinen, die in den Alpen das Leben gefährden, nicht zu fürchten. —

Der Verfasser hat den reichen vielgestaltigen Stoff seines Buches in sechs Theile gegliedert. Der erste behandelt „Allgemeines“, der zweite den „Wintersport im Riesengebirge“ (Schlittensport, Schneeschuhsport, Wandersport); der dritte den „Wintersport in anderen schlesischen Gebirgen und im Harz“; der vierte bringt Schilderungen „aus der Natur und dem Leben des winterlichen Riesengebirges“; der fünfte behandelt „Die Bauden des Riesengebirges“; der sechste (Anhang) bietet „Skizzen aus dem sommerlichen Riesengebirge“.

Diese Uebersicht läßt ungefähr ahnen, wenn auch keineswegs genau erkennen, wie erschöpfend der Verfasser sein Thema bearbeitet, wie weit er die Grenzen seiner Arbeit gesteckt hat. Sein Buch beruht zugleich auf genauer persönlicher Kenntniß des winterlichen Gebirges, wie auf einer erstaunlichen Belesenheit, der nichts, was auf das Riesengebirge Bezug hat, ob es nun die wissenschaftliche, die sportliche, oder die schöne Litteratur betreffe, entgangen zu sein scheint. Auch die praktischen Zwecke, die ein „Führer“ erfüllen soll, und die von den vorwiegend auf die Bedürfnisse der Sommergäste des Riesengebirges sich beschränkenden bisherigen Reiseführern vernachlässigt worden sind, sind natürlich ausgiebig berücksichtigt worden; insbesondere sind die Schneeschuhtouren für das Riesengebirge wie für das Isergebirge angegeben. Hervorgehoben sei noch, daß Hauptlehrer Winkler in Schreiberhau einen Aufsatz über die Witterungsverhältnisse im Riesengebirge, Dr. med. Hinz einen solchen über den „Wintersport im Gebirge als Erholungs-, Genuß- und Heilmittel“ beigesteuert haben.

Das überaus reichhaltige, zugleich fesselnde, anregende und praktisch nützliche Werk, das zudem mit 75 schönen Bildern geschmückt ist, kostet bei einem Umfange von circa 29 Bogen nur 4.00 Mk., (geb. 5.50 Mk.) ein Preis, welcher der wünschenswerthen Verbreitung des Buches besten Vorschub leisten wird. —l—

Bibliographische Notizen.

In der Sternenbanner-Republik. Reiseerinnerungen von Dr. Carl Gardini. Mit 41 Illustrationen und einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach der 2. Auflage des italienischen Originals von M. Rumbauer. Oldenburg und Leipzig, Schulze (A. Schwartz).

Das vorliegende Werk hat vor einigen Jahren bei seinem ersten Erscheinen in Italien eine glänzende Aufnahme gefunden. Es kann daher dem Entschlusse des Uebersetzers wie Verlegers nur zugestimmt werden, das Werk jetzt nach der 2. Auflage auch in deutscher Sprache erscheinen zu lassen und so seinen Leserkreis erheblich zu erweitern. Der Verfasser, Consularagent der Vereinigten Staaten in Bologna, ist fünf Mal in Nordamerika gewesen und hat sich nicht blos darauf beschränkt, die mit dem Dampfschiff oder der Eisenbahn erreichbaren Orte aufzusuchen, sondern seine Excursionen zu Fuß und zu Pferde bis in die einsamsten Gegenden auszudehnen, um Land und Leute gründlich kennen zu lernen. Es war ihm darum zu thun, nicht allein für den Touristen zu schreiben und diesem eine unterhaltende Reisebeschreibung zu liefern, vor Allem wollte er auch dem Forscher auf volkswirthschaftlichem Gebiete ein reichhaltiges statistisches Material an die Hand geben. In letzterer Beziehung ist anzuerkennen, daß der Uebersetzer die aus den officiellen Publicationen der Washingtoner Regierung entnommenen Daten bis auf die Neuzeit ergänzt hat; ebenso hat der Uebersetzer in Uebereinstimmung mit dem Verfasser kleine Aenderungen in der Uebersetzung vorgenommen, wie solche bei der rapiden Entwickelung nordamerikanischer Zustände sich als nothwendig herausgestellt haben. In 28 Capiteln giebt der Verfasser hochinteressante Schilderungen. Seine Reiseroute geht dem Hauptzuge nach von New-York über Albany, Boston, Seebad Newport, Saratoga, Utika, Buffalo, die Westregion der Vereinigten Staaten, St. Louis, Chicago, die Mormonenstadt Salt Lake City nach St. Francisko, von hier aus über Los Angelos, Louisiana, New-Orleans, Washington, Baltimore, Philadelphia zurück nach New-York. Die Reiseroute ist also

die entgegengesetzte, wie sie Paul Lindau in seinem vor 7 Jahren erschienenen sehr interessanten, umfangreichen Werke: „Altes und Neues aus der Neuen Welt", an das man beim Lesen des vorliegenden Werkes oft unwillkürlich erinnert wird, geschildert hat. Eine sehr eingehende Schilderung entwirft der Verfasser in den sieben ersten Capiteln von New-York und führt damit gleich den Leser in das amerikanische Leben und Treiben ein. Besonders ausführlich wird auch der Aufenthalt im Lande der Mormonen, sowie in St. Francisko behandelt. Die Schilderungen des Verfassers sind so anziehend, daß man ihnen vom Anfang bis zu Ende mit steigendem Interesse folgt. Zahlreiche Illustrationen sowie eine Karte von Nordamerika, auf der die Reise des Verfassers eingezeichnet ist, vervollständigen den Text. Das somit gut ausgestattete Werk, das gleichzeitig als Reiseführer die besten Dienste leisten wird, sei hiermit warm empfohlen. K.

Spanische Kriegs- und Friedensbilder. Sechs Streifzüge jenseits der Pyrenäen. Von Siegfried Samosch. Minden i. W., Bruns.

Der bereits durch eine Reihe interessanter Schriften bekannte Verfasser hat wiederholt Spanien bereist und giebt in dem vorliegenden Werke die Eindrücke wieder, die er von Land und Leuten gewonnen hat. Hauptsächlich war er bemüht, die spanische Volksseele zu erforschen, soweit dies überhaupt einem Fremden möglich ist, und die Stimmung des Volkes vor dem Kriege gegen die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, sowie während der Dauer desselben und nach dem Friedensschlusse zu beobachten. Zu Hilfe kam ihm hierbei die Empfehlung an den deutschen Botschafter in Madrid, sowie die Unterstützung genauer Kenner Spaniens, so namentlich des im August v. J. verstorbenen deutschen General-Consuls Richard Lindau. Um sich von Spanien ein wirkliches Bild zu verschaffen, muß man wiederholt dort gewesen sein und seine Beobachtung auch mit offenen Augen gemacht haben, aber auch dann ist es nur möglich, Stimmungs- und Augenblicksbilder zu liefern, so complicirt ist der spanische Nationalcharakter, so mannigfaltig und eigenartig sind die Naturschönheiten. Nach den Schilderungen des Verfassers kann man seine Vorliebe für dieses Land verstehen, das neben der herrlichen Natur durch seine eigenartigen Kunstwerke den Reisenden entzückt. Wie sehr sich der Verfasser in die spanischen Verhältnisse hineingelebt hat, ersieht man aus der von ihm beliebten, manchmal gar zu häufigen Anwendung spanischer Wörter. In 5 Capiteln entwirft der Verfasser ein anziehendes Bild seiner Reise: „Im Kriegsjahre (Kriegsstimmungsbilder), nach Andalusien (Barcelona, Cordoba, Granada, Sevilla, Toledo, Madrid), nach dem Baskenlande und den beiden Castilien (St. Sebastian, Burgos, Salamanca), vor Ausbruch des Krieges (Baskische Seebäder), nach dem Kriege (Madrid, spanische Nachklänge)." Alle Schilderungen, sei es, daß sie lustige Scenen aus dem Volksleben, die Fahrt auf der Eisenbahn, die Stiergefechte, das Theater, die Kunstwerke u. s. w. betreffen, sind so warm empfunden und so anziehend, daß man ihnen mit Vergnügen folgt. Das gut ausgestattete Buch wird sich, wie man es ihm auch nur wünschen kann, zweifellos zahlreiche Freunde erwerben. K.

Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes, von P. J. Möbius. Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiet der Nerven- und Geisteskrankheiten, herausgegeben von Dr. Konrad Alt. 2. Auflage. — Halle a. S., Karl Marhold. —

Die verschiedene, mehrfach recht absprechende Beurtheilung, welche die vorliegende Arbeit erfahren, hat den Verfasser veranlaßt, in einem trefflichen Vorwort zur 2. Auflage seinen Standpunkt zu dem von ihm behandelten Thema näher zu präcisiren. Wenn er zunächst dagegen Front macht, daß man ihn als Weiberfeind bezeichnet und in seiner Abhandlung eine Streitschrift gegen das weibliche Geschlecht erblickt hat, so kann man ihm nur Recht geben. In Wahrheit führt er, wie er hervorhebt, „die Sache des weiblichen Geschlechts gegen seine Schädiger und streitet gegen den blutlosen Intellectualismus, gegen den mißverstehenden Liberalismus, der auf eine öde Gleichmacherei hinausläuft". Als die eigentlichen Weiberfeinde bezeichnet er mit Fug und Recht die „Feministen", die den Unterschied der Geschlechter aufheben möchten. Vielleicht hat gerade die Bezeichnung „Schwachsinn des Weibes" die Gemüther besonders erregt und wäre es angezeigter gewesen, „Schwachsinn" einfach durch „Schwäche" zu ersetzen, zumal das Weib sowohl in geistiger als auch in körperlicher Hinsicht dem Manne unterlegen ist und man daher schon immer vom „schwachen" und „starken" Geschlecht spricht. Wenn der Verfasser sich darüber beklagt, daß Viele ihm wohl mündlich oder schriftlich zugestimmt haben, dies

öffentlich zu thun aber Niemand den Muth gehabt hat, so möge er eine Widerlegung dieser letzten Annahme in diesem Referat finden. — Wer übrigens unbefangen und ohne Vorurtheil die vorliegende Schrift liest, wird der interessanten Darlegung des Verfassers, die auf wissenschaftlicher Grundlage (S. 15) basirt, seine Zustimmung nicht versagen können. „Dem wirklichen weiblichen Talente soll die Bahn frei bleiben, jede Massendressur ist aber als unnütz zu verwerfen." — Soll das Weib das sein, wozu es die Natur bestimmt hat, dann darf es nicht mit dem Manne wetteifern. Der Verfasser hat sehr recht, wenn er die Aerzte auffordert, sich eine klare Vorstellung von dem weiblichen Gehirn- oder Geisteszustande zu verschaffen und Alles zu thun, was in ihren Kräften steht, um im Interesse des menschlichen Geschlechts die widernatürlichen Bestrebungen der Feministen zu bekämpfen. Handelt es sich doch um die Gesundheit des Volkes, die durch die Verkehrtheit der sogenannten „modernen Frau" gefährdet wird. Was soll man aber dazu sagen, wenn, wie es in der Neuzeit geschehen ist, die Erlangung des Doctorhutes seitens einer jungen Dame in den Zeitungen als ein besonderes Ereigniß gepriesen wird. Man kann da doch nur mitleidig der vielen weiblichen Wesen gedenken, die bei dem Wettlauf mit dem männlichen Geschlecht in Folge Bleichsucht und hochgradiger Nervosität unterliegen. Von der Natur ist die Aufgabe, die das Weib zu erfüllen hat, streng vorgezeichnet, und gegen die Naturgesetze wird der Mensch vergeblich Sturm laufen. — Es ist nur zu wünschen, daß die in dieser wichtigen socialen Frage der Aufklärung dienende Schrift die weiteste Verbreitung finden möchte.

K.

Leutenoth. Erzählung von Philo vom Walde. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge.

Der Titel und das wenig geschmackvolle Titelbild dieses Buches wird vielleicht manchen zu dem Glauben verleiten, es handle sich hier um eine aufregende Tendenzdichtung. Zur Beruhigung solcher satten Gemüther, welche möglichst wenig lesen und nachdenken, jedoch desto mehr sich amüsiren wollen, sei mitgetheilt, daß in der vorliegenden Dichtung weder die Lösung einer ernsten socialpolitischen Frage versucht, noch ein modernes Bild menschlichen Lebens und menschlicher Gesellschaft grau in grau gemalt wird. Philo vom Walde erzählt in der schlichten Sprache seiner heimatlichen Mundart nur das Schicksal eines armen schlesischen Dorfjungen, des Weberhansel, der trotz seiner guten natürlichen Beanlagung zu Grunde geht, weil er ein Träumer ist und sich in der ihm durch die Leutenoth aufgezwungenen Stellung eines Kuhhirten und Schweinefütterers unglücklich fühlt. Aber wie erzählt er die einfache Geschichte? Er schöpft aus dem Jungbrunnen seiner Jugenderinnerungen und credenzt erfrischende, lautere Wahrheit, er knüpft an die Erlebnisse seines Helden die lebendigsten Schilderungen von Land und Leuten und zeigt uns in dem Einen das Allgemeine, er bringt unser Herz in so warme organische Verbindung mit fremden Freuden und Leiden, daß wir alles das, was in diesem Individuum nach Befreiung, nach Luft, Licht und Liebe ringt, als unseren eigenen Drang nach der Höhe empfinden. Seine Gestalten sind nicht nach der alten Schablone gezeichnet, sondern mit treffenden, originellen und sympathischen Zügen ausgestattet. Dies ist umsomehr anzuerkennen, als er uns fast sämmtliche Bewohner eines Dorfes, vom Pfarrer an bis zum Nachtwächter vor Augen führt. Welche goldenen Worte spricht auf S. 53 der brave alte Lehrer Guhle: „Die größten Geister sind zum Frommen der Menschheit aus dem Volk gekommen. O Volk, du Jungborn für den Staat, der Zukunft goldne Weizensaat! Nicht lehren nur und Kunst betreiben — nein, graben auch in Feld und Tann: Die Arbeit adelt Jedermann! Das giebt dann kerngesundes Blut und weißes Haar und Jugendmuth." Besonderes Lob verdienen die vielen, immer an passender Stelle eingelegten, den echten Volkston wahr wiedergebenden Lieder. Philo verleiht der Volksseele Sprache, er läßt sie weinen und lachen, seufzen und singen und versteht dadurch die Seele des Lesers zu erheitern, zu rühren und zu fesseln. Seine in fließenden klangvollen Versen geschriebene Erzählung entspricht, ohne irgendwelche Lehrhaftigkeit zu verrathen, in hohem Grade der ästhetischen Forderung Kants, daß die Kunst, wenn sie nicht zur Erschlaffung führen wolle, moralische Ideen aufnehmen solle: Die Lust müsse Cultur sein!

N.

Die große Leidenschaft. Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Mysings Roman ist eine Gesellschaftssatire, das Widerspiel der Weltanschauung Nietzsches in der Caricatur. Hier wird die große Leidenschaft zur Tragikomödie und der Uebermensch, der sich mit der bürgerlichen Moral ohne „die Feigheit des Gewissens"

abfindet, wird zum kläglichsten Alltagsmenschen, als er das Spiel verloren sieht und nicht Lust hat, den Einsatz mit seinem Leben zu zahlen, sondern lieber den ihm gebotenen Unterschlupf annimmt.

Ist auch die Beweisführung des Verfassers nicht durchaus widerspruchslos und sind die Farben stark aufgetragen, so muß doch anerkannt werden, daß es moderne Gesellschaftstypen in ihren Beziehungen zu Geschehnissen, wie sie im Leben jeder Großstadt actuell sind, mit großer Treffsicherheit zu schildern versteht. Das Buch fesselt den Leser von Anfang bis zu Ende. mz.

Eine werthvolle Publication, die das Interesse jedes Kunstfreundes in höchstem Maße erregen wird, kündigt der Kunstverlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin an: „Meisterwerke aus den Kunstsammlungen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers". Es handelt sich hier um jene Sammlung französischer Gemälde aus dem 18. Jahrhundert, welche das Rococozimmer des deutschen Hauses schmückten und diesem Raume eine besondere Anziehungskraft namentlich für die französischen Besucher der Weltausstellung verliehen, welche hier nicht nur einen erlesenen künstlerischen Genuß fanden, sondern auch durch die feine Huldigung, welche der deutsche Kaiser mit dieser Ausstellung der von Friedrich dem Großen gesammelten französischen Meisterwerke der französischen Kunst und zugleich dem großen preußischen Könige darbrachte, sich sympathisch berührt fühlen mußten. Die bei dieser Gelegenheit vereinigten Kunstwerke, welche uns nicht nur von der Höhe und Eigenart der französischen Malerei jener Epoche, sondern zugleich von dem gesellschaftlichen Leben, der spielerischen Grazie und Galanterie, dem tändelnden Geist jenes Zeitalters ein anschauliches und anmuthiges Bild geben, wenigstens in Nachbildungen zusammen zu besitzen, wird wohl der Wunsch so manches kunstsinnigen Bewunderers der Originale gewesen sein. Dieser Wunsch wird durch diese Publication nun in schönster Weise erfüllt. Auf 27 Blättern großen Formats in Photogravüre, welche Reproductionsart bei der Treue und Feinheit, mit welcher sie die Urbilder mit all ihrer individuellen Eigenart wiederzugeben vermag, hier am empfehlenswerthesten war, werden uns die Meisterschöpfungen Watteaus und seiner Nachfolger Lancret und Pater vorgeführt. Von Watteau finden wir neben „Liebesunterricht", „Die Liebe auf dem Lande", „Das Concert", „Der Tanz" auch die in Paris nicht ausgestellt gewesenen berühmten Bilder „Einschiffung zur Liebesinsel" und „Firmenschild des Kunsthändlers Gersaint", die den Salon der Kaiserin zieren. Lancret ist mit 9 Bildern, darunter „die Tänzerin Camargo" vertreten; von den Bildern Paters gebührt dem „Fest im Freien" der Ehrenplatz. Endlich sei noch Chardins „Briefsieglerin" hervorgehoben. Der Preis des Werkes in Mappe beträgt 200 Mark. —l—

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **L. E.** = Das litterarische Echo — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **T.** = Türmer. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft.

Agrarfrage, Die. Von G. Maier. G. XVI. Nov. II.

Arndt, Ernst, Moritz. Eine biographische Skizze auf Grund seiner Briefe. Von H. Schiemann. T. III. 3.

Bartels, Adolf und ich. Von L. Jacobowski. G. XVI. Dec. II.

Belgische Litteratur. Von A. Ruhemann. L. E. III. 5.

Belletristik, Illustrirte. Von O. Bie. L. E. III. 5.

Beyschlag, Willibald. Von H. Ziegler. N. 1900. 10.

Bismarck. Familienvater. Von P. Nathan. N. 1900. 10.

— Begegnungen B. mit dem früheren Cultusminister Grafen Zedlitz-Trützschler. Von H. von Poschinger. D. Re. 1900. Dec.

Bücher, Verschollene. Von F. von Zobeltitz. L. E. III. 6.

Cosimo, Piero di. Von F. Poppenberg. T. III. 3.

Deutsche Weltpolitik. Von K. Jentsch. Z. IX. 11.

Eckstein, Ernst. Von F. Hirsch. L. E. III. 6.

Faust. Der Herr und Mephistopheles im „Prolog im Himmel". Von J. Minor. B. u. W. III. 5.
Friedrich, Kaiserin. Aus dem Leben d. K. F. (Zum 21. Nov. 1900.) Von F. Nippold. D. Re. 1900. Dec.
Galiani, Der Abbé. Von R. Kassner. W. Ru. IV. 23.
Getreideterminhandel. Von Fr. Kleinwächter. Z. IX, 7.
Gutzkow. Aus G.'s Theatererinnerungen. Herausgeg. von H. H. Houben I u. II. B. u. W. III. 5 u. 6.
Handelspolitik, Mitteleuropäische. Von R. Calwer. N. D. Ru. XI. 12.
Hefele, Bischof von, Ungedrucktes von. Von H. Gelzer. D. Re. 1900. Dec.
Heiberg, Hermann. Aus meinem Leben. G. XVI. Nov. II.
Heilige, zwei wunderliche aus Halbasien. Von H. Frank. N. u. S. 1901. Febr.
Herzogenberg, Heinrich von. Von K. Krebs. D. Ru. XXVII. 3.
Heyse, Paul, Jugenderinnerungen. Von W. Bolin. N. 1900. 10.
Jakobowski, Ludwig. Von H. Friedrich. I. L. VII. 25.
Ibsen, Henrik, Ein Weihnachtsabend bei. Von J. Paulsen. B. u. W. III. 6.
Jardin des plantes. Von Aug. Strindberg. Z. IX. 10.
Johannisfeuer. von M. Burckhard. Zeit 322.
Italienische Belletristik. Von E. Gagliardi. L. E. III. 6.
Jüdische Ethik. Von P. Ernst. Z. IX 9.
Jungösterreich. Von H. Weber-Lutkow. I. L. VII. 12.
Katholische Litteratur. Von A. Tille. Z. IX. 9.
Kiplings Gedichte. Von G. A. Crüwell. Z. IX. 9.
Kultur und Ehe. Von M. Hirschfeld. Z. IX. 8.
Kunst, Die, und die Masse, Von S. Sighele. D. Re. 1900. Dec.
Kunstausstellungen, Unsere. Von H. Haberfeld. Zeit 322.
Leibl, Wilhelm. Von J. Elias. N. 1900. II.
— Von R. Muther. Zeit 324.
Lesser, Ury. Von F. Servaes. Z. IX. 8.
Liberalismus. Von K. Jentsch. Z. IX. 8.
Licht, Das, und die Inscenirung. Von A. Appia. W. Ru. IV. 24.
Lienhard, Fritz. Von E. Buchner. G. XVI. Nov. II.
— Von R. M. Meyer. N. 1900. 10.
Los von Rom. Von Ludw. Gumplowicz. Z. IX. 11.
Lucius, Dr., Der Minister für Landwirthschaft. Von H. von Poschinger. D. Re. 1900. Dec.
Luise, Königin. Briefe derselben an ihren Bruder Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz. (1794—1810.) Veröffentlicht von P. Bailleu. D. Re. XXVII. 3.
Lyrik, antike und moderne. Von J. Maehly. Z. IX. 10.
Maler, Französische. Die ältere Generation f. M. Von R. Muther. N. D. Ru. XI. 12.
Mandanika. Romant. Oper in 1 Akte von G. Lazarus. Dichtung von Jul. Freund. Erstaufführung im Hamburger Stadt-Theater. B. u. W. III. 6.
Marlowe, Grabbe und Lenz. Von C. Bleibtreu. W. Ru. IV. 24.
Materialismus und Mysticismus. Von Angelo Mosso. Z. IX. 10.
Milde, von. Briefe an das Ehepaar v. M. Von P. Cornelius. N. D. Ru. XI. 12.
Miquez. Von Franz Eyssenhardt. Z. IX. 7.
Multatuli. Von J. Schlaf. W. Ru. IV. 23.
Musikwelt, Aus der Berliner 1900/1901. I. Von L. Schmidt. B. u. W. 5.
Nietzsche in seinen Briefen. Von E. Bertz. Zeit 325.
Ompteda, Georg Frhr. v., von G. Irrgang, N. u. S. 1901. Febr.
Orestie des Aischylos im Burgtheater, Die. Von M. Burckhard. Zeit. 323.
Pestalozzi als Völkererzieher. Von L. Stein. D. Ru. XXVII. 3.
Pichler, Adolf. Von A. Brandl. L. E. III. 5.
Politische Beredsamkeit und politische Redner in Italien. Von Graf von Konzaglie. D. Re. 1900. Dec.
Pradomuseum, Das. Von R. Muther. Zeit. 321.
Rosenmontag. von M. Burckhard. Zeit. 325.
Rothe. Echt oder unecht? Von F. Rassmann. (Entgegnung auf den Artikel „Ein deutsches Medium" von E. Bohn im Novemberheft von „Nord u. Süd"). N. u. S. 1901 Febr.
— **Der Fall Rothe.** Von E. Bohn. N. u. S. 1901. Febr.
Saint-Saëns' „Samson u. Dalila" in Dresden. Von L. Hartmann. B. u. W. III. 6.
Scheidemantel, Karl. Von L. Hartmann. B. u. W. III. 6.
Senger-Bettaque, Katharina. Von W. Golther. B. u. W. III. 5.
Socialismus und Kunst. Von E. Vandervelde. Z. IX. 9.
Theater. Von den Berliner Theatern 1900/1901. V. Von H. Stümcke. B. u. W. III. 6.
— Von den Berliner Theatern 1900/1901. VI. Von Ph. Stein u. H. B. B. u. W. III. 6.
— Das Prinzregenten-Theater in München. Von Gg. Sch. B. u. W. III. 5.
Thorwaldsens Geliebte. Von F. Noack. D. Re. 1900. Dec.
Van der Velde, Henry. Von K. Scheffler. Z. IX. 11.
Viebig, Clara. Von B. Litzmann. L. E. III. 5.
Vom Kampf um die Antike. Von E. Heilborn. N. 1900. 11.
Weltverein, Der. Von R. Wrede. Kr. 195.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslandes. Zehnter Jahrgang. 1900. Heft 23. 24. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Bericht des Ausschusses für Volks-Vorlesungen zu Frankfurt a. M. über das Geschäftsjahr 1899/1900 sowie über seine Thätigkeit in der Zeit von 18901—900. Zugleich 1. Jahresbericht des Verbandes der Rhein-Mainischen Vereine und Ausschüsse für Volksvorlesungen und verwandte Bestrebungen." Frankfurt a. M., Prof. Dr. Mannheimer, Mauerweg 12.

Berthold, Otto, Lehrgang der Zukunftsschule nach psychologischen Experimenten für Eltern, Erzieher und Lehrer dargestellt. Leipzig. K. G. Th. Scheffer.

Bettelheim, Anton, Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel.

Beyer, Karl, Swinegel-Geschichten, Berlin, Wilhelm Süsserott.

Börries, Freiherren von Münchhausen. Balladen. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Berlin, Breslauer & Meyer.

Croon-Mayer, Emma, Kinderbilder. Zweite Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag.

Dähnhardt, Oskar, Heimatklänge aus deutschen Gauen. I. Aus Marsch und Haide. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, B. G. Teubner.

Dreyfus, Albert, Feste in Moll. München, Verlag der Deutsch-französischen Rundschau.

Elchlepp, Johannes, Volkstrachten aus dem Schwarzwald. 25 Originalaquarelle nach der Natur gezeichnet von Kunstmaler Issel. Mit einem Vorwort von Dr. Hansjacob. Freiburg, Br., Johannes Elchlepps Hofbuchhdlg. u. Kunstverlag.

Eschelbach, Hans, Sommersänge. Gedichte. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals. Mitstrebenden und Freunden dargebracht vom Wiener Goethe-Verein. Wien, Alfred Hölder.

Haacke, Wilhelm, & Wilhelm Kuhnert, Das Thierleben der Erde. Drei Bände. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. Lfg. 10. 11. Berlin, Martin Oldenbourg.

Halbe, Max, Ein Meteor. Eine Künstlergeschichte. Erstes und zweites Tausend. Berlin, Georg Bondi.

Hertzog, Caroline, Unsere Müllern. Ernstes und Heiteres aus dem Leben einer alten Postbeamtenfrau. Dresden, E. Piersons Verlag.

Hymans, Henri, Brügge und Ypern. Mit 115 Abbildungen. (Berühmte Kunststätten Nr. 7.) Leipzig, E. A. Seemann.

Jahrhundert, das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lfg. 56—60. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Lübke, Wilhelm, Die Kunst des Mittelalters. Vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Max Semrau. Mit 5 farbigen Tafeln u. 436 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff.

Michael, Erich, Die Pfarrer von Grünhain, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Adolf Baum.

Minor, J., Goethes Faust. Entstehungsgeschichte und Erklärung. Erster Band: Urfaust und das Fragment. Zweiter Band: Der erste Theil. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.

Müller, Alfred von, Der Krieg in Südafrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte. Mit zahlreichen Karten, Skizzen und Anlagen. III. & IV. Theil. Zweite, unveränderte Auflage. Berlin. Liebel'sche Buchhandlung.

Neuwirth, Joseph, Prag. Mit 119 Abbildungen (Berühmte Kunststätten Nr. 8.) Leipzig, E. A. Seemann.

Pflug-Harttung, Dr. Julius v., Napoleon I. Revolution und Kaiserreich. Mit Illustrationen. 1.–3. Tausend. Berlin, J. M. Spaeth.

Pfungst, Arthur, Laskaris. Eine Dichtung. Vierte Auflage (Volksausgabe). Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Philippi, Adolf, Kunstgeschichtliche Einzel-Darstellungen. Fünfter Band: Die Blüthe der Malerei in Belgien. Rubens und die Flamländer. Leipzig, E. A. Seemann.

Pochhammer, Paul, Dantes Göttliche Komödie, in deutschen Stanzen frei bearbeitet. Mit einem Dante-Bild nach Giotta u. E. Burnand, Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede und zehn Skizzen. Leipzig, B. G. Teubner.

Rohrbeck, Friederike, Durch's Herz. Gedichte. Mit dem Bildniss der Verfasserin. Zürich. Caesar Schmidt.

Schäfer, Rudolf, Tragische Novellen. Drei Künstlergeschichten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Scheerbart, Paul, Tarub, Bagdads berühmte Köchin. Ein arabischer Culturroman. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Seidl, Dr. Arthur, Moderner Geist in der deutschen Tonkunst. Vier Vorträge. Berlin. „Harmonie" Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst.

Sonnenschein, Hellmut Prinz von, Sommerlieder. Kattowitz, Gebr. Böhm.

Thesing, Ernst & Wolfgang Lehmus, Musenalmanach Marburger Studenten. Deckelzeichnung und Buchschmuck von Otto Arndts. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhdl.

Wachler, Ernst, Deutsche Zeitschrift. XIV. Jahrgang des deutschen Wochenblattes. Nationale Rundschau für Politik und Volkswirthschaft, Litteratur und Kunst. XIV. Jahrgang. November 1900. Heft 3. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Wagner, Richard, Das Evangelium der Verachtung. Sociale Satire. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Weber, Emil, Neue Märchen. Eine Sammlung für Erwachsene. Göttingen. Franz Wunder.

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 45. Jahrgang, Heft 532. Braunschweig, George Westermann.

Wildenow, Prof. Dr. Eugen, Theodor Körners Grabstätte. Bestattung des Dichters in Wöbbelin. Geschichte seines Grabes und die Feiern an seinem Begräbnissplatze. Mit einem Portrait des Dichters und sechs in den Text gedruckten Abbildungen. Dresden. E. Heinrich.

Zeitschrift, Deutsche. (XIV. Jahrgang des Deutschen Wochenblattes.) Nationale Rundschau für Politik und Volkswirthschaft, Litteratur und Kunst, herausgegeben von Dr. Ernst Wachler. XIV. Jahrg. Heft 3, 4. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Zittelmann, Katharina (K. Rinhart), Unter egyptischer Sonne. Roman aus der Gegenwart. Berlin, Carl Dunckers Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Neera

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

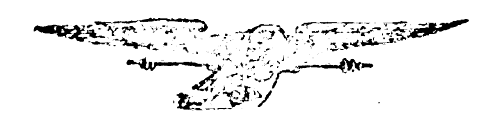
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCVI. Band. — März 1901. — Heft 288.

(Mit einem Portrait in Radirung: Neera.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Neera

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCVI. Band. — März 1901. — Heft 288.
(Mit einem Portrait in Radirung: Neera.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Mein Freund Josef.

Von

*
* *

Er stammte aus der Ehe eines nach Argentinien verschlagenen deutschen Professors mit einer Italienerin. Von seiner Mutter hatte er die dunklen, feuchtschimmernden Augen, vom Vater den hohen Wuchs und die Begeisterung für jede edle That. Nach seiner äußeren Erscheinung, mit seinem schwärmerischen Wesen und seiner klangvollen Tenorstimme erweckte er mir immer die Vorstellung eines Troubadours. In München wohnten wir im selben Hause, er studirte die Rechte, ich arbeitete in der Bibliothek. Er war mir der angenehmste Kamerad, den ich mir wünschen konnte. Nichts Unreines war in seiner Seele, er war schönheitstrunken und keusch nach alter Ritterpflicht, Parsifal, der reine Thor.

Eines Sommertages, es war ein Sonnabend, forderte ich ihn zu einem Spaziergange nach dem Isarufer auf. „Ich kann nicht,“ erwiderte er, „wer weiß? Heute entscheidet sich vielleicht mein ganzes Geschick. Geh allein, und Abends hoffe ich Dir ein schönes Geständniß zu machen.“

Seine Hoffnung erfüllte sich. Wenn ich nur erzählen könnte wie er, es war förmlich berauschend. Vor einer Woche hatte ihn eine Frau durch ihre berückende Schönheit so mächtig angezogen, daß er ihr bis zu einer Kirche gefolgt und nach ihr in das Gotteshaus eingetreten war. Sie war groß, schlank und voll. Sie trug ein schwarzes, enganliegendes Kleid und eine Art Rembrandthut, wie sie damals Mode waren. Nach seinen Schilderungen mußte sie von einer sagenhaften Burg herniedergestiegen sein, von einem unnahbarem Monsalvatsch. Sie mußte ihn gesehen, sie mußte aus seinem Blick die tiefe Wirkung ihrer Erscheinung auf ihn bemerkt haben. In der Menge der Andächtigen und Müßiggänger drinnen war sie ihm entschwunden.

Dieser ersten Begegnung waren andere im Hofgarten gefolgt, und Josef glaubte wahrzunehmen, daß sie an seinen stummen Huldigungen Gefallen fand. Indessen war sie unter den Arkaden immer in Gesellschaft anderer Personen. An jenem Sonnabend nun, als ich ihn zu einem Spaziergange aufforderte, hatte sich Josef in den Kopf gesetzt, daß sie wieder, wie am Sonnabend vorher und genau zur selben Stunde, allein zur Kirche gehen werde. Würde sie wirklich kommen? Ja, sie war da. Sie saß auf einem der Kirchenstühle und hatte den Arm auf die Rücklehne gelegt. Unbeweglich saß sie da, ihrem blassen, schönen Gesicht gaben die großen dunklen Augen ein geheimnißvolles Leben. Unnahbar schien dieses Bild zu sein, wie das Bild der Mutter Gottes in Mosaik über dem Querschiff voll ergreifenden Ernstes in den Zügen, mit den großen mahnenden Augen, und doch war es ein Bild süßester Verführung.

Er hatte sich hinter sie gesetzt, sie schien seine Nähe zu fühlen, und als sie zur Seite blickte und ihr Mund ein schier unirdisches Lächeln annahm und die Wimpern sich senkten, als hätte sich die durstige Seele in einem langen Blicke satt getrunken, da ergriff eine Betäubung seine Sinne, und er neigte den Kopf und drückte einen Kuß auf ihre Hand, wie ein Pilger, der nach langer Fahrt am Gnadenorte nach Erlösung schmachtet. Die Madonna aus kostbaren Steinen, erleuchtet von dem durch die bunten Kirchenfenster hereinfallenden, magischen Lichte sah mit ihren großen starren Augen hernieder, wie sich zwei Seelen in stummer Liebe zu einander fanden.

Beim Verlassen der Kirche hatte sie ihm zugeflüstert: „Wenn Sie mich lieben, schreiben Sie mir, ich reise bald ab" und die Wohnung dazu, aber keinen Namen. Den zu erforschen, das war für meinen überschwänglichen Josef zu gewöhnlich, das war meine Sache. Ich ermittelte, daß sie eine Frau war, die einen adeligen Doppelnamen trug. Aber wie dieser lautete, das ließ mein Gewährsmann, ein mürrischer Portiergreis, im Unklaren. Nur so viel wußte er bestimmt, daß am folgenden Sonntag der Todestag der Mutter der Frau Baronin war und daß die Mutter, während eines Besuches in München plötzlich verschieden, auf dem Kirchhofe am Sendlinger Thor begraben lag. Dort auf dem Friedhof sah ich die Baronin zum ersten Male, sie war in der That vielleicht die schönste Frau, die ich jemals gesehen habe. Sie hatte Kränze hingebracht, und auf dem Grabe las ich den Namen.

Am Tag darauf ging ein Strauß von rothen, blassen und knospenden Rosen an die Baronin ab. Josef begleitete seine Rosenspende mit folgendem Verse:

Die rothen aus Reue,
Die blassen aus Schuld,
Die Knospen für neue
Beglückende Huld.

Die vier Zeilen enthielten eigentlich einen ganzen Roman, und ich konnte nicht begreifen, wie Josef, der doch erst am Anfange seiner Liebesgeschichte stand und gewiß noch keine Schuld auf sich geladen hatte, zu dieser Empfindung gekommen war. „Das verstehst Du nicht, mein Lieber," erwiderte er, „es ist Ahnung und doch Wahrheit. Scham, Reue, Lust, Schuld, Sehnsucht, das ist eben die Liebe."

Brieflich wurde verabredet, daß Josef bei ihrer Abfahrt nach Hohenschwangau wie zufällig zu ihr in's Coupé steigen und sie bis zum Ende der Bahnlinie begleiten sollte. Die Fahrt dauerte ungefähr drei Stunden, das Glück war der jungen Liebe hold, die Liebenden blieben bis auf eine kurze Strecke allein, und Josef machte in der schmalen Frist die ganze Stufenleiter von linkischer Befangenheit zu rasch gewonnenem Zutrauen und zu glühender Leidenschaft durch. Ihre Nähe, ihre klug gewählten und doch tief empfundenen Worte, das Beben ihrer Stimme, die Blicke aus den tiefen, schönen Augen, die Berührung ihrer Hände, die Mischung von Melancholie und strahlendem Glück in ihrem Wesen hatten seine Seele in einen Rausch des Entzückens versetzt.

Sie kannte die große, wahre Liebe schon, die nur tiefen Naturen zukommt. Die schweren Kämpfe, die sie durchgemacht, die Bitterniß, die ihr zurückgeblieben war, ließ sie meinem Freunde geheimnißvoll und bemitleidenswerth erscheinen, und dachte er an das trotz Allem verheißende Lächeln ihres Mundes, so stand sie in seinem Geiste als die leibhafte Verkörperung der Frau Minne da.

Das nächste Wiedersehen ereignete sich in Hohenschwangau, wo die Baronin mit Verwandten, im Kreise einer strenggläubigen Generalsfamilie lebte, und wo sie, die geschiedene Frau, unter mancherlei Vorurtheilen zu leiden hatte. Unter dem Zwange dieser Umgebung waren den Liebenden nur wenige heimliche Stunden gewährt. Oben in der Nähe des neuen Schlosses ist ein Platz im Walde, er heißt „die Jugend" und trägt seinen Namen mit Recht, denn der Blick von dort auf die dunkelgrünen Bergesrücken mit den in der Tiefe eingezwängten Seen, dem blauen Alpsee und dem grünen Schwansee, auf die Zinnen von Hohenschwangau und das reizende Vorgelände gehört zu dem Herrlichsten in der Natur, was Menschenherzen bewegen und verjüngen kann. Daneben versteckt im Laubwald ist eine Linde. Dort trafen sie sich bald nach Sonnenaufgang, dort unter Blumen und Gras ruhte er in ihren Armen. Wie oft sprach er dann in München träumerisch zu mir mit Walther von der Vogelweide:

Und aus bunten Blüthen
Macht' ein Bett er da,
Woll es Gott verhüten,
Daß uns Einer sah. —

Im nächsten Semester sahen wir uns in Leipzig wieder, wo Josef schon einmal vor zwei Jahren studirt hatte. Josef arbeitete fleißig für sein

Examen. Meiner Frage aber, wie er sich das Ende seiner Schwärmerei denke und ob er eine Vereinigung mit der Baronin, die um sieben Jahre älter war als er, für möglich halte, war er wiederholt scheu ausgewichen. Eines Tages begegneten wir auf der Promenade einem älteren Herrn, dem der Justizrath auf dem Gesichte geschrieben stand. Josef blieb stehen. „Den Mann kenne ich, ich habe das Gesicht schon ein Mal in einer merkwürdigen Lebenslage von mir gesehen, aber in welcher?“ Er dachte nach, „wo war es doch?“ wiederholte er mehrmals. Auf einmal kam eine Erleuchtung, ein Erstaunen über ihn. „Höre,“ sagte er, „es war im Sommer vor zwei Jahren, ich saß an einem kleinen Tisch im Concert im Rosenthal, als sich ein Herr, dieser Herr da, und eine Dame zu mir setzten. Sie von äußerster Eleganz, groß, die eine Hand in einer seidenen Binde, große schwermüthige Augen, ein zarter, dunkler Flaum auf der Oberlippe, nur wie ein Hauch, und bei aller Schwermuth ein so bezaubernder Liebreiz, und je mehr ich mir vergegenwärtige, wie sie da im Lampenlicht vor mir saß, wie ich hingerissen war, wie ich ihr dann folgte und sie verlor und sie Tage lang suchte, steigt zugleich Helenens Bild in mir auf und Zug um Zug dasselbe berückende Weib.“ In wilder Hast stürzte er nach Hause, um der Baronin sein Erlebniß zu schreiben und sie zu fragen, ob sie damals wirklich in Rosenthal war. Josefs Ahnung bestätigte sich, der ältere Herr war Helenens Sachwalter gewesen, und sie hatte zu jener Zeit eine leichte Verletzung am Unterarm. „Also habe ich sie schon einmal fast geliebt, unbewußt. Du siehst, daß es eine Vorherbestimmung giebt, der liebe Gott wollte, daß wir Beide uns angehörten, und er hat nur den Irrthum begangen, daß er Helenen zehn Jahre zu früh auf die Welt kommen ließ.“

Und für diesen Irrthum des Himmels mußte mein romantischer Freund büßen.

Noch einmal war das liebende Paar in süßen, verstohlenen Stunden vereinigt, dies Mal in Berlin, wo Helene während des Winters in der großen Welt lebte. Fahrten im geschlossenen Wagen bei sinkender Nacht durch die rauschende, schimmernde Großstadt, Spaziergänge in der Dämmerung, trauliche Einsamkeit in dem kleinen Zimmer eines Wirthshauses draußen vor dem Thiergarten.

Aus dieser Zeit stammen die Verse:

Es fallen die Blätter im Nebelgrau,
Der Mond steht hinter den Bäumen —
Ich wandle zur Seite der schönsten Frau,
Wir träumen nur, wir träumen!

Was auch im langen Tageslauf
Die Seelen uns verwunde —
Das tiefste Sehnen löst sich auf
Im Glück der Dämmerstunde.

Nun hebt sich auch das Nebelgrau,
Zerfließt in lichten Räumen —
Ich küsse die schönste, die seligste Frau,
Der Mond steht über den Bäumen.

Helene war reich, sie wünschte, daß Josef nach Berlin übersiedeln und dort sein Studium beendigen möge. Aber dazu konnte er sich nicht entschließen, er wollte in den hellen Tag sehen, und seine Liebe war doch zu einem Dämmerungsdasein verurtheilt. Ich bestärkte ihn noch in dem Verzichte, der ihm bitter schwer wurde, da mir unsere innige Freundschaft die Kenntniß eines Theils von Helenens Briefen verschafft hatte. Darin kehrte in den verschiedensten Gestalten der Gedanke wieder: „Ist es nicht Sünde, Dich an mich zu ziehen, Dich, mein Liebling, der Du am Anfange stehst, und der Weg liegt sonnig und heiter vor Dir, an mich, die schon ein gutes Stück zurückgelegt hat und durch schreckhafte Wildnisse und traurige Einöden gekommen ist!" Glückessehnsucht und Menschenverachtung, bald verzehrendes Feuer, bald kalte Entsagung. Einmal erzählte sie ihm einen Traum: Sie waren zusammen im Walde und saßen an einem Abhang. Ein würziger, berauschender Duft war ringsum über dem Moos und Haidekraut, Rehe zogen vertraut durch den grünen Grund. Sie drückte seinen Kopf an ihre Brust und küßte ihn viele Male. Aber plötzlich kamen von verschiedenen Seiten zwischen den Bäumen hindurch geputzte Menschen herzu und staunten die Beiden an, seine Wangen glühten auf, und er schmiegte sich so fest an sie an, daß er ihr wehe that und sie erwachte. Ja, was sie an ihm beglückt hatte, das war der Sonnenschein und der Waldesduft, die Frische seiner keuschen Seele. Mit seiner Liebe war ihr zurückgekehrt die süße, süße, thörichte Jugendzeit! Dann kamen wieder stolze Worte: „Ja, ich glaube an Dich, Du wirst mich nie vergessen, man vergißt mich nicht, wenn ich's nicht will." Und als sie es wollte, da konnte es mein armer Freund nicht mehr. Das war zur lustigen Faschingszeit, als sie ihm den letzten Brief schrieb und ihn bat, sie zu vergessen, und ihn ahnen ließ, daß sie das einsame Leben nicht länger ertragen könne.

In dem wilden Schmerz über das Ende seines Liebestraumes reifte der Jüngling zum Manne. Er that das Weiche in seinem Wesen ab und suchte Trost in der Arbeit und mannhafte Festigkeit in ritterlichen Uebungen. Jahre vergingen, er war Assessor in Berlin, und Bekannte erzählten mir von ihm, daß ihm manch' schönes Mädchen hold gesinnt war und er längst angefangen hatte, jeglichen Liebreiz am Weibe zu genießen. Kurz vor seiner Auswanderung nach Argentinien besuchte er mich einmal, um Abschied zu nehmen. Zu seinem natürlichen Hang zu abenteuerlichen Erlebnissen hatte sich gerade bei Gericht die Beobachtung so vieler Gemeinheit, so mancher Triumphe niedrigen Ränkespiels gesellt, daß ihm der Entschluß, in die Fremde zu gehen und eine von seinem Vater verlassene Hacienda in Argentinien zu übernehmen, leicht ward. Vielleicht hatte auch ein letztes

Wiedersehen mit Helenen dazu beigetragen. Eines Tages hatte sich nämlich ein vornehmes Ehepaar an Gerichtsstelle gemeldet, um ein Testament zu übergeben. Es war Helene mit ihrem zweiten Mann. Bleich und mit matter Stimme hatte sie auf die Fragen des jungen Richters nach Vornamen, Geburt, Familienstand Antwort gegeben. Die sich einst glühend geliebt, waren sich wie Fremde begegnet, und jedes Gefühl schien versunken unter der geschäftlichen Verrichtung. Auf meine Frage, welchen Eindruck der Gatte, ein Diplomat, der im Rufe glänzender Begabung und freier Sitten stand, auf Josef gemacht habe, erwiderte er: „Er sah aus, wie mein älterer Bruder.“

Wieder nach Jahren erhielt ich die Kunde, daß Josef, obgleich treu gepflegt von einem Mädchen, mit dem er in wilder Ehe gelebt, den Folgen einer Bolaverwundung erlegen war, die er beim Ueberfall auf sein Gut durch eine Bande Gauchos nach muthiger Gegenwehr erlitten hatte. Noch kurze Zeit vor seinem Tode hatte er mir für Helenen, die inzwischen Wittwe geworden, die Briefe von ihrer Hand überschickt und sie mit einigen Versen begleitet. Ich überbrachte ihr die Sendung in Hohenschwangau. Sie war immer noch eine schöne Frau, und Josef lebte noch in ihrem Herzen. Oben auf der Jugend, nicht weit von dem Lindenbaum, der einst milde seine Aeste über ein seliges Paar gebreitet hatte, wiederholte sie mir mit Thränen der Wehmuth in den dunklen Augen seinen letzten Gruß:

Was ich gedacht, was ich gethan,
Gefühlt in Lust und Leide —
Nun bricht das große Schweigen an,
Der Mond geht über die Haide.

Verklärte Nacht, bald ist's gescheh'n,
Daß ich Erlösung finde —
Die Welt, ich sah sie nie so schön
Wie unter jener Linde.





Neera.

Von

August Friedrich Krause.

— Breslau. —

Herbstabend. Müdes, blasses Zwielicht fließt durch das Fenster. Der Himmel ist mit gleichfarbigem losem Gewölk bedeckt. Im Westen muß er in rothen Gluthen stehen; ein zarter Rosenschimmer liegt noch auf östlichen Wolken. Aber der verblaßt bald. Im Garten vor meinem Fenster kriechen aus allen Ecken und Winkeln, wo hohe Sträucher stehen, feine, weiße Nebel. Der Abend ist herbstlich kühl und still. Ein feuchter, erdiger Geruch, in den sich ein leichter Duft von faulenden Blättern mischt, steigt zu mir herauf. Es hatte bis gegen Mittag geregnet. Mitunter tropft es noch ein wenig von den welken Blättern; sonst regt sich nichts. Ab und zu nur löst sich ein dürres Blatt von dem Baum vor meinem Fenster ab und fällt langsam, an den Zweigen und dem Stamm schürfend, von Ast zu Ast und flattert dann noch eine Weile raschelnd am Boden hin. In den Ecken meines Zimmers hockt schon das Dunkel; es greift mit seinen langen Armen an den Wänden hinauf, als wollte es sich auch das letzte Licht, das noch an der Decke zittert, herablangen. Ich bin allein. Aus einem der Nachbarhäuser Clavierspiel, von einem Hofe herüber die leirige Musik eines Orgeldrehers, der eine Arie aus dem „Troubadour" spielt, von einem anderen Kinderlärmen und Kindersingen, sie spielen „Mariechen saß auf einem Stein"; aber es muß Alles weit, weit sein, mir ist, als klänge es nur matt wie vom anderen Ufer des Lebens zu mir herüber in meine Einsamkeit. Das dumpf verhallende Wogen der Großstadt, der Widerhall des Lebens, das durch ihre Straßen und Gassen schäumt, macht die Stille um mich her nur noch stiller. —

Und meine Seele hält Feierstunde.

An diesem Abend las ich zum ersten Male: „Einsame Seele" von Neera.

Wenn ich von dem Buch die Augen aufhob und aus dem gleichmäßigen blassen Abendlicht in das Dunkel des Zimmers blickte, war es mir immer, als sähe ich ein schmales, blasses Frauenantlitz, mit weißer Stirn unter dunkel schattendem Haar, leicht hochgezogenen Brauen über tiefen, versonnenen Augen, die so fremd und fragend aussahen, als könnten sie sich in den Wirrnissen dieser Welt nicht zurechtfinden, und einem feinen Schmerzenszug von den leise vibrirenden Nasenflügeln bis zu den leicht herabgezogenen Mundwinkeln. Und die Lippen schmal und tiefroth. In den Augen dieses Gesichts las ich die Worte wieder, die in dem Buche standen. Durch sie sah ich hinab in die Tiefen einer seltenen und vornehmen Frauenseele, die ihre sonst vielfältig verschleierten, keuschen Geheimnisse vor meinen staunenden Blicken enthüllte. Diese Seele trug jene große Sehnsucht, die uns einsam werden läßt, mitten im Gewühl von Menschen, die den Füßen nimmer Ruhe giebt auf ihrer Wanderung zu den Bergen des Lichts.

Man muß dieses Buch der italienischen Dichterin*) in der Dämmerstunde lesen, wenn die Welt sich müde zum Schlafengehen anschickt, wenn die Schleier der Dämmerung die grelle Buntheit aller Farben dämpft und das Schrille aller Töne und Geräusche mildert, wenn eine süße Feier um uns her unsere Seele stiller werden läßt und man das leise, ruhige Athmen der Weltseele zu hören meint, die mehr in uns als außer uns zu leben scheint. Denn es ist ein sonderbares, ein stilles und vornehmes Buch, das nicht für den Tag und seinen Lärm taugt und nicht für den Lesepöbel geschrieben wurde, der nach brutalen Ereignissen giert und nach immer neuen Anstachelungen für seine stumpfen Nerven lechzt. Eine Einsame schrieb es für Einsame, die eigene Wege wandern und in fremden Zungen reden. Denen ist es ein Andachtsbuch für Feierstunden. Den satten Bourgeois aber, die in ihrem beschränkten Unterthanengeist von den heiligen Sensationen der Seele nichts ahnen, hat die Dichterin in diesem wie in den anderen ihrer Bücher**) nichts zu sagen. Sie mögen wohl über den

*) Es ist mit dem Umschlagbild der Duse geschmückt, in der von Lothar Schmidt besorgten deutschen Uebersetzung im Verlage von Schuster und Loeffler in Berlin erschienen.

**) Außer „Einsame Seele" sind von Neera in deutscher Uebersetzung erschienen: „Lydia." Roman. Uebersetzt von Marischa Müller. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler. — „Ein Nest." Roman. Uebersetzt von Helene Katz. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. — „Theresa." Roman. Uebersetzt von Helene Katz. Leipzig, Reclam. — „Die Strafe." Erzählung. Uebersetzt von Dr. Siegfried Lederer. Ebenda. — „Im Traum." Geschichten. Uebersetzt von Helene Katz. Eduard Moos, Erfurt. — „Das Buch meines Sohnes." Rathschläge einer Mutter. Uebersetzt von Catharina Breuning. Dresden und Leipzig, Karl Reißner. — „Nach der Hochzeit." Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

140 Seiten dieses schmalen Büchleins, aus der trägen Schlaffheit des Verdauungsfiebers nach beendetem Diner hinüberdämmern in die süßere Bewußtlosigkeit des täglichen Mittagsschläfchens.

In dem Buche singt und schreit eine Frauenseele in echten, oft tief erschütternden Tönen, eine Frauseele von solcher Zartheit und Complicirtheit, wie sie nur die moderne Zeit schaffen konnte. Alles Aeußerliche ist ihr zu brutal, zu aufdringlich, sie hat sich aus dem nervenzerreißenden Gewirr der Welt und dem aufdringlich widerwärtigen Treiben der Menschen in ihr zurückgezogen in stille, vornehme Einsamkeiten. Sie leidet schmerzlich an den Brutalitäten des äußeren Lebens, und darum ist all ihr Sinnen und Trachten auf Verinnerlichung, Verfeinerung, Erhebung gerichtet. Am Schlusse des Buches giebt sie selbst das Ziel an, nach dem sie sieht: „Da in der Theorie Alles und in der Praxis nichts ideal ist, so wird Jeder von uns seine Zeit am besten anwenden, wenn er die eigene Seele liebt und pflegt. Ein Irrthum ist es, bei Anderen unser Glück zu suchen. Im Gegentheil, das erhabenste Glück geht immer von uns selbst auf die Anderen über. Welche physische Lust ermüdet nicht? Die Ewigkeit der Lust gebührt dem Geiste, und der Geist, das sind wir. Zwei Augen, zwei Hände, zwei Füße, einen Mund, um zu essen, zwei Ohren, um zu hören, besitzt ein Jeder, und Jeder will mit diesen Gaben die eigene Freude mehren. Doch was hat mit solchen Freuden unsere Freude gemein? Die Natur hat einen geheimnißvollen Sinn, der sich nur einigen wenigen, besonders sensiblen Dichtern und Sehern offenbart. Die Massen leugnen ihn wie etwa Gebirgsketten, Wälder und Grotten das Echo leugnen würden, das sie nicht kennen. Welches ist unser Weg, unser Glück, unsere Aufgabe, wenn nicht die, auf die innere Stimme zu hören?

Eine Dichterin und Seherin von solcher Sensibilität, die den geheimnißvollen Sinn der Natur in sich — denn schließlich projiciren wir doch nur Alles aus unserem Inneren nach außen — zu erlauschen vermag, ist Neera. In der einsamen Seele in dem stillen und großen Weibe, das vor dem Altar des Ideals und der Schönheit seine Culte feiert, hat sich die Dichterin selbst gegeben, nur sich selbst. Das Buch ist von der Schreiberin — als solche denkt sich die Verfasserin eine bedeutende und bekannte Schauspielerin — man räth: die Duse — an Lawrence Dedley, Marquis von Middleforth gerichtet, eine tiefe, fein empfindende, aristokratisch-vornehme Ausnahmenatur wie sie selbst. Ihn läßt sie hinabblicken in die tiefsten Tiefen ihrer Seele, tiefer, als sie es in keuscher Scheu ihm während der Zeit ihres persönlichen Verkehrs gestattet hat. Das geschriebene Wort ist nicht so schamlos wie das gesprochene. In ihm liegt noch immer etwas von der schamhaften Keuschheit des Geheimnißvollen, Nieverrathenen, Ungesagten. Und sie weiß überdies, daß ihm diese Blätter wohl nie, nie zu Gesicht kommen werden. Und so legt sie vor ihm die feinen und feinsten Verästelungen ihres Empfindungslebens bloß und erzählt ihm von den geheimsten

Sehnsüchten ihres Herzens und den tausendfältigen Leiden ihres mehr als einsamen Lebens. Sie läßt ihn hineinsehen in die seltsamen Wandlungen ihres eigenartigen Innenlebens und beichtet ihm mit der scheu-schüchternen Zurückhaltung einer feinen und zart empfindenden Frauenseele all' die dunklen Gefühle und Stimmungen ihrer Jugend und ihrer reifen Jahre. Und doch liegt wie ein zarter Schleier, wie ein Duft, ein Hauch noch so viel des Ungesagten über diesen Blättern, das man mit fein empfindender Seele nur ahnen kann. Ja, gerade dieses ungesagte Unsagbare macht den geheimsten und tiefsten Reiz des Buches aus.

So bietet sich auf diesen Blättern das, wie mit feinem Stift auf zartes Tonpapier gezeichnete mit wunderbarer Feinheit schraffirte Bild einer modernen weiblichen Psyche, in dem man — das Porträt der der Dichterin seelisch sehr verwandten, eben so sensiblen Natur der Duse erblicken zu dürfen geglaubt hat.

Eine Seele wie diese, eingeklemmt zwischen Wunsch und Wirklichkeit, muß in tausend Conflicte gerathen mit der Außenwelt, mit den Durchschnitts- und Unterdurchschnittsmenschen. Ihre tiefe, glühende Leidenschaftlichkeit muß, abgestoßen von den kalten Eisenmauern einer nüchternen Umwelt, nach innen hineinbrennen. Darum ist sie eine Träumernatur, die mehr erlebt, innerlich und darum verborgen erlebt, als die Anderen es wissen; ihr reiches complicirtes Innenleben zwingt sie, eigene Wege zu gehen und die ausgetretenen Geleise einer allzugewöhnlichen Alltäglichkeit, auf denen die Anderen einhertrotten wie das Kalb, das vom Metzger zur Schlachtbank getrieben wird, zu meiden. Sie gehört zu denen, die man Künstler des Lebens nennt, weil unter ihren schlanken Fingern Alles, was sie berühren, Gestalt und Form in höchster und reinster Schönheit gewinnt; die selbst ein Kunstwerk, eine höchste Offenbarung der Natur sind. Um so schmerzlicher müssen ihr alle Berührungen mit den scharfen Ecken und schneidenden Kanten der Außenwelt werden. Das sind die unaufhörlichen und unsäglichen Qualen ihrer Jugend, wo sich naturgemäß die Conflicte infolge des Abhängigkeitsverhältnisses zu ihrer Erzieherin schärfer und schmerzlicher gestalten mußten, wo sie gezwungen war, sich Tag für Tag von der blöden Dutzendweisheit und der engherzigen Dutzendmoral in fast roher Weise vergewaltigen zu lassen. Sie fühlte sich in der kleinen und kleinlichen Umgebung „kleiner, entarteter, wie die Thiere dahinlebender Leute" wie eine Gefangene. Das Mißverhältniß zwischen der verständnißlosen, erbärmlichen Umwelt und ihrem innerlichen Leben hielt alle Regungen ihres Organismus darnieder. Ihrer Jugend fehlte die Liebe, vor Allem die mütterliche Liebe, die das Leben des Kindes übersonnt mit jenem stillen und heiteren Licht, das bis in die spätesten Tage einen Glanz im Herzen zurückläßt. Sie hatte ihre Mutter nie gekannt. Nicht etwa nie gekannt, wie so tausend Andere vor ihr und nach ihr ihre Mutter auch nie gekannt haben. Das Leben wollte aus dem bildsamen Thon ihrer Seele etwas Be-

sonderes machen, darum gab es ihr auch besondere Schicksale: Sie hat nie etwas von ihrer Mutter erfahren. Ihre Jugend stand nicht nur unter der Gewalt ihrer vermeintlichen Tante, sondern auch unter dem lähmenden Bann des Gedankens, von diesen beschränkten, gleichgiltigen und ungebildeten Leuten abzustammen. Das ist eine der erschütterndsten Stellen des ganzen Buches, wo sie mit einer tiefen, blutenden Schmerzlichkeit, in der die ganze wehe Tragik eines Lebens weint, über diese Entbehrungen klagt:

„Meine Mutter," sagten Sie einst zu mir, „war eine hervorragende Frau, sie besaß einen hervorragenden Verstand und ein reines Gemüth."

Oft bat ich Sie seitdem, mir von ihr zu erzählen. Sie thaten's mit ausführlicher Vertraulichkeit, und diese Mittheilungen werden mir immer unvergeßlich sein. Sie gestatteten mir an dem Cultus Ihrer Mutter theilzunehmen, und ich lernte sie dadurch kennen und lieben. Die theure Todte, von der Sie nur einen Augenblick das Schweißtuch emporhoben, ist mir geblieben, während Sie hinweggegangen sind. Sie bildet einen Theil meiner innersten Seele, welche ich einem Tempel vergleiche.

Ich weiß nicht, habe ich ihn wirklich gesehen, oder träumte ich ihn nur, jenen gotischen Tempel, der inmitten einer einsamen Landschaft errichtet ist? Ringsum breiten sich Waldungen, ruhig und dunkel ist das Innere, und nur das bischen Licht, welches durch die bemalten Scheiben der Spitzbogenfenster fällt, wirft einige warme Reflexe auf die marmornen Säulen und Fliesen.

So kommt mir oft meine Seele vor, welche müde der Welt, des Lebens, der Menschen ist, in ihr ruhe ich mich aus. Hier finde ich die Stimmung des Tempels: tiefen Frieden, ein sanftes, feierliches Mysterium, wohlthuende Melancholie, poetisches Empfinden und die Freude des Alleinseins. Auch mir leuchtet durch sinniges Schauen hindurch ein sanftes, gedämpftes Licht, welches die Gräber meines Herzens belebt und die hier schlummernden Todten erweckt, die für mich allein auferstehen aus dem ewigen Vergessen.

Sie haben kein Grab in der Seele, aber nachdenklich sitzen Sie oft an der Gruft Ihrer Mutter. Ich kenne den Stein aus Ihrer Beschreibung. Wuchernder Epheu bedeckt fast gänzlich die Inschrift und bildet so einen Schleier, den nur Sie zuweilen lüften, um den theuren Namen zu lesen. Sehnsucht nach den grauen Morgen, die Sie auf dem Kirchhof Ihrer Heimat zubrachten, befiel Sie mitunter in diesem Land der Sonne. Unter den Wölbungen des Colosseums — erinnern Sie sich? — sagten Sie mir einmal: Sie wissen nicht, was es heißt, an ein fernes Grab zu denken."

Die fast schmerzliche Bestimmtheit Ihres Tones ließ mich damals keine Antwort finden. Doch heute entgegne ich Ihnen: „Wissen Sie, was es heißt, an ein Grab zu denken, das man nicht kennt und das vielleicht überhaupt nicht existirt? Stellen Sie sich diesen tiefen, unheilbaren Schmerz vor: nicht zu wissen, nie zu erfahren hoffen, wessen Kind man ist!"

Ja, alles Das, was Sie mir von der Mutter sagten, misse ich. Die Liebkosungen, die zärtliche Angst, die Gebete, die Sie mit gefalteten Händchen hersagen mußten, die freundlichen Mahnungen, gut und gerecht zu sein; das Buch, worin sie Tag um Tag Ihre Fortschritte vermerkte, das ganze Museum von Spielzeug, die Freude, welche der erste Stiefel, der erste Handschuh machte ... und die sanften, liebevollen, wachsamen Augen, die Ihnen noch jetzt über Berge und Meere folgen, und die noch zärtlich die Gruft von Stein durchdringen, schmerzlich vermisse ich sie. Ach, ich neide Ihnen sogar das Grab, jenes Stückchen Erde, jenes bischen Stein, an dem Sie weinend sagen können: „Hier ruht meine Mutter!"

Ich habe nichts!" —

Man fühlt, wie dieses: „Ich habe nichts!" zittert, wie in ihm die Qual eines zerstoßenen und zerquälten, einsamen Herzens, das nach der heiligsten Liebe verlangt, dumpf aufschluchzt.

Jede neue Berührung wurde von einer tieferen Schmerzlichkeit, und jeder Tag brachte ihr solche. Es ist ein täglicher Kampf, und dieser Kampf verstärkte noch die große Sensibilität ihrer Natur. Um so stärker wurde dadurch das Bedürfniß, sich immer mehr von der Außenwelt in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst ein Ideal aufzurichten und in verehrendem Cult ihm zu dienen. Sie erzählt, daß sie einmal mit den Anderen gegangen war, den Erbprinzen auf seiner Durchreise durch das Städtchen zu sehen. Doch im Augenblick der Vorüberfahrt, als der Hufschlag der Pferde auf dem Boden dröhnte, drängte sich die Menge vor, sie sank zurück und schloß für einen Augenblick die Augen. Ihr schlug das Herz zum Zerspringen vor Aufregung und Erwartung. Dann hörte sie ein vielstimmiges Rufen: „Es lebe der Prinz!" Und dann war er vorüber. Als sie den Kopf wieder hob, sah sie nur noch den weißen Federbusch, der in der Ferne verschwand. Noch ein volles Jahr beherrschte das Bild des Prinzen, den sie nicht gesehen hatte, ihr Denken. Und nicht blos ein Jahr, immer trug sie es in ihrem Herzen und verehrte es wie ein Heiligthum; denn er war für sie ein Symbol — in ihm liebte sie die „größte Schönheit, den größten Geist, den höchsten Edelmuth, kurz, das Unmögliche, Unerreichbare, den Traum ..." Und das hat sie immer geliebt. Ihre zitternde Seele quoll über von heißen Sehnsüchten nach Allem, was hinter, was über den Dingen der Welt ist. Sie führte eine Art Doppeldasein. Ihre Augen sahen mehr nach innen als nach außen. Darum sind ihr frisch blutende und pulsende Sinnlichkeit und heißer Lebenswille, die ihre Kraft mit tausend Wurzeln aus der Erde saugen, fremd. Wie eine Somnambule wandelt sie im Halbschlaf durch das Leben, fremde Wege schreitend, die im Dunkeln gehen und die Niemand kennt. Um das ganze Weib liegt es wie eine stille Verklärung, wie ein halb verhüllendes Strahlennetz, und giebt ihr etwas Visionäres. Darum ist ihr selbst auch immer die Vision „als ein bevorzugter Zustand, als eine Zuflucht, eine Rettung erschienen". Diese Ver-

innerlichung des Lebens macht sie indifferent gegen alles äußere Geschehene, das Körperliche, Physische, tritt für sie weit, weit zurück hinter dem Geistigen, so daß sie seiner kaum noch gewahr wird. Das „mit beiden Füßen im Leben stehen", das „Lebensfieber" ist ihre Sache nie gewesen. Es ist, als ob sich gleichsam die Natur dieses Weibes durch dieses in sich selbst Zurückziehen schützen wollte gegen alle schmerzlichen Berührungen ihres sensiblen Wesens mit der kalten Umwelt. Alles das, was die Durchschnittsmenschen, die Heerde freut, ist nicht ihre Freude; ihre Freude ist reiner, gei iger, und darum vornehmer und höher als die der Anderen. Sie hat eine Zeit lang geglaubt die Natur nicht zu lieben, weil sie sie nicht so liebte wie ihre Umgebung, denen Bäume, Berge und Himmel nichts weiter sind als die Coulissen, innerhalb deren sie sich in ermüdenden und langweiligen, stereotypen Spaziergängen ergehen. Schwitzend vor Hitze, den Kopf gesenkt, prustend und keuchend unter der Last der Mundvorräthe, geht Eins hinter dem Andern, sorgsam achtend, daß die Schuhe nicht schmutzig werden. Für sie ist die Natur eine einzige, mächtige Stimmung, die geboren im Geiste des Schöpfers, im Menschengeiste wieder neue intime und intensive Stimmungen erzeugt. Und diese Stimmungen sind um so stärker, je sensibler das Wesen des Menschen ist. Sie kniet, während die andere Gesellschaft schmatzend und kauend beim Essen sitzt und ringsum fettiges Papier und abgenagte Hühnerknochen verstreut, abseits von den Anderen, vor ein paar kleinen Pflänzchen in stillem, jubelndem Entzücken, und in trunkener Andacht in ihrer Betrachtung verloren, und weist die Versuchung, sie zu pflücken, wie eine Rohheit von sich. Sie schleicht sich allein aus dem Haus der Tante und wandert hinaus in's Freie. Allein fühlte sie sich nicht mehr einsam. Unter dem Himmel, dessen tausend Farbentöne vom dunkelsten Blau bis zum hellsten Rosa sie zum ersten Male bemerkt, beim leisen Geflüster der Bäume um sie her, in den Licht- und Duftwellen der weichen Lüfte überkommt es sie wie ein Rausch. Eine mächtige Freude, eine starke, aus dem tiefsten Innern quellende Stimmung erfaßt sie. In Allem, Allem, in Licht, in Luft und Schatten ist ihr eine Seele. Dort draußen breitet sie in begeistertem Frohlocken zurückgebogenen Hauptes, den unermeßlichen Raum mit dem Blick umfassend, die Arme aus und ruft, die Seele von tiefen, frommen Schauern überronnen, dreimal: „Gott . . . Gott . . . Gott!" Das sind die gewaltigen Naturstimmungen, die mit den großen, religiösen so nahe verwandt, vielleicht Eins sind — wer mag sie unterscheiden? — und aus denen der wunderbar große Gedanke des frommen Pantheismus geboren wurde. Sie kannte die Religion nur aus den paar praktischen Gebräuchen und gedankenlosen Gewohnheiten ihrer Pflegerin. Die äußerliche Befolgung ritueller Vorschriften, das Hersagen vorgeschriebener Gebete war ihre Sache nicht. Und doch war sie religiös, tief religiös. Nicht nur, daß sie eine hohe Achtung vor dem Mysterium hatte, daß ein ernstes, feierliches Gefühl sie den Tempel lieben hieß, und ihr der Gottes-

frieden als etwas „Erhabenes, Hohes, als der Zustand der vollkommensten Ueberwindung der Welt und ihres Elends" erschien. Das allein macht die Religiosität noch nicht aus. Aber in ihr lebte die „Sehnsucht nach Gott". Ihn suchte sie mit zum Himmel erhobenen Armen in sternenklaren Nächten. Da überrieselten ihre Seele unnennbare, geheimnißvolle Schauer, eine so tiefe, fromme, geheimnißvoll traurige Zärtlichkeit überkam sie, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen. Diese Religion, die nichts weiter ist als ein Emporgehobensein, ein Losgelöstsein von allem Irdischen, und seliges Athmen im Unirdischen, die nichts weiter ist, als eine starke und große Stimmung der Seele, ist latent in allen ihren Gefühlen und Stimmungen, in all' ihrem dunkeln Wünschen und Sehnen. —

Was sind ihr alle äußeren Verhältnisse? Sie ist eine von tiefen Impulsen bewegte Künstlernatur, sie schafft aus sich heraus neue Verhältnisse, neue, vornehme Sitten und Gesetze, neues Leben. Was sind ihr, die nie den Segen der Familie kennen gelernt, die nie Vater und Mutter und Verwandte gehabt und in ihrer Liebe sich gesonnt hat, von der Sitte, vom Geschick aufgezwungene Verwandte? Eine zufällige Vereinigung, unabhängig vom Willen. Diese rohe Aeußerlichkeit einer Jahrtausende alten Gewöhnung verletzt ihre vornehm-freie, ideale Auffassung vom Leben und seinem Zweck. Ihr ist die Wahlverwandtschaft die menschenwürdigste Verwandtschaft, die einzige, bei der, unabhängig von gesellschaftlichen Pacten und stereotypen verwandtschaftlichen Gefühlen alle Fähigkeiten, Neigungen und Erfahrungen zur Geltung gelangen können.

„Wenn ich Jemand begegnen werde, der wie ich die grauen Winternebel liebt, der vor allen Azurmeeren, vor allen goldenen Sonnen dem düsteren Waldesgrün den Vorzug giebt, und den Vorzug giebt vor der Hitze der Kälte und vor dem Außenleben dem Innenleben, und vor der Musik dem Schweigen, und vor der That dem Gedanken, dann will ich sagen, ich habe einen Verwandten gefunden. Wenn ich Jemand begegnen werde, der in seiner Seele lebt wie ein Priester im Tempel in ehrfurchtsvollem Gehorsam vor dem Mysterium, dann will ich sagen, ich habe einen Bruder gefunden. Doch, wenn je mir Derjenige erscheinen sollte, der mir das verborgene Heiligthum öffnet, das zu höchster Schönheit und höchster Güte führt, der wird in Wahrheit mein Gefährte sein. Wer wird ihn mir streitig machen können? auf Grund welchen Gesetzes und Rechtes?"

Die Sehnsucht ihres Lebens geht nach einem Menschen, dem sie Alles sagen kann, Alles, was in süßer, banger Schmerzlichkeit tief unten im Herzen jubelt und schluchzt und nach Befreiung drängt und ringt, was sich offenbaren will und restlos doch nimmer offenbaren kann, weil — wie Heine sagt — das ausgesprochene Wort ohne Scham ist. Sie sucht mit zitterndem Verlangen den Gefährten, in dem sie aufgehen kann, dessen Seele ihre Seele ist, der ihrem müden Herzen und Kopf Heim und Ruhestatt bietet, mit dem sie, eng geschmiegt, wandern kann durch die dunklen Nächte zu

den Bergen des Lichtes und den Tempeln der Schönheit und des Ideals, wo der Traum die zersprungene Welt wieder eint.

Doch sie weiß, daß diese Sehnsucht ewig Sehnsucht bleiben muß. Es giebt kein völliges Verstehen, auch in der Liebe nicht, es giebt kein rastloses Aufgehen einer Seele in der anderen, keine Seelenverschmelzung. Selbst zwei gleichgesinnte Seelen werden sich nimmer ganz offenbaren und nimmer ganz verstehen können. Ein Bodensatz des ungesagten Unsagbaren wird immer in der Seele des Einen zurückbleiben, ein heimlicher Seufzer, ein verzehrender Schmerz wird dem Anderen verborgen bleiben müssen, weil ein Fremdes immer zwischen ihnen stehen wird, das alles Verstehen hindert. „Wenn es ihnen die Zeit gestattet, so wird ihnen die Veranlassung fehlen, und wenn die Veranlassung vorhanden ist, so wird ein räumliches Hinderniß eintreten, aber selbst wenn Ursache, Art und Zeit zusammentreffen, ist dann nicht immer noch die Vergangenheit vorhanden, von der auch nur ein Schatten jede Freude trüben kann? Und genügt nicht schon eine bloße Gemüthsverstimmung?"

Auch in ihr ist die Liebesleidenschaft einmal erwacht, aber tiefer, reiner, weniger brünstig als in Anderen. Sie kam über ihre Seele wie der junge Tag über die keusche Morgenflur, zu jener Zeit, da sie das Bild des Prinzen, den sie nicht gesehen hatte, im Herzen trug. Wie köstlich ist nicht diese Symbolik! Es liegt eine schmerzlich süße Poesie über ihrer Erzählung von dieser Liebe, die weniger in ihrem Blute als in ihrer Seele war. Damals war es, als sie — ein halbes Kind — noch nicht erkannt hatte, daß die Liebe traurig ist, als ihre Unschuld noch nichts wußte von Liebesmüdigkeit; als ihr noch eine Fülle blühenden Lebens unter den Füßen quoll und ihr Herz noch den zitternden Pulsschlag der Natur fühlte. Später als das Leben ihr die große Desillusionirung gebracht hatte, die nur denen erspart bleibt, die durch die Liebe der Götter jung sterben dürfen, als ihr die Schamlosigkeiten des Lebens die Naivetät genommen, ohne die Liebe nicht möglich ist, lernte sie die Entsagung, die schmerzlich verzichtet, weil sie hinter dem Glück sein Ende sieht. „Wie kann man glücklich sein, wenn man weiß, daß Alles vergeht? Wie kann man noch wünschen, wenn man erkannt hat, daß Ekel oder Gleichgiltigkeit aller Wünsche Ende ist?" Die Liebe taugt nur „für zwei Kinder, die Hand in Hand umhergehen und glauben." Sie taugt nur für die einfältigen Herzen; die wunden und zuckenden Herzen aber, die erkannt haben, müssen sich zu jener Höhe erheben, wo die Liebe ihr Wesen ändert. In den höchsten Regionen verhindert die dünne Luft die Entfaltung organischen Lebens, aber desto wärmer und reiner strahlt dort das Licht."

Ihre Liebe streift darum das irdische Kleid ab, sie erweitert sich durch Entäußerung des eigenen Wohls zur Weltliebe, der die Hundetreue der irdischen Liebe nicht frommt, weil ihr vornehmstes Streben auf einen immer vollkommener entwickelten Typus gerichtet ist. Sie wird zur Liebe zu allem

Schönen, allem Idealen, allem Unsterblichen; aber gerade darum darf sie nicht die Seelenverschmelzung als höchstes Ideal ersehnen, denn „eine Seele, die sich mit einer anderen verschmilzt, gelangt zur Ruhe und beendigt damit ihre Mission.“ Erst nach der Trennung von dem Freunde fühlt sie sich mit ihm vereint, „in der Ferne, im Verzicht, in der Abwesenheit jeglicher Freude und jeglichen Verkehrs.“ Nun schweigt auch die letzte Stimme der Brunst, nun hat die Liebe alles Irdische und Körperliche überwunden, sie ist unirdisch, unkörperlich, unsterblich geworden. Sie ist Erinnerung und Sehnsucht. Klingt das nicht wie der wehe und doch so süße Schlußaccord aus „Ibsens Komödie der Liebe“:

„Doch die Erinnerung, die wir erwarben,
Steht über allem Wolkentrott
In siebenfachen Regenbogenfarben
Als Wunderzeichen zwischen uns und Gott!“

Das höchste Glück liegt nicht im Besitz, sondern im Verzicht und im Verlust. So weiß sie der Liebe neue, schmerzlich-süße Sensationen abzulauschen, die ihre Liebe in Ewigkeitsschauern überrieseln. So birgt sich in ihr trotz Allem und Allem in der letzten Ecke hinter aller resignirten Liebesmüdigkeit vor den scharf äugenden Blicken der Erkenntniß eine tiefe stille, glühende Liebesleidenschaft und Liebessehnsucht. „Wenn die Erde sich in Finsterniß hüllt, so hat sie, wie Sie wohl wissen, alle Sonnenstrahlen aufgesogen. Sie nennen die Nacht rein, kalt und keusch, aber Sie wissen doch, welche Gluth sie hinter sich birgt, und daß ihre Kälte Scham und daß ihre Keuschheit ein Thränenschleier ist.“

Das ist die Religion der Culturreifen, denen der Alltag zu gewöhnlich, das Leben zu stumpf und die Masse zu blöde ist, die alle Heerdeninstincte überwunden und in einem unendlich verfeinerten, zarten Innenleben sich selbst als Individuum, als Besonderheit gefunden haben. Ihnen ist die Freude zu vulgär, darum suchen sie den Schmerz mit derselben zitternden Sehnsucht, mit demselben brünstigen Verlangen, mit denen Andere die Lust und ihre jauchzenden Orgien suchen, denn, „im Grunde genommen, ist der Schmerz gewissermaßen nur eine außerordentliche Form des Genusses, eine edle, niederen Naturen unbekannte Form, welche den fascinirenden Reiz des Abgrundes hat.“ Sie kosten die bittersüße Wollust des Schmerzes bis zur Neige aus und finden auf dem Grunde des Kelches die köstliche Perle des tiefsten, innerlichsten und darum unverlierbarsten Glücksgefühls. Sie unterliegen nicht dem Schmerz, wie die Durchschnittsmenschen, sie besiegen ihn und triumphiren über ihn. Sie wissen mit ihren feinen Sinnen auch im lärmenden Alltag neue Melodien zu erlauschen von unendlicher Weichheit und Klangfülle. So führen für sie alle Schmerzen zu einem unendlich idealen Ende.

„Einsame Seele“ ist das tiefste, reifste und zugleich das typischeste Werk der Dichterin. Darum habe ich eine eingehende Analyse dieser

Dichtung versucht. Wer weiß, daß man ein Kunstwerk nicht mit groben Fäden an die gemeine Welt des Tages binden darf, wer die blöde Dutzendweisheit verlernt hat, die in den Aeußerlichkeiten einer Dichtung das Primäre sieht, wer mit feinem Instincte aus der äußeren Handlung die subtile Persönlichkeit des Künstlers herauszufühlen versteht; der wird auch wissen, daß die Dichterin in der besprochenen Dichtung ihre Seele gegeben hat und nicht das geistige Bild der Duse, wie man meint. Vielleicht ist dies die Absicht gewesen, vielleicht! Wenn man in dem schlichten und klaren Bilde einer subtilen Frauenseele, das diese Dichtung giebt, die italienische Schauspielerin wiederzuerkennen gemeint hat, so liegt das daran, daß ihr die Dichterin seelisch so verwandt ist. Es ist eine abgegriffene Wahrheit, daß jedes echte Kunstwerk ein Persönlichkeitsdocument ist, aber darum doch nicht weniger Wahrheit. Der Werth des Kunstwerkes wird um so größer sein, je unmittelbarer es heraufquillt aus den Tiefen der künstlerischen Psyche. In dem Buche giebt die Dichterin ihre ganze Seele, daß man auch die subtilsten Empfindungen bis in die feinsten Würzelchen verfolgen kann. Man fühlt, ohne daß es die Dichterin erst — wie sie es in einem Briefe an mich thut — bekennen muß, daß sie in „Einsame Seele“ ihr eigenes Gefühlsleben beschrieben. Darum eben wirkt gerade diese Dichtung so frisch, so schmerzlich, daß wir noch die blutende Wunde zu spüren meinen, an der die Nabelschnur, die Künstlerseele und Kunstwerk verband, durchschnitten worden ist.

Wie viel aber von ihrem eigenen — äußeren wie inneren — Leben in dieses Werk hinübergeflossen ist, merkt man erst recht, wenn man die kurzen autobiographischen Mittheilungen, die ihrem in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: „Im Traum“ erschienenen Skizzenbande vorangestellt sind, durchblättert. Sie lassen einen bedeutsamen Blick in den inneren Entwicklungsgang der Dichterin thun.

Neeras Leben ist arm an äußeren Ereignissen. In einem Briefe an mich schreibt die Dichterin: „Von meinem Leben ist nichts zu sagen, weil ich es ganz fern von der Welt und der Gesellschaft verbracht habe.“ Ihre Jugend war einsam, stille, gleichförmig, öde und grau wie ein trüber Novembertag, „ein vergrabener Schatz“. Wie einer lebendig Begrabenen muß ihr zu Muthe gewesen sein in diesen schier endlosen Jahren eines stumpfen, entnervenden, bis zur Trostlosigkeit langweiligen Daseins unter alten Leuten, ferne von Jugendlust und Jugendthorheit, in einer Umgebung, die sie nicht verstand, in der sie eine Fremde war, eine Fremde im Schoße der eigenen Familie“. Von ihren Brüdern erzählt sie: „Sie lachten doch manchmal!“ Und bitter setzt sie hinzu: „Ich niemals!“ Ihre Mutter war immer kränklich gewesen, sie starb, als das Mädchen kaum ihr zehntes Jahr vollendet hatte. So wuchs sie, nicht wie andere Kinder in der Umgebung inniger, zärtlicher Menschen auf. Von Niemand wurde sie gelobt, von Niemand geliebkost. Zwar liebte sie mit der ganzen tief in ihr Innerstes

hineinbrennenden Gluth ihren armen, von dem Kampf mit dem Leben erschöpften und entkräfteten Vater, dem mit dem Tode seiner Lebensgefährtin alle Illusionen zusammengestürzt waren. „Er lebte wie eine Larve inmitten seiner unerwachsenen Kinder; er war ernst und traurig und von einer Sanftmuth, welche seine Seelenqualen verbarg.“ Er war schweigsam und melancholisch wie sie selbst. Aber sie verstanden sich nicht. „Geschaffen, um einander zu verstehen, gingen wir doch stumm neben einander her, ohne uns trösten zu können! Er, der enttäuschte Greis, auf die Vergangenheit zurückblickend, ich, das junge Mädchen, mit den verbundenen Augen, die Arme nach der Zukunft ausstreckend.“ Ihre Tanten, die mit in dem geräumigen, öden Hause ihres Vaters lebten, saßen den ganzen Tag mit dem Strickstrumpf in der Hand, auf einer Stelle, in der Küche klapperte die Magd, ihr Vater las den „Pungolo“ oder vertiefte sich in seine schmerzlichen Erinnerungen. Vor ihr selbst lag auf einem Tischchen ein Berg von Strümpfen und Näharbeiten. Und sie saß den ganzen, ganzen Tag in dem kleinen düsteren Salon mit der dunkeln Tapete, „die Hände mit zwei Paar Handschuhen bedeckt, mit vor Frost starrenden Fingern“ und arbeitete. Draußen rieselte der Schnee vom grauen Himmel herab, leise, gleichförmig, melancholisch wie sie selbst, „eine Stunde, zwei, drei, sechs, sieben Stunden“. „Im Februar, nach dem heiligen Antonius, an welchem nach der Meinung meiner Tanten die Tage länger werden, zündete man zum Mittagessen kein Licht mehr an, sobald dasselbe beendet war, machte mein Vater ein kleines Schläfchen auf dem Divan, es war mehr ein melancholisches Träumen, und meine Tanten saßen steif und unbeweglich mit kerzengrader Haltung, wie Karyatiden, an der Wand und sagten ihre Gebete in Gedanken her. Das Tageslicht erstarb nach und nach, zuerst entfloh es aus den Ecken, es streifte die Kacheln des Ofens, die Zwecken des Divans, die Bilderrahmen und verweilte einen Augenblick zwischen den weißen Falten der Vorhänge, denen es eine unbestimmte, gespenstische Gestalt verlieh, bis plötzlich die Finsterniß hereinbrach und Alles in tiefem Schweigen wie mit einem Schleier bedeckte. Man hörte dann nur noch von Zeit zu Zeit an der Stelle, wo sich die Köpfe meiner Tanten befanden, ein leises Flüstern, das Ave Maria.“

In dieser trostlosen Einsamkeit lebte sie nun ohne Mutter, ohne Schwestern, ohne Freundinnen — ohne Liebe. Sie war nicht so glücklich veranlagt wie andere Kinder mit Lockenköpfchen, Grübchen in den Wangen, die sich lustig und sorglos mit ihrer Zutraulichkeit in die Liebe der Erwachsenen hineinschmeicheln. Sie war schüchtern, scheu und zurückhaltend.

So klingen uns aus der Jugend der Dichterin die bekannten Klänge herüber, denen wir in „Einsame Seele“ lauschten und die uns dort so stark an's Herz griffen. Hören wir nicht hier die verdeckten Quellen rieseln, aus denen die mächtigen Gefühlsströme, die diese Dichtung durchrauschen, mit intensiver Heftigkeit hervorbrechen? Wie in dem Mädchen jenes wunder-

baren Gedichtes mußte auch bei ihr die glühende Leidenschaftlichkeit der Jugend, „als sie gewaltsam auflodern wollte, in das Innere hineinbrennen“. Das erklärt die tiefe Innerlichkeit aller ihrer Dichtungen. Für rauschende Vergnügungen, für Spaziergänge, Lärm und Bewegung hatte sie keine Neigung. Dagegen las sie mit glühendem Eifer Alles, was ihr unter die Hände gerieth, schlechte wie gute Bücher, jedes Stück gedruckte Papier, in das die Kaufleute die Waaren einpackten. Einen mächtigen Eindruck machten auf ihre weiche, träumerische Seele die Wundermärchen aus „Tausend und eine Nacht“. Selbst Abends, wenn sie schlafen sollte, ließ ihr die durch die Wunder orientalischer Zauberwelten aufgeregte Phantasie keine Ruhe. Mit ihren Brüdern, die im anstoßenden Zimmer schliefen, suchte sie die „gelesenen phantastischen Scenen, jene Welt von Zauberern und Feen zu verwirklichen“. Mit den glühenden Farben einer immer regen, lebendigen Einbildungskraft malten sie sich die wunderbarsten Bilder gegenseitig sich anregend und ergänzend aus, Jeder zog sich auf Commando in sein eigenes Schloß zurück. „Die Sklaven kamen ihnen entgegen, bestreuten den Vorhof mit Rosen und öffneten die Wohlgeruch verbreitenden Fontänen“. Dann befanden sie sich im Palmensaal. „Die Divans sind mit rosa Atlas bedeckt und mit Perlen besät; persische Teppiche bedecken den Fußboden; in den goldenen Weihrauchfässern brennt Sandelholz; das Ei des Vogels Roc ist an der gewölbten Decke aufgehängt und sichert das Glück; die Eunuchen machten die Runde um das Schloß; süße Mandolinenklänge ertönten in den Tamarinden- und Aloegebüschen“.

Doch der schöpferische Drang in ihrer Seele ließ ihr nicht Zeit, sich lange an der Farbenpracht fremder Welten zu berauschen, bald fing sie, der Feenreiche müde, an, Welten in sich selbst zu bauen, die vielleicht nicht so schön und glänzend, dafür aber um so mehr ihr eigen waren. Die monotone Arbeit, die sitzende Lebensweise begünstigten die Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten. Wenn sie mit dem klappernden Strickstrumpf in der Hand, in der öden, langweiligen Gesellschaft ihrer Tante saß, war es nur der Körper, der gegenwärtig war, die Seele war der engen, trostlosen, finsteren Welt um sie her durch die Pforte der Phantasie entflohen, sie schuf sich — Königin im Reiche der Geister — eigene Reiche und bevölkerte sie mit den lebendigen Gestalten ihrer Sehnsüchte, Hoffnungen und Wünsche.

Doch damit nicht genug. Neben diesem schöpferischen Drang war ihrer Seele schon der Trieb eingeboren, hinabzuleuchten in die Abgründe und Tiefen des menschlichen Herzens, und sie mit scharfem Auge zu erforschen. Diese seelischen Analysen betrieb sie mit einer Intensität und — wie sie selbst sagt — „mit einer Ernsthaftigkeit, die manchmal an Pedanterie streifte, manchmal sogar an Mißmuth“. Es war in ihr etwas von jener Zerstörungsmanie der Kinder, die ihr Spielzeug zerbrechen, um zu sehen, was es inwendig enthält. Sie, die mit athemraubender Begeisterung über

medicinischen Werken, in denen Gehirn, Herz, Leber und Lungen beschrieben werden, sitzen konnte, am liebsten vielleicht selbst in heißem Drange, das Leben zu erforschen, den menschlichen Körper zerlegt hätte, wußte mit intensiver Ausdauer die feinsten Fasern des menschlichen Herzens bloßzulegen. Wenn sie Jemand erwartete, versetzte sie sich mit solcher Kraft in die Seele des Kommenden, daß sie ganz aus sich heraustrat. Und noch nach der Begegnung lebte sie Alles noch einmal durch und machte die gleichen Bewegungen mit dem Geist, dem Herzen und den Nerven, welche jene Worte und Gesten hervorgerufen hatten. Sie sagt darüber selbst: „Es bildete sich in meinem Innern jene Krystallisation, wie Stendhal sagen würde, jenes Phänomen jedenfalls, daß ich nach einem Gespräche nicht damit zufrieden war, daran zurückzudenken, sondern ganz und gar in der Person meines Fragestellers aufzugehen suchte, mit einer Anspannung aller Nerven, um mir jede seiner Empfindungen zu vergegenwärtigen, so daß ich nicht mehr ich, sondern ‚er' war. Es genügte mir nicht zu hören und aufzunehmen, ich wollte in die Seele des Sprechenden eindringen, leiden und genießen wie er." Auf diese Weise näherte sie sich den Personen ihrer Umwelt, denen sie mit so großer Bereitwilligkeit zu entfliehen geneigt war; sie trat in ihre Gedankenwelt und in ihre Empfindungen" ein. Dieses intensive Innenleben machte sie gleichgiltig gegen das äußere Leben, wirklichkeitsfremd und langsam und ließ sie den Anderen dumm erscheinen. Und doch war es nur — abgesehen von dem Keim einer natürlichen Anlage — die Selbsthilfe ihrer geistigen Natur gegen die abtödtende, nervenabstumpfende Eintönigkeit und Langweiligkeit des täglichen Lebens um sie her.

So wird das Jugendleben der Dichterin von hervorragender Bedeutung für ihre spätere Kunst. Sie bekennt das selbst: „Wenn ich von einem kleinen Kreise intellectuellen und genialen Lebens umgeben gewesen wäre, würde ich mich niemals so ausschließlich in mich selbst zurückgezogen haben, ich hätte dann weit weniger überlegt, beobachtet, gefühlt, gelitten. Ich bitte Sie, das Wort ‚gelitten' wohl zu beachten, denn ich lege das höchste Gewicht darauf! Wenn ich die Liebkosungen der Mutter, das heitere Lächeln einer Schwester, das Geplauder gleichgestimmter Freundinnen — weltliche Zerstreuung, elegante, oberflächliche Beschäftigungen — oder auch nur einfach ein sehr thätiges, ländliches Leben gehabt hätte, wer weiß, ich hätte vielleicht ebenso geschrieben, aber die psychologische Qual wäre nicht so lebhaft in mir geworden, um mir gleichsam zur zweiten Natur zu werden."

Die weiten Reiche ihrer Seele füllten sich mit Gestalten, und jede trug eine andere Physiognomie. Tausend Wünsche, Gedanken, Sehnsüchte, Hoffnungen quollen in ihr auf, sie wuchsen und dehnten sich, und ihre Seele wurde voll von ihnen. Sie mußte sich von dieser Fülle in ihr, von dem Reichthum ihrer Seele befreien. Damit vergaß sie zugleich die öde Welt der Langweile und der Trostlosigkeit um sie her. Ihr Fuß trat

in die Wunderreiche der Schaffenden. „Schaffen — das ist die Erlösung vom Leiden und des Lebens Leichterwerden.“ Wenn sie schrieb, beruhigten sich die Qualen ihrer Seele, tiefer Friede und seliger Trost senkten sich in ihr gemartertes Herz. Schreiben war der selige Schluß ihres Tagewerkes, das Abendgebet, mit dem sie ihre belastete Seele befreite von der unerträglichen Qual drängender Gefühle. Diesem inneren Drange ist sie bei all' ihrem Schaffen allein gefolgt, und er hat sie vor Abirrungen bewahrt. Ihre Kunst hat einen weiten Weg genommen: Von den naiven Stammellauten: „Ich bin häßlich,“ „Mama schilt mich immer,“ mit denen das Kind in blindem Mittheilungsdrange alle Bitternisse seines jungen Daseins sich von der Seele schrieb, von den zagen Erzählversuchen der Sechzehnjährigen an, die wie das erste kindliche Gestammel der künftigen Künstlerin sind, bis zu den tiefsten Schöpfungen der reifen Dichterin. Aber auf diesem weiten Wege ist sie dem ureigensten Wesen der Kunst treu geblieben, immer waren ihre Dichtungen reine Persönlichkeitsäußerungen, die durch keine Rücksichtnahme auf Publicum und Erfolg, auf Richtungen, Schulen und Cliquen je getrübt wurden; denn sie schrieb immer und immer für sich und nie für Andere, oder gar für die Menge. „Der Schuster macht Schuhe für andere Leute, der wahre Künstler arbeitet immer für sich!“ Das giebt den Dichtungen Neeras jenen eigenthümlichen, fascinirenden Reiz, der uns die ganze Macht ihrer Künstlerpersönlichkeit empfinden läßt, sie sind von jener blutenden Frische und Schmerzlichkeit des Selbsterlebten, die uns bis in die letzten Tiefen unserer Seele erschüttert. „Vollendung des Gefühls“ ist für die Dichterin allein die Kunst. Diese Vollendung ist nicht allein Potenzirung, sie ist auch Differenzirung. So gewinnt das Gefühl an Intensität und an Ausdehnung. Die eigenen Thränen, mit denen der Künstler malt, schreibt und redet, sind nicht seine eigenen Thränen allein. „Der echte Künstler, wenn er weint, so weint er die Thränen der ganzen Welt.“ Alle Freuden und alle Schmerzen vereinigen sich in der Seele des Künstlers wie in einem Brennpunkt. Er nimmt sie alle auf sich, er erlöst die ganze Menschheit von den drängenden Qualgefühlen der Lust und des Leides. Das ist das Heil, das den Menschen von der Kunst kommt.

Der höchste Gegenstand solcher Kunst freilich kann nur der Mensch sein, der Mensch in seiner Gesammterscheinung und in den Wirkungen, die von ihm auf seine Umwelt ausgehen. Darum concentrirt sich auch das Interesse der Dichterin „auf sein Gefühlsleben — das nächste auf die Beziehungen, welche er mit der übrigen Welt hat.“ Der Mensch ist das erste und das bedeutendste Object ihrer Beobachtungen, ihr scharfes Auge dringt in die dunkeln Labyrinthe seiner Seele und entdeckt die verborgensten Triebfedern seines Denkens und Handelns. Der ihrer Seele eingeborene Drang zu psychologischen Analysen, die Fähigkeit, sich von sich selbst abzuziehen und in den Seelen der Anderen aufzugehen, weist ihrer Kunst die Richtung. Darum sind die Persönlichkeiten ihrer Romane „wie die

Malerinnen von Apelle, das Resultat vielfacher, in der Menge gemachter Beobachtungen." Doch sind diese in der Seele gesammelten Beobachtungen nur der Thon, aus dem die schlanken Hände der Phantasie Figuren formen. Noch sind die Figuren todt, noch ist der Künstler nur Handwerker, so lange sie todt bleiben. Zum Schöpfer wird er erst, wenn er diesen todten Figuren seine Seele einbläst, wenn er sie mit seinem Gefühlsleben begabt. Also wird der Mensch eine lebendige Seele, geschaffen nach dem Ebenbilde seines Schöpfers und ein Theil seines Selbst.

Theresa, Lydia, Editha, Laura, Martha und die „Einsame Seele", alle tragen sie darum das Gefühlsleben der Dichterin in sich, aus allen leuchtet darum tief vom Grunde ihrer Seele herauf das seltsame Antlitz Neeras. Wir gehören nicht zu jenen Superklugen, von denen die Dichterin in „Einsame Seele" spricht, die da denken: „In dieser und dieser Rolle hat sich der Autor selbst geschildert," die jedes Wort durchstöbern, um in den Einzelheiten die Individualität zu entdecken. Was würde es frommen, wenn wir alle Brutalitäten des äußeren Lebens, die die Traumseele der Dichterin so oft und so roh vergewaltigt haben, im Spiegel ihrer Werke wiedersuchen wollten? Würden wir dadurch ihre Seele finden? Wenn wir aber ihren Gestalten mit intuitivem Verstehen nahen, wenn wir uns liebend in ihre Seele hineinfühlen, so werden wir das eigene Gefühlsleben der Dichterin wieder entdecken. Es ist nicht zufällig, wenn die Dichterin die Gefühlstöne, die in der Mannesseele klingen, nicht so zu treffen weiß, wenn wir die Männer in ihren Dichtungen, die Orlandi, Calmi, Taramelli, Hugo, Albert, Spiccorlai wohl fein charakterisirt sehen, aber von dem in den Adern ihrer Seele pulsirenden Gefühlsleben nur wenig pochen hören. Und bricht bei ihnen doch einmal das Gefühl durch, spüren wir ihre Seele, so ist es die seltsame, weiche, verträumte Frauenseele der Dichterin, dieselbe Seele, die in ihren Frauen und Mädchen herrlicher und wunderbarer lebt.

Es ist — aus äußerlichen Gründen — nicht möglich, das intensive Gefühlsleben, das in den Frauengestalten der Dichterin mehr stille glüht, als flackernd lodert und brennt, so eingehend darzustellen wie ich es am Anfang dieser Arbeit mit dem der „Einsamen Seele" versucht habe. Wir würden aber bei allen diesen Frauenseelen jene Intensität des Innenlebens und jene Subtilität der Empfindung wiederfinden, die nur bei dem Weibe möglich ist. Mehr oder weniger haben sie sich alle auf der somnambulen Wanderung durch die Thäler der Erde die Seele wundgerieben an den Felsenkanten der Wirklichkeit; alle haben sie sich aus einer trostlos langweiligen und öden, oder geist- und seelenlosen Umwelt zurückgezogen in die heimlichen Bereiche der eigenen Seele. In allen lebt jene stillglühende Leidenschaftlichkeit, die, weil sie aus irgend einem Grunde nicht auflodern durfte, tief in sie hineingebrannt ist; allen ist die Vision „als ein bevorzugter Zustand, als eine Zuflucht, eine Rettung erschienen."

Der Mensch steht nicht losgelöst mitten in einer Welt zufälliger Erscheinungen. Mit allen Dingen seiner Umwelt ist er auf's Innigste verknüpft, mit unsichtbaren, aber unzerreißbaren Fäden ist er in seinem ganzen Sein an die Erdenwelt gefesselt. Sein Wesen bildet mit seiner Umgebung ein untrennbares Ganzes. Die todten Dinge empfangen von ihm Leben, sein Leben, das sie vollständig durchdringt. Nicht das Milieu macht den Menschen, obgleich mancherlei Rückwirkungen gewiß nicht abgeleugnet werden sollen, der Mensch schafft sich sein Milieu. Und gerade darum können wir die Eigenthümlichkeiten seines Wesens in seinem Milieu wiederfinden, wie in einem Spiegel seine körperliche Gestalt. Die Seele der Dichterin ist mit dem feinen Instinct begabt, der alle, auch die verborgensten Beziehungen des Menschen zu seiner Welt aufzuspüren weiß. Ihrer Kunst ist die Liebe zum Intimen eigen, die das Wesen des Menschen durch die Schilderung seiner Umgebung plastisch zu gestalten versteht. Die ganze, weite Welt interessirt die Dichterin nur, wenn sie mit dem Menschen in Beziehung steht, wenn er den todten Dingen Bedeutung und Leben giebt. Die Natur vermag wenig Eindruck auf sie zu machen, wenn sie nicht belebt wird durch den Geist des Menschen, wenn sie nicht die Verkörperung seiner Gefühle und Stimmungen ist. „Ich liebe die Natur," gesteht sie, „aber diese Empfindung ist eine rein menschliche, lebendige, bewegliche. Ich liebe die Natur in dem, was sie mit dem Menschen, mit unseren Schmerzen und unserer Liebe verbindet." So steht es auch mit ihrem Verhältniß zu allen übrigen Dingen. Ihre Liebe sieht in dem Kleinen das Große, im Einzelnen das Allgemeine, all' die tausend Kleinigkeiten des Lebens sind ihr der Schlüssel zu seiner Erhabenheit und Größe. Freilich können sie es nicht sein, wenn man alle Details so sieht wie der Engländer, der auf den fünfhundert Seiten seiner Reisebeschreibung von nichts Anderem als von Schiffen, Ankertauen, Mastbäumen, Steinkohlen, vom Meere, vom Himmel, von der Erde, den Bergen, der Fauna, der Flora, den Steinen spricht. Es gehört eben Seele dazu, eine Seele, die sich liebevoll und antheilnehmend in die Betrachtung des reichen, blühenden Lebens, das um die Füße des Beobachters quillt, versenkt, deren Auge die intimsten Reize entdeckt, deren Ohr die heimlichsten Töne erlauscht, die mit allen Nerven das geheimnißvolle Weben in den Dingen fühlt. Nur so kann man jene wunderbare Intimität und Stimmungsfülle in den Erscheinungen entdecken, die die Dichterin auf ihrer ersten Fahrt in der Postkutsche gefunden hat: „Ich war acht oder zehn Jahre alt, als ich meine erste Reise in diesem ehrwürdigen Kasten unternahm — eine ganze Nacht, ohne ein Auge zu schließen, in der Finsterniß und Fremde hin und her geschaukelt, meine Phantasie jagte eilends an den Wagenthüren entlang und streute Hände voll Perlen bei jedem Mondenstrahl aus . . . Da war ein singender Soldat, eine seufzende Frau, ein schlafender Priester, und Jemand, der in einem halbgeöffneten Carton der Gesellschaft Chocoladenplätzchen präsentirte." Diese Liebe zum

Intimen hat sie am Kamin ihrer Großmutter empfangen. Das einfache und doch im Kleinen so vielgestaltige, intime Leben in diesem patriarchalischen Hause hat sie zur Dichterin gemacht.

Nach all diesem wird uns ihre Vorliebe für die Provinz, die — so weit sie mir bekannt sind — mit Ausnahme der „Lydia“ in allen Dichtungen der Schauplatz der Ereignisse ist, nicht mehr wundern. Sie erklärt selbst: „Vom künstlerischen Standpunkte aus schwärme ich für die Provinz, sie inspirirt mich und verschafft mir die nöthige Ruhe. Ich finde sie erhabener und inniger, individueller als die Großstadt, wo man, aus Furcht, anzustoßen und auszugleiten, ganz gleichartig wird, wo die Ecken sich abschleifen, die Profile sich verfeinern und die Farben sich verschmelzen, wo man schließlich das Aussehen des letzten Modekupfers annimmt.“

Der Grundzug im Wesen des Weibes und in seiner Natur begründet ist die Passivität im Handeln und — daraus resultirend — auch im Fühlen. Er findet sich scharf ausgeprägt auch im Charakterbilde Neeras und ihrer Gestalten. Dieser Passivität, die auch durch die trüben Erfahrungen des Lebens noch verstärkt wurde, verdankt die Dichterin die Intensität ihres Innenlebens. Den Mann reizt der in der Boshaftigkeit und Schlechtigkeit oder in ihrer Gleichgiltigkeit versteckte Widerstand der Umwelt, das Weib zieht sich, wie die Schnecke, in sich selbst zurück. Der Kampf ist ihr fremd. Aufbegehrende Heftigkeiten und wildflackernde Leidenschaften fehlen den Dichtungen Neeras. Die geringe äußere Handlung steigert sich nirgend und niemals zu dramatischer Lebendigkeit und Höhe, allen ihren Gestalten ist eine feminine Angst vor dem Handeln eigen, das nach innen brennende Gefühl wird nirgend zum flammenden Affect. Selbst Lydias Activität ist im Grunde nur eine durch die Umstände modificirte Passivität. Der Pessimismus ist die Grundstimmung in den Dichtungen Neeras. Er resultirt, wie alle ihre Kunst, aus dem Gefühl. Freilich ist es nicht der Pessimismus des Skeptikers, welcher Alles leugnet und verzweifelt; es ist derjenige des Gläubigen, der duldet und arbeitet. Denn der wahre Pessimismus ist eine positive Weltanschauung, „eine Uebergangsperiode zu erwählteren Idealen.“ Er ist eine verfeinertere, raffinirtere, individuellere und erhabnere Form des Genusses, die schmerzliche Klage der Culturhohen, die zuletzt, weil ihnen das Leid zur Selbsterlösung wird, in den seligen Hosiannahgesang der Schmerzüberwinder ausklingt, die dem Schmerze nicht unterliegen, denen das Ideal „die Entäußerung von dem persönlichen Wohl und die leidenschaftliche Begeisterung für das außerhalb bestehende Gute ist, das heißt, das Sichglücklichfühlen aus dem einfachen Grunde, weil das Gute existirt.“

Die Form, — um endlich zum Schluß von dem Inhalt der Dichtungen Neeras zu dem Kleide überzugehen — ist niemals die größte Sorge der Dichterin gewesen. Sie hat stets danach gestrebt, gut zu schreiben, aber nur um den Gedanken ein ihrer würdiges Gewand zu geben. Darum

sind ihre Dichtungen von einer solchen klassischen Einfachheit, Ruhe und Größe der Form. Sie liebt die Form, aber nur um des Geistes willen, der ihre höchste Freude, der ihre Leidenschaft ist. So ist ihre Anerkennung der Form ganz innerlich und sentimental; sie ist keine Frucht des Raisonnements, sondern des seelischen Eindrucks. Sie resultirt aus ihrer Liebe zum Gefühl, dem eine edle und reine Form zu seiner höchsten Vollendung helfen muß.

Die Dichterin nimmt eine eigene und selbstständige Stellung in der Litteratur ein. Die Art ihres Talentes läßt sich in keine Formel zwängen, sie giebt keiner Schule, keiner Richtung, keiner Partei das Recht, sie für sich zu reclamiren, oder gar mit ihrer Kunst eine Art litterarischen Götzencult zu treiben. Dazu ist sie viel zu sehr aristokratische Natur, der das Gewöhnliche, Heerdenartige viel mehr noch verhaßt ist, als das bewußt Schlechte, die sich den Pöbel fern hält wie Typhus- und Blatternkranke. Sie ist eine Ausnahmenatur, der alles Rohe widerwärtig ist. Doch ist ihre Verachtung nicht die Feigheit der Willensschwachen, die der Masse zu entgehen suchen, um nicht von ihr unter die Füße getreten zu werden. Nichts Menschliches ist ihr fremd, ihre Verachtung des Pöbels resultirt aus ihrem Kampf mit ihm und seinen brutalen Instincten. Darum darf sie mit königlicher Hoheit einen Thron für sich fordern, der sie dem Himmel nähert. „Nur wer gekämpft, gelitten, widerstanden hat, darf inmitten der Masse das Haupt erheben und sagen: „Odi profanum vulgus et arceo!“ Die Dichterin ist in ihrem Leben wie in ihrer Kunst immer eigene Wege gegangen, die weit, weit abseits von denen der Masse liegen. In ihrer Kunst giebt sie Alles, was sie hat, ihre ganze Persönlichkeit. Und das ist viel, denn sie ist reich. Sie giebt sie mit jener echt weiblichen, keuschen Schamhaftigkeit, die sie nie ganz enthüllt und hinter den Worten noch die wunderbarsten Reize ahnen läßt. Darum suchte sie sich in schamhafter Scheu und zitternder Angst vor der Oeffentlichkeit hinter einem — den horazischen Oden entlehnten — Pseudonym zu verstecken, in der Meinung, hinter diesem für immer unentdeckt zu bleiben. Ueber dem Leben und der Kunst der Dichterin steht der verschlossene und verschleierte Himmel des Nordens, „der für die schweigsamen Menschen wie geschaffen ist,“ unter dem die Sinne ganz zu schwinden scheinen, um den Gedanken Platz zu machen. Sie liebt die Sonne nicht, weil sie zu vulgär ist und mit ihrem aufdringlichen Licht in alle Ecken und Winkel hineinleuchtet, sie liebt die Dämmerung, die um alle Wirklichkeiten die grauen Schleier des Geheimnißvollen hängt. Die Dichterin ist Weib in ihrer ganzen Kunst, sie ist eine seltene — vielleicht in ihrer Tiefe und Seltsamkeit die erste und einzige — Künderin der femininen Psyche mit allen ihren Sehnsüchten, Aengsten, Qualen und Freuden, mit ihren tausend unentdeckten Heimlichkeiten, die sich vor den zudringlichen Augen des Mannes in zitternder Scheu in die hintersten Winkel verkriechen, eine Künstlerin, die in sich nordische Tiefe des Gefühls und südliche Differenzirtheit vereinigt.



Auf den Hingang Arnold Böcklins.

Von

Heinrich Meyer.

— München. —

Vom nächtlich blauen Himmel träuft der Sterne Licht
Auf einer Todteninsel bleichen Fels herab.
Cypressen ragen schwarzen Säulen gleich empor,
Und Schatten schweben auf und nieder an dem Strand.
Dort fernher gleitet ruderlos ein schwarzes Boot.
Es braust das Meer. Die Wogenkämme leuchten auf.
Gleich einem Schlangenleibe schillert rings die Fluth.
Und nun? — Blies dort ein Triton auf der Muschel nicht?
Ein langgezog'ner Laut — ein Weckruf durch die Nacht!
— Da naht die Barke. Groß und lautlos zieht sie hin,
Von Schaaren heller Mädchenleiber sanft bewegt.
Oceaniden sind's. Aus ihren Reihen tönt
Ein sanftes Lied, ein leises Flüstern um den Kahn.
Dann hinten nach, aufstampfend in der Purpurfluth,
Centauren, Mann und Weib, in langgestrecktem Zug.
Die wirren Mähnen flattern. Dichtes Haargelock
Fließt auf den Bug der Rosseleiber lang herab.
Den Zug umschwimmt in weitem Kreis ein bunt Gethier:
Delphine tanzen, bunte Schlangen ringeln sich,
Ein silbergrauer Drache hebt sich aus dem Meer,
Und dort ein Thier: auf breiter Stirn ein mächtig Horn,
Groß, geisterhaft das Augenpaar und buntgefleckt
Das zott'ge Fell. — Ein Einhorn ist's. Leicht schwimmt es hin
Auf nächt'ger Fluth und trägt auf seinem Rücken noch
Ein Wunderweib, ein glanzumwobnes, dessen Blick
In's Grenzenlose taucht und dessen Lippe bebt
In lauter Klage: „Arnold Böcklin geht dahin!
Von dieser Fahrt, ach, kehrt er nimmermehr zurück."

— Doch hält der Nachen an der Todteninsel nicht,
Er gleitet weiter in die Fernen durch die Nacht,
Dem Lande zu, da Sel'ge wandeln leidentrückt.
Zum Strande trägt den Schlummernden der Mädchen Schaar
Und bettet ihn auf einer Wiese Blumenpfühl,
Nah' einem Lorbeerhain im quellenreichen Grund.
Melodisch rieselt von dem Felsen Wasserfluth,
Und in den Büschen bläst auf einer Flöte sanft
Ein schöner Hirte seiner Liebe süßes Lied.
Da senkt sich auf die hohe Stirn dem Schlummernden
Ein bunter Falter flügelbreitend, federleicht.
Der Schläfer öffnet seine Augen froherstaunt
Und trinkt die Fluth des neuen Lichts, das nie erlischt.





Griffel, Gold und Gift*).

Eine Studie in Grün.

Von

Oscar Wilde †.

Frei nach dem Englischen von Wilhelm Schölermann.

Man hat Künstlern und Schriftstellern häufig den Vorwurf gemacht, daß ihrem Wesen die Ganzheit und Vollständigkeit der Natur abgehe. Für den Durchschnitt ist dies allerdings — und zwar nothwendiger Weise — zutreffend. Denn eben in der bewußten Verdichtung der Anschauung und Intensität des Zweckes, worin das Wesen des Künstlerischen beruht, liegt zugleich ein Element der Ausscheidung, der Begrenzung, der Auswahl. Die für die Schönheit der Form Voreingenommenen, die Präoccupirten der Anschauung, sind geneigt, fast alles Uebrige mit dem Maßstab der Entwerthung zu messen.

Dennoch giebt es Ausnahmen. Rubens war außerordentlicher Gesandter in Spanien, Goethe Staatsminister, Milton lateinischer Privatsecretär Oliver Cromwells. Sophokles bekleidete ein bürgerliches Amt in seiner Vaterstadt, Lucas Cranach war Rathsherr und „treuer Diener und Rathgeber" dreier sächsischer Kurfürsten. Und die modernen Humoristen, Essayisten und Novellisten des heutigen Amerika scheinen das Ziel ihres Ehrgeizes darin zu suchen, die diplomatischen Vertreter ihres Vaterlandes zu werden.

So hat auch der Gegenstand dieser Betrachtung, Thomas Griffiths Wainewright, ungeachtet seines exquisit künstlerischen Naturells, neben

*) Der Tod Oscar Wildes, den die Nachwelt vielleicht den Beardsley der englischen Litteratur nennen wird, gab die Anregung zur auszugsweisen Uebertragung dieser, die Eigenart des Autors besonders kennzeichnenden Studie.

der Kunst noch „anderen Meistern" gedient, denn dieser eigenthümliche Mensch war nicht allein ein guter Maler und feiner Kunstkritiker, ein Antiquar und Sammler, ein Liebhaber von lieblichen und ein Genießender — dilettante im ursprünglichen Begriff — von genußreichen Dingen, sondern zugleich ein kühner Wechselfälscher von keineswegs plumper Begabung, sowie ein heimlicher Giftmischer von einer Unerschrockenheit, wie sie in unserem Jahrhundert unerreicht geblieben ist.

Dieser merkwürdige Mann, von dem ein großer Poet unserer Tage (Swinburne) zutreffend sagte, er sei gleich stark mit „pencil, pen und poison" (Griffel, Feder und Gift), wurde im Jahre 1794 zu Chiswick geboren. Sein Vater war der Sohn eines hervorragenden Rechtsanwalts von Grays Inn und Hatton Garden, seine Mutter die Tochter des Dr. Griffiths, des Begründers und Herausgebers der „Monthly Review", Freund des berühmten Buchhändlers Thomas Davies, von dem Dr. Johnson behauptete, er sei gar kein Buchhändler, sondern „ein Gentleman, der mit Büchern handle". Mrs. Wainewright starb im zarten Alter von einundzwanzig Jahren, indem sie ihrem Söhnchen das Leben gab; ihre Todesanzeige in The Gentleman's Magazine erwähnt eigens ihren liebenswürdigen Charakter und vielseitigen Bildungstrieb und fügt dann die naive Bemerkung hinzu: „sie soll die Schriften von Mr. Locke so gut verstanden haben, wie vielleicht keine andere gegenwärtig lebende (!) Person männlichen oder weiblichen Geschlechts"!

Sein Vater überlebte die junge Frau nicht lange, und der kleine zarte Knabe scheint dann von seinem Großvater, nach dessen 1803 erfolgtem Tode von seinem Oheim, George Edward Griffiths auferzogen zu sein, den er später vergiftete.

Seine Kindheit verbrachte er in „Linden House", einem jener schönen alten Herrensitze aus der „Periode der George", die leider den Eingriffen unserer Vorstadtarchitekten haben weichen müssen. Diesem Herrenhause, mit seinen wohlgehaltenen Gartenanlagen und herrlichen Baumgruppen im Park, verdankte er jene schlichte, rührende und leidenschaftliche Liebe für die Natur, die ihn sein ganzes Leben nicht verließ und ihn für den geistigen Einfluß der Dichtungen Wordsworths so empfänglich machte.

Er besuchte zuerst die Schule in Hammersmith, genannt Charles Burneys Academy. Mr. Burney war ein entfernter Verwandter des Knaben und scheint ein Mann von wirklicher Bildung gewesen zu sein; in späteren Jahren spricht sein ehemaliger Schüler noch oft mit Verehrung von ihm als Archäologen, Philosophen und ganz ausgezeichnetem Pädagogen, der über der Ausbildung des Verstandes die Unentbehrlichkeit einer frühen moralischen Zucht und Anleitung nicht vergaß. Unter Mr. Burney entwickelte der Junge seine frühe künstlerische Begabung, und zwar war es die Malerei, die ihn am stärksten anzog. Sein allererstes Skizzenbuch ist

noch vorhanden, und Mr. Hazlitt (sein Biograph) berichtet darüber, in diesen Skizzen „kündete sich ein bedeutendes Talent an, verbunden mit natürlichem Gefühl".

Erst viel später legte er die Kunst des Griffels und des Pinsels zeitweilig bei Seite und versuchte dann mit der Feder, gleichzeitig aber mit Gift zu arbeiten.

Vorher scheint er von knabenhaften Ideen der Ritterromantik und den Abenteuern des Soldatenstandes hingerissen worden zu sein. Er wurde Gardeinfanterist. Doch die wüsten sinnlosen Ausschweifungen seiner Kameraden stießen ihn ab. Sein verfeinertes Künstlertemperament wurde bald des Dienstes überdrüssig. „Die Kunst," schreibt er in Worten, die uns noch heute durch ihre seltsame Inbrunst eigenthümlich berühren, „die Kunst forderte ihren Abtrünnigen zurück; in ihrem hohen reinen Athem wurden die trüben Sinnennebel verscheucht, die lärmenden Lüste geläutert. Meine Gefühle, befleckt, siedend heiß und verdorrt, wurden in frischer Kühle wiedergeboren und entsündigt — einfältig, schlicht, lieblich und klar für Solche, die reines Herzens sind". —

„Die Dichtungen von Wordsworth," fährt er fort, „thaten viel, um den verwirrenden Wirbel zu beschwichtigen, der stets mit einem plötzlichen seelischen Umschwung verknüpft ist. Ich vergoß Thränen der Glückseligkeit und Dankbarkeit."

Er nahm seinen Abschied aus der Armee, angeekelt von ihren Kasernenrohheiten und öden Meßtischzoten. — Ganz erfüllt von seiner neugeborenen Culturbegeisterung kehrte er vorläufig zurück nach Linden House, wohin ihn die Erinnerungen der Kinderjahre zogen. Eine sehr ernste Krankheit zerbrach ihn (nach seinen eigenen Worten) „in Scherben wie ein irdenes Gefäß". Er litt schwer und scheint in dieser Zeit durch jenes traurige Thal der Trostlosigkeit gewandert zu sein, aus dem so manche wirklich große, vielleicht größere Geister als er nicht wieder herausgefunden haben. Seine zartbesaitete Natur — wie gleichgiltig sie vielleicht dagegen gewesen sein mag, Anderen Schmerz zuzufügen — war gegen eigenes Leiden hochsensitiv, ein verfeinerter egoistischer Instinct, der vielen Künstlernaturen eigen ist. Er schrak vor dem Weh zurück wie vor etwas Hassenswerthem und Unheimlichem, wodurch das menschliche Leben eingeengt und verstümmelt wird.

Aber er war jung (fünfundzwanzig Jahre), und bald tauchte er wieder frischbelebt aus den „todten schwarzen Wassern" empor in die befreiende Höhenluft humanistischer Cultur. Die Krankheit hatte ihn fast bis an das Thor des Todes gebracht — in seiner Genesung kam ihm der Gedanke, die Schriftstellerei als Kunst auszuüben. „Ich rief mit John Woodville" schreibt er, „es wäre ein Götterleben:

Das hohe herrliche Gefühl der Zeit,
Befreit vom Kettendruck der Sterblichkeit."

In dieser Stelle drückt sich ganz unverkennbar eine echte Leidenschaft für litterarisches Schaffen aus. „Ganz kühne Dinge zu sehen, zu hören und zu schreiben," war jetzt sein Ziel.

Scott, der damalige Herausgeber des „London Magazine", forderte ihn auf, eine Folge von Aufsätzen über künstlerische Themata zu schreiben, welche er unter verschiedenen phantastischen Pseudonymen verfaßte. Eine Maske sagt uns oft mehr als ein Gesicht! Egomet Bonmot, Janus Weathercock (Wetterhahn), Van Vinkvooms, das waren einige von den grotesken Larven, hinter denen er seine Ernsthaftigkeit zu verstecken oder seinen Uebermuth zu verrathen suchte. Diese Verkleidung machte ihn schnell zu einem der bekanntesten Unbekannten. Charles Lamb spricht von dem „gütigen leichtherzigen Wainewright", dessen Prosa „vortrefflich" sei. Er nahm sich — wie später Disraeli — vor, die Stadt London als Dandy in Verwunderung zu setzen. Seine kostbaren Ringe, seine antiken Cameen-Brustnadeln, seine citrongelben Glacéhandschuhe waren wohlbekannte Zierden von Regent Street und Piccadilli, ja sie wurden sogar als Anzeichen eines neuen Stils in der Litteratur angesehen, während sein welliges dichtes Haar, die ausdrucksvollen Augen und schlanken weißen Hände ihn in die gefährliche und köstliche — Unterscheidung von seiner Umgebung rückten. Es war etwas von Balzacs Lucien de Rubempré in ihm.

De Quincey traf ihn einmal bei einem Diner im Hause Charles Lambs. „In dieser Gesellschaft, lauter Litteraten, saß ein Mörder," berichtet Quincey und setzt hinzu, er sei an dem Tage krank gewesen, habe das Antlitz von Mann und Weib gehaßt, sich aber doch dabei ertappt, mit theilnehmender Neugier sein Gegenüber bei Tisch beobachtet zu haben, einen jungen Schriftsteller, „hinter dessen gekünstelter Art, sich zu geben, eine ungekünstelte Echtheit der Empfindung verborgen lag". In Rückerinnerung grübelt er darüber nach, welch' plötzlicher Impuls eines neuen Interesses ihn ergriffen haben würde, hätte er damals geahnt, welcher furchtbaren Sünde dieser jugendliche Gast, dem Lamb so viel Aufmerksamkeit und Wohlwollen erwies, schuldig war.

Das Leben Wainewrigths fällt folgerichtig unter die drei Hauptabschnitte, die Swinburne vorgeschlagen, und man kann ihm darin zustimmen, daß was Wainewright uns als Schriftsteller thatsächlich hinterlassen hat, seine Unsterblichkeit kaum zu retten vermag. Es ist viel Minderwerthiges, im üblen Sinne Journalistisches darunter, neben wirklichen Geistesperlen.

Aber nur der Philister schätzt eine Persönlichkeit nach dem ordinären Durchschnittsmaß der „Production". Dieser junge Dandy suchte lieber etwas zu sein als etwas zu machen. Er erkannte, daß das Leben selbst eine Kunst ist und nicht minder seinen eigenen Stil hat wie die Künste, die es auszudrücken suchen. Auch sind seine künstlerischen Arbeiten keineswegs ohne Gehalt und Interesse. Wir erfahren, daß William Blake (der

Mystiker) vor einem seiner Bilder in der Royal Academy stehen blieb und es für „etwas sehr Feines" erklärte. Seine Essays nehmen Manches vorweg, was seitdem erkannt und eingetroffen ist. Er scheint einige jener Zufälligkeiten der modernen Cultur vorausgeahnt zu haben, welche heute von Vielen als das ihr Eigenthümliche angesehen werden! Er schreibt über La Gioconda, über die frühen französischen Dichter und über die italienische Renaissance. Er liebt griechische Gemmen, persische Teppiche, die Hypnerotomachia, Buch-Einbände, Incunabeln. Er fühlt den Werth schöner Umgebungen und wird nie müde, die Zimmer, in denen er wohnt oder hätte wohnen mögen, zu beschreiben. Er besaß jene eigenthümliche Vorliebe für Grün, die in Individuen stets ein Merkmal verfeinerter ästhetischer Neigungen, bei ganzen Völkern dagegen den Beginn einer Erschlaffung, wenn nicht einer Entartung der Moral anzudeuten scheint. Wie Baudelaire hatte er eine besondere Vorliebe für Katzen, und wie Theophil Gautier wurde er unwiderstehlich angezogen von jenem „süßen marmornen Ungeheuer" beiderlei Geschlechts, das wir in Florenz und im Louvre heute bewundern dürfen.

In seinen Schilderungen wie in seinen Vorschlägen für decorative Anordnung ist freilich Manches enthalten, das deutlich zeigt, wie er sich von dem falschen Geschmack seiner Zeit nicht ganz emancipiren konnte. Aber es geht klar daraus hervor, daß er einer der Ersten war, die erkannten, worin das Wesen des ästhetischen Eklekticismus besteht, ich meine die innere Uebereinstimmung und wahre Harmonie aller wirklichen Schönheit, unabhängig von Zeit und Ort, Schule oder Technik. Er erkannte, daß beim Ausschmücken eines Raumes, der nicht zum Zeigen, sondern zum Wohnen eingerichtet wird, wir niemals danach trachten sollten, eine archäologische Reconstruction der Vergangenheit herauszutifteln, noch uns mit der Forderung angeblicher historischer Genauigkeit und Uebereinstimmung zu belasten. Er hatte in dieser Auffassung vollkommen Recht. Alle echte Schönheit gehört demselben Zeitalter an! Bei der Bühnendecoration im historischen Drama oder Lustspiel, wo wir uns etwas zeigen lassen und einen Theil des Verständnisses und ihres genießenden Nachdichtens aus der Anschauung der Umgebung, Zeitepoche und Kleidung schöpfen sollen und müssen, ist das etwas Anderes. Diese Frage ist in meinem Essay „Die Wahrheit der Maske" eingehender beantwortet worden.

So finden wir denn in seiner Bibliothek, wie er sie beschreibt, die zarte Thonvase der Hellenen mit ihren kostbar gemalten Figuren und dem milden ΚΑΛΟΣ umzogen; dahinter hängt gleich ein Stich nach Michel Angelos Delphischer Sibylle, oder Giorgiones Pastoral . . . Hier ist ein Stück Florentiner Majolica, dort eine schwere Lampe von irgend einem altrömischen Grabmal. Dicht daneben hockt ein häßliches kleines Ungethüm, vielleicht ein Lare, „ausgegraben aus einem Kornfeld im sonnigen Sicilien". Einige dunkle antike Bronzen contrastiren mit dem „blassen Schimmer zweier

edler Christi Crucifixe, das eine in Elfenbein geschnitzt, das andere in Wachs modellirt". Er hat seine Täfelchen mit kostbaren Gemmen, eine winzige Louis Quatorze-Bonbonnière mit einer Miniatur von Petitot, seine hochgepriesenen „braunen Biscuit-Theetöpfe, Filigranarbeit", seine citronenfarbene Marocco-Brieftasche und seinen „pomonagrünen" Lehnstuhl.

Man kann ihn sich vergegenwärtigen, wie er inmitten seiner Folianten, Kupferstiche und Abgüsse behaglich hingegossen liegt, ein echter Virtuoso und Connoisseur, die feine alte Sammlung seiner Marc Antonios umblätternd, oder Turners „Liber Studiorum", oder mit einer Lupe seine antiken Gemmen und Cameen prüfend, „den Kopf des Alexander auf einem Onyx von zwei Schichten" oder „das herrliche Hochrelief in Carneol, Jupiter Aegiochus". Er war ein besonderer Liebhaber von Kupferstichen und giebt manche beherzigenswerthe Winke über die beste Methode, sich eine Sammlung anzulegen. Auch was er über die Bedeutung und den Werth von Gypsabgüssen sagt, ist vorzüglich und beherzigenswerth.

Als Kunstkritiker kommt es ihm in erster Linie auf die complicirten Reflexwirkungen an, welche durch den Eindruck eines Kunstwerks hervorgerufen werden. Er gab nichts auf abstracte Abhandlungen über „das Wesen des Schönen", und die historische Forschung, die in unsern Tagen so reichhaltige Erträge geliefert hat, lag zu seiner Zeit noch in den Windeln. Er verlor aber nie die große grundlegende Wahrheit aus den Augen, daß die unmittelbare Wirkung der Kunst weder an unsern Verstand, noch an unsere Gemüthsempfindungen appellirt, sondern zunächst an das künstlerische Temperament, und mehr als einmal weist er ausdrücklich darauf hin, daß dieses Temperament, dieser Geschmack unbewußt gelenkt und ausgebildet wird durch häufigen Contact mit den besten Werken, so daß das Endergebniß ein richtiges und sicheres Urtheil ist.

Was die moderne Kunst anbetrifft, so gesteht er unumwunden zu, wie schwer es sei, den richtigen Maßstab für zeitgenössische Arbeit zu finden. Er fand ihn nicht immer, aber im Ganzen war sein Geschmack gut und gesund. Er bewunderte Turner und Constable zu einer Zeit, da man sie noch beide geringer schätzte als heute, und er erkannte, daß für die höchste landschaftliche Malerei mehr erforderlich sei als bloßer Fleiß und „gewissenhaftes Abschreiben". Ueber Cromes „Haide bei Norwich" bemerkt er, daß sie beweise, „wie viel eine ganz feine Beobachtung der Elemente in ihren wilden Launen zur Belebung einer uninteressanten Ebene beiträgt". Von der populären Auffassung der Landschaft seiner Tage behauptet er, sie sei einfach eine Aufzählung von Hügeln und Thälern, Baumstümpfen, Büschen, Wasser, Wiesen, Hütten und Häusern; wenig mehr als eine Topographie, eine Art illustrirter Landkarte, bei der alle werthvollsten Elemente des echten Malers, wie Nebel, Lichthöfe, Regenbogen und Regenschauer, große Strahlen, die durch zerrissene Wolken brechen, Stürme und Sternenflimmern — fehlen. Er besaß eine gründliche Abneigung gegen alles Deutliche in der

Kunst, und während er den Maler Sir David Wilkie gern als Ehrengast bei sich zu Tische sah, gab er nichts um seine Bilder. Die Qualitäten, die er in einem Gemälde schätzte, waren Composition, Freiheit und Würde der Linie, Reichthum der Farbe und Einbildungskraft. Im Uebrigen war er keineswegs doctrinär. „Ich halte dafür, daß kein Werk der Kunst anders als aus seinen eigenen Gesetzen abgeleitet werden kann: ob es mit sich in Uebereinstimmung ist, das bleibt die Frage." Dies ist eine seiner besten Aphorismen.

Dennoch fühlte er sich nie ganz unbefangen in seiner Beurtheilung zeitgenössischer Werke. „Die Gegenwart," sagte er, „ist mir ungefähr eine so angenehme Verwirrung, wie der Ariosto beim ersten Durchlesen . . . moderne Sachen blenden mich, ich muß sie erst durch das Fernrohr der Zeit betrachten." Er ist glücklicher, wenn er über Watteau und Lancret, Rubens, Rembrandt, Giorgione, Correggio oder Michel Angelo schreiben kann, am allerglücklichsten, wenn er über die Griechen schreibt. Und in seiner Beurtheilung der großen italienischen Meister der Renaissance ist ein Ton von angeborener Empfindung und Aufrichtigkeit, als ob er zu sich selber spräche . . .

Er erkannte übrigens, daß keine ästhetischen Vorträge, Kunstcongresse oder Maßregeln zur Förderung der schönen Künste einen Kunststil hervorbringen können. Das Volk, meint er, (ganz im Geiste von Toynbee Hall) „muß fortdauernd die besten Vorbilder vor Augen haben."

Manchmal ist er, als Maler von Beruf, sehr technisch mit seinen Ausdrücken. Ueber Tintorettos Heiligen Georg bemerkt er: „Das Gewand der Prinzessin, warm lasirt mit preußisch Blau, wird von dem bleichgrünen Hintergrund durch eine hell rosinfarbene Schärpe abgehoben; die vollen Töne von beiden finden gleichsam ihr Echo in einer tieferen Scala durch die krapplackfarbenen Stoffe und bläuliche Eisenrüstung des Heiligen, zudem auch in vollem Gleichgewicht gegen die lebhaft bewegte Azur-Draperie im Vordergrunde und die tiefen Indigoschatten der Waldungen, welche die Burg umgeben."

In der Regel befaßt er sich mit dem Eindruck des Werkes als künstlerisches Ganzes. Er war einer der Ersten, welche die eigentliche Kunstlitteratur des 19. Jahrhunderts entwickelten, die später in Ruskin und Browning ihre größten Exponenten fand. Seine Beschreibung von Lancrets Repas italien, wo ein dunkelhaariges Mädchen „in Verbotenes verliebt", im Grase liegt, ist sehr graziös. Hier ist eine Interpretation von Rembrandts großer Kreuzigung:

„Dunkelheit — rußige, unheilbrütende Dunkelheit — umhüllt die ganze Scene. Nur über dem Holz — gleichsam wie durch einen gräßlichen Riß in der berußten Decke — ein Regenschauer. Schmutzig trübes Wasser strömt schwer herab, ein grises, geisterhaftes Licht verbreitend, entsetzlicher noch als die fühlbare Nacht. Schon keucht der Erde Qual, das umdüsterte Kreuz bebt. Der Wind ist todt. Die Luft steht still. Ein dumpfes Grollen unter dem Boden: schon fliehen Mehrere aus der elenden Menge

den Hügel hinunter. Die Pferde wittern das nahende Grauen und werden vor Angst unlenkbar. Der Augenblick ist nahe, wo — von seinem eigenen Körpergewicht fast aus einander gerissen, ohnmächtig vom Blutverlust, der jetzt nur noch in dünneren Bächen aus den durchrissenen Venen niederrieselt, Brust und Schläfen in Schweiß gebadet, die schwarze, schwere Zunge in brennendem Todtenfieber klebend — Jesus ausruft: „Mich dürstet!!" Man hebt Ihm den Essigschwamm zum Mund empor . . .*)

Er neigt das Haupt, und der Heilige Leib hängt jetzt „des Kreuzes unbewußt". Ein rother Blitz flammt durch den Dunst und erlischt: die Berge Carmel und Libanon klaffen auseinander, die See wälzt ihre schwarzen, wüthenden Wellen gegen das Land. Die Erde gähnt, und die Gräber geben ihre Todten heraus; mit den Lebenden im unnatürlichem Verein eilen sie zusammen durch die heilige Stadt, wo neue Wunder ihrer harren, — der Vorhang des Tempels — der unzerreißbare Vorhang — ist aus einander gerissen von oben bis unten, und das Allerheiligste mit den Mysterien — die Bundeslade und der siebenarmige Leuchter — sind beim Höllenschein der flackernden Flammen den Blicken der gottverlassenen Menge preisgegeben!

Rembrandt hat diese Skizze **nie gemalt**, und er wußte, warum. Sie würde ihre halbe Kraft eingebüßt haben, **wenn der räthselhafte Schleier der Undeutlichkeit nicht** wäre, der Spielraum für die Vorstellungskraft läßt." —

Diese Interpretation, in Scheu und Ehrfurcht niedergeschrieben, (wie Wainewright bekennt), enthält viel des Furchtbaren, ja Entsetzlichen, aber eine packende Suggestionskraft und Heftigkeit der Sprache ist ihr in hohem Maße eigen. Es ist dieselbe Quelle, aus der heute das Beste in der modernen Litteratur entsprungen ist, aus dem Bestreben, **malerische Gedichte in Prosa zu schreiben.**

Seine Auffassung war vielseitig. So hielt er in allen Fragen der Bühnendecoration die Nothwendigkeit der archäologischen Genauigkeit für einen wesentlichen Factor. In der Litteratur dagegen liebt er das Unbestimmte, Dunkle. Er schwärmte für Keats und vor Allem für Shelley, „den mimosenhaften, sensitiven Shelley". Seine Bewunderung für Wordsworth war echt. Er schätzte William Blake. Einer der besten Aussprüche über Kunstverständniß lautet: „Unsere Kritiker scheinen kaum die Identität aller Keime der Dichtung und bildenden Kunst zu ahnen, ebenso wenig, daß ein Fortschritt im Studium der Einen stets von einer entsprechenden Vervollkommnung im Verständniß der Anderen begleitet ist."

Eine Seite seiner litterarischen Thätigkeit verdient besondere Betonung. der moderne Journalismus verdankt ihm viel, im guten und bösen Sinne. Er war der Pionier der „orientalischen Prosa". Einen so glänzenden

---

*) Man glaubt, der Geist eines Grünewald sei auferstanden in dieser Beschreibung. (Der Uebers.)

Stil zu schreiben, daß er den Gedanken und Inhalt wie mit Gaze umschleiert, ist eine Errungenschaft unserer bedeutendsten Leitartikler von Fleet Street, aber erfunden hat ihn „Janus Weathercock". Da diese Seite an ihm die am wenigsten werthvolle war — hat sie natürlich am meisten Einfluß gehabt.

Indessen dürfen wir nicht darüber vergessen, daß dieser junge Culturmensch, wie ich Eingangs erwähnte, einer der erfinderischesten heimlichen Vergifter aller Zeiten gewesen ist. Wie und wann er zuerst von dem Gedanken dieser seltsamen Sünde fascinirt wurde, erfahren wir nicht, da das Tagebuch, worin er die Beobachtungen und Erfolge seiner grausigen Experimente aufgezeichnet hatte, leider verloren oder verbrannt ist. Selbst in späteren Jahren war er stets verschlossen in diesem Punkt, sprach dagegen mit Vorliebe von der „Poesie, die aus den Gefühlen der Zuneigung entsprungen ist". —

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das von ihm oft gebrauchte Gift Strychnin gewesen ist. In einem der kostbarsten Ringe, auf die er so eitel war, weil sie den feinen Linien seiner elfenbeinzarten Frauenhände erhöhten Reiz gaben, pflegte er die Krystalle der orientalischen nux vomica zu tragen, ein Gift, das fast geschmacklos, einer ganz unbegrenzten Lösbarkeit fähig und daher schwer entdeckbar ist. Seine geheimen Morde sind zahlreicher gewesen (meint de Quincey), als die juristisch ihm jemals nachgewiesenen. Sein erstes Opfer war sein alter Onkel, Mr. Thomas Griffiths, den er 1829 aus der Welt schaffte, um in den Besitz von Linden House zu gelangen. Im August des nächsten Jahres vergiftete er Mrs. Abercrombie, seine Schwiegermutter, und im darauffolgenden December seine Schwägerin, die wunderschöne Helen Abercrombie. Weshalb er die Mutter seiner Frau tödtete, ist schwer zu sagen. Vielleicht aus Laune oder um irgend ein unheimliches Machtgefühl zu befriedigen, vielleicht aus keinem bestimmten egoistischen Grunde, da ihm kein Nutzen daraus enspringen konnte. Aber der Mord an Helen Abercrombie wurde von ihm und seiner Frau gemeinsam ausgeführt, um in den Besitz von einer Summe von ungefähr 18000 Pfd. Sterling zu gelangen, wofür das Leben der jungen Dame bei verschiedenen Versicherungsgesellschaften eingetragen war. Herr und Frau Wainewright luden die Schwägerin zum Besuch nach Linden House und gaben ihr vergiftetes Gelée zu essen. Dann gingen sie Beide spazieren. Als sie zurückkamen, war Helen todt. Sie war ein hochgewachsenes schlankes Mädchen mit blondem Haar. Eine sehr feine Röthelzeichnung von der Hand ihres eigenen Schwagers existirt noch, in der Art des Sir Thomas Lawrence aufgefaßt.

Die Assecuranzgesellschaften schöpften Verdacht und verweigerten die Auszahlung der Police, und zwar auf Grund technischer Ungenauigkeiten. Mit merkwürdigem Muth strengte der Vergifter einen Proceß beim Court of Chancery (Erbschaftsgericht) an, nachdem man übereingekommen war,

daß eine Entscheidung endgiltig für beide Theile bleiben sollte. Der Proceß zog sich aber fünf Jahre in die Länge, dann entschied das hohe Gericht zu Ungunsten des Klägers, der überdies nicht erschienen war. In Folge der Verweigerung der Gesellschaft, die Summe auszuzahlen, war nämlich Wainewright in große pecuniäre Schwierigkeiten gerathen. Ja, er wurde thatsächlich einige Monate darauf auf der Straße in London wegen Schulden arretirt, während er gerade der hübschen Tochter eines seiner Bekannten ein Ständchen brachte. Diese Schwierigkeit wurde zwar zeitweise gehoben, aber er hielt es doch für angezeigt, den Boden Englands zu verlassen, bis der geeignete Zeitpunkt zu einer Auseinandersetzung mit seinen Gläubigern gekommen sei. Er reiste nach Boulogne, zum Besuch des Vaters der besagten Dame, überredete diesen, sein Leben bei der Pelican-Company für die Summe von 3000 Pfd. zu versichern, um, sobald die nöthigen Formalitäten erledigt waren, dem alten Herrn einige Strychninkrystalle in den Kaffee zu werfen, als sie eines Abends ihre Nachtischcigarre zusammen rauchten. Eigenen Vortheil gewann er hieraus nicht. Er wollte sich nur an dieser Versicherungsgesellschaft dafür rächen, daß sie damals die erste gewesen war, die sich geweigert hatte, den Preis seiner Sünde auszuzahlen. Sein Gastgeber starb am nächsten Tage in seinem Beisein, und er verließ gleich darauf die Stadt, um sofort eine Studienreise durch die malerischen Gegenden der Bretagne anzutreten. Dann ging er nach Paris, wo er angeblich luxuriös lebte. Von anderer Seite wird erzählt, daß er mit seinem furchtbaren Gift in der Tasche hier und dort umherschlich, „gefürchtet von Allen, die ihn kannten". Im Jahre 1837 kehrte er nach England heimlich zurück. Ein zwingender Zauber zog ihn hinüber. Er folgte den Spuren einer Frau, die er liebte.

Dreizehn Jahre früher hatte er, nur um eine kostspielige Majolica-Collection zu bekommen, eine Wechselfälschung an der Bank in England begangen. Er wußte, daß diese Fälschung inzwischen entdeckt worden, und daß sein Leben in England nicht mehr sicher war. Und dennoch kehrte er zurück! Die Frau, deren Spuren er folgte, soll von wunderbarer Schönheit gewesen sein und — seine Leidenschaft nicht erwidert haben.

Durch einen Zufall wurde er entdeckt. Ein Straßenauflauf unter seinem Hotelfenster in Covent Garden erregte seine Aufmerksamkeit. Sein Zimmer lag zu ebener Erde. Um nicht von außen gesehen zu werden, hielt er die Vorhänge stets zugezogen. In dem Augenblick, wo er sie ein wenig zurückschlug, um hinauszublicken, rief ein Vorübergehender: „Das ist Wainewright, der Bankfälscher!!" — Es war Forrester, der berühmte Ausrufer von Bow Street.

Am 5. Juli wurde er in Old Baily vorgeführt. Das Urtheil lautete auf lebenslängliche Verbannung nach einer Verbrechercolonie. Diese Form der „Begnadigung" bedeutete für einen Menschen von seinen Lebensansprüchen den lebendigen Tod.

Während seiner Gefangenschaft in Newgate kamen Dickens und Macready zu ihm, die in den Londoner Gefängnissen Studien und Beobachtungen machen wollten. Er empfing sie mit einem starren, herausfordernden Blick, diese Gefährten seiner besseren Tage, die einst als Gäste an seinem Tisch gesessen hatten. In einem seiner früheren Essays kommt eine Stelle vor, wo er mit merkwürdiger Vorahnung schreibt: er habe sich im Traume als Gefangener in Newgate gesehen, zum Tode verurtheilt, weil er der Versuchung nicht hätte widerstehen können, aus dem British Museum einige Unica für seine Sammlung zu stehlen . . . Der Traum war zur Wirklichkeit geworden, wenn auch unter etwas abweichenden Umständen.

Die Neugierde trieb viele seiner alten Bekannten aus der „society", ihn aufzusuchen, und seine Zelle wurde einige Wochen hindurch eine Art von Stelldichein für die vornehme Welt zwischen 3 und 5 Uhr Nachmittags.

Aber er selbst war nicht mehr der „gütige, leichtherzige Jüngling", den Lamb gelobt hatte. Er scheint verschlossen und cynisch geworden zu sein. Dem reichen Agenten einer Versicherungsgesellschaft, der ihn eines Nachmittags aufsuchte und ihn in zartfühlender Weise darauf hinwies, daß das Verbrechen doch schließlich ein leichtsinniges und schlechtes Geschäft sei, erwiderte er kühl:

„Sir! Ihr Männer von der City geht alle Euren Geschäftsspeculationen nach und nehmt Euer Risico dabei. Einige gelingen, andere mißlingen. Meine sind zufällig mißlungen — das ist der ganze Unterschied zwischen Euch und mir. Aber Eins will ich Ihnen sagen, was ich immer durchgeführt habe, und bis zum Ende durchzuführen entschlossen bin: die Stellung eines Gentleman. Ich habe das stets gethan, und ich thue es noch — auch hier. Es ist an diesem Orte üblich, daß jeder von den Inhabern einer Zelle Morgens einmal ausfegen muß. Ich bewohne diese Zelle zusammen mit einem Steinmetzen und einem Schornsteinfeger, aber man hat mir noch niemals den Besen angeboten!"

Als ein Freund ihm die Ermordung der lieblichen Helen Abercrombie vorhielt, zuckte er nur die Achseln und meinte: Ja, es war furchtbar das zu thun, aber sie hatte so plumpe Fußgelenke.

Von Newgate wurde er auf eine Galeere in Portsmouth transportirt und dann von dort nach Van Diemens Land mit dreihundert anderen Sträflingen übergeführt. Die Ueberfahrt scheint sehr unangenehm für ihn gewesen zu sein, denn in einem Brief beklagt er sich bitter darüber, daß er, der unter Dichtern und Künstlern verkehrt habe, mit „langweiligen Landpomeranzen" zusammengepfercht wäre! Dieser Ausdruck, den er auf seine Mitgefangenen anwendete, braucht uns nicht zu überraschen. Es liegt ein Körnchen Wahrheit darin. In England ist das Verbrechen selten auf Sünde und Bosheit zurückzuführen: es ist weitaus am häufigsten die

Folge von Hunger und großen Entbehrungen. Es mag sich an Bord des Schiffes kein Einziger befunden haben, der eine psychologisch interessante Natur war.

Seine Liebe zur Kunst scheint ihn trotz alledem nicht verlassen zu haben. In Hobart Town (Tasmanien) richtete er sich ein Atelier ein, wo er Portraits malte. Seine criminellen Neigungen scheinen auf seine malerische Auffassung in gewisser Weise stilistisch eingewirkt zu haben. So malte er z. B. das Bildniß einer jungen Dame, das im Jahre 1847 von Lady Blessington erwähnt wird (‚Life of Dickens'), welche berichtet, daß er es mit merkwürdiger Finesse so behandelt hätte, daß der Ausdruck seiner eigenen Schlechtigkeit in den Zügen dieses netten, gutherzigen Mädchens wiedererkennbar war. Es scheint mir ganz gut denkbar und erklärlich, daß aus der Sünde eine intensive künstlerische Individualität sozusagen potenzirt herauswachsen kann.

Seine heimlichen Vergiftungsversuche setzte er übrigens fort. Erwiesen sind zwei Fälle, wo er Leute zu beseitigen versuchte, die ihn beleidigt hatten. Aber er scheint seine frühere Geschicklichkeit ganz eingebüßt zu haben. Beide Versuche schlugen fehl, und so richtete er denn im Jahre 1844, „von der Gesellschaft Tasmaniens gründlich angeekelt" eine Bittschrift um „Urlaub" an den Gouverneur der Colonie, Sir John Eardley Wilmot. Die Motivirung darin ist für ihn sehr bezeichnend, fast rührend. Er schildert sich als „von Ideen bestürmt, die nach künstlerischer Form und Realisirung geradezu drängen, aufgespeichert durch Erlebnisse, dabei zugleich der Möglichkeit beraubt, nützliche oder auch nur höfliche und anständige Unterhaltung zu haben". Sein Gesuch wurde jedoch abschlägig beschieden, und so tröstete er sich damit, daß er die „Paradis Artificiels" in Einsamkeit genoß, die nur den Opiumessern bekannt sind.

Er starb 1852 an Apoplexie. Er hinterließ eine Lebensgefährtin, die seine Verbannung getheilt hatte: eine von ihm zärtlich geliebte schwarze Katze.

Mir scheint diese eigenartige, unergründliche und fascinirende Natur eines gründlichen psychologischen Studiums nicht unwürdig. Die Thatsache, daß er ein Vergifter war, sagt an sich noch nichts gegen seine Prosa und Malerei. Daß er eine tiefe echte Liebe zur Kunst und Natur hatte, ist zweifellos. Poesie und Verbrechen, Cultur und Criminalistik sind keine einander ausschließende Factoren. Ich weiß wohl, es giebt genug Historiker — besser genannt Geschichtsschreiber — die den moralischen Maßstab an alles Geschichtliche legen wollen. Das ist aber eine kurzsichtige und thörichte Angewohnheit, die nur beweist, wie der moralische Instinct bis zu solcher Hypertrophie ausgebildet und überbildet werden kann, daß er sich auch überall aufdrängt, wo er nicht angebracht ist. So mag auch das Urtheil über Thomas Griffiths Wainewright dereinst gemildert werden, wenn erst die nöthige Distanz zwischen seinem Leben und der Gegenwart liegt. Wir

vermögen ihn noch kaum mit jener unselbstsüchtigen Theilnahme zu betrachten, wie jene großen Verbrecher der italienischen Hochrenaissance, über die unsere Zeitgenossen so vorurtheilslos zu schreiben wissen.

Die Kunst des verflossenen Jahrhunderts wird ihn nicht ganz übersehen können. Schon ist er der Held von Dickens „Hunted Down" und der Varney in Bulvers „Lucretia" geworden — ein Zeichen seiner intensiven, nachwirkenden Suggestibilität.

Für eine Dichtung suggestiv zu sein, ist manchmal von größerer Bedeutung als eine Thatsache.





Zur Erinnerung an Adolf Pichler.

Von

Bernhard Münz.

— Wien. —

Es war mir leider nicht gegönnt, den heimgegangenen Altmeister der deutsch-österreichischen Litteratur persönlich kennen zu lernen. So oft wir auch Begegnungen vereinbarten, kam immer etwas in die Quere. Doch wurden durch meine litterarische Thätigkeit zwischen dem „Alten vom Berge" und mir Fäden gesponnen, welche sich seit dem Jahre 1895 zu einem lebhaften und ich darf wohl sagen vertrauten Briefwechsel verdichteten. Ab und zu erfreute er mich und meine Frau auch mit kleinen sinnigen Gaben seiner Muse, für deren Veröffentlichung ich den Dank seiner zahlreichen Verehrer ernten dürfte, zumal sie theilweise einen neuen Beleg dafür liefern, daß Pichler nicht nur ein wuchtiger Gedankendichter war, sondern auch Gedichte, welche man den schlichten Ausdruck naiven Empfindens nennen könnte, Stimmungsgedichte schrieb. Ich will unter des Dichters Briefen eine Auswahl treffen und diejenigen herausgreifen, welche ganz besonders geeignet sind, auf ihn nach mannigfaltigen Richtungen neue, ergänzende Streiflichter zu werfen.

Innsbruck, 10. Februar 96.

. . . Bis zum 30. Jahre reicht das Buch „Zu meiner Zeit". In zwei Broschüren: „Aus dem wälschtirolischen Kriege" und „Aus den März- und Octobertagen" erzähle ich von 1848; beide sind vergriffen, ich selbst wüßte kein Exemplar mehr aufzutreiben. Dann setzte ich meine Aufzeichnungen etwa 10 Jahre in der alten Weise fort; ich habe das Manuscript bis auf Einzelnes vernichtet. Es schien mir nicht der Mühe werth, diese Dinge aufzubewahren. Die bitteren Erfahrungen des Lebens haben so ziemlich jedes Würzelchen von Eitelkeit aus meinem Herzen gerissen, und ich überwache mich auf das strengste, um keiner Schwäche nachzugeben. Auch hat der Einzelne, der nicht in das öffentliche Leben eingreift, kein Recht, die Theilnahme des Publikums zu beanspruchen,

und es ist im Grunde gleichgiltig, ob sich die deutschen Bierphilister mit mir beschäftigen oder nicht. Ich habe nicht einmal meine Aufsätze vollständig und sie großentheils dem Winde überlassen. Kürschner weiß über meine Drucksachen besser Bescheid als ich selber. Mein Privatleben ist unbedeutend; die geologischen Untersuchungen haben für die Welt auch kein Interesse, wenn ich auch für die Alpengeognosie manchen Beitrag lieferte. Nun! hätt' ich es nicht gethan, hätte es ein anderer gethan; in der Wissenschaft muß die Person hinter die Sache zurücktreten. Mein Büchlein über das Drama des Mittelalters ist veraltet und vergriffen, wenn ich auch sagen darf, daß ich die Tiroler in die Literaturgeschichte einführte. Was hat das für einen Werth! Schwerlich viel.

Nächstens erhalten Sie den Neudruck einer Erzählung zu Ihrem Privatvergnügen oder für Ihre Frau, wenn Sie eine solche haben. Das Büchlein ist wol nicht wert, daß man sich damit näher beschäftige.

So ist mir mein Leben zerronnen, und es bleibt nicht viel Bodensatz übrig. Jetzt bin ich ein alter nutzloser Pensionist. An meiner Seite die alternde Tochter und ein Enkel — lese und studire ich im Winter, zwei Monate verbringe ich abseits der Straße in einem halb zerfallenen Bauernhaus — eine Ruine unter Ruinen!

Ihr alter Pichler.

---

27. Februar 96.

. . . Meine Aufzeichnungen führte ich in der früheren Weise nur wenige Jahre nach 1848 fort und habe sie dann verbrannt. Mein Leben sind meine Werke. Ich habe nur noch nach dem Datum des Kalenders Notizen gemacht. Sie beschränken sich auf Phänologisches, auf geologisch-paläontologische Funde, auf Reisen und Ausflüge. Da habe ich denn manches zu Faden geschlagen und drucken lassen . . . In späteren Jahren habe ich dann wieder Manches aufgeschrieben; weniger Ereignisse als Gedanken und Einfälle . . . Mein inneres Leben war stets sehr intensiv; ich bin jedoch immer schweigsamer geworden: es ist mit mir nicht viel anzufangen. Meine kleinen lyrica, die ich als Gelegenheitsgedichte im weitesten Sinne bezeichnen könnte, habe ich heuer noch einmal im Jänner durchgemustert und bis auf 60—70 Stück vernichtet.

Die Geologica sind nur für Fachleute. Sie wissen, wir Naturforscher bauen an einem großen Tempel, der gar nie fertig werden kann, einige Steine habe auch ich geschlagen, das trägt im ganzen wenig aus. Für meine Poesie hatten die Naturwissenschaften den Vortheil, daß sie den Blick für das Thatsächliche schärften und mich in der sicheren Wiedergabe desselben übten.

Viel verdanke ich auch den bildenden Künsten, der Plastik zunächst das Maß; weniger der Musik, wenn sie auch mein Gefühl für den Rhythmus verfeinerte. Ich bin eben ein Augenmensch. Wie die Sprüche und Epigramme andeuten, war mein φροντιστήριον, um einen Ausdruck von Aristophanes zu gebrauchen, nicht müßig, ich habe mich von der Jugend bis in das Alter ab und zu mit Philosophie beschäftigt, wenn auch nicht berufsmäßig.

. . . Wenn ich in den Tagen der Reaction zu politischer Unthätigkeit verurtheilt war, habe ich doch meine Gesinnung nie verleugnet; die österreichischen Blätter waren verschlossen, so schrieb ich in auswärtige und riskirte dabei Amt und Stellung. Als die sogenannte neue Ära anbrach, begann es im Miste zu gähren, die Fortschrittler, die sich früher mausig hielten, krochen aus allen Winkeln hervor, wie Würmer nach einem Regen. Ich war unter den Gründern des constitutionellen Vereins, zog mich aber bald zurück, da ich für Andere nicht die Kastanien aus dem Feuer holen wollte und den Schwindel durchschaute. Öffentlich konnte ich erklären: „Ich habe nie bei einer Partei candidirt, ich habe nie eine Partei belogen, ich habe keiner Partei etwas zu danken, am wenigsten der liberalen, für die ich doch Manches gewagt habe; ich bin daher in meinem Thun und Lassen völlig unabhängig und Niemand verantwortlich." Das war scharf, aber unanfechtbar; von keiner Seite konnte sich ein Widerspruch erheben. Selten trat ich noch vor und nur dann,

wenn es eine Ehrensache war — bei der Bismarckfeier, wo die Professoren vor einem Madeyski wichen, blieb der alte Pichler trotzig stehen.

Seit Jahren lebe ich zurückgezogen und verkehre mit fast Niemand, die Leute stören mich nicht, denn ich bin nicht reich; ich bin auch nicht populär, weil ich mich nicht auf die Bierbank setze. Im Sommer verbringe ich zwei Monate zu Freundsheim bei Obermieming; das ist eine alte Sommerfrische des Klosters Stams, die jetzt armen Bauern gehört; vernachlässigt und verwittert seitab der Eisenbahn und Landstraße. Das ist mir eben recht ...

Ich bin ein alter nutzloser Pensionist — schlagflüssig, schwerhörig, Gicht und Asthma plagen mich, ich habe nur noch kurze Zeit zu leben und werde wol bald abfahren, dann mag meine Biographie schreiben, wer es der Mühe wert hält.

Von Goethe wissen wir bereits zu viel, es giebt Männer größer als er: Pindar, Aeschylos, Sophokles, Phidias, Plato, Dante, Shakespeare, und von diesen wissen wir sehr wenig. Es muß für einen Künstler ein hohes Gefühl sein, hinter seinem Werke zu verschwinden und sich so aus dem Staube des irdischen Daseins in die Ewigkeit zu retten. Neben und hinter dieser sollen wir ehrerbietig verstummen.

Meine Epigramme erscheinen endlich bald in zweiter Auflage. Altes habe ich ausgeschieden, Neues eingeschaltet, Vieles überarbeitet. Das Distichon ist das schwierigste Metrum und ich habe es erst allmälig behandeln gelernt — in der Schule der Alten, denen ich soviel verdanke. Freilich kommt die hier so wichtige Verschiedenheit der Sprachen dazu!

Auf einen Erfolg darf ich freilich zum vornhinein nicht rechnen, der hängt nicht vom Werte eines Buches, sondern vom Beifall der Mode ab ...

Ihr Pichler.

---

14. April 1896.

... Der Antisemitismus ist für mich ziemlich gegenstandslos. In Tirol sind wenig Juden; den Wucher besorgen, wie die gerichtlichen Verurtheilungen beweisen, ausgiebig unsere katholischen Brüder, die deutschen Buchhändler sind durchschnittlich schäbiger als der schäbigste Jude. In meiner Jugend lebten wir mit den Idealen der Humanität, heute werden wir als 48er ausgelacht. Juden haben mir Liebe und Freundschaft bewiesen und ich auch Juden. Ich frage Niemand, was er ist? — Sind Sie Jude oder Christ? Das geht mich gar nichts an. Der Antisemitismus ist nicht künstlich gezüchtet, er ist eine Zeiterscheinung, die sich in der Zeit ausleben muß. Trotz des Weltverkehrs schließen sich die Völker mehr und mehr ab, Juden und Arier folgen dabei bewußt oder unbewußt dem gleichen Drang. Den Juden die Menschenrechte abzuerkennen, ist Sünde. Ich verhalte mich unbefangen von Fall zu Fall — ohne Dogma von rechts und links. Den Antisemiten habe ich stets gerathen, Maß zu halten, und in ihr Geschrei niemals eingestimmt.

Übrigens hängt die Antisemitenfrage — als kleine Episode! — mit der Weltfrage der Gegenwart zusammen, mit der sozialen. Ich bin weder Anarchist, noch Communist, nicht einmal Demokrat im plebejischen Sinne, aber ein entschiedener Gegner des Capitalismus in jeder Form. Nun frage ich die Antisemiten: „Warum bekämpft ihr nicht auch den Hochadel, der das Volk härter drückt als die Juden und es gründlicher ausbeutet, aber weder dem Staat noch der Menschheit nützt?“

... Ja Cornelia! Kein Mensch ahnte in diesem unscheinbaren, durch Alter und Krankheit entstellten Leibe die hohe Seele, wer hätte sie in Innsbruck verstanden. Schade, daß ich nicht manches Gespräch mit ihr aufschrieb.

Am 21. März begrub ich eine schöne junge Freundin: Frl. Marie Engel. Sie war edel und geistreich; wir wechselten manchmal Verse. Wie fein rezensirte sie meine Poesie durch einen Rebus! Als Gegengabe für meine „Marksteine“ sandte sie mir einen

schwarzen scharfen Rettig in einem Kranz von weißen Rosen. Das war doch charakteristischer als eine lange Rezension!

So wird es immer einsamer um mich. Leben Sie wohl.

Ihr alter Pichler.

Mich den „führenden Geistern" anzureihen, mag vielleicht nach meinem Tode die Zeit sein, wo Haß und Neid, wie Horaz so schön sagt, verstummen.

---

30. October 1896.

. . . Ich kümmere mich um meine Sachen, sobald sie gedruckt sind, sehr wenig. L. A. Frankl hatte Recht, wenn er mir vorwarf: „Du bist für Deine Werke ein Stiefvater!" — Freunde sagten manchmal: „Wenn man etwas von Ihnen will, ist es so versteckt, daß man es nicht findet" . . .

Ich habe als Dramatiker begonnen, Erzählendes lief anfangs nur nebenher. — Hebbel spricht von meinen „Tarquiniern" mit voller Anerkennung. Er hat mich sogar ermächtigt, die Stelle drucken zu lassen. Vor etlichen Jahren habe ich das Drama neu bearbeitet. — Entwürfe ließ ich unausgeführt, das Trauerspiel „König Albrecht" habe ich bis auf den ersten Act vernichtet. Jüngst fiel er mir wieder in die Hand; er ist doch bedeutend, und ich hätte vielleicht nicht meinem Unmut folgen sollen! Ich mochte nicht mit dem Kopf an eine Wand rennen und gab diese Richtung auf. Der „Student" und „Hutten" in „Zu meiner Zeit" sind durchaus subjectiv, dann trat ich voll und frei auf den Boden der Geschichte. Jetzt ist das alles vorbei.

. . . Wo die „deutschen Tage" 1870—1871 umgehen, weiß ich selber nicht . . . Die „Verwandlungen" wurden seinerzeit confiscirt: es ist das erstemal, daß man im schönen „Eschtareich" höheren Ortes von mir Notiz nahm . . . Die „Pflaurmitzel" soll Ihre Frau behalten, wenn es sich lohnt, diese Bagatelle zu behalten! Wäre ich noch jung, so wollte ich für Ihre Frau den schönsten Alpenstrauß vom Joch holen. Jetzt bin ich alt, bresthaft, vereinsamt; — ich kann die Berge nur noch von unten anschauen . . .

Bestens grüßend Ihr Pichler.

---

1. Januar 1897.

Glück auf! Ich habe am 31. Dez. etwas Großes vollbracht, zum Jahresschluß die Odyssee in einem Zug fertig gelesen. Sonst geht es mir verzweifelt gut. . . .

In einigen Wochen erhalten Sie einen Faschingsschwank in Schnaderhüpfln. Das ist doch wol eine eigenthümliche Form für ein kleines Drama. Ich empfehle es Ihrer Frau; sie kann daraus lernen, wie die Tirolermädeln ihre Liebhaber zum Narren haben. . . .

Ihr alter Pichler.

---

12. März 1897.

. . . Der Faschingsschwank wird Sie ganz desorientirt haben. Muß ich denn als Uhu immer auf der Stange sitzen?

Gegenwärtig porträtirt mich eine schöne, junge Jüdin. Schlagen Sie nicht aus Entsetzen die Füße über dem Kopf zusammen?

. . . Ihre Frau soll in einiger Zeit meine 2 Bände Erzählungen erhalten; das geht Sie gar nichts an.

Vor 49 Jahren begannen die Märztage!!!

Bestens grüßend Ihr Pichler.

---

24. Mai 1897.

. . . 1857 habe ich die Tochter eines Innsbrucker Kaufmanns geheirathet. Die Ehe wurde sehr unglücklich, später trennte ich mich von meiner Frau. Sie ist todt.

Wäre alles gut gegangen, so könnte ich ein wohlhabender Mann sein. Für die Reste des Vermögens kaufte meine Tochter ein bescheidenes Haus und konnte die Hälfte bezahlen. Ich lebe nur von meiner Pension, die nach altem System bescheiden ist, und habe davon meinen Enkel zu erhalten. Ich brauche und verlange bei meiner Bedürfnißlosigkeit nicht mehr. Mein Sohn, geistig und körperlich herrlich veranlagt, ist an sich selber zu Grunde gegangen, — und an seiner Frau. Meine ältere Tochter ist todt und liegt zu Hernals. Ich habe Dinge erlebt, wie sie in einen Sensationsroman gehören, es ist vorüber. Die Misere hat mich nicht erstickt. Alle diese Geschichten gehen die Welt nichts an. Meine Stimme ist wie die Merlins, sie tönt über Gräbern.

Nach Wien komme ich wol nicht mehr; ich ginge dort doch nur als Gespenst um. Bei mir meldet sich wieder die Gicht, wie die Handschrift zeigt.

Ihr Pichler.

---

13. Juli 1897.

Mir geht es leider nicht so gut wie Ihnen an der Seite Ihrer lieben Frau. Ich stürzte vor einigen Tagen ohnmächtig auf der Straße nieder, wurde nach Hause geführt und erwarte jetzt langsam meine Genesung. Ich werde froh sein, wenn ich bald nach Obermieming kriechen kann, und mich dort aus den Lärchenwäldern nicht weit verlieren. Mit 78 Jahren hört so ziemlich Alles auf, und so muß ich wol auch bald meine Streitaxt begraben, mit der ich manchen schweren Hieb ausgetheilt.

Die unverderbte Natürlichkeit der Achenthaler Bauern ist jetzt nicht mehr so groß, als Sie glauben, und Sie könnten da manche Enttäuschung erleben ... Ich lasse Ihre Frau auf ihr Gewissen fragen, wie ihr meine Erzählung: „Die Brautnacht" gefällt. Grüßen Sie mir beim Eggerbräu in Kufstein die Lisei.

Ihr alter, krüppelhafter Pichler.

---

15. October 1897.

Hochverehrte Frau! Die Brautnacht? — Das ist eben die Tragik des Lebens, daß Schuld und Sühne nie in einem rationellen Verhältniß stehen. Der Fuß eines kleinen Vogels kann die furchtbare Lawine entfesseln, die Haus und Hof begräbt. Die Frauen! Ja, die sind deßwegen auch mit Sophokles und Shakespeare unzufrieden, weil sie Antigone und Ophelia nicht begnadigten. — Vielleicht habe ich doch einen Grund gehabt, daß ich dem lustigen Professor die schmackhaften böhmischen Talken gönnte. Ich bin nicht so leicht zu fangen.

Als kleine Gegengabe für Ihren Brief hier mein neuestes Epigramm:

„Wie Du tänzelst so leicht! — Ich möchte küssen das Füßchen,
Steckte verhängnißvoll nicht der Pantoffel daran."

Was sagt Ihr Herr Gemal dazu? Ist er einverstanden? Grüßen Sie mir ihn! — Verzeihen Sie mein gichtisches Gekritzel; wenigstens habe ich schnell geantwortet!

Der Alte vom Berge.

---

20. September 1897.

... Den größten Theil der Ferien habe ich in den Wäldern verbummelt und gelegentlich ein Loch in die Luft geschossen. Anfangs August schrieb ich „Die bezähmte Widerspenstige". Was sagt Ihre Frau dazu? Das gab nun in Tirol großen Krakehl; die ultramontanen „Tiroler Stimmen" fuhren heftig gegen mich los, am meisten scheint es sie gereizt zu haben, daß ich dem Apostel Petrus ein Weib gab. Nun antworteten die liberalen Blätter; ich habe mich um diesen Krieg nicht gekümmert.

In den Ferien besuchte mich Adolf Harnak, der berühmte protestantische Theologe, den Sie wol aus dem Kampf gegen die Glaubenssymbole kennen. Diese Bekanntschaft war mir sehr interessant.

Nächstens erhalten Sie einen Spruch — er richtet sich gegen die Schwarzen; Sie sehen, daß ich auch noch in meinen alten Tagen als echter Tiroler gern raufe.

Ihr Pichler.

Bald darauf revanchirt sich der Dichter für das Schreiben meiner Frau mit dem Distichon:

Venus capitolina.

Willst die Blume Du seh'n, die wieder zur Knospe zurückkehrt? —
Wenn sich schamhaft das Weib scheu vor sich selber verhüllt!

Und damit ich nicht leer ausgehe, sendet er mir ein Epigramm:

Job.

Mit des Gewitters rollendem Donner ziehst Du, Jehovah,
Durch das dunkle Gewölk, daß ich mich beuge vor Dir,
Daß ich die Hand auf den Mund verstummend lege, denn Nacht ist
Ewig in Ewigkeit, was Du verkündest dem Staub!

Am 11. Februar 1898 läßt er mir durch seine Tochter schreiben:

Sie genießen als echter Wiener den Fasching, und ich liege mit Influenza im Bett. Zola gehört für mich längst zum alten Eisen; ich kümmere mich um ihn nicht mehr, weil ich zu den Modernsten gehöre. — Die czechischen Excesse in Prag und der Strike sind Symptome des allgemeinen Verfalles und von hier aus zu erklären.

Anbei ein Epigramm:

O Bum und Bum, o Publikum,
Wie bist Du blöd, wie bist Du dumm!
Du lümmelst in Titania's Arm
Und brüllst nach Heu, daß Gott erbarm.

Zu seiner vollständigen Erholung trieb sich der Dichter im Sommer mehr als drei Monate in der Waldeinsamkeit von Barwies herum, „fern von jedem geselligen Verkehr, von dem mich ohnehin meine zunehmende Schwerhörigkeit ausschließt, und von aller Literatur". Am 12. September 1898 schrieb er mir von dort:

Außer den Münchener „Neuesten Nachrichten" sehe ich kein Blatt.

Quoties inter homines fui, minor homo redii.

Im übrigen befinde ich mich meinen 79 Jahren angemessen, vor einigen Tagen begann ich das achtzigste. Der Geist ist noch immer frisch. In den letzten vierzehn Tagen quollen wieder die Wasser der Tiefe; ich habe viel gedichtert: eine Erzählung in Versen, das „doppelte Gesicht", „Demiurgos" (mystisch-philosophisch) — „Die Hochzeit", ein Schwank; Parabeln, Sprüche, Distichen! Aber die Leiblichkeit hält nicht gleichen Schritt. Das Schreiben fällt meiner gichtischen Hand schwer. Helf Gott!

Bei uns wogt überall der Kampf; ich halte die rostige Keule fest in der Tatze, und es kann mich der Bischof meinetwegen in den Bann thun, daran liegt mir gerade soviel, als wenn er . . .

Wer nicht kräftig hassen kann,
Kann nicht kräftig lieben,
Niemals ohne Gegenpol
Ist ein Pol geblieben.

Glückauf! Pichler.

---

1. Januar 1899.

Nur ganz kurz! — Das alte Jahr nahm vor Mitternacht des Sylvesterabends von mir einen schmerzlichen Abschied, weil mich um halb zwölf Uhr ein heftiger Brustkrampf überfiel ... „Demiurgos“ und „Renaissance“ lasse ich vielleicht bald drucken, obwohl dieses den Pfaffen schwerlich gefällt.

* * *

Was zu hemmen dich scheint, befreit dein innerstes Wesen:
Weil's zum Kampfe dich zwingt, wirst du der Kraft dir bewußt.

Ihr Büchlein über mich betrachte ich als eine Art Leichenrede. Vorläufig beabsichtige ich aber nicht zu sterben. Im Gegentheil! ich war nie so schöpferisch wie jetzt und habe in den letzten Monaten mehr gedacht als in Jahren. Mein körperliches Befinden ist — alt, aber ich raunze nicht ...

Ihr Pichler.

Selbst während des Jubiläumsrummels vergißt Pichler mein nicht und schreibt mir in Eile:

... Ich lese die Klassiker noch immer im Urtext. Im vorigen Winter las ich Odyssee und Ilias. Für den Herbst liegen Pindar und Theokrit auf dem Tisch. Viel hat mich auch in den letzten Jahren französische und englische Litteratur beschäftigt.

Ich werde jetzt sehr gefeiert, und doch bin ich ein so stiller ernster Mann.

Ihrer Frau ein Epigramm:

Hast du den Floh erwischt, das schwarze, herzige Bürschlein? —
Daß er von dir genascht, solltest verzeihen du ihm!

---

13. October 1899.

Die antisemitischen Schandthaten in Böhmen und Mähren haben mich schmerzlich berührt; wenn endlich mein Verleger Meyer dazu kommt, die neue Auflage von „Lieb' und Haß“ zu drucken, werden Sie auch meine Stimme hören. Es ist ein Zeichen der Zeit; je mehr die modernen Verkehrsmittel die Völker verbinden, desto schärfer scheiden sie sich. Wenn ich all die Zeitereignisse, zu denen auch der niederträchtige Burenkrieg gehört, anschaue, ist mir manchmal, als ob ich wie Dante durch die Hölle wandere.

Mein Gedicht, „Das Colosseum“ haben Sie wohl erhalten. Ich habe darin auch der Juden gedacht. Das Weltelend! Wo und wann werden sich die Räthsel des Daseins lösen?

Die Naturwissenschaft? bankerott!
Die Philosophie? bankerott!
Die Theologie?!!! θ

Ob nicht Nietzsche, der so viele Häutungen durchgemacht, in den Schoß der Kirche eingelaufen wäre?

Mir geht es schlecht. In meiner Brust hämmert ein unheimlicher Gast!

Anbei ein Spruch: Was zeitlos ist zu jeder Zeit,
Dem sei dein Sinn, dein Herz geweiht!

Ihr alter Pichler.

---

20. October 1899.

... Die spröden deutschen Frauen verschlingen allen Quark der französischen und Berliner Sudelküchen und schmatzen dabei vor Behagen. Sie sollten doch auch der reinen Venus capitolina einen Reifrock anlegen.

* * *

Wäret ihr sittlich doch! — Ihr seid moralisch geworden,
Hinter dem Fächer schielt ihr auf den Teufel der Lust.

Ihrer Frau lege ich den „Winter"*) bei, den ich kürzlich unter den Lärchen von Bartwies dichtete . . .

Bestens grüßend Pichler.

---

24. October 1899.

Vorgestern ein leiser Gichtanfall; gestern warf mich ein Brustkrampf auf's Bett. Das Zeugl geht nicht mehr recht!

Ihrer Frau einige Verse; man zeigte mir ein Röslein aus dem Garten.

* * *

Hochwillkommen Röslein mir,
Das bei hartem Froste
Um zu blühen einsam hier
Noch im Spätherbst sproßte.

Leise spricht Dein rother Mund:
„Warum auch verzagen,
Wenn ich aus dem starren Reif
Mich an's Licht darf wagen?

Laß mich stehn und pflück' mich nicht;
Hier im tiefen Frieden
Sei der letzte Sonnenstrahl
Mir und Dir beschieden!"

Ich habe wieder mancherlei gedichtet und gedichtert! . . .

Früh im Bette! Ihr Pichler.

---

29. October 1899.

. . . Es steht wieder besser, lang kann es freilich nicht aushalten.

Ob etwas von mir für das Fortepiano gesetzt ist, weiß ich gar nicht. Die „Wettertanne" von Pembaur ist für einen Chor.

Demnächst gehe ich für drei bis vier Tage in die Sommerfrische nach Bartwies.

Hier eine Kleinigkeit für Ihre Frau:

* * *

Warum stehst du leise weinend
Still an meine Brust gelehnt?
Hast du nicht so lange bange
Diesen Augenblick ersehnt?

Durch die Thränen lächelnd hebst du
Deine Stirne schmerzbefreit,
Was ein Zeichen sonst der Trauer,
Wird es jetzt der Seligkeit.

Ihr alter Pichler.

---

10. Februar 1900.

Mir geht es den Umständen angemessen, d. h. nicht sehr gut. Ich kann nur selten auf kurze Zeit ausgehen. Ob das Frühjahr eine Erleichterung bringt, ist fraglich; Asthma und Emphysem sind Krankheiten, die meistens sehr langsam, aber stets sicher zum Tode führen. Zu Neujahr habe ich ein längeres Gedicht „Die Norne" mit Bezug auf die deutsche Flotte vollendet. Spähne fallen hie und da ab.

* * *

Im Raume schließen sich die Körper aus,
Ausschließen sich die Geister in der Zeit.

Ihr Pichler.

---

3. März 1900.

Ich habe nun auch für den Todfall meine Poesien zusammengestellt. Vieles Ungedruckte und Gedruckte ist verloren.

---

*) Das Gedicht wurde dann in einer Innsbrucker Zeitung gedruckt.

Mein Zustand droht nicht mit schneller Gefahr, führt jedoch langsam und sicher an's Ende. — Nirwana!

Schneeglöckchen.

Schamhaft wie sich zuerst die Braut entkleidet am Ehbett,
Steigt Schneeglöckchen empor schüchtern aus thauigem Grund.

———

Zum Schluß ein Liedchen:

Gravitätisch einen Storch
Sah ich dort spazieren,
Mädchen blicken halbverschämt,
Möchten gern sich zieren.

Holde Kinder, hütet euch,
Ihm ist nicht zu trauen,
Eh' ihr noch es überlegt,
Werdet ihr zu Frauen.

Ihr Pichler.

———

Am 18. August theilte mir Pichler zu meiner größten Freude und Ueberraschung aus Barwies mit, daß er daselbst unter anderem einen Cyclus „Aus den Tagebüchern des Fra Serafico" gedichtet habe, der sich indeß, wie er scherzend hinzufügte, für ein solches Weltkind, wie ich, nicht eigne. Mit tiefer Wehmuth und zugleich mit Bewunderung blicke ich auf sein letztes Schreiben, in dem er mit der Ruhe des Weisen kurz von seinem bevorstehenden Ende Kunde giebt und hinzufügt: Omnes eodem cogimur! Groß, wie er gelebt, ist er auch gestorben.





Die Schönheit des Alten Testaments in seinen poetischen Schriften.

Von

August Wünsche.

— Dresden. —

Schon Ende des vorigen Jahrhunderts machte der Oxforder Bischof Robert Lowth in seinem Werke: De sacra poesie Hebraeorum praelectiones academicae den Versuch, die Bibel, insbesondere das Alte Testament nicht blos vom religiösen, sondern auch vom poetisch ästhetischen Standorte zu betrachten, und gegen Ausgang dieses Jahrhunderts schrieb Gottfried Herder das epochemachende Werk: „Vom Geist der ebräischen Poesie" (1782—1783), das zum ersten Male uns das Verständniß der hebräischen Poesie und seiner Formen eröffnete, leider aber unvollendet blieb. Im Herder'schen Geiste arbeitete Karl Wilhelm Justi weiter. Seine „Nationalgesänge der Hebräer" (3 Bände 1803, 1816 und 1818) ergänzen das Herder'sche Werk in verschiedenen Hinsichten. Eine feinsinnige und ästhetisch gebildete Natur war Karl Umbreit. In seinen Commentaren zu den prophetischen und poetischen Büchern des Alten Testaments findet sich Vieles, was die productive Phantasie und den dichterischen Schwung der biblischen Schriftsteller in helles Licht setzt. Später unternahm es Ernst Meier, eine „Geschichte der hebräischen Nationallitteratur der Hebräer" zu schreiben, in der er sich bestrebte, „den Naturproceß, den organisch-geschichtlichen Entwickelungsgang der hebräischen Dichtungen wieder zu erkennen und aus den concreten Lebensverhältnissen zu erklären," dabei hat er auch der ästhetischen Betrachtungsweise Rechnung getragen. In seine Fußtapfen trat David Cassel (Geschichte der jüdischen Litteratur, 2 Bde). Er verfolgte die einzelnen Gattungen der hebräischen Dichtung und zeigte bei jeder die ihr eigenthümliche Schönheit auf. In kleinerem Rahmen haben ferner Karl Ehrt (Versuch einer Darstellung der hebräischen Poesie nach Beschaffenheit ihrer Stoffe, Dresden 1865), Heinrich Steiner (Ueber

hebräische Poesie, Basel 1873. Vortrag) und Friedrich Baethgen (Anmuth und Würde der hebräischen Poesie, Kiel 1880. Vortrag) mit dichterischem Verständniß auf die Schönheit des Alttestamentlichen Schriftthums hingewiesen. Trotz aller dieser Arbeiten aber ist den meisten Gebildeten die Schönheit der Bibel noch immer „eine versiegelte Quelle" und „ein verschlossener Brunnen". Sie ahnen nicht, daß sie es in der Bibel mit poetischen Erzeugnissen ersten Ranges, mit Perlen der Weltlitteratur zu thun haben.

Wir wollen in folgender Skizze versuchen, besonders die Schönheit der poetischen Schriften des Alten Testaments darzuthun. Wir stellen an die Spitze unserer Betrachtung das Buch Hiob, die Tragödie des menschlichen Lebens. Die wichtigen kritischen Fragen über den Urhiob als Volksbuch, dessen Existenz in die vordeuteronomianische Zeit fällt und von dem wir noch Cap. 1 und 2 und 42, 7—14 besitzen, sowie über den wahrscheinlich erst in der persischen Zeit lebenden Dichter der eigentlichen Reden und über die später stattgefundenen Interpolationen sind dabei für unsern Zweck gleichgiltig. Wir haben es nur mit der Gestalt des Buches zu thun, in der es uns vorliegt. Ebenso hat die Frage nach der Textüberlieferung für uns nur untergeordnete Bedeutung, da die Textcorruptionen nicht derart sind, daß sie geradezu sinnverwirrend im Einzelnen oder im Allgemeinen wirkten. Der Hiob stellt sich uns als ein großartiges, didaktisches Lehrgedicht in dialogischer Form dar. Obgleich nur wenig von dramatischer Handlung zu verspüren ist, so erregen doch die Conception, die Erhabenheit der Darstellung, die mächtig wirkende Gedankenfülle mit ihrer lichtvollen Klarheit und philosophischen Tiefe unsere Bewunderung. Nur in schwachen Umrissen gelingt es, die Schönheit der Dichtung zu enthüllen und den kühnen Flug der Phantasie in seiner Mächtigkeit und Allgewalt zu erfassen. Mit Wolfram von Eschenbachs Parzival und Goethes Faust bildet das Buch Hiob die große Trilogie, die es unternimmt, in dichterischer Form das Welt- und Lebensräthsel zu lösen, indem es das allgemein menschliche Problem der „Wahrheit und Wirklichkeit einer gerechten Weltregierung" behandelt. Bestimmter dreht es sich um die Grundfrage, in welchem Verhältnisse die den Frommen in seinem Erdenleben treffenden Leiden sich mit der Idee einer Weltleitung unter einem allweisen, gütigen und gerechten Gotte vertragen. Die alte vorexilische Vergeltungslehre, welche die menschlichen Geschicke als eine naturgemäße, nothwendige Folge des sittlichen Verhaltens des Menschen betrachtete, wird, weil sie nur zu oft mit der Erfahrung im Widerstreite steht, zu Grabe getragen, dagegen erhebt sich die neue Weltanschauung, daß Glück und Unglück nach unerforschlichen Gründen der göttlichen Weisheit unter die Sterblichen vertheilt sind, wie leuchtendes Morgenroth, das den hellen Tag verkündet. Der Fromme steht in Gottes Hand und darf von ihm das Beste erwarten. Ueber ihn hereinbrechendes Mißgeschick giebt ihm daher durchaus nicht das Recht, sich in titanenhaftem Trotze wider Gott zu empören, an seinem Weltregimente zu zweifeln und

mit ihm zu rechten, sondern er hat sich unter seine Weisheit zu beugen, still auszuharren und zu resigniren. Das Problem kommt in trefflicher Weise zur Verkörperung, zuerst in dem epischen, im Stile des Euripides gehaltenen Prologe*), welcher die Theilnahme an der vorzuführenden Begebenheit erweckt, den Streit vorbereitet und anknüpft, sodann in den drei Reden Hiobs mit seinen drei Freunden Eliphas, Bildad und Zophar, durch welche die Verwickelung und Steigerung bewirkt wird, endlich in dem Selbstgespräch Hiobs über sein einstiges Glück und in dem Auftreten Gottes als höchster Instanz, durch welche die Lösung des Knotens erfolgt, indem dem Helden einerseits ebenso sein vermessenes Aufbäumen und seine Herausforderung Gottes mit Nachdruck verwiesen wird, wie andererseits die Freunde scharfen Tadel für ihre ungerechtfertigten Anschuldigungen erfahren. Der Schauplatz der Dichtung ist ein doppelter, theils oben im Himmel, theils unten auf der Erde. Im Rathe Gottes werden Pläne in Bezug auf Hiob entworfen und auf der Erde durchgeführt, von denen weder dieser noch seine Freunde etwas ahnen. Daher das Hin- und Herrathen der Unteren, das Forschen und Suchen nach zureichenden Gründen. Die Freunde suchen dieselben „im Staube“, wie Herder (Vom Geiste der hebräischen Poesie I, S. 129) treffend bemerkt, „da sie sie über den Sternen suchen sollten“. Dahin reicht aber ihr Scharfblick nicht, sie haben kein Verständniß für das wunderbare Zusammenwirken zwischen Himmel und Erde. Nicht daß sie Materialisten wären und eine transcendentale göttliche Macht leugneten, es fehlt ihnen aber die richtige Einsicht in die Zwecke und Absichten ihres Wirkens. Daher wird für sie der seiner Güter beraubte und mit einer grauenerregenden und qualvollen Krankheit geschlagene fromme und gottesfürchtige Hiob ein unbegreifliches Räthsel, er steht vor ihrem Geiste als ein unlösbares Problem. Die Behandlung des Vorwurfes ist eine wahrhaft großartige und weist auf ein eminentes Dichtertalent hin. Die Sprache ist edel, gewählt, kühn, gedrungen und reich an Bildern und Vergleichen. Tiefe der Gedanken und Wärme der Empfindung beherrschen die Darstellung. Die Symmetrie zeigt sich im Ganzen in einer ebenmäßig durchgeführten Vertheilung des Stoffes nach dem Gesetze der Trichotomie, im Einzelnen in einer ebenmäßigen strophischen Gliederung und in einem trotz aller Freiheit schön gemessenen Rhythmus. Wir haben distichisch und tristichisch gebaute Verse mit Haupt- und Nebencäsuren. Vom menschlichen Standpunkte betrachtet stellt sich das Buch Hiob, wie schon erwähnt, als ein dialogisches Lehrgedicht dar, vom göttlichen Standpunkte aber als eine Theodicee, als eine Gottesvertheidigung, welche die göttliche Weltregierung in den Mißgeschicken des Lebens, vor Allem in den Leiden und Uebeln der

*) Derselbe ist wahrscheinlich nicht erst später zu den Reden des Dichters hinzugefügt worden, sondern gehört dem Urhiob, einer volksthümlichen Erzählung, an, oder er ist wenigstens als eine Krystallisation desselben zu betrachten.

Frommen zu rechtfertigen unternimmt. Wenn auch die Lösung des Räthsels vom Weltlaufe dem modernen philosophischen Bewußtsein nicht genügt, so kommt sie doch dem religiösen Bedürfnisse entgegen und sucht dieses zu befriedigen. Nach diesen kurzen allgemeinen Bemerkungen gehen wir näher auf den Inhalt des Buches ein.

Der eigentliche Held der Dichtung ist Hiob. Er ist ein greiser Nomadenfürst aus den Araberstämmen des östlichen Palästina, der sich eines großen Reichthums erfreut; er besitzt Rinder-, Esel-, Schaf- und Kameelheerden, blühende Söhne und Töchter erhöhen sein irdisches Glück. Doch ein einziger Tag macht seiner Erdenherrlichkeit ein Ende. Und damit noch nicht genug, er selbst wird von der Elephantiasis befallen und sitzt elend, gebrochen und von den gräßlichsten Schmerzen gefoltert hinten an seinem Gezelte auf dem Kehrichthaufen. Hiob ist ein Geprüfter, der unser innigstes Mitleid erregt. Er seufzt und stöhnt, ächzt und schreit, sein Leben ist ihm verbittert, er wünscht sich den Tod, oder noch besser, nie geboren worden zu sein. In seinen Klagerufen liegt kein Widersinn, auch ein Held schreit, wenn der körperliche Schmerz das Maß seiner Kraft übersteigt. Hiob aber leidet „als der Ruhm und Stolz Gottes, seine Plagen sind über ihn verhängt,“ er hat sie nicht selbst verschuldet. Gottes Ausspruch, daß er trotz des Verlustes seiner Habe und trotz körperlicher Qualen fest in seiner Gottesfurcht bleiben werde, soll sich an ihm bewähren. Da kommen seine drei Freunde, Eliphas von Theman, Bildad von Suah und Zophar von Naema. Sie sind entsetzt, als sie den körperlich Entstellten sehen, und zerreißen, um ihrem Mitgefühle Ausdruck zu geben, ihre Kleider. Sie sind gekommen, um ihn zu beklagen und ihn zu trösten, bald aber ergehen sie sich wider ihn in Anklagen, da sie sich das Widerspruchsvolle zwischen seinem religiös sittlichen Verhalten und seinem entsetzlichen Mißgeschick nicht zusammenreimen können. Dadurch wird Hiob zur Selbstvertheidigung genöthigt. Es entspinnt sich ein Kampf zwischen dem Helden und seinen drei Freunden, der unser höchstes Interesse erregt und uns in der gespanntesten Aufmerksamkeit erhält. Hiob ist ein Gottbegeisterter und als solcher in seinem Auftreten kühn, anmaßend, rücksichtslos, zuletzt wird er sogar ungerecht gegen Gott und geräth dadurch in Widerspruch mit sich selbst, indem er in seinen Behauptungen sich zur Vertheidigung der These verleiten läßt, daß nur die Frevler auf Erden im Glücke leben (Cap. 21). Die drei Freunde, die theils Araber, theils Edomiter sind und die alte Vergeltungslehre vertreten, ergreifen die Offensive, um Hiob in der Defensive zu erhalten. Er aber ist den Gegnern gewachsen, er widerlegt sie und zeigt ihnen, daß ihre Argumentationen der Beweiskraft entbehren. In drei Gängen wickelt sich der Kampf ab. Durch die Rücksichtslosigkeit Hiobs werden die Freunde gezwungen, immer kühner vorwärts zu gehen. In ihren Angriffen liegt Taktik und Plan, sie verleihen dem Streite Charakter, Farbe, Lebendigkeit und Frische. Bildad dringt am kühnsten vor. Er bildet in

dem Kampfe die treibende und fortbewegende Kraft. Zophar nimmt meistens nur wieder auf, was Bildad gesagt hat, oder läßt sich zu unhaltbaren Uebertreibungen hinreißen. Eliphas tritt als der Bescheidenste unter den drei Freunden auf; daher beginnt er, nachdem Hiob seinen Geburtstag verflucht hat, den ersten Gesprächsgang. Weil er immer einzulenken sucht, so ist das, was er vorbringt, im Ganzen von wenig Belang. Er ist kein rechter, selbstständiger Denker, seinen Worten fehlt die philosophische Tiefe. Gleich die erste Lehre, die er Cap. 4,16 giebt:

Ist wohl ein Mensch vor Gott gerecht,
Und vor seinem Schöpfer rein ein Mann?

schöpft er nicht aus sich selbst, sie ist nicht das Ergebniß eigener Ueberlegung und Forschung, sondern er legt sie einem Orakel in den Mund, welches sie ihm in der Nacht im Traume verkündet hat. Endlich spitzt sich der Kampf durch die Aggressive der Gegner dermaßen zu und erreicht einen solchen Grad der Leidenschaftlichkeit, daß Hiob nichts Anderes übrig bleibt, als an Gott als seinen Anwalt und Rechtsbeistand zu appelliren. Er nimmt zwar zurück und schränkt ein, wozu er sich in der Hitze des Gefechts hat hinreißen lassen, daß es nämlich nur den Frevlern hier auf Erden wohlgehe, aber er fordert Gott heraus und verlangt von ihm seine Rechtfertigung. Doch auch die Gegner sind auf der Höhe der Einwürfe angelangt, sie können nicht mehr weiter. Gott erscheint im Wettersturm, unvermuthet, wunderbar und prächtig und richtet an den selbstvermessenen Helden schwierige, die Geheimnisse der Schöpfung und der Weltleitung betreffende Fragen, auf die dieser keine Antwort zu geben vermag. Hiob verstummt und schweigt, er demüthigt sich vor Gott und bekennt seine menschliche Ohnmacht und Schwäche. Nicht minder erfahren aber auch die drei Freunde Gottes Zurechtweisung für ihr ungerechtfertigtes Unterfangen.

So geht Hiob geläutert aus seinem Prüfungs- und Zeugnißleiden hervor, wie Gold aus dem Schmelztiegel. Eine eigentliche Belehrung, warum er mit so schweren Leiden geprüft worden sei, empfängt er vom Ewigen nicht, wohl aber wird ihm der zugefügte Schaden doppelt erstattet, und das ist ja das Einzige, was der sterbliche Mensch von Gott fordern kann. Er stirbt alt und lebenssatt.

Die vier Reden Elihus von Bus Cap. 32—37 wirken störend auf den Zusammenhang zwischen der Herausforderung Hiobs und der Antwort des Ewigen und erweisen sich deshalb sicher als ein späteres Einschiebsel eines anderen noch jüngeren Dichters. Schon der lange Eingang der ersten Rede, wo er sein Eingreifen in die Handlung zu rechtfertigen sucht, trägt den Stempel einer gewissen Langweiligkeit an sich. Die Quintessenz seiner Erörterungen läßt sich darin zusammenfassen, daß er das dem Hiob widerfahrene Mißgeschick nicht als Prüfungsleiden, sondern als „Züchtigungs- und Läuterungsleiden“ für seine Vermessenheit hinstellt.

So strebt das Buch Hiob, als Theodicee gefaßt, in seinem Grundgedanken über die Schicksalsidee der Antike hinaus, denn „der Dualismus, den die griechische Tragödie unaufgehoben läßt, kommt,“ wie Franz Delitzsch bemerkt, „hier zur Versöhnung. Die menschliche Freiheit erliegt nicht, sondern es wird offenbar, daß nicht eine absolute Willkürmacht das menschliche Geschick gestalte, sondern die göttliche Weisheit, deren innerster Trieb die Liebe ist.“

Um die Schönheit und Erhabenheit der Dichtung an's Licht zu stellen, heben wir einige Stellen aus ihr heraus. Zunächst Hiobs Verfluchung seines Geburtstages und seiner Empfängnißnacht (Cap. 3).

Es verschwinde der Tag, an dem ich geboren,
Und die Nacht, so sprach: Ein Mann ist empfangen.
Jener Tag sei finster,
Nicht frage nach ihm Eloah droben,
Und nicht erstrahle über ihn Licht.
Einlösen mögen ihn Finsterniß und Tiefdunkel,
Es ruhe über ihm Gewölk,
Erschrecken soll ihn Tagverdüsterung.
Jene Nacht, — es fasse sie Finsterniß,
Nicht freue sie sich unter des Jahres Tagen;
In der Monde Zahl komme sie nicht.
Ja, jene Nacht sei unfruchtbar,
Nicht durchdringe sie Jubelruf.
Verwünschen sollen sie, die den Tag verfluchen,
Die bereit sind, den Leviathan anzuhetzen.
Verfinstern sollen sich ihrer Frühdämmerung Sterne;
Sie harre auf Licht, und es ist keins,
Und nie erfreue sie sich an des Frühroths Wimpern,
Da sie nicht zuschloß meines Mutterleibes Pforten
Und Mühsal verbarg vor meinen Augen.
Warum starb ich nicht gleich vom Mutterleibe weg
Und verhauchte, da ich aus dem Mutterschoße heraustrat?
Weshalb kamen mir Kniee entgegen?
Wozu Brüste, damit ich söge?
So läge ich nun und rastete,
Ich schliefe, und mir wäre wohl.
Bei Königen und Berathern des Landes,
Die Trümmer für sich erbauten;
Oder bei Fürsten, die Gold besitzen,
Die da füllen ihre Häuser mit Silber,
Oder verscharrter Fehlgeburt gleich wäre ich nicht,
Gleich Kindern, die nicht das Licht gesehen.
Dort rasten Frevler vom Toben,
Dort ruhen die Krafterschöpften.
Gefangene rasten allzumal,
Nicht hören sie des Drängers Stimme.
Klein und Groß sind dort gleich,
Und der Knecht ist frei von seinem Herrn,
Wozu giebt er dem Mühseligen Licht
Und Leben dem Seelenbekümmerten?
Die auf den Tod harren, und er kommt nicht,
Die nach ihm graben mehr als nach Schätzen,
Die sich freuten bis zum Jubel,
Die aufjauchzten, wenn sie ein Grab fänden
Mir, einem Mann, dessen Pfad verborgen,
Und den Eloah rings umzäunt hat?
Denn vor meinem Brote kommt mein Seufzen,
Und es fließen gleich Wasser meine Klagen.
Und wovor ich schauderte, das kam über mich,
Und was ich fürchtete, das begegnete mir.
Nicht ruhte ich, und nicht rastete ich, und nicht erholte ich mich,
Da kam schon (neue) Bedrängniß.

Das sind Worte des tiefsten und trostlosesten Schmerzes, eines Lebensüberdrusses und einer Lebensverachtung, wie sie stärker wohl kaum jemals von einem Dichter ausgesprochen worden ist. Hiob steht vor uns als ein Mann, der von den furchtbarsten Qualen gefoltert wird, in seinen Gliedern wühlt und tobt das Feuer der unheilbaren Krankheit, er sieht keinen Ausweg, von allen Seiten hat ihm Gott die Hoffnung abgeschnitten, ein aussichtsloser Leidenspfad ist ihm bis an's Ende vorgezeichnet.

Von erschütternder Wahrheit ist der Schluß der dritten Antwort Hiobs. Nachdem der Held sich gegen Gott aufgebäumt und ihn herausgefordert hat mit den Worten Cap. 13, 23 f.:

Wie viele Missethaten und Sünden habe ich?
Meinen Frevel und meine Sünde laß mich wissen!
Warum verbirgst du dein Antlitz
Und achtest mich für deinen Feind?

und dieser trotzdem nicht erscheint und seine Unschuld vor seinen Freunden darthut, wird er kleinlaut und schildert Cap. 14, 1 ff. unter Heranziehung der verschiedensten Bilder und Vergleiche die Nichtigkeit und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens.

Der Mensch, vom Weibe geboren,
Kurz von Tagen und satt an Unruhe —
Wie eine Blume sproßt er auf und wird abgeschnitten,
Flieht wie ein Schatten und hat nicht Bestand,
Und über solchen hältst du deine Augen offen,
Und mich führst du in's Gericht mit dir?
Wer ist wohl rein von den Unreinen?
Nicht ein Einziger!
Wenn seine Tage festbestimmt sind,
Die Zahl seiner Monden dir bewußt,
Wenn du ihm eine Frist gesetzt, die er nicht überschreiten kann,
So schaue weg von ihm, daß er raste
Und wie ein Löhner seines Tages froh werde.
Für den Baum giebt es Hoffnung,
Wird er umgehauen, er schlägt wieder aus
Und sein Schößling hört nicht auf;
Ob auch in der Erde altert seine Wurzel
Und im Staube erstirbt sein Stumpf,
Vom Duft des Wassers blüht er wieder auf
Und treibt Zweige wie ein Reis.
Wenn aber ein Mann stirbt, so liegt er hingestreckt,
Und verscheidet ein Mensch, wo ist er?
Es schwinden Wasser aus dem Meere
Und ein Strom versiegt und trocknet aus,
Doch legt der Mensch sich hin, so ersteht er nicht wieder,
Bis der Himmel zergeht, erwachen sie nicht
Und werden nicht aufgerüttelt aus ihrem Schlafe.
— — — — — — — — —
Ja, wie ein stürzender Berg zerfällt
Und ein Fels von seiner Stelle rückt,
Wie die Wasser Steine zerreiben,
Fortschwemmen seine Fluthen den Erdstaub,
So machst du des Menschen Hoffnung zu nichte.
Du vergewaltigst ihn für immer,
Und er geht dahin,
Du veränderst sein Antlitz
Und sendest ihn fort.
Sind seine Kinder geehrt, er weiß es nicht,
Sind sie in Noth, er wird es nicht inne.
Nur sein Fleisch an ihm fühlt Schmerz,
Und seine Seele trauert um ihn.

Ganz an die Chokmalitteratur des Alten Testaments erinnert die Stelle in Hiobs Schlußrede an seinen Gegner vom Lobe der Weisheit. Cap. 28, 12 ff. Die Rede bildet sozusagen die Krone der Dichtung. Der Mensch versteht es, das in der Erde verborgene Silber und Gold zu gewinnen, indem er sich Zugänge zu ihnen bahnt, auch gelingt es ihm, andere Metalle und Edelsteine ausfindig zu machen, den Fundort der Weisheit aber, welche uns die Erkenntniß der Dinge in ihrem wahren Wesen vermittelt und die das Dunkel des Lebens mit seinen räthselhaften Geschicken aufhellt, bleibt ihm verborgen.

Aber die Weisheit, wo wird sie gefunden,
Und welches ist der Ort der Einsicht?
Nicht kennt ein Sterblicher ihren Werth,
Und sie wird nicht gefunden im Lande der Lebenden.
Der Abgrund spricht: In mir ist sie nicht,

Und das Meer spricht: Sie ist nicht bei mir.
Nicht gediegenes Gold wird für sie gegeben,
Und nicht wird dargewogen Silber als ihr Kaufpreis,
Sie wird nicht aufgewogen mit Ophirgold,
Mit kostbarem Schoham und Sapphir.
Nicht kommt ihr gleich Gold und Glas,
Und nicht tauscht man sie ein für golden Geräth.
Korallen und Krystall kommen nicht in Betracht,
Und der Weisheit Erwerb geht über Perlen.
Nicht ist ihr gleich zu stellen Aethiopiens Topas,
Mit reinem Feingold wird sie nicht aufgewogen.
Woher kommt also die Weisheit,
Und welches ist der Ort der Einsicht?
Verhüllt ist sie vor den Augen aller Lebenden,
Und vor dem Geflügel des Himmels ist sie verborgen.
Abgrund und Tod sprechen:
Mit unseren Ohren hörten wir ihr Gerücht.
Gott kennt den Weg zu ihr,
Er weiß ihren Ort.
Denn er blickt bis zu den Enden der Erde,
Alles unter dem Himmel erschaut er.
Als er machte dem Winde sein Gewicht
Und die Wasser bestimmte nach dem Maße,
Als er machte dem Regen das Gesetz
Und den Weg dem Blitze des Donners,
Da sah er sie und machte sie kund,
Stellte sie hin und erforschte sie.
Und er sprach zum Menschen:
Siehe, Furcht des Herrn, das ist Weisheit,
Und meiden das Böse, das ist Verstand.

Zu den schönsten Gemälden gehört ferner die ebenso anschauliche wie lebendige Schilderung (Cap. 29—31), in welcher Hiob wehmüthig auf sein früheres Glück zurückblickt, das er verloren hat. Wir sehen ihn als ehemaligen Emir vor uns, der von Allen geehrt und geachtet wird, der kein Unrecht duldete und Bedrängten und Hilfsbedürftigen immer mit Rath und That zur Seite stand.

O wäre ich wie in früheren Monden,
Wie in den Tagen, da Eloah mich beschützte,
Als seine Leuchte über meinem Haupte strahlte,
Als ich bei seinem Lichte durchwandelte die Finsterniß;
Wie ich war in den Tagen meines Herbstes,
Im trauten Kreise Eloahs, der über meinem Zelte;
Als noch der Allmächtige mit mir war,
Rings um mich meine Knaben,
Als ich badete meine Schritte in Rahm,
Und der Fels bei mir ergoß Bäche des Oels.
Wenn ich hinausging zum Thore die Stadt hinauf,
Auf dem Markte aufstellte meinen Sitz,
Da verbargen sich die Jünglinge, sobald sie mich sahen,
Und Greise erhoben sich, blieben stehen.
Fürsten hielten inne in der Rede
Und legten die Hand auf ihren Mund.
Edle verbargen sich mit ihrer Stimme,
Und ihre Zunge klebte an ihrem Gaumen.
Denn hörte ein Ohr von mir, so pries es mich glücklich,
Und ein Auge, das mich sah, zeugte für mich.
Denn ich rettete den Armen, der um Hilfe rief,
Und die Waise, die keinen Helfer hatte.
Der Segen des Verlorenen kam über mich,
Und der Wittwe Herz machte ich jubeln.
Gerechtigkeit zog ich an, und sie zog mich an,
Wie Talar und Turban war meine Rechtschaffenheit.

Augen war ich dem Blinden,
Und Füße dem Lahmen war ich;
Ein Vater war ich den Dürftigen,
Und den Rechtsstreit eines Unbekannten erforschte ich.
Ich zerbrach die Kinnladen dem Frevler,
Und aus seinen Zähnen riß ich den Raub.
Da dachte ich: Bei meinem Neste werde ich verscheiden
Und gleich dem Phönix die Tage mehren.
Meine Wurzel ist geöffnet dem Wasser,
Und Thau übernachtet in meinen Zweigen,
Meine Ehre ist stets neu bei mir,
Und mein Bogen verjüngt sich in meiner Hand.
Mir hörten sie zu und harrten
Und blieben schweigsam bei meinem Rath,
Nach meiner Rede sprachen sie nicht mehr,
Und wenn mein Wort auf sie geträufelt,
So harrten sie auf mich wie auf Regen,
Und ihren Mund sperrten sie auf wie nach Spätregen.
Ich lachte ihnen zu, wenn sie es nicht glaubten,
Und meines Angesichts Licht machte sie nicht sinken.
Ich bestimmte ihren Weg und setzte mich an die Spitze
Und thronte wie ein König in der Schaar,
Wie Einer, der Trauernde tröstet.

Gewaltig auf Verstand, Herz und Gemüth wirken die kosmogonischen Schilderungen im Buche Hiob, welche die Manifestationen göttlicher Allmachtsbethätigung in der Schöpfung in hochpoetischer Sprache veranschaulichen. So zeigt Hiob in seiner zweiten Antwort auf die Rede Bildads Cap. 9, 5—10, daß der sterbliche Mensch in seiner Ohnmacht gegen Gott nicht aufkommen kann. Will er sich mit ihm messen, so muß er unterliegen. Es besteht ein großer Abstand zwischen ihm und dem Schöpfer, denn:

Er versetzt Berge, und sie wissen es nicht,
Er kehret sie um in seinem Grimm.
Er läßt die Erde erbeben von ihrer Stelle.
Und ihre Säulen macht er wanken.
Er gebietet der Sonne, und sie scheint nicht,
Und legt die Sterne unter Siegel.
Er spannt die Himmel aus für sich allein
Und schreitet auf den Höhen des Meeres,
Er erschuf den Bären, den Orion und die Plejaden,
Und die Kammern des Südens.
Er thut Großes, das nicht zu ergründen,
Und Wunderbares, das nicht zu zählen.

Aehnliche Gedanken, nur in mehr abgeschwächter Form, spricht Bildad in seiner dritten Rede aus Cap. 25, 2—6:

Herrschergewalt und Furcht ist bei ihm,
Er schafft Frieden in seinen Höhen.
Giebt's eine Zahl für seine Schaaren?
Und über wem erhebt sich nicht sein Lichtstrahl?

Wie kann ein Mensch gerecht sein bei Gott,
Und wie kann rein sein ein vom Weibe Geborener?
Sieh', selbst der Mond — er ergläuzet nicht,
Und die Sterne sind nicht rein in seinen Augen.
Und nun gar der Mensch, der Wurm,
Und des Menschen Sohn, die Made.

Da im Buche Hiob Culturvorstellungen aus sehr verschiedenen Zeiten sich niedergeschlagen haben, so nimmt es nicht Wunder, wenn uns Anspielungen auf mancherlei Mythologisches und Sagenhaftes begegnen. In einem herrlichen Gemälde fließen sogar die Strahlen altsemitischer Volksvorstellungen wie in einem Brennpunkte zusammen. Wie bei anderen Völkern des Alterthums, herrschte auch bei den Hebräern der Glaube, daß der Drache im Norden zuweilen sich wie eine Schlange in vielen Windungen und Krümmungen um die Sonne schlinge und dadurch ihre Verfinsterung bewirke*). Gott wird nun als Jäger gedacht, der mit diesem Ungeheuer im Kriege liegt. Durch seine Pfeilgeschosse zwingt er es, seine Beute wieder fahren zu lassen. Ebenso glaubte man, daß es einen Seedämon, Rahab genannt, gäbe, der sich gegen Gott aufbäume, von ihm aber in gleicher Weise am Ende der Welt besiegt werde. In der altbabylonischen Sage heißt das Ungeheuer Tiamat (vielleicht das hebräische thehom, Meeresfluth). Nach bildlichen Darstellungen aus Altbabylon hat es einen mit Schuppen bedeckten Körper, einen raubthierartigen Kopf, auf dem Rücken ist es mit Flügeln versehen, und die Füße gehen in Adlerklauen aus. Merodach oder Bel führt mit ihm einen Entscheidungskampf, indem er es entweder mit seinem sichelförmigen Schwerte oder mit seinen Blitzpfeilen verwundet und durch Einkerkerung für immer unschädlich macht.

In der zweiten Antwort Hiobs auf Bildads Einwürfe spielt der Dichter auf diese alten Sagen an, indem er schildert, wie Gottes Macht sich in der ganzen Schöpfung offenbart, sowohl in den Tiefen bei den Schatten der Unterwelt, wie am Sternenhimmel und in den unterhimmlischen Wassern der Wolkenschläuche (Cap. 26, 5—14).

Die Schatten werden in's Kreißen versetzt
Unter den Wassern und ihren Bewohnern.
Nackt liegt die Unterwelt vor ihm,
Ohne Decke der Abgrund.
Er spannt aus den Norden über der Oede,
Hängt auf die Erde über dem Nichts!
Er schnürt ein die Wasser in seine Wolken,

*) Der um 940 in Italien lebende jüdische Astronom Sabbathai Donolo bemerkt über den Himmelsdrachen oder die fliegende Schlange: „Als Gott die zwei Lichter (Sonne und Mond) und die fünf Sterne (Planeten) und die zwölf Thierkreisbilder erschuf, da erschuf er auch den Drachen (theli), um diese Himmelskörper wie mittels eines Weberbaumes zu verbinden, und er ließ ihn am Firmamente von einem Ende bis zum anderen sich hinstrecken wie einen Riegel, wie eine Schlange mit Kopf und Schwanz."

Und das Gewölk spaltet sich nicht unter ihnen.
Er verhüllt den Anblick des Thrones
Und breitet aus darüber sein Gewölk.
Eine Grenze zieht er ringsum über den Wassern,
Bis zur Grenze des Lichts neben der Finsterniß.
Des Himmels Säulen gerathen in's Wanken,
Und sie entsetzen sich von seinem Schelten.
Durch seine Macht erregt er das Meer,
Und durch seine Einsicht zerschmettert er Rahab.
Durch seinen Wind erheitert er die Himmel,
Durchbohrt hat seine Hand den flüchtigen Drachen.
Siehe, das sind die Endpunkte seiner Wege,
Welch' Gelispel nur, das wir davon vernehmen!
Doch das Donnern seiner Kräfte, wer kann's verstehen?

Wahrhaft großartig und mächtig die Phantasie anregend sind die Naturbilder im 38. Capitel. Ohne mit Hiob zu disputiren und ihm sein unbegreifliches und unfaßbares Wirken und Walten auseinanderzusetzen, entrollt Gott vor ihm auf seine vermessene Herausforderung eine Reihe lebendiger Bilder der Schöpfung und legt sie dem Ruhmredigen und Selbstbewußten zur Beantwortung vor. Es ist eine „majestätische Donnersprache des Schöpfers," die auf Hiob herabfährt, ihn überwältigt und zu der Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Weisheit und seines Könnens bringt. In einem Examen werden ihm Fragen und Räthsel vorgelegt, welche die Geheimnisse der Schöpfung und der Weltregierung betreffen. Das Examen beginnt mit dem Ursprung der Erde.

Wohlan, gürte wie ein Mann deine Lenden!
Ich will dich fragen, und du belehre mich.
Wo warst du, als ich die Erde gründete,
Sag' an, wenn du Einsicht besitzest!
Wer hat ihre Maße bestimmt, wenn du es weißt,
Oder wer hat über sie gespannt, die Meßschnur?
Worauf sind ihre Pfeiler eingesenkt,
Oder wer hat ihren Eckstein hingeworfen,
Beim Jubel der Morgensterne zusammt,
Als jauchzten alle Gottessöhne?

Mit feinem dichterischen Verständniß erläutert Herder das wundervoll entworfene kosmogonische Bild. „Wir vergessen alle Physik und Erdmessung neuer Zeiten," so führt er a. a. O. I, S. 90 ff. aus, „und betrachten die Bilder als alte Naturpoesie der Erde. Wie ein Haus wird sie gegründet, das Richtmaß über sie gezogen, und da ihre Grundveste eingesenkt, da ihr Eckstein gelegt ist, stimmen alle Kinder Gottes, ihre Schwestern, die Morgensterne einen freudigen Gesang an zur Ehre des Werkmeisters, zur Bewillkommnung ihrer jungen Schwester. Nun wird das Meer geboren."

Als ich umzäunte mit Thüren das Meer,
Da es hervorbrach, aus dem Mutterschoße hervorging?
Als ich Gewölk zu seinem Kleide machte
Und Wolkendunkel zu seiner Windel?

Als ich abbrach über ihm seine Grenze
Und setzte ihm Riegel und Thüren?
Und sprach: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter,
Hier soll sich brechen der Uebermuth deiner Wellen?

„Ich glaube nicht," bemerkt wieder Herder, „daß je ein größeres Bild von diesem Element gegeben sei, als da es hier Kind wird und es der Schöpfer der Welt mit Windeln kleidet. Es bricht aus den Klüften der Erde, wie aus Mutterleibe, der Ordner aller Dinge redet's als ein belebtes Wesen, als einen stolzen Erdbezwinger mit wenigen Worten an, und das Meer schweigt und gehorcht ihm ewig."

Von der Geburt des Meeres geht der Dichter zum Morgenroth fort. Wie ein Mensch den Teppich eines Zimmers bei den Zipfeln ergreift und den darauf befindlichen Staub und Schmutz ausschüttelt, so erfaßt das Morgenroth in hochpoetischer Personification die Zipfel des Teppichs der Erde und schüttelt die Reste der Frevler, welche während der Nacht ihr Unwesen getrieben, von ihr ab.

Hast du geboten in deinen Tagen dem Morgen,
Angewiesen dem Frühroth seine Stätte?
Zu erfassen die Säume der Erde,
Daß abgeschüttelt werden die Frevler von ihr?
Sie verwandelt sich wie Thon unter dem Siegel,
Sie stellen sich dar wie ein Kleid.
Entzogen wird den Frevlern ihr Licht.
Und der hohe Arm wird zerbrochen.

Der Dichter geht nun zu den Meerestiefen über und den Tiefen des Schattenreiches, das als eine mächtige Burg vorgestellt wird, die vor allem Lebendigen verschlossen ist. Endlich fragt er nach Orten des Lichts und der Finsterniß, von wo aus sie in die kosmische Erscheinung treten.

Bist du gekommen bis zu den Strudeln des Meeres
Und hast du auf dem Grunde der Tiefe gewandelt?
Haben sich dir geöffnet des Todes Thore,
Hast du des Tiefdunkels Thore gesehen?
Hast du Einsicht genommen bis zu den Breiten der Erde?
Sag' an, wenn du das alles weißt!

Welches ist denn der Weg, wo das Licht wohnt,
Und die Finsterniß, wo ist doch ihr Ort?
Denn du brachtest sie ja in ihr Gebiet,
Du kennst die Pfade zu ihrem Hause!
Du weißt es, denn damals wurdest du geboren,
Und die Zahl deiner Tage ist groß!

„Alles wird hier personificirt," sagt Herder, „das Licht, die Nacht, der Tod, die Vernichtung. Diese haben ihren verriegelten Palast: jene ihre Häuser, ihre Reiche und Grenzen. Eine ganze poetische Welt und Weltbeschreibung!"

Der Dichter fragt weiter, wo die Speicher des Schnees und des Hagels sich befinden, deren sich Gott bedient, um die Menschen für ihre Sünden zu strafen.

Bist du gekommen zu den Speichern des Schnees,
Und hast du die Speicher des Hagels gesehen,
Die ich aufgespart zur Zeit der Drangsal,
Für den Tag des Kampfes und des Krieges?

Knüpfest du die Bänder der Plejaden,
Oder öffnest du die Fesseln des Orion?
Läßt du heraustreten den Thierkreis zu seiner Zeit,
Und leitest du den Bär zu seinen Kindern?

Kennst du die Gesetze des Himmels,
Oder bestimmst du seine Herrschaft über die Erde?
Erhebst du zur Wolke deine Stimme,
Daß Wasserschwall dich bedecke?
Entsendest du Blitze, daß sie gehen,
Daß sie zu dir sprechen: Hier sind wir?

Wer legte in's Wolkendunkel Weisheit,
Wer verlieh dem Luftgebilde Verstand?
Wer zählt die Wolken mit Weisheit
Und die Krüge des Himmels, wer legt sie hin?
Wenn Staub zum Gußwerk gegossen wird
Und die Schollen aneinander kleben?

„Jetzt kommt," bemerkt Herder, „eine der schönsten und erhabensten Aussichten der Welt! — Schwesterlich zusammengebunden sind die lieblichen Frühling bringenden Sterne. Orion ist der gegürtete Mann und bringt Winter: die Zeichen des Thierkreises werden wie ein Kranz der Erde allmählich emporgeführt: der Vater des Himmels läßt am Nordpol die Bärin mit ihren Jungen weiden, oder (nach einer anderen Mythologie und Lesart) die Nachtwandlerin, eine Sternenmutter, die ihre verlornen Kinder, untergegangene Sterne, sucht, wird von ihm getröstet, vermuthlich, indem er ihr neue Sterne statt der verlornen heraufführt. Wer in der Nacht den Bär sich wenden sieht, als ob er am Himmel weide mit seinen Jungen, oder wie der Gurt des Thierkreises mit seinen schön gestickten Bildern mit den Jahreszeiten allmählich heraufrückt, und alsdann an die Zeiten denkt, da die nächtlichen Schläfer unter dem morgenländischen Himmel diese Bilder immer vor sich hatten und nach ihrer Hirten- und Vaterphantasie belebten, dem wird die Schönheit dieser Stelle im Sternenglanz aufgehen, die überdem ihrer kurzen Symmetrie nach, mit dem Binden und Lösen kaum übersetzt werden kann." Ironie geht durch's ganze Gedicht. Gott fürchtet den Angriff seiner Feinde und hat sich droben Hagelgewölbe als Rüstkammern gefüllt und bewahret. In den Wolken, wie in der Tiefe wird Alles voll Dichtung.

Licht, Wind, Gewitter, Regen, Thau und Eis sind nun die nächsten astrophysikalischen und meteorologischen Processe, die den Dichter beschäftigen.

Welches ist der Weg, wo das Licht sich theilt,
Wo sich ausbreitet der Ost über der Erde?
Wer hat dem Gußregen einen Kanal gespalten
Und einen Weg dem Wetterstrahl?
Um es regnen zu lassen auf ein Land, wo kein Mensch ist,
Auf die Wüste, wo Niemand weilt,
Zu sättigen Oede und Wildniß
Und sprossen zu lassen frischen Graswuchs?

Hat der Regen einen Vater,
Oder wer hat erzeugt des Thaues Tropfen?
Aus wessen Leibe geht hervor das Eis,
Und des Himmels Reif, wer hat ihn geboren?
Wie Stein gerinnen Wasser,
Und die Fläche der Fluth hält fest zusammen.

„Reiche Poesie über Himmel und Erde!" sagt Herder. „Droben, wo sich die Bäche des Lichts ergießen und sie der Ostwind über die Länder hinführt, wo der himmlische Vater dem Regen Kanäle zieht und den Wolken ihre Bahnen zeichnet. Unten, wo das Wasser Fels wird, und die Wellen des Meeres in Eisfesseln gelegt werden. Selbst der Regen, der Thau, der Reif bekommen Mutter und Vater. So geht's auch mit der Stelle, daß Gott den tiefen Dunkelheiten, den irren Wolkenzügen und leeren Luftgesichten Verstand gebe; die personificirte Sinn- und Bilddichtung verschwindet in einer andern Sprache. Alle diese Bilder, die Aussendung der Blitze und ihre Antwort, der Gang Gottes in den Wolken, sein Abzählen der Tropfen im Regen, die sanfte und reichliche Herablassung derselben sind so schöne Naturpoesie."

Wiederholt wird der schönste und erhabenste meteorologische Proceß im Luftraum, das Gewitter als Selbstbezeugung der Macht, Weisheit und Güte Gottes geschildert. Die gewaltigste Darstellung enthält wieder das Buch in der vierten Rede Elihus an Hiob, Cap. 36, 26—37, 24. Wir sehen, wie sich zunächst das Phänomen im Dunstkreise bildet, wie es sodann mit elementarer Gewalt aus den Wolkenschichten hervorbricht, wie die Blitze zucken und die Donner brüllen, wie die ganze Natur bis in die Tiefen des Meeres aufgeregt wird, wie selbst die Thiere Zittern und Bangen ergreift. Allmählich bricht die Sonne durch das Wolkendunkel wieder hindurch, die Winde verjagen das Gewölk, und das Himmelszelt erstrahlt wieder in seinem heiteren Glanze.

Siehe, Gott ist erhaben, und wir kennen ihn nicht,
Die Zahl seiner Jahre ist unerforschlich.
Denn er zieht die Wassertropfen herab,
Sie sickern als Regen bei seinem Dunste,
Den rieseln lassen die Wolken,
Herabträufeln auf viele Menschen.

Versteht man vollends die Ausbreitungen des Gewölks,
Das Krachen seines Gezeltes?
Sieh', er breitet über sich sein Licht,
Und die Wurzeln des Meeres bedeckt er.
Denn dadurch richtet er Völker,
Giebt Speise in Ueberfluß.
Ueber die Hände deckt er das Licht
Und entbietet es gegen den Widersacher.
Es kündigt ihn an sein Dröhnen,
Das Heerdenvieh merkt sogar seinen Anzug.

Ja, darob erzittert mein Herz
Und bebet auf von seiner Stelle.
Hört, o hört das Grollen seiner Stimme
Und das Brausen, das aus seinem Munde hervorgeht!
Unter dem ganzen Himmel läßt er es los
Und sein Licht über die Säume der Erde.
Hinter ihm brüllt der Donner,
Er donnert mit der Stimme seiner Hoheit.
Und er hemmt sie (die Blitze) nicht, wenn seine Stimme gehört wird.
Es donnert Gott mit seiner Stimme wunderbar,
Vollbringend Großes, und nicht erkennen wir's.

Denn zum Schnee spricht er: Falle zur Erde!
Und (ebenso) zum Regenguß
Und zu den Regengüssen seiner Macht.
Jedes Menschen Hand legt er unter Siegel,
Daß erkennen alle Leute sein Werk.
Da geht das Wild in das Versteck,
Und auf seinen Lagern legt es sich nieder.
Aus der Kammer kommt die Windsbraut
Und von den (Wolken-) Fegern Kälte.
Von Gottes Odem giebt es Eis,
Und die Breite der Wasser kommt in Enge.

Auch mit Wasserfülle belastet er die Wolke,
Streuet aus sein Lichtgewölk,
Und es wendet sich ringsum durch seine Leitung,
Zu vollbringen alles, was er ihm gebietet
Ueber die Fläche des Erdenrunds,
Bald zur Geißel, wenn es seiner Erde dient,
Bald zur Huld läßt er es treffen.

Nimm dies zu Ohren, Hiob!
Stehe still und betrachte Gottes Wunder!
Weißt du's, wenn Gott ihnen Auftrag giebt
Und erglänzen läßt das Licht seines Gewölks?
Verstehst du dich auf die Wägungen der Wolke,
Die Wunder des vollkommenen Wissens?
Du, dessen Kleider heiß sind,
Wenn rastet das Land vom Süden her:
Spannst du aus mit ihm die Wolken,
Die fest sind, wie ein gegossener Spiegel?

Thue uns kund, was wir ihm sagen sollen!
Nichts können wir vorbringen vor Finsterniß.
Soll ihm erzählt werden, daß ich rede,
Oder soll einer fordern, daß er vernichtet werde?

Jetzt sieht man nicht das (Sonnen-) Licht,
Das erstrahlet hinter den Wolken,
Fährt aber ein Wind darüber hin, so hellen sie sich auf.
Von Mitternacht her kommt Gold,
Um Gott ist furchtbare Majestät!
Den Allmächtigen, wir erreichen ihn nicht.
Der groß ist an Macht,
Und Recht und Gerechtigkeit beugt er nicht.
Darum fürchten ihn die Menschen,
Nicht sieht er an Alle, die weisen Herzens.

Von größter dichterischer Gestaltungskraft legen endlich auch die im Buche Hiob vorhandenen Thierschilderungen Zeugniß ab. Der Dichter beseelt die verschiedenartigsten Geschöpfe mit menschlichen Empfindungen und stellt ihre Lebensweise und ihre Sitten als einen Spiegel göttlicher Fürsorge für den Menschen hin. Solche Thiergemälde begegnen uns Cap. 38, 39 bis 39, 30. Es werden sieben Repräsentanten der Thierwelt vorgeführt, zuerst der Löwe als der König der Raubthiere und der Rabe, als der König der Raubvögel. Beide erscheinen als unter Gottes Fürsorge stehende Wesen, die sich ihrer annimmt und ihnen ihren Hunger stillt.

Erjagst du für den Löwen Raub
Und stillst du die Gier der jungen Leuen,
Wenn sie sich ducken zu den Lagerstätten,
Im Dickicht auf der Lauer liegen?
Wer bereitet dem Raben seine Zehrung,
Wenn seine Jungen zu Gott um Hilfe schreien,
Umherirren ohne Speise?

Unter demselben Gesichtspunkte erscheinen ferner die Feldgemsen und Hindinnen.

Weißt du die Zeit, da die Feldgemsen gebären,
Achtest du auf das Kreißen der Hindinnen?
Zählst du die Monden, die sie vollbringen,
Und weißt du die Zeit ihres Gebärens?
Sie knien nieder, lassen ihre Jungen durchbrechen,
Ihrer Wehen werden sie rasch ledig*).
Stark werden ihre Jungen, sie erwachsen im Freien,
Sie laufen fort und kehren nicht wieder zu ihnen zurück.

Es handelt sich in dieser malerischen Schilderung nicht um die Geheimnisse der Schwangerschaft der genannten Thiere, sondern um den fürsorglichen Vatersinn, den Gott ihnen zuwendet, daß sie fern von menschlicher Hilfe beschwerdenlos den Act des Gebärens vollbringen und die Jungen ihrer Erzeuger zu ihrer Ernährung und Aufziehung nicht bedürfen.

---

*) Eigentl.: Sie werfen ab ihre Wehen.

Mit besonderer poetischer Theilnahme wird sodann das Freiheitsgefühl des Wildesels geschildert. Er wohnt in der unfruchtbaren Wüste und hält sich vom Lärm der Stadt fern. Nicht kennt er des Treibers drohende Stimme wie seine dienenden Brüder. In seiner Freiheit und Ungebundenheit tummelt er sich in den kräuterreichen Bergen, wo er seine Nahrung findet.

Wer hat den Wildesel in's Freie entsandt,
Und des Wildlings Bande, wer hat sie gelöst,
Dem ich gab die Steppe zu seiner Behausung,
Und zu seiner Wohnung die Salzsteppe?
Er lacht des Getümmels der Stadt,
Und des Treibers Schreien hört er nicht.
Das Erspähte seiner Berge ist seine Weide,
Und allem Grün forscht er nach.

Ein ähnliches Bild wird weiter vom Wildochs entworfen.

Hat Lust der Wildochs, dir zu dienen,
Oder wird er an deiner Krippe übernachten?
Kannst du binden den Wildochs mit dem Leitseil an die Furche,
Oder wird er eggen die Thalgründe hinter dir?
Vertraust du auf ihn, weil seine Kraft so groß,
Und lässest du ihm deinen Ertrag?
Baust du auf ihn, daß er einbringe deine Saat
Und deine Tenne sammle?

Hierauf werden drei Thiere geschildert, die sich vor Allem durch ihre Schnelligkeit auszeichnen: der Strauß, das Streitroß und der Raubvogel.

Der Straußin Fittich schwingt lustig,
Ist's des Storches Schwinge und Feder?
Nein! Sie überläßt der Erde ihre Eier
Und brütet über dem Staube.
Sie vergißt, daß ein Fuß sie zerdrücken
Und das Wild des Feldes sie zertreten kann.

Hart zeigt sie sich gegen ihre Jungen, als wären sie nicht die ihrigen;
Ob umsonst ihre Mühe, nicht bangt sie darob.
Denn vergessen ließ sie Gott Klugheit,
Und nicht theilte er ihr zu an Einsicht.
Zur Zeit, wenn sie in die Höhe sich erhebt,
Lacht sie des Rosses und seines Reiters.

Schönheitsvoll wird das Roß geschildert, das im Morgenlande weniger als Zug- und Lastthier als vielmehr in der Schlacht verwendet wurde. In seinem herrlichen Kriegsschmucke, in seinem feurigen Muth und ungestümen Kampfesdrange ist es gleichfalls ein Thatbeweis der wunderbaren Weisheit des Weltregierers.

Giebst du dem Rosse Stärke,
Bekleidest du seinen Hals mit flatternder Mähne?
Machst du es springen wie die Heuschrecke?
Die Pracht seines Schnaubens ist Schrecken!
Es scharrt im Thalgrund und freut sich der Kraft;
Es zieht aus entgegen der Rüstung.

Es lacht der Furcht und zaget nicht,
Es kehrt nicht um vor dem Schwerte.
Auf ihm klirrt der Köcher,
Die flammende Lanze und der Speer,
Mit Toben und Ungestüm schlürft es den Boden
Und hält nicht Stand, wenn der Schofar tönt.
Sowie der Schofar tönt, ruft es: Hui!
Und von ferne wittert es den Kampf,
Der Feldherrn Donnerruf und Schlachtgeschrei.

Der hochfliegende, scharfsichtige und beutegierige Habicht und Adler bilden den Schluß des poetischen Thiertableaus.

Regt durch deine Einsicht der Habicht seine Schwingen,
Breitet er seine Fittiche nach Süden aus?
Oder erhebt auf deinen Befehl sich der Adler
Und baut er in der Höhe sein Nest?
Auf Felsen wohnt und horstet er,
Auf des Felsens Zacke und Hochwacht.
Von dort erspäht er Fraß,
Nach der Ferne blicken seine Augen.
Und seine Jungen schlürfen Blut,
Und wo Erschlagene sind, da ist er.

Der Schöpfer steht wie ein Hausvater in seinem unendlichen Haushalte in diesen Thierbildern vor uns und redet durch sie eine überwältigend verständliche Sprache. Der Mensch verstummt und ist beschämt, er beugt sich unter den unbegreiflichen Verstand, und es drängt sich ihm das demüthige Bekenntniß auf die Lippen, daß seine Einsicht Unverstand, sein Planen und Denken Kurzsicht ist.

Die großartigsten und herrlichsten Thiergemälde treten uns aber in den zwei Schilderungen des Behemoth (Nilpferds) und des Leviathan (Krokodils) Cap. 40, 15—41 entgegen, die ebenfalls den Zweck verfolgen, Gottes weises und unerforschliches Weltregiment zu veranschaulichen. Obwohl beide Thiere nicht in Palästina leben, so beruht die Zeichnung doch auf naturgetreuer und sorgfältiger Beobachtung. Lessing hat zwar der Beschreibung allen dichterischen Werth abgesprochen, sobald sich aber der Zeichner auf einen solchen poetisch ästhetischen Standort stellt, wie es hier geschieht, wird die Zeichnung doch als Dichtung gelten müssen. Die Schilderungen regen nicht allein mächtig die Phantasie an, sondern wirken auch erschütternd auf unser Gefühl. Im Anschauen der mächtigen Geschöpfe wird der Mensch sprachlos, er ist ganz Bewunderung, ganz Staunen.

Siehe da den Behemoth,
Den ich geschaffen mit dir!
Gras frißt er gleich dem Rinde!
Sieh', seine Kraft ist in seinen Lenden
Und seine Stärke in den Muskeln seines Bauches!
Er streckt seinen Schwanz wie eine Ceder aus,
Die Sehnen seiner Schenkel sind dicht verschlungen!

Seine Knochen sind Röhren von Erz,
Seine Gebeine wie Stangen von Eisen!
Er ist der Erstling der Wege Gottes,
Sein Schöpfer reichte ihm sein Schwert.
Denn Futter tragen ihm die Berge,
Wo alle Thiere des Feldes spielen.
Unter Lotusbüschen lagert er,
Im Versteck von Rohr und Schilf.
Lotusbüsche überdecken ihn, um ihn zu beschatten,
Es decken ihn des Baches Weiden.
Sieh', schwillt der Strom gewaltig, er erschrickt nicht,
Ruhig bleibt er, wenn gleich ein Jordan an sein Maul hervorbricht.
Kann man ihn wohl vor seinen Augen fangen,
Mit Stricken die Nase durchbohren?
Kannst du den Leviathan am Hamen ziehen,
Mit der Schnur seine Zunge niederdrücken?
Kannst du einen Strick legen durch seine Nase
Und mit einem Haken durchbohren seine Backe?
Wird er viel Bitten an dich richten
Oder zu Dir reden mit Sanftmuth?
Wird er einen Bund schließen mit dir,
Daß du ihn hinnehmest zum Sklaven für immer?
Wirst du mit ihm spielen wie mit einem Vogel
Und ihn anbinden für deine Mädchen?
Verhandeln ihn die Genossen,
Vertheilen ihn unter Händler?
Füllst (spickst) du mit Spießen seine Haut
Und mit Fischharpunen seinen Kopf?
Lege nur an ihn deine Hand,
Denk' an den Kampf, nicht wagst du's wieder!
Sieh', seine Hoffnung wird getäuscht,
Wird er doch schon bei seinem Anblick hingestreckt!
So verwegen ist keiner, daß er ihn reizte!
Und wer ist's, der vor ihn*) sich hinstelle?

— — — — — — — — — — — — —

Nicht schweige ich von seinen Gliedern,
Von der Art der Stärke und der Anmuth seiner Ausrüstung.
Wer hat aufgedeckt die Vorderseite seines Gewandes,
In die Doppelreihe seines Gebisses, — wer dringt hinein?
Die Pforten seines Gesichts, — wer öffnet sie?
Rings um seine Zähne ist Schrecken.
Ein Stolz sind die Rinnen der Schilde,
Verschlossen mit festem Siegel.
Eins [illegible]t sich an das Andere,
Nicht ein Hauch kommt zwischen sie.
Eins an dem Anderen, so halten sie zusammen.
Sie schließen sich fest und kennen sich nicht.
Sein Niesen strahlet Licht,
Und seine Augen sind wie des Frühroths Wimpern.
Aus seinem Rachen gehen Fackeln hervor,

*) Der Text hat: vor mir.

Feuerfunken sprühen hervor,
Aus seinen Nüstern geht Dampf hervor,
Gleich angeblasenem Topf unter Binsen.
Sein Odem entzündet Kohlen,
Und Flamme geht hervor aus seinem Munde.
Auf seinem Halse nächtigt Macht,
Und vor ihm her tanzt Verzagen.
Die Wampen seines Fleisches schließen fest an,
Angegossen ihm, nichts wanket.
Sein Herz ist gegossen gleich dem Stein,
Fest gegossen gleich dem unteren Mühlstein.
Vor seinem Auffahren fürchten sich Starke.
Vor Aengsten verfehlen sie des Zieles.
Erreicht es ein Schwert, so hält es nicht Stand,
Nicht Lanze, Wurfgeschoß und Panzer.
Es achtet für Stroh das Eisen,
Für wurmstichig Holz das Erz.
Nicht setzt es in Flucht der Sohn des Bogens,
Zu Stoppeln wandeln sich ihm Schleudersteine.
Wie Stoppeln gelten Keulen,
Und er verlacht das Rauschen der Lanze.
Unten an ihm sind spitzige Scherben,
Er breitet einen Dreschschlitten über den Schlamm.
Er macht sieden wie ein Topf die Tiefe,
Das Meer macht er wie einen Salbentopf.
Hinter ihm leuchtet ein Pfad,
Es erscheint die Tiefe wie Greisenhaar.
Nichts hat auf dem Staube seines Gleichen,
Geschaffen ist er ohne Schrecken.
Alles Hohe sieht er*),
Ein König ist er über alle Söhne des Stolzes**).

*) Ohne sich zu fürchten.
**) Gemeint sind die stolzen Raubthiere.

(Schluß folgt.)





George Peele.

Ein Bild aus Shakespeares Werdezeit.

Von

Heinrich Zschalig.

— Dresden. —

George Peele gehört neben Robert Greene und Christopher Marlowe zu den hervorragendsten unmittelbaren Vorläufern und älteren Zeitgenossen Shakespeares. Sie waren es, welche nach Sackville, Norton, Lily, Kyd, Lodge, Nash u. A. die letzten dramatischen Vorbedingungen erfüllten, gleichsam der Bühne die letzten Einrichtungs- und Ausstattungsstücke für den Einzug ihres wahren Meisters zuführten.

Peeles fördernder Einfluß auf die Entwicklung der englischen Bühnendichtung äußerte sich namentlich nach der stofflichen und sprachlichen Seite hin.

Von Freunden nnd Bewunderern maßlos gepriesen, am Hofe und in der vornehmen Gesellschaft oft gesucht und als „the Atlas of Poetry and primus verborum artifex“ gefeiert, ward ihm bei Lebzeiten die höchste Verehrung. Sein frisch gemaltes Bildniß schmückte den Prunkraum im Bildersaal der heimischen Litteraturschöpfer. Bald aber mußte dasselbe anderen weichen und gerieth, wie nicht lange darauf auch Shakespeares Bild, in den finsteren Winkel eines Nebensaales. Ehrend aber bleibt es für Peele, daß während der langen Zeit gänzlicher Vernachlässigung kein Geringerer als Milton sich mit ihm beschäftigte und sich allem Vermuthen nach durch ihn zu dem anmuthig phantasievollen Maskenspiel „Comus“ anregen ließ.

Erst unserm Jahrhundert, in dem die Bewunderung für Shakespeare zu einer tieferen, sichtenden Forschung führte, war es vorbehalten, bei dem Suchen nach Vorbildern des wirklichen Atlas of Poetry auch Peeles dramatisches Schaffen wieder an’s Licht zu ziehen.

Der um das Bekanntwerden der Zeitgenossen Shakespeares hochverdiente Alexander Dyce war der Erste, der außer Shakespeare, Marlowe und Greene auch Peele einer (wiederholt aufgelegten) Neuherausgabe würdigte und ihm damit zugleich wieder den gebührenden Ehrenplatz anwies. —

Befremdend ist es, daß Friedrich Bodenstedt in seinen trefflichen Einführungen in das dramatische Schaffen Englands zur Zeit Shakespeares Peele neben Lily, Greene und Marlowe nur beiläufig erwähnt, während doch der geistreiche Züricher Professor Joh. Scherr für den Dichter das auszeichnende Wort hatte, daß er Dramen geschrieben, die gleichsam Shakespeare'schen Märchenduft und Shakespeare'sche Liebespoesie zum Voraus verkündigen.

Daß man jedoch in England begonnen hat, George Peele neuerdings größere Beachtung zu schenken, dafür spricht vor Allem die 1888 von A. H. Bullen unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter besorgte Neuausgabe seiner Werke, wodurch uns nicht nur textlich klare Wiedergaben der poetischen Arbeiten des Dichters, sondern auch auf Grund inzwischen bekannt gewordener Urkunden die ersten genaueren Nachrichten über sein Leben, besonders über seine Herkunft und Schulbildung mitgetheilt werden.

Noch J. P. Collier (1789—1883), einer der früheren Herausgeber elisabethanischer Dramatiker, hatte behauptet, der Vater des Dichters, Stephen Peele, sei ein balladendichtender Buchhändler (a ballad-writing bookseller) gewesen. Jetzt wissen wir, daß sein Vater James Buchhalter oder Schreiber in Christs Hospital, einer altberühmten Erziehungsanstalt in London, Newgate Street, war. Den Drang nach schriftstellerischer Thätigkeit hatte freilich auch er schon verspürt und bereits 1553 durch die Abfassung eines Werkes über die poesieloseste aller Wissenschaften, die Buchhaltung (The maner and fourme how to kepe a perfecte reconyng etc.) bekundet.

Die auf ihn und seinen Sohn bezüglichen, neu aufgefundenen Eintragungen in den Verwaltungsbüchern (Court-books) der genannten Anstalt wurden zuerst von J. H. Ingram am 2. Juli 1881 im „Athenäum“ bekannt gegeben. Daraus geht hervor, daß George die Lateinschule (Grammar-Skole) daselbst besuchte und danach die Universität Oxford bezog, wo er sich nach neunjährigem Studium die in England üblichen akademischen Grade eines Baccalaureus und Magisters erwarb.

Schon auf der Universität galt Peele als ein vortrefflicher Dichter, und Dyce vermuthet, daß die erst 1589 gedruckte „Sage von Troja“ (Tale of Troy) bereits damals entstand, sowie auch eine verlorene lateinische Uebersetzung der beiden Iphigenien des Euripides, von der sich nur eine kleine Probe in Gagers gemischten Gedichten findet.

Weniger vortheilhaft scheint sich der junge Dichter durch sein sittliches Verhalten ausgezeichnet zu haben. In einem Eintrage vom 19. Sept. 1579 heißt es: „James Peele hat den Vorstehern der Anstalt — bei Androhung

ihrer Ungnade versprochen, seinen Sohn und dessen Anhang (household) aus seinem Hause zu entfernen.“ Jedenfalls war George nach vollendetem Studium zu seinem Vater zurückgekehrt und hatte durch das wilde Treiben mit seinen lärmenden Genossen Anstoß erregt. —

Seit 1581 lebte Peele in London, wie eine Zeugenaussage der Oxforder Universitätsacten bekundet. Durch diese protokollarische Erklärung*), an deren Echtheit wohl kaum zu zweifeln sein dürfte, wird zunächst noch bestätigt, daß Peele neun Jahre auf der Universität zubrachte, — und sodann bezeugt, daß er 1583 bereits verheirathet war und ein Grundstück besaß, das ihm seine Frau eingebracht hatte. Außerdem aber geht daraus hervor, daß er damals 25 Jahre alt war, sodaß er wohl erst um 1558, oder beziehen wir die Altersangabe auf das bereits vollendete 25. Lebensjahr, frühestens 1557 geboren ist, nicht schon 1552 oder 1553, wie man mit Dyce bisher annahm.

In London widmete sich Peele der Bühne und zwar, wie es damals üblich war, gleichzeitig als Dichter und Darsteller, — was ihn freilich — einer anderen Gepflogenheit der Dichter jener Zeit folgend — nicht abhielt, bei gegebener Gelegenheit einflußreiche Personen des Hofes und vornehmen Adels mit nie versagender Begeisterung anzusingen, minder „kunstsinnige“ Sterbliche dagegen zu begrüßen wie der Fuchs den Raben. — Letzteres lassen wenigstens die „Lustigen Schwänke“ (The Merry Jests of George Peele, 1607) vermuthen, wenn man auch nicht alles darin Erzählte für baare Münze nehmen darf. „Manche Geschichten,“ bemerkt Bullen, „mögen so alt sein wie die Pyramiden.“ Und G. Saintsbury weist in seiner ausgezeichneten „Geschichte der Elisabethanischen Litteratur“ darauf hin, daß die Mehrzahl derselben sich auf Villons „Repues Franches“ (Freitische, nach Sachs: „Gefundenes Fressen“) zurückführen lassen. Dennoch sind wir mit Bullen durchaus nicht geneigt, die ganze Sammlung für Erfindung zu halten. Z. B. hat der Anfang des Schwankes: „Wie George Peele rasirt wurde und wie er sich rächte“ ein starkes Gepräge von Wahrheit. Er lautet: „Im Westen (Peele stammt vermuthlich aus Devonshire) lebte ein Herr. Der war hierher nach London gekommen und weilte länger, als er beabsichtigt hatte — wegen eines Buches, das George für ihn aus dem Griechischen in's Englische übersetzen sollte. Und wenn George Geld brauchte, erhielt er es von dem Herrn.

---

*) Der Anfang des betreffenden Textes lautet: „Testis inductus ex parte Johannis Yate super positionibus ex heris juratus, in perpetuam rei memoriam, examinatus XXIX° Martii 1583.

Georgius Peele, civitatis Londonensis, generosus, ubi moram traxit fere per duos annos, et antea in Universitate Oxoniae per novem annos, etatis XXV annorum, testis etc.

Und weiter nach einigen formellen Angaben: „Ad tertium dicit esse verum, for that the land descended to this deponent in the right of his wife“ etc.

Aber jemehr er bekam, desto ferner blieb er dem Buche und brachte es nie zu Ende, weder durch gute Worte, noch doppelte Zahlung; denn George besaß die poetische Gewohnheit, nie zu schreiben, so lange er Geld hatte."

Der folgende, zuerst von Collier veröffentlichte Schwank, der stellenweise freilich etwas modernen Anstrich hat, findet sich ursprünglich in einer Sammlung von Prosaerzählungen, genannt „A Sackfull of News", wozu er die poetische Einleitung bildet. Man nimmt an, daß das Gedicht von Peele selbst herrührt. Sein darin mit auftretender Freund Singer war gleichfalls ein bekannter Londoner Schauspieler.

George Peele und Singer gingen einst spazieren
Bei Cambridge, wo sie oft gespielt schon hatten.
Im Sommer war's, die Hitze wohl zu spüren!
Sie kühlten sich in breiter Buchen Schatten.
Da kam ein Hirt mit muntren Rüsselthieren
Des Wegs daher. „Ei, der kommt uns zu Statten!"
Rief lustig Peele. „Nun, Freund, gieb Acht, der Brave
Soll glauben, seine Schweine wären Schafe!"

„Geh schnell voraus, und kommen sie gelaufen,
Tritt auf sie zu und frag den Hirten dann,
Wie theuer er die Schafe kann verkaufen." —
Und Singer ging. — Die Herde kam heran.
Peele schritt hervor und musterte den Haufen;
Sprach: „Was für schöne Schafe, lieber Mann,
Treibt Ihr daher! Könnt Ihr wohl eins entrathen?
Nichts geht mir über guten Hammelbraten!"

Der Schweinehirt, kaum trauend seinen Ohren,
Lacht hell und laut dem Frager in's Gesicht.
„Sagt, Freund," sprach Peele gelassen unverfroren,
„Was kostet so ein Schaf? Sagt's rund und schlicht!"
„Habt wohl," rief Jener, „den Verstand verloren?
Das sind doch Schweine! Schafe sind es nicht!
Hört Ihr nicht, wie sie quieken, grunzen, schlecken?
Nie hört' ich das von Schafen oder Böcken!"

„Verrückt!" sprach Peele. „Ich will die Wette wagen
Gleich um ein Schaf, daß es doch Schafe sind!"
„Top!" rief der Hirt. — Eilfertig einzuschlagen,
Denkt er, der Bühnenmann ist taub und blind.
„Verliert Ihr, Freund," warnt Peele, „dürft Ihr nicht klagen!"
Doch jener meint ganz sicher, er gewinnt.
Und ausgemacht ward jetzt wohl zwischen Beiden,
Der erste, den sie treffen, soll entscheiden!

Kaum sind sie eins, kommt ihnen schon entgegen
Der brave Singer, der nicht ferne war.
„Ein Fremder!" ruft der Hirt. „Der kommt gelegen!
Den fragen wir, so wird der Wettstreit klar."

„Nun denn," sagt Peele, „Ihr wollt es. — Meinetwegen!"
Und Singer prüft sachkundig schon die Schaar.
„Wie theuer ist ein Schaf wohl?" ruft er aus.
„So'n Hammelbraten wär' für mich ein Schmaus!"

„Da hört Ihr ja," lacht George, „sie Schafe nennen!
Und Schafe sind's — von Schweinen keine Spur!
Und eins ist mein; von dem müßt Ihr Euch trennen.
Dankt Gott, wir wetteten um eines nur!"
Darauf der Hirt: „Ich muß doch Schweine kennen!
Verkehrt seht Ihr die Dinge der Natur!
Und seht Ihr recht, — verlor ich den Verstand!" —
„Mag sein!" meint Peele. „Gebt mir der Wette Pfand!"

Der Hirte rieb die Augen, zog die Brauen,
Zu Berge sträubte hoch sich ihm das Haar,
Und überwältigt durch geheimes Grauen,
Maß er verzweifelt seine Rüsselschaar. —
Daß überlistet ihn die beiden Schlauen,
Ward er in seiner Einfalt nicht gewahr! —
Dankt wohl im Stillen noch für gnäd'ge Strafe
Und nannte fortan seine Schweine Schafe!

Die bisherige Ungewißheit über die schauspielerische Wirksamkeit des Dramatikers entfernt das Schreiben eines Zeitgenossen, das sich unter den Papieren des „Dulwich College" befindet. Darin wird berichtet, daß der Schauspieler Ned Alleyn seine Vorgänger Knell und Bentley womöglich in einer Rolle zu überbieten suchte, in welcher George Peele gleichfalls bewundert worden war.

Das erste gedruckte Werk Peeles war ein (früher Shakespeare mit zugeschriebenes!) mythologisches Hirtenidyll „The Arraignment of Paris". Es erschien 1584 ohne Namensangabe; allein die Urheberschaft Peeles wurde durch ein Schreiben Nashs bekannt, das sich Greenes Menaphon (1589) vorgedruckt findet.

Nach einer warmen Würdigung des „göttlichen Meisters Spenser", des berühmten Verfassers der „Feenkönigin", fährt er fort: — „Und er ist nicht die einzige Schwalbe unseres Sommers; . . . außer ihm giebt es noch viele höchstbefähigte Männer, die im Stande sind, die Poesie wieder in's Leben zurückzurufen, und wäre sie zehntausendmal hingerichtet". Zu Peeles Namen, den er außer einigen weniger bekannten zum Beleg anführt, fügt er dann noch die auszeichnenden Worte: „Den letzteren, obwohl nicht geringsten von Allen, wage ich Jedermann zu empfehlen als „the chiefe supporter of pleasance nowe living, the Atlas of Poetrie and primus verborum artifex", dessen erstes Erzeugniß „the Arraignment of Paris", euch seine umfassende Geistesgewandtheit und seinen vielseitigen Erfindungsreichthum bezeugen kann, in welcher Beziehung er, nach meinem Dafürhalten, einen Schritt weitergeht als Alle, die jetzt schreiben." —

Mit Recht bezeichnet Bullen das anmuthige, wenn auch nicht von allen Litteraturhistorikern gebührend gewürdigte Drama als „ein ganz köstliches Werk, fein und phantasievoll wie die verschlungenen Beete und Wege eines in üppigster Sommerpracht erblühenden Gartens". — — Wer in der Poesie „eine Kritik des Lebens" sucht, der lasse das Stück lieber ungelesen; wer aber die prosaische Nüchternheit, die rauhe Wirklichkeit des Lebens einmal auf einige Stunden vergessen will, der wird „die lieblichen Klänge der Peele'schen Idylle so wohlthuend und erfrischend empfinden wie das Plätschern eines Springbrunnens in den Hundstagen".

Die Handlung, an der sich fast der gesammte Olymp und eine ganze Schaar trojanischer Hirten und Hirtinnen betheiligen, ist regelrecht in fünf Acte und deutlich unterschiedene Auftritte eingetheilt und spielt in und vor dem Haine der Göttin Diana, am Fuße des Berges Ida bei Troja, und dreht sich um die bekannte Zuertheilung des goldenen Apfels an Aphrodite.

Sehr anmuthig und farbenreich sind gleich die ersten Auftritte, in denen Pan, Faunus und Silvanus, zu denen sich dann noch Pomona und Flora gesellen, zum festlichen Empfang der Göttinnen Juno, Pallas und Venus sich versammeln und als Ehrengaben die besten ihrer Güter darbringen: Pan ein Lamm, Faunus ein junges Reh, Silvanus einen fruchtbeladenen Eichenzweig, Pomona die köstlichsten Aepfel. Die schönste und sinnigste Spende aber hat die kunstreiche Flora poetischen Gemüths bereitet: sie hat die Hügel und Thäler des Ida in den herrlichsten Frühlingsgarten gewandelt und zur besonderen Ueberraschung das Heiligthum der Diana mit den Bildern der hohen Gäste in bezaubernder Blumenmosaik geschmückt.

Die darauf bezüglichen Schilderungen sind so anschaulich frisch, fast möchte man sagen „modern" empfunden und verrathen eine so treue, liebevolle Beobachtung des erwachenden Blumenlenzes, wie man sie in Tennysons „Maikönigin" kaum lebendiger aufgefaßt findet; so z. B. in folgender Stelle:

„Selbst Iris nicht in stolzem Uebermuth
Leiht ihrem Bogen solche Farbengluth;
Des Himmels Milchbahn, hoch in frost'ger Nacht,
Glänzt nicht so hell in ihrer Strahlenpracht,
Wie Flur und Hain und süß versteckte Lauben,
All' überstreut mit bunten Blüthentrauben.
Den Murmelbach entlang, der leicht und leis'
Im Wiesengrunde zieht sein Silbergleis,
Hochragend unter Wasserblumen steht
Die Lilie — ein leuchtender Komet;
Und unter'm Hagedorn im Pappelhain,
Wo Phöbe selig weilt im Mondenschein,
Die Schlüsselblume, Purpurhyazinthe,
Das zarte Veilchen und heilsame Minthe;
Und über Sommerblumen an den Höh'n
Als Königin erhebt sich Tausendschön;
Und rings im Thal, wohin Ihr schaut und geht,

Vor bunten Blumen kaum das Gras noch seht,
Daß Juno, naht ihr Zug zu kurzer Rast,
Geehrt sich fühlt als hoch willkommner Gast
Am Idaberg: ihn schmückt zur fernsten Grenze
Die Blumenkönigin mit neuem Lenze."

Bei ihrem baldigen Auftreten geruhen die also Gefeierten die dargebotenen Huldigungen ihrer untergeordneten Mitgötter gnädigst entgegen zu nehmen und begeben sich dann weiter nach dem Ida.

Gleich darauf erscheinen Paris als Hirt und Oinone, seine Geliebte, und setzen sich plaudernd und singend unter einen Pappelbaum. Hier finden sich die Strophen eines Liedes, das Charles Lamb als „wahre Blume" leidenschaftlicher Hirtenlyrik bezeichnet, wie anmuthigere man selbst in Shakespeares Dramen vergeblich sucht, deren naiver Reiz sich freilich in der Uebersetzung kaum entsprechend wiedergeben läßt. Oinone singt:

„Schön und schön und aber schön,
So schön wie die blühende Au;
Der schönste Schäfer der grünen Flur,
Ein Lieb für die feinste Frau."

Darauf Paris: „Schön und schön und aber schön,
So schön wie die blühende Au;
Dein Lieb ist schön für Dich allein
Und keine andre Frau!"

Oinone: „Mein Lieb ist schön und froh und frei,
Und frisch dazu wie Blumen im Mai;
Doch meinem Lieb mein Ringellied,
Mein lustig, lustig Ringellied
Mit Amors Rache dräut:
:,: Wer alte Liebe für neue tauscht,
Daß er den Tausch bereut! :,:

Zum Schluß: „Mein Lieb kann flöten, mein Lieb kann singen,
Mein Lieb kann alles Schöne vollbringen;
Ihn preisend soll mein Lied erklingen,
Mein lustig, lustig Ringellied."

Der zweite Act beginnt mit einem köstlichen Götterklatsch zwischen Juno, Pallas und Venus, wobei Jupiter und Mars arg mitgenommen werden. Venus fragt unvermittelt:

„Sag', Juno, hast Du Alles schon gewußt,
Was Pallas mir erzählt von Echo just?"

Juno: „Ein Nymphlein war's, wie's Pallas Dir beschrieb,
Das hier im Dickicht stets herum sich trieb,
Ein schwatzhaft Weibsbild, folgend jedem Schrei,
Doch jetzt, zum Glück, ist es mit ihr vorbei!
Glaubt, meine Damen, mir, ich sollte meinen,
Nur schwach fand Zeus Gefallen an der Kleinen."

So necken sie sich gegenseitig weiter, bis Pallas ironisch bemerkt:

„Genug, Ihr holden Göttinnen, es schadet Eurem Namen,
Vor aller Welt entblößt zu steh'n als solch' olymp'sche Damen."

Als hierauf die Göttinnen, durch einen Gewittersturm überrascht, Zuflucht im Heiligthum der Diana suchen, wirft Ate, die bethörende Göttin des Unheils und der Zwietracht, den goldenen Apfel mit der Aufschrift: „Detur pulcherrimae!“ unter sie und verursacht den bekannten Streit, den Paris entscheiden soll.

Jede der Göttinnen versucht nun ihr Möglichstes, die Gunst des rathlosen Hirten zu erwerben. Juno läßt einen mit goldenen Kronen und Diademen geschmückten Baum aus der Erde aufsteigen und verspricht Paris alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. — Pallas läßt neun Ritter in glänzender Rüstung unter klingendem Spiel vorüberziehen, indem sie ihm zuruft:

„Ich will Dich nicht mit eitlem Tand versuchen,
Dem Du, am Leib gebrechlich, müßtest fluchen.
Doch hast Du einen Sinn, der höher strebt,
Sich thatenfroh zu Jupiter erhebt;
Und wenn Dein Geist der Weisheit Gut begehrt —
Gebricht auch äußrer Glanz dem innern Werth —
Dann werd' ich froh, statt mit armsel'gen Kronen,
Mit Ruhm und Siegesglanz Dir's ewig lohnen!“

Venus endlich zaubert ihm Helena, „die Blume griechischer Schönheit“, von vier Kühlung fächelnden Liebesgöttern umgeben, vor die Augen. Venus erhält den Apfel, und aus Dankbarkeit nimmt sie den Hirten mit sich als Begleiter und entführt ihn seiner Geliebten.

Den dritten Act füllen die Klagen der verlassenen Oinone, die „getäuscht, verschmäht und ungeliebt“ dem Pappelbaum ihr Leid und ihre heimliche Eifersucht gegen Venus anvertraut. Als rührender Gegensatz wird die Episode von Colin und Thestylis vorgeführt.

Im vierten Acte erscheint der von Juno und Pallas wegen seiner Parteilichkeit angeklagte Paris vor dem Gerichte der Götter, wo er seine eigene Sache zu führen hat. Wie gewandt er sich dabei anstellt, möge eine kleine Probe zeigen:

„Muß ich mir selbst Vertheidiger denn sein,
Ein Sterblicher hier unter Himmelsgöttern,
Nicht lange Rede ziemt vor ihnen mir,
Die meine schuldlosen Gedanken schaun.
Denn mein Vergeh'n — das ich nicht leugnen will —
Geschah nur auf Befehl; wenn ich geirrt,
Hab ich nicht mehr gethan, als menschlich ist.
Und wenn im Urtheil über Götterschöne
Mein irrend Auge schier geblendet ward
Von Aphroditens holdem Liebeszauber,
War's nicht Parteilichkeit — ein Fehler nur
Von Einem, deß Gesicht so unvollkommen,
Daß er der Ander'n Reize nicht entdeckte.
Und wär' es Menschen je gewährt, ihr Götter,
Zu schauen eure heimlichen Gedanken,
Erblickte man wohl selbst auf heil'gem Throne,
Die, Paris gleich, im Ruhm der Venus irrten.“

Er weiß sich des Weiteren so glänzend zu vertheidigen, daß Vater Zeus in große Verlegenheit geräth, die sich noch steigert, als Juno auf Apollos Frage, ob es Ihrer göttlichen Majestät würdig erscheine, von der Gerechtigkeit abzuweichen, als echte Vertreterin rachsüchtiger Weiblichkeit erwidert:

„Ob der Mann schuldig, oder ob er's nicht,
Hemmt nicht, zu appelliren vor Gericht!"

Auf Apollos klugen Rath wird schließlich die Entscheidung der Göttin Diana übertragen, weil der ganze Vorfall in ihrem Hain stattgefunden habe. Diana übergiebt den Apfel — und diese überraschende Lösung bildet den Inhalt des letzten Actes — der „Nymphe Eliza oder Zabeta", d. h. der Königin Elisabeth, zu deren Unterhaltung das Stück geschrieben war.

Wie plump und unwürdig uns diese Schmeichelei heut zu Tage auch vorkommen mag, so dürfen wir — ganz abgesehen vom Zwecke der Aufführung — doch nicht vergessen, daß die Fürstenverehrung sich damals überall in ähnlichen, oft noch weit unwürdigeren Formen bewegte, so daß Peele gegenüber Lily, Greene u. A. sogar noch ziemlich kühl und nüchtern erscheint. Wenigstens sollte man sich durch den Verdruß darüber nicht die Freude am Ganzen vergällen lassen, wie J. Scherr, der in dem Drama nur einen widerwärtigen Beweis erblickt von der „Vergötterung, welche die unmäßig eitle Königin Elisabeth auf der Bühne wohlgefällig mit sich treiben ließ."

Besonders bemerkenswerth ist die wechselvolle metrische Form der Dichtung. Vorherrschend sind fünf- und siebenfüßige gereimte jambische Verse; in den lyrischen Einlagen jedoch finden sich vielfach nur vier-, mitunter sogar nur dreifüßige Zeilen. Einzelne Stellen, z. B. die Rede des Paris, sind in so formvollendeten musikalischen Blankversen geschrieben, wie sie vorher kein englischer Dichter geliefert hatte — das beste Muster für Shakespeare! —

Ein zweites Hirtenspiel Peeles „The Hunting of Cupid" (Amors Jagd) ist bis auf ein ganz kurzes, ansprechendes Bruchstück leider verloren gegangen.

Einige darauf folgende Dramen: das romantische Ritterspiel „Sir Clyomon and Sir Clamydes", die phantastische „Schlacht bei Alcazar (1594)" u. A. haben trotz der damals beifälligen Aufnahme für uns keine Bedeutung mehr, zumal die Echtheit des Ersteren aus inhaltlichen und sprachlichen Gründen stark bezweifelt werden muß. Nur als eines der ersten vaterländischen, für Shakespeare vorbildlichen Geschichtsdramen besseren Stils verdient „Eduard der Erste", obwohl schwächer als Marlowes „Eduard II.", noch genannt zu werden; und auch hier finden sich Stellen, die nach Chambers' Dafürhalten „an die hochtönenden königlichen Reden Shakespeares erinnern."

Um diese Zeit erschien das berühmte litterarische Testament des kurz vorher im Elend verkommenen Robert Greene: „Ein Groot*) Weisheit (Witz), erkauft für eine Million Reue."

Den Schluß dieser Schmähschrift bildet die bekannte Strafrede an seine einstmaligen Freunde, die ihren Witz zum Schreiben von Theaterstücken verschwenden. Darunter befindet sich an erster Stelle auch Peele, „in Manchem hervorragender, in Nichts geringer" als Marlowe, und ein anderer Dramatiker, denen er das ihm selbst beschiedene bittere Loos der Vergessenheit prophezeit. „Denn," fährt er fort „eine emporgeflogene Krähe hat sich mit unseren Federn geschmückt und meint, eben so gut im Stande zu sein, einen Blankvers herauszupolstern („to bombast out") wie der Beste von Euch, und als absoluter Johannes-fac-totum hält er sich für den einzigen Bühnenerschütterer (Shake-Scene) im Lande."

Auf die Bedeutung dieser bekannten Schlußanspielung für die Shakespeare-Bacon-Frage ist mit Recht schon wiederholt hingewiesen worden.

Unbekannt ist die Entstehungszeit des vielumstrittenen biblischen Dramas „David und Bathseba", das erst 1599, etwa ein Jahr nach dem Tode des Verfassers gedruckt wurde. Manche Engländer beurtheilen das Stück abfällig, andere, z. B. Chambers, erblicken darin Peeles Hauptwerk, das sich durch eine feine dichterische Phantasie und musikalisch fließenden Versbau auszeichne. —

Joh. Scherr erkennt darin bereits „die Liebespoesie Shakespeares, und Ad. Stern schildert das Werk mit Recht als „eine Tragödie voll echter, gluthheißer Leidenschaft".

Hier ein paar kurze, absichtlich möglichst wortgetreu wiedergegebene Stellen, statt weiterer Bemerkungen!

Bathseba im Bade:

Komm, sanfter Zephyr, Buhle süßer Düfte,
Wie einst in Eden Adams Liebe hold,
Kühl' mir die Brust mit Deinem Seidenfächer!
Denn dieser Schatten, der die Sonne bannt,
Kann Dich nicht bannen; Deines Athems Wehen,
Gelinder als die kaum bewegte Fluth,
Die mich umspielt, bringt unaufhaltsam auch,
Wohin kein Sonnenpfeil je Bahn sich bricht.
Wie Deine Schwester, die geweihte Luft,
Des Lebens, der Gesundheit heil'ge Göttin,
Kein ehern Thor auf ihrem Wege hemmt.
So komm, und bring' auf Deinen Aetherschwingen
Liebkosend zarte Düfte durch die Blätter!

David, als Absalom seinem Vater das an Thamar verübte Verbrechen Amnons meldet:

*) Altenglische Silbermünze = 34 Pfg.

Die Sünde mit der siebenfachen Krone,
Im Purpurmantel, feiert nun Triumphe
Auf meinem schuldbefleckten Herrscherstuhle.
Da sitzt sie, lauernd mit den hundert Augen
Auf unsre lüstern müßigen Minuten;
Und uns're Lustbegier schielt nach dem Köder,
Der uns're Seele nach der Hölle zieht. — —
Doch, hilft mir meines Königreiches Gott,
Stoß ich den schmeichelnden Tyrann vom Throne,
Und geißle all sein sklavisches Gefolge
Mit Eisenruthen und mit Dorngeflecht
Aus scharfem Stahl von meinem heil'gen Hofe!

Kraftvollere Bilder hat Shakespeare auch nicht geschaffen! Und wie einschmeichelnd verführerisch klingt nicht im Gegensatz zu dieser Donnerrede die Einladung zu dem Nachefest, das Absalon plant:

Die Jahreszeit, o Herr, ist angenehm:
Der frohe Sommer prangt im Schattenkleide!
Geschmückt mit Rosen und mit bunten Blumen,
Erfreut er Euch mit seiner Nymphenschaar,
Die Euch im Schauer meiner grünen Haine
Die Brust besprengen soll mit Honigthau,
Mit Balsam süß das königliche Haupt.
Drum kommt, o Herr, hört Eures Dieners Bitte!

„The Old Wives' Tale" (a pleasant conceited Comedie, played by the Queens Maiesties players. Written by G. P. — Printed at London by John Danter etc. 1595) ist das Werk, das man mit Bullen als das anziehendste des Dichters betrachten darf und das Joh. Scherr von „Shakespeare'schem Märchenduft" erfüllt findet.

Während es an überraschenden Bühnenvorgängen mit den jugendfreundlichsten unsrer Weihnachts-Ausstattungsstücke wetteifert, so überragt es doch bei Weitem alle jene Stücke, die lediglich für Kinder berechnet sind, durch seine tiefergehende, poesie- und humorvolle Lebensschilderung, sowie durch seine echt mythischen Zaubererscheinungen, die bei unseren „Weihnachts-Kindermärchen" vielfach nur der Phantasie der dramatischen Bearbeiter oder Theatermaschinenmeister entstammen.

Eine eigene Stellung nimmt das Drama auch der Form nach ein, indem es sich, wie Chaucers Canterbury-Geschichten, in den Rahmen eines Erlebnisses fügt, das uns als Vor-, Zwischen- und Nachspiel entgegentritt.

Wir sehen darin drei lustige Gesellen, Bruder Fröhlich, Lustig und Wunderlich, die sich Nachts beim Nachhausegehen im Walde verirrt haben, zu guter Letzt in eine Schmiede gerathen, wo sie gastliche Aufnahme finden. Sie plaudern, scherzen und singen mit den beiden Alten, von denen sie bewirthet werden. Schließlich soll das gute Mütterchen ein Märchen erzählen. — Doch vielleicht lohnt sich's, ihre Unterhaltung selbst einen Augenblick zu belauschen:

Wunderlich:

Wahrhaftig, dieser Schmied führt hier mit seiner Frau ein Leben — wie ein König! — Bruder Fröhlich, kannst Du nicht Eins singen? Und Ihr, Meister Funk, vermuthlich desgleichen — hier hängt eine Zither!

Fröhlich:

Eine Schande wär's freilich, es nicht zu können — heutzutage, wo Alles singt!

Funk (der Schmied):

Da wären wir ja ungebildet!

Wunderlich:

Wohlauf denn, gesungen!

Fröhlich (nimmt die Zither, spielt und singt):

Wenn hoch das Korn in Wogen rauscht,
Und die Baumelkirsche im Laube lauscht —

Funk (fortfahrend):

Wenn die Erdbeer' süß zur Bowle ladet,
Und die Bubenschaar im Waldbach badet. —

Beide:

O dann, o dann, hat's Lieb gesagt,
Komm wieder, Liebster traut —
Dann werd' ich Deine Braut!

Wunderlich:

Bravo! Bravo! Meister Vulkan weiß Tact zu halten!

Lustig:

Das macht, er schlägt ihn tagtäglich mit dem Hammer! Aber wenn wir so weiter singen, können die Nachbarn nicht schlafen — und dazu hab' ich zu mitleidige Ohren! Drum glaub' ich, ein heiteres Märchen würde uns die Zeit am artigsten kürzen! Ihr habt gewiß ein ganzes Dutzend in Bereitschaft, Gevatterin.

Wunderlich:

Wahrhaftig, Mutter, eine Stunde Märchen erzählen hören, wäre mir lieber als eine Nacht Schlaf!

Fröhlich:

Schaut her, Mutter, z. B. das Märchen vom Riesen und der Königstochter, und ich weiß nicht, was Alles. Zur Zeit, als ich noch so ein kleiner Knirps war, hättet Ihr mich mit solchen Geschichten meilenweit hinter Euch herschleppen können. —

Mutter Marthe:

Na, da Ihr mich Alle so drängt, will ich nachgeben." —

Sie beginnt nun umständlich von einer geraubten thessalischen Königstochter zu erzählen, die gesucht und befreit werden soll. Als die Alte jedoch immerzu innehält, sich besinnt und von Neuem anfängt, um Vergessenes nachzuholen, treten die Personen des Märchens plötzlich selbst auf und stellen dessen weiteren Verlauf dramatisch dar. Darüber vergeht die kurze Sommernacht, und die Wanderer setzen nach beendetem Spiel den unterbrochenen Heimweg fort. —

Die ohne Act- und Scenenangabe lose verknüpften, z. Th. sogar etwas durcheinander gehenden Märchenauftritte lassen sich am bequemsten in vier Bilder, bezw. drei Acte gruppiren.

Der Schauplatz des ersten Bildes ist ein Steinkreuz im Walde. Hier erscheinen suchend und Auskunft begehrend zuerst die beiden Brüder:

Erster Bruder:

Hier, auf den Kreidefelsen Albions,
Auf denen grau und schwer der Himmel brütet,
Laß uns denn unverdrossen weiterzieh'n!
Durchmessen haben wir die weite Welt,
Um Delia, die treu geliebte Schwester,
Zurückzuführen in die ferne Heimat,
Weit nach Thessaliens lachendem Gefilde. —
Umsonst durchforschten wir die Erdenrunde:
Noch ward von ihr uns weder Spur noch Kunde.

Zweiter Bruder:

Verbirg, o grausam Schicksal, sie nicht länger!

Räthselhafte Weisung ertheilt ihnen der beständig in der Nähe des Kreuzes weilende Erestus, gleichfalls ein junger Thessalier, der aber den Tag über als hinfälliger Zaubergreis und Nachts als Bär erscheinen muß, während der greise Zauberer das blühende Aeußere des Erestus angenommen hat:

So ziehet fort,
Und saget dort
Mein Zauberwort:
Seid nicht bange vor Barbaren!
Weichet nimmer in Gefahren!
Dinge scheinen oft nur graus.
Glüht die Flamme, blast sie aus!
Denn eine Flamme muß vergeh'n,
Soll sich erfüllen Euer Fleh'n!

Aehnlicher, zweideutig tröstender Bescheid wird einem von zwei männerabschreckenden Töchtern fast zur Verzweiflung getriebenen Wittwer:

Schickt Beide sie zum Lebensbronnen!
Dort zeigt sich, schöpfen sie besonnen,
Was ungeahnt
Ihr Schicksal plant.

Mehr warnende als ermuthigende Schicksalswinke erfahren zwei sich zum Kampf um die Prinzessin drängende Abenteurer, ein Falstaff-typischer Bramarbas, Namens Huanobango, und Corebus, ein Clown.

Den verheißungsvollsten, zugleich aber auch dunkelsten Geleitspruch erhält Eumenides, ein edler Ritter, der Delia als „Leitstern seines Lebens" sucht:

Mein Sohn, auf Deinem Angesicht
Les ich Dein Glück, versäum' es nicht!
Dir ward zu Theil Verstand und Witz;
Doch sie allein sind wenig nütz:
Nur Weisheit, fügsam gutem Rath,
Besonnenheit in Wort und That!
Den Armen gieb! — Dein Alles gieb!
Dann kommen Todte Dir zulieb!
Fahr wohl, mein Sohn, denk nicht zu ruhn,
Bis Du bereust Dein bestes Thun!

Während er noch vergeblich darüber grübelt, bietet sich ihm Gelegenheit, die erste Forderung des Räthselwortes zu erfüllen: er giebt für einen Todten, dessen Beerdigung wegen der nicht vorhandenen Gebühren verweigert wird, seine letzte Habe hin.

Dazwischen, gewissermaßen als Chor, ziehen singende Schnitter und Schnitterinnen am Steinkreuz vorüber und verherrlichen in sinniger Weise das Grundmotiv der ersten Auftritte: das hoffnungsfreudige Sorgen und Mühen:

Heil Jedem, dem das Leben
Ein süßes Glück gegeben,
Und der es froh genießt!
Wir kommen, um zu säen,
Wir kommen, um zu mähen,
Wo Liebe fröhlich sprießt!

Die hierauf erfolgende Verwandlung führt uns das Zauberschloß vor Augen und zeigt uns (etwa 2. Act: 2. und 3. Bild) die Macht und Bosheit des Zauberers Sacrapant, der jeden Versuch, ihm seinen Raub zu entreißen, rachsüchtig ahndet:

Die Brüder müssen unter der Geißel ihrer sie nicht erkennenden Schwester Sklavendienste verrichten; der Falstaff-Ritter wird mit Taubheit, der Clown mit Blindheit gestraft. Ueberdies erhalten Letztere statt der begehrten Prinzessin die Töchter des unglücklichen Wittwers; aber das heiter gelaunte Schicksal macht es insofern doch gnädig, als es die schöne Xantippe dem Tauben, die häßliche Celante dem Blinden zuführt.

Ergötzlich ist besonders die Begegnung der beiden männersuchenden Schwestern am Lebensbrunnen (3. Bild), aus welchem erst ein mit Aehren und dann ein mit Gold bedeckter Kopf aufsteigt, der die Mädchen zum Schöpfen und Kämmen auffordert. Die boshafte Xantippe, die ihren ersten Krug aus Neid an dem ihrer Schwester, und den zweiten aus trägem Hochmuth am Strohkopf zerschlägt, geht leer aus; Celante aber wird für ihre Dienstfertigkeit reich mit Gold beschenkt.

Schließlich (3. Act oder 4. Bild) wird der Zauberer geprellt und Eumenides nach schwerer Prüfung für seine Treue und Wohlthätigkeit belohnt.

Den schwierigsten Theil des Befreiungswerkes verrichtet der dankbare Geist des Todten, den der mitleidige Ritter einst begraben ließ. Er reißt den grünen Lebenskranz vom Haupt des Zauberers, der alsbald seine Kräfte schwinden fühlt und sterbend ausruft:

O Tod! Der Kranz ist fort von meiner Stirn!
Nun ist's vorbei, dies ist mein letzter Tag! —
Weh mir! Mein Puls erstarrt! — Die Sehnen welken —
Mein Blut wird Eis — mein Athem schwindet hin!
Und meine Zeit, die endlos schien, ist aus!
Und er, deß Thaten faul im Leben waren,
Muß nun — mit Leib und Seel' — zur Hölle fahren!

Sein Tod hebt jedoch den von ihm bewirkten Zauber nicht, der fortbesteht, so lange die im nahen Rasenhügel verborgene Ampel brennt, deren Glas und Flamme nur sie zerstören kann, „die weder Jungfrau, Frau noch Wittwe ist.“

Eumenides muß Sacrapants Horn ertönen lassen. Sogleich erscheint Venelia, die irrsinnig gewordene Frau des Erestus, die der Zauberer bei der Hochzeitsfeier entführt hatte. Sie sieht das Licht, zertrümmert mit dem Schwert die Phiole, bläst die Flamme aus und entfernt sich.

Nun erst kann der Ritter seine auf dreimaliges Rufen erwachende Delia schauen und begeistert begrüßen:

Du schönste Blume, die im Westen blüht,
Du, deren Schönheit mir in's Auge strahlt
Wie ein Krystall, der in der Sonne blitzt! —
Um Deinetwillen, Süße, zog ich aus
Und überschritt den eisbedeckten Rhein.*) —
Den schönen Po verlassend, fuhr die Donau
Ich abwärts bis gen Saba, dessen Ströme
Gewaltig trennen Russen und Tartaren!
Und manches andre Land noch von Barbaren
Hab' ich für Dich durchwandert, Delia. —
Drum schenke mir nun, was mein Herz beglückt!

Nach abermaligem Blasen zeigen sich dann, gleichfalls vom Zauber erlöst, Delias Brüder und Venelia mit dem wieder jugendlichen Erestus. —

Auf Leid und Gefahr folgen Freude und Glück, die sich jedoch nochmals in Schreck und Verzweiflung wandeln; denn als Alle schon dankbar ihrem Retter zujubeln, erwartet diesen noch die furchtbarste Probe von allen: Der Geist, dem Eumenides für seinen Beistand arglos die Hälfte der Beute versprach, fordert zu Aller Entsetzen — „die halbe Braut, nicht weniger, nicht mehr“ — bis standhafte Treue auch hier sich bewährt und den bestrittenen Preis erst wahrhaft erringt. —

So bewegt und farbig die bald heiter, bald ernst an uns vorüberziehenden Lebensbilder an sich sind, so vielfach wechselt und schillert der sprachliche Ausdruck. Derbdrollige Prosa für die urwüchsige Art altenglischer Bauern, klangvolle Versrede für den zu sentimentaler Ueberfeinerung neigenden Verkehrston des idealisirten klassischen Ritterthums, das hier wohl im Gegensatz zu dem theilweise verkommenen einheimischen Adel geschildert werden soll; mitunter auch dem Zeitgeschmack entsprechend — ein wenig in die Rede eingeflochtenes Latein, dessen unrichtiger Gebrauch bei Laien und Halbgebildeten verspottet wird: Das Alles verräth einen zur Meisterschaft berufenen, vielfach an Shakespeare erinnernden Verfasser, den — wie wir glauben möchten — mehr die Strenge gegen sich selbst und die Ausdauer beim Schaffen verließ, als die hierzu nöthige Kraft der Ge-

*) Diese und die drei nächsten Zeilen sind, mit geringen Abweichungen, Rob. Greene's „Orlando Furioso I“ entnommen.

staltung. Das Ganze macht den Eindruck einer ungleichmäßig ausgeführten Niederschrift, die zum künstlerischen Ausreifen der dramatischen Momente und Charaktere nicht gediehen ist — worüber wir uns übrigens auch bei der unregelmäßigen Lebensweise und dem frühen Hinscheiden Peeles nicht allzusehr wundern dürfen.

Gleichwohl fesseln Stoff und Inhalt des Stückes heute noch dermaßen, daß eine zeitgemäß eingerichtete Bühnendarstellung — etwa als Weihnachtsgabe — wohl lohnen müßte.

In litterarhistorischer Hinsicht verdient das Märchen schon durch seine Beziehung zu Miltons „Comus" größere Beachtung als bisher. Kann man Letzteren auch kaum als eine Nachahmung oder Neubearbeitung des Ersteren bezeichnen, so doch ziemlich unbedenklich als eine Umdichtung ausgewählter Motive. Die im Zauberbann befindliche Jungfrau, das Zauberschloß im Walde, der in Sinnlichkeit schwelgende Zauberer, die durch ihn bewirkten Verwandlungen, die suchenden Brüder, das angerufene Echo, die an den Lebensbrunnen erinnernde Nymphenquelle, der dienstfertige Geist, der theils die Stelle des Erestus, theils die des dankbaren Todten vertritt, die in der Dichtung verherrlichten Tugenden der Treue und Keuschheit u. A. sind, trotz der verschiedenen Personennamen, wohl mehr als zufällige Aehnlichkeiten, deren nähere Prüfung gewiß eine dankbare Aufgabe wäre.

Die zum Theil ziemlich wunderlichen und fremdartigen Namen seiner zahlreichen dramatischen Personen hat Peele bei seiner großen Belesenheit — bewußt oder unbewußt — ein wenig überall her genommen; zu manchen gesellen sich sogar wörtliche Erinnerungen aus den Quellen, auf die sie hindeuten, wie die Verse aus Greenes „Orlando Furioso", dem der Name des Zauberers „Sacrapant" entlehnt ist. — Seine Mutter heißt „Mero", wie die bekannte Zauberin im „goldenen Esel" des Apulejus, aus dem sich auch das Motiv des Nachts als Bär erscheinenden Erestus erklärt. In Huanebango, dem prahlerischen Ritter von der traurigen Gestalt, der sich „Enkel des großen Polimackeroplacidus und Sohn des heldenmüthigen Pergopolineo" nennt, erkennt man das verzerrte Abbild des Pyrgopolicines im „Miles gloriosus" von Plautus. Die übrigen lateinischen und griechischen Namen scheinen einer lateinischen oder italienischen Quelle zu entspringen.

Die englischen Namen und Gestalten sind wohl englischen Quellen, bezw. Uebersetzungen aus deutschen, orientalischen u. a. Märchen- und Sagenbüchern entnommen oder nachgebildet.

Diesen weiter nachzuspüren, müßte Sagenforschern höchst anziehend erscheinen, namentlich, wenn man dabei den mythischen Hintergrund des Märchenspiels im Auge behält.

Hauptsächlich vier von Haus aus verwandte Sagenerscheinungen finden sich darin lebendig verwebt.

Der Zauberer ist der im Naturmythus als ohnmächtiger Greis verkörperte Winter, der zunächst im anmuthigen Gewand des Sommers auf-

tritt und mit Donner und Blitz seinen angemaßten Besitz vertheidigt, bis ihm der Geist des Todten (der neue Winterfrost) den lebensfristenden Kranz entreißt, so daß er erstarrt.

An Aladdins „wunderbare Lampe“ in „1001 Nacht“ und andere Märchen erinnert die verborgene „Flamme“, ohne die Sacrapant nichts vermochte.

Aus der oft an's Wunderbare grenzenden, natürlichen Heilkraft des Wassers erklärt sich die Sage vom Lebensbrunnen, deren weite Verbreitung und vielgestaltige Ausprägung in den Mythologien der Völker unlängst erst August Wünsche durch umfassende Untersuchungen und Zusammenstellungen über den Gegenstand nachgewiesen hat*). Bemerkt sei hierzu nur, daß die englische Sage im Wesentlichen mit den bei Wünsche angeführten Märchen übereinstimmt, sogar das ungewöhnliche Auftauchen eines sprechenden Kopfes findet sich ähnlich schon in einer chaldäischen Erzählung**).

Viel späteren Ursprungs — und darum vom Naturmythus weiter entfernt — ist schließlich die Sage vom dankbaren Todten, die jedenfalls auf eine der Geschichten, vielleicht die zweite, zurückgeht, die Karl Simrock in seinem interessanten Buche: „Der gute Gerhard und die dankbaren Todten“, ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenkunde, Bonn, 1856, behandelt. —

Soll zum Schluß das über Peeles dramatische Bedeutung hier Gesagte kurz zusammengefaßt werden, so sei nochmals anerkannt, daß er in erster Linie das Stoffgebiet der Bühne bereicherte, indem er mythologische, romantische, historische, biblische und märchenhafte Vorwürfe mit Glück behandelte, daß er aber nicht minder auch wegen seiner Schreibweise und Verskunst als ein Muster und Vorbild Shakespeares betrachtet werden darf, von dem Adolf Stern ohne Ueberschätzung behaupten konnte: „Jedenfalls macht Peeles Werk den Eindruck, als sei dem Dichter bei längerem Leben noch eine bedeutende Entwicklung zum Besten der Litteratur und Bühne beschieden gewesen.“

---

*) Vgl. „Nord und Süd“, 22. Jahrg. Bd. 87, Heft 259; Leipz. Zeitg. wissenschaftl. Beil. 29. Jahrg. Nr. 12; Zeitschrift für vergl. Litteraturgesch. 1899, Heft 12. Ferner: Grimm, deutsche Sagen.

**) A. Wünsches Aufsatz.





Ein Frühlingsrausch.

Von

Else Pohl.

— Breslau. —

Gluthroth senkte sich die Sonne ihrem Untergang entgegen. Wie ein ungeheurer Feuerball schwebte sie im Aether, es schien, als stünde das Weltall in Flammen. Purpurwölkchen schwammen am Himmel, roth schimmerten die weißen Häuser, die Dächer und Straßen, roth das Wasser, die Bäume. Bis in die fernsten Ecken hinein Gluth, nichts als tiefe, gesättigte Gluth.

Am weit geöffneten Fenster lehnte eine jugendliche, weibliche Gestalt. Mit tiefen Zügen sog sie die weiche, milde Frühlingsluft ein. Trunkenen Blickes verfolgte sie das sich ihren Blicken bietende, herrliche Schauspiel.

„Wie schön ist doch die Welt im Frühling, wenn sie die starren Winterbande abgeschüttelt hat, und Alles neuem Sein, neuem Leben und Blühen entgegendrängt. Und diese wunderbaren Farbenabtönungen am Himmel, der aus dem Flusse aufsteigende Abendnebel, von der Sonne mit durchscheinendem, zarten Roth gefärbt, der Kahn mitten auf dem Wasser — wie ein Märchenschiff sieht er aus — wie schön, wie unvergleichlich schön. Wenn doch Felix hier wäre und den wundervollen Anblick mit mir genießen könnte. Aber er ist ja weit weg, und ich bleibe allein, immer allein."

Eine Weile träumte sie noch sehnsüchtig vor sich hin, dann kam ihr ein anderer Gedanke.

Wie sie wohl jetzt, so in Licht und Gluth gehüllt, aussehen möchte? Der Sonnenuntergang mußte sie sicher sehr verschönen, doch noch mehr wäre dies der Fall, wenn sie ein helles glänzendes Kleid . . .

Rasch, wie gewöhnlich in ihren Entschlüssen, ging sie in's Nebenzimmer und entnahm einem Schrank ein weißes Atlasgewand, das sie vor Jahren

als venetianische Edeldame aus dem cinquecento bei einem Maskenball getragen hatte.

Sie legte es, anstatt ihrer einfachen, dunklen Straßenkleider an, und bald umschloß es in weichen Falten die volle, schmiegsame Gestalt. In ihrem neuen Gewande gefiel sie sich ausgezeichnet. Sie drehte und wendete sich nach allen Seiten und versuchte verschiedene anmuthige Stellungen. Ihr hübsches, geistreiches Gesichtchen nahm bald eine stolze, bald eine lächelnde Miene an. Die Sonnenstrahlen machten ihr Antlitz hoch aufglühen und warfen magische Funken in das üppige, glänzende Blondhaar.

„Wie kindisch ich doch manchmal bin! Felix dürfte von solch' einer phantastischen Laune nichts wissen, er ist immer so ernst. Und eigentlich ist es ja auch unerhört von einer sechsundzwanzigjährigen Lehrerin, die mit den Kümmernissen und Bitterkeiten des Lebens schon hinlänglich bekannt wurde, bei Sonnenuntergang die eigene Schönheit in das beste Licht zu setzen und zu bewundern.

Bei Sonnenuntergang — bei Sonnenuntergang. Wie lange dauert es wohl noch, bis auch die Sonne meiner Jugend zur Rüste geht? Die ersten feinen Fältchen unter den Augen habe ich heute im Spiegel entdeckt, nun sinkt sie bald. Gern sehe ich sie entschwinden. Das reifere Alter wird mich in den endlichen, heißersehnten Besitz des Geliebten setzen und in einer einzigen großen Liebesflamme mich für die bleichen, in Arbeit und Entsagung verbrachten sechs Jahre meiner Verlobung entschädigen."

Die Sonne war tiefer an den Horizont hinabgetaucht. Allmählich wurden die Farben heller und kündigten durch ihr Verblassen die hereinbrechende Dämmerung an. Von den Thürmen der Stadt erklangen in sanften Schwingungen die Abendglocken. Ein kühler Hauch zog vom Flusse hinauf zu der Einsamen.

Felix! Wenn er doch bei ihr sein könnte! Sie verlangte aus ganzer Seele nach ihm, nicht nur heute, nein immer, immer. Zwei Jahre sollte es noch dauern, bis er Hauptmann sein und sie endlich als seine Gattin heimführen würde, zwei lange Jahre. Bis zu ihrer Verheirathung sah sie ihren Verlobten höchstens zweimal, denn sie waren Beide arm und hielten ihr Geld, im Hinblick auf den künftigen Hausstand, nach Möglichkeit zusammen. Bitter empfanden sie die Trennung, aber schließlich ließ sich gegen die Verhältnisse nicht anders als durch Ausdauer ankämpfen. Zum Lohn dafür winkte ihnen ja die stete Vereinigung als lockendes Ziel. Aber jetzt im lachenden, prangenden Frühling litt das Mädchen doppelt unter dem Alleinsein, ihm wurde ganz traurig zu Muth. Alles um sie her war glücklich und fröhlich, genoß sorglos und freudig sein Leben.

Schaarenweise würden die Menschen morgen aus den Thoren der Stadt strömen und in Wald und Feld, unter blühenden Obstbäumen und am Strande neue Kräfte sammeln für den Kampf um's Dasein. Nur sie blieb zu Hause. Ordentlich geschämt hatte sie sich, als ihre Schülerinnen,

eine nach der anderen die Ferienreise antraten. Denn morgen war Pfingsten. Was wird sie wohl, während die Anderen in der weiten, schönen Gotteswelt herumschweifen, thun? Lesen, ihre Phantasie anregen lassen und mit erdichteten Menschen, erdichteten Schicksalen jubeln und trauern. Sie war ja ein Bücherwurm. Oder nein, lieber wollte sie einen langen Brief an den Geliebten schreiben, so durfte sie doch wenigstens im Geiste bei ihm sein. Sie hatte ihm auch so viel, so viel zu erzählen.

Während all' diese Erwägungen den jungen Kopf durchflogen, war die abendliche Farbenpracht vollständig erloschen, das Roth hatte einem durchsichtigen Blau weichen müssen. Nur die höchsten Spitzen der Thürme glänzten noch in letztem Schimmer, gleichsam als sollte die schlummernde Welt eine hoffnungsfreudige Verheißung von dort empfangen.

Das Mädchen zog sich vom Fenster zurück, zündete die Lampe an und wollte sich seines seltsamen Putzes entledigen, als es an der Thür klopfen hörte.

Auf ein befremdetes „Herein“ erschien sein Hausgenosse, Ernest Eclair, ein junger Südfranzose, Ingenieur bei einer der großen Werften.

Die Bekanntschaft der Beiden war nach und nach entstanden und hatte sich allmählich zu einem vertraulichen Verkehr gestaltet. Zuerst sah Ernest Heilwig auf der Treppe, nach einigen Begegnungen grüßte er sie und wurde ihr dann bei einer beiden Theilen bekannten Familie vorgestellt.

Nun nahm er, sich auf sein Vorrecht als Nachbar stützend, die Gelegenheit, Heilwig näher zu treten, wahr. Sie ließ sich das gern gefallen, der Verkehr mit dem jungen Südländer brachte eine willkommene Abwechselung in die Einförmigkeit ihres täglichen Lebens. Gemeinsame Anschauungen, gemeinsame Interessen schlangen ein Band um die jungen Leute und machten sie einander sympathisch. Heilwig war Waise. Daß sie von ihrem Bräutigam, der Franzose von seiner Familie durch viele Meilen getrennt war, brachte sie einander noch näher. Mit Heilwig konnte sich Ernest in seiner Muttersprache vollkommen verständigen, sie hatte sich jahrelang in Paris, Sprachstudien halber, aufgehalten und gründliche Kenntnisse, einen erweiterten geistigen Gesichtskreis und freiere Anschauungen aus der Fremde heimgebracht. Er freute sich darüber, in ihr Jemand gefunden zu haben, mit dem er über französische Zustände, französisches Leben sprechen konnte. Willig ließ er es sich gefallen, daß sie über seine drollige Aussprache des Deutschen lachte.

Als Heilwig dem jungen Manne jetzt so unvermuthet gegenüberstand, gerieth sie in peinliche Verwirrung.

„Verzeihen Sie, Fräulein von Utstütz, daß ich mir erlaubte, selbst in Ihre Wohnung einzudringen. Die Wirthin ist nicht da, und ich wollte Sie bitten, mir für heute Abend ein Buch zu leihen, ich möchte gern noch etwas lesen. Aber was haben Sie denn da für ein wunderbares Kleid an?“

„Ach Gott, ja," entgegnete sie, bis über beide Ohren erröthend, „daß ich Sie auch gerade in diesem Costüm empfangen muß. Einer kindischen Laune nachgebend, legte ich es vorhin, als die Sonne so roth und strahlend unterging, an. Nun hat mich die Strafe auch schon ereilt. Sie werden mich schön auslachen."

„Ganz und gar nicht. Ich bin im Gegentheil der Sonne aufrichtig dankbar dafür, daß sie es mir ermöglichte, Sie so zu sehen. Ça vous va très-bien, madame," sagte er, sie mit bewundernden Blicken betrachtend.

Sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Lassen wir das. Setzen Sie sich lieber und warten Sie, bis Aschenbrödel seine Staatskleider mit dem gewöhnlichen Kittel vertauscht hat."

„Was heißt „Aschenbrödel"?" fragte der Franzose, dem unser deutsches Märchen unbekannt war.

Heilwig erklärte ihm in kurzen Worten die Bedeutung des Namens.

Als sie umgekleidet aus ihrem Schlafzimmer zurückkehrte, griff er das Thema noch einmal auf.

„Eine sehr hübsche Idee, die Geschichte von Aschenbrödel. Gemüthvoll und zu Herzen gehend, wie so viele deutsche Dichtungen. Das Gemüth ist etwas, das in unserer Litteratur meistens fehlt. Aber es giebt natürlich auch Ausnahmen.

Uebrigens bin ich nicht hierhergekommen, um mich mit Ihnen über französische Litteratur, die Sie ja auch beinahe besser als ich selbst kennen, zu unterhalten. Sondern ich wollte Ihnen, gerade herausgesagt, einen Vorschlag machen. Wenn er zur Ausführung kommt, sollen Sie im bildlichen Sinne auch ein wenig Aschenbrödel spielen."

„Wie das?" fragte Heilwig, indem sie die Lampe etwas zur Seite schob, um ihr Gegenüber besser betrachten zu können.

„Ich wollte Sie bitten," fuhr der Franzose schnell und schneller redend fort, „das herrliche Wetter nicht ungenützt verstreichen zu lassen, sondern einen Ausflug dabei zu unternehmen. Was haben Sie denn davon, wenn Sie sich immer in Ihr Zimmer vergraben, wie ein uraltes Mütterchen? Schließlich sind Sie es auch Ihrer Gesundheit schuldig, einmal der verbrauchten Stadtluft zu entfliehen und Ihre Lungen mit gesünderen Stoffen zu füllen."

„Sie sind sehr freundlich, und es ist lieb von Ihnen, so für mein Wohl besorgt zu sein," entgegnete Heilwig mit entsagendem Lächeln. „Aehnliches habe ich heute auch gedacht. Aber Sie vergessen, Monsieur Eclair, daß ich allein bin. Eine jüngere Dame kann unmöglich am Pfingstfest allein einen Ausflug unternehmen."

„Das sollen Sie ja gar nicht. Ich bin anmaßend genug, mich Ihnen als Begleiter anzubieten, und hoffe, Sie werden mich in Gnaden annehmen."

„Nein, ich danke," sagte Heilwig, trotzdem ihr bei dem Gedanken an das Meer, frühlingsfrische Buchenwälder und den weiten, unbegrenzten Horizont das Herz vor Freude schneller klopfte. Mein Bräutigam sähe es gewiß nicht gern, wollte ich in Ihrer Begleitung einen längeren Ausflug unternehmen."

Ernest schüttelte den Kopf. „Das nenne ich nach guter deutscher Art echt spießbürgerlich — so sagen Sie doch wohl — gedacht. Ueberlegen Sie sich, bitte, einmal, Madame. Ihr Bräutigam ist achtzig Meilen weit von Ihnen entfernt und kann Sie folglich nicht bei Ihren Spaziergängen begleiten. Daraus nehmen Sie die Veranlassung, nicht nur alle übrigen Jahreszeiten, sondern auch die schönste von ihnen, den Frühling, in ihrem Zimmer zu verbringen. Selbst jetzt zu Pfingsten wollen Sie nicht hinaus in's Freie. Ist das nicht eine offenbare Sünde gegen die schöne Welt? Wozu wird denn so viel Blüthenpracht und Herrlichkeit in der Natur verschwendet, wenn sich der Mensch, die Krone der Schöpfung, nicht offenen Auges, offenen Herzens daran erfreuen soll? Und gerade Sie mit Ihrem empfänglichen Sinn! Sicher beurtheilen Sie auch Ihren Herrn Bräutigam falsch, wenn Sie meinen, er würde Ihnen dieses Vergnügen mißgönnen."

„Will ich denn etwas Unrechtes von Ihnen?" fuhr er, als Heilwig nichts entgegnete, nach einer kleinen Pause fort. „Ganz und gar nicht. Ich biete Ihnen nur meinen Schutz an, möchte in aller Harmlosigkeit einen Tag im Freien mit Ihnen verleben, und Sie sträuben sich so dagegen, lediglich eines Vorurtheils wegen. Die französischen Damen sowohl, als auch die nordischen denken darüber freier und richtiger."

Heilwig hörte gedankenvoll zu. Indem er von deutscher Engherzigkeit, deutschem Philisterthum sprach, hatte Ernest sie schon halb für seinen Plan gewonnen. Beschränkt und kleinlich wollte sie nicht sein, beileibe nicht. Der Gedanke, daß sie ihrem Verlobten auch nur einen Augenblick lang untreu werden könnte, kam ihr gar nicht in den Sinn. Das gehörte für sie in das Reich der Unmöglichkeit. Und sie sehnte sich so sehr nach blühenden Feldern und dem würzigen Duft des frischen Erdreichs.

„Haben Sie schon ein bestimmtes Ziel in's Auge gefaßt?" fragte sie ausweichend.

Er sah, daß er sie beinahe überzeugt hatte. Wie Wetterleuchten zog es über die männlich schönen, gebräunten Züge.

„O ja, ich habe schon einen festen Plan, gönnen Sie mir jedoch das Vergnügen, ihn einstweilen noch für mich zu behalten. Aber nicht wahr, Sie kommen mit, Sie schlagen ein? Der wunderschönste Frühlingstag ist uns gewiß. Seien Sie Aschenbrödel, das auf goldenen Schuhen froh die lachende Welt durchstreift. In Ermangelung des geliebten Prinzen nehmen Sie mit dem getreuen Knappen als Begleiter vorlieb. Um an seiner tiefsten Ehrfurcht und Achtung zu zweifeln, dazu kennt Madame den Knappen doch genugsam."

Ernest war aufgestanden und führte bei den letzten Worten höflich Heilwigs Hand an die Lippen. Sie überließ ihm für einen Moment ihre Rechte. Ihre großen dunklen Augen strahlten vor Erwartung. Sie konnte ihre Freude kaum mehr verbergen, als sie erwiderte:

„Nun also, ich bekenne mich für überwunden. Die männliche Ueberredungskunst hat wieder einmal den Sieg über weibliche Bedenken davongetragen. So will ich denn Ihre Begleitung annehmen. Wir werden recht gute Kameraden sein, nicht wahr? Wann wollen wir denn unsere Reise antreten? Ach, es wird gewiß hübsch werden!"

„Haben Sie die Freundlichkeit, sich morgen früh sieben Uhr bereit zu halten, Mademoiselle d'Utstütz."

„So zeitig schon?"

„Wir haben eine ziemlich lange Fahrt, und die Morgenstunden sind doch auch immer beinahe das Schönste.

„Auf Wiedersehen also morgen früh. Ich werde pünktlich zur Stelle sein. Heute aber will ich mich zeitig zur Ruhe begeben, damit ich für das morgige große Ereigniß auch völlig frisch und ausgeruht bin."

„Schlafen Sie wohl, und nehmen Sie meinen Dank für die Freude, welche Sie mir mit Ihrer Zusage machen."

Während der Nachtwind in den Baumkronen rauschte, und die Natur in der Dunkelheit an ihrem großen Schöpferwerke arbeitete, schlief Heilwig bei offenem Fenster die ganze Nacht hindurch tief und fest. Bei Ernest jedoch wollte sich der Schlummer nicht einstellen. Seine lebhafte Phantasie gaukelte ihm verlockende Bilder vor, in denen Heilwigs Gestalt stets einen hervorragenden Platz einnahm. Sie hatte heute in ihrem venetianischen Costüm gar zu süß und verführerisch ausgesehen. Wie nett von ihr, daß sie ihre Prüderie überwand und auf seinen Vorschlag einging. Das intime Zusammensein zu Zweien hat doch bei aller dabei beobachteten Zurückhaltung stets einen eigenen Reiz. Er wollte sich aber auch Mühe geben, sie dabei so gut wie möglich zu unterhalten. Ob Heilwig sich ihrer körperlichen und seelischen Vorzüge bewußt war? Er meinte das Geheimniß ihres Wesens heute im tiefsten Innern zu empfinden. Bis jetzt war sein Gefühl für das junge Mädchen ein inniges Wohlgefallen, eine Art Kameradschaft gewesen, die nichts mit der verzehrenden, sich über alle Schranken hinwegsetzenden Leidenschaft gemein hatte. Noch niemals war ihm der Gedanke, Heilwig gehöre einem Andern, störend gewesen. Heute aber empfand er dabei einen eigenen stechenden Schmerz in der Herzgegend. Der Anblick ihres zarten, weißen Halses und der ihrem Körper entströmende Duft von Leben und Gesundheit wirkten in ihm nach, erregten seine Sinne und entfachten heißere Wünsche.

* * *

Als die beiden am Tage darauf ihren Weg nach dem Bahnhofe antraten, herrschte überall in der Stadt festliche Stille. Selbst in dem sonst so lebhaften und geschäftigen Treiben am Hafen war heitere Ruhe eingetreten. Zum Trocknen ausgebreitet hingen die Fischernetze in der Morgensonne. Die Werktagsgeräusche waren verstummt. Man hörte weder erregte Marktweiber und fluchende Lastträger, noch das unangenehme Kreischen der Kohlenschaufeln. Frisch gewaschen strahlten die zahlreichen, hier vor Anker liegenden Schiffe. Bunte Wimpel flatterten von den Masten herab lustig in der leichten Morgenbrise, als winkten sie dem Tagesgestirn einen Willkommengruß. Viele Fahrzeuge waren mit frühlingsgrünen, jungen Birkenbäumchen geschmückt. Dadurch gewann das Bild ein besonderes Pfingstgepräge. Ueber dem Allen spannte sich ein tiefblauer Himmel von wolkenloser Klarheit.

Leichten, federnden Schrittes eilten die beiden jungen Leute ihrem Ziel entgegen. Auch sie waren festlich in helle Farben gekleidet. Heilwig hatte eine seidene Blouse von dem Blau der Immergrünblüthe und einen dazu passenden Cheviotrock angelegt. Ernest trug einen weißen Flanellanzug mit schwarzem Shlips und rundem Matrosenhut. Ueber seinem linken Arme hing sein Mantel und Heilwigs Sommerjacke.

Der Anblick der auf den Schiffen stehenden weißen Stämme und glänzenden zarten Blätter zauberte vor Heilwigs Augen den ersehnten Anblick des Waldes herauf.

„Sehen Sie nur, wie festlich und heiter die Birken aussehen," wandte sie sich an ihren Begleiter, „es ist ein schöner Brauch bei uns, den Frühling in Gestalt von Maibäumen zu Pfingsten in die Städte und Dörfer zu bringen. Er hat sich von unseren Altvorderen bis in die Neuzeit erhalten. Leider kostet diese Sitte jährlich vielen Stämmen das Leben. Das ist eigentlich recht schade. Ich liebe die Birke vor allen anderen Bäumen. Am schönsten finde ich sie, wenn sie zwischen Nadelholz steht; sie bringt dann sozusagen ein Lächeln in das düstere Gesicht des Waldes und vertreibt die allzu ernsten Gedanken. Auf einem Kirchhof kann ich sie mir kaum denken, das würde für mich etwas Sinnwidriges bedeuten."

„Ich möchte die Birke am liebsten mit einem jungen, anmuthigen Weibe vergleichen, das durch seinen lebensvollen Anblick unwillkürlich zur Freude zwingt," entgegnete Ernest.

„Detlev von Liliencron, einer unserer hervorragendsten Dichter, von unendlich tiefem poetischen Gefühl, ein Böcklin des Wortes, mit einem Zug in's Stuckische, geht noch weiter und nennt sie, ich weiß im Augenblick nicht wo, die Braut des Waldes. Ich stimme ihm darin völlig bei. Der Stamm stellt das weiße Kleid dar. Und ähneln die feinen, langherabhängenden Zweige nicht dem zarten Schleier? Der aus dem Herzen des Baumes quillende Saft, das sind Thränen, bange Freudenthränen. Kaum weiß ich, ob ich der Birke im Frühlingsschmuck, dem goldenen Herbstkleide oder

ihrer winterlichen Kahlheit den Vorzug geben soll. Ich finde sie in jeder Jahreszeit gar zu schön."

„Schade nur, Madame, daß mir unter diesen Umständen kein Birkengehölz zur Verfügung steht, in das ich Sie führen könnte. Für heute müssen Sie mit einem Buchenwalde vorlieb nehmen, dessen Schönheit doch übrigens unvergleichlich ist."

„Das thue ich auch von Herzen gern. Ich überlasse mich ganz Ihrer Führung und ernenne Sie hiermit feierlichst zu meinem Reisemarschall. Mir ist, als athmete ich schon jetzt den eigenthümlichen Bleistiftgeruch des Laubwaldes. Kaum kann ich es erwarten, bis wir wirklich und wahrhaftig die Wölbung des grünen Daches über uns sehen."

Sie waren unterdessen am Bahnhofe angekommen, konnten bald einsteigen, und fort brauste der Zug durch die blühende, lachende Landschaft.

Längs des Meeres, in einiger Entfernung von der Küste zog sich der Schienenweg hin. Ueber mächtige Brücken ging es, durch blüthenüberschüttete verträumte Dörfer, saftige Wiesen und fruchtbares Flachland, mehrere Stunden lang.

Heilwig saß Ernest am Fenster gegenüber. Sie war ziemlich schweigsam und ganz in Anschauen versunken. In vollen Zügen genoß sie die Frühlingsherrlichkeit. Fortwährend sah sie Neues, tausend Kleinigkeiten waren es, die sie entzückten; nur Eines trübte ihre Freude, den Geliebten nicht bei sich haben zu können. In seiner Nähe wäre ihr Alles doppelt schön erschienen. Der Gute, der Treue. Ob er wohl heute schon an sie gedacht hatte? Und wird er wirklich nicht böse sein, wenn er von diesem mit Ernest Eclair unternommenen Pfingstausflug hört?

„Einen großen Blumenstrauß müssen Sie mir aber für meinen Bräutigam pflücken helfen," sagte Heilwig aus ihren Gedanken heraus in französischer Sprache zu ihrem Gegenüber. „Er soll doch auch etwas von unserem Ausfluge haben. Und eine Karte schreiben wir ihm, nicht wahr?"

Ueber das Gesicht des Franzosen huschte ein leichter Schatten. Heilwig bemerkte es nicht.

„Gewiß, gnädiges Fräulein, wenn Sie es befehlen. Aber es wird heiß hier, gestatten Sie, daß ich das Fenster ein wenig öffne?"

Er nahm den Hut ab und fuhr mit dem Taschentuch einigemal über die dunkle Stirn. Dann lehnte er am Fenster und ließ den Luftzug über sich hinwehen.

„Wie langweilig doch die deutschen Frauen sind," dachte er. „Anstatt sich dem Augenblick hinzugeben, in ihm zu leben und sorglos zu genießen, verbittern sie sich und Anderen durch ihre Schwerfälligkeit so viele Freuden. Treu sind sie, das ist wahr, aufopferungsfähig und gute Hausfrauen, aber steif und pedantisch, für eine leichtere Unterhaltung überhaupt nicht zu gebrauchen. Ihnen fehlt das Prickelnde, Graziöse, das die Frauen anderer Nationen so unwiderstehlich macht. Konnte denn diese Heilwig jetzt nicht

lieber mit ihm plaudern und lustig sein, anstatt ihres fernen Bräutigams liebend zu gedenken?!

Er sah zu ihr hin. Wie hübsch sie aussieht mit ihrem strahlenden rosigen Gesichtchen, wie deutlich ihre weichen Körperformen unter dem hellen Kleide sichtbar werden. Und sie merkt nicht einmal, daß sie ihn verletzte, als sie von ihrem Bräutigam sprach.

Am Horizont zeichnete sich eine dunkelgrüne Linie ab, die Heilwigs Aufmerksamkeit erregte.

„Was ist das dort in der Ferne, Monsieur Eclair, halten Sie das für Wald, oder was könnte es sonst sein?"

„Das ist das Meer. Wenn wir näher kommen, werden Sie weiße Punkte darauf unterscheiden können."

„Das Meer, das Meer!" jubelte sie, und bog sich, ihren Hut festhaltend weit zum Fenster hinaus.

Er legte einen Augenblick, wie um sie zu schützen, seinen Arm um ihren Leib.

„Wie lange dauert es noch, bis wir dort sind? Und ob das Meer heute so dunkelgrün aussieht, wie es von hier erscheint?"

„In einer halben Stunde sind wir dort," entgegnete Ernest, nach der Uhr sehend, „so lange müssen Sie Ihre Ungeduld noch zügeln."

„Ach, ich kann es kaum erwarten. Mir ist heute so eigen zu Muth, gerade so, wie einem Gefangenen, der nach langer Haft zum ersten Mal die Freiheit wiedersehen soll. Mein Blut fließt schneller durch die Adern als sonst. All meine Pulse klopfen und hämmern. In meinem Innern lacht und singt es, und ich möchte am liebsten irgend einen übermüthigen Streich ausführen. Jetzt im Augenblick kann ich der Versuchung, Sie am Ohrläppchen zu zupfen, kaum widerstehen."

„Bitte, thun Sie sich keinen Zwang an," sagte er lachend und näherte sein Gesicht dem ihren. Dabei blitzen seine weißen Zähne durch die frischen Lippen, sein Athem streifte Heilwigs Wange.

„Wenn wir allein wären, thät ich's, aber wir sind nicht allein," setzte sie mit einem Blick auf die Mitreisenden hinzu.

„Nun, hoffentlich hindert uns auf unserem Spaziergange Niemand daran, nach Belieben lustig zu sein. Es wäre fürchterlich, wenn vielleicht ein Gesangverein oder eine ähnliche Landplage an einem idyllischen Punkt im Walde sein „Wer hat Dich, Du schöner Wald," oder „Das Meer erglänzte weit hinaus" ertönen ließe."

„Sie sind ja vorzüglich mit unseren deutschen Liedern bekannt."

„Ja, gnädiges Fräulein, das kommt daher, weil mich das Mißgeschick in Gestalt von Gesangvereinen beständig verfolgt. Da bedarf es keines großen musikalischen Verständnisses, um das meistens nicht sehr reichhaltige Programm nach drei Jahren einigermaßen zu kennen. Aber jedesmal

wirken diese unfreiwilligen Kunstgenüsse ganz furchtbar störend auf meine Nerven. Ich suche ihnen stets so schnell wie möglich zu entfliehen."

„Halb und halb finde ich Ihren Haß berechtigt. Meistens scheint es, als wäre der Gesang nur dazu bestimmt, möglichst weit hin vernommen zu werden. Auf Reinheit und Schönheit des Klanges wird wohl wenig Rücksicht genommen. Schließlich ist es doch aber ein ganz lobenswerthes Unternehmen, nach des Tages Last und Hitze noch einige Stunden der Kunst zu widmen, Gesänge einzustudiren. Freilich thun die ehrsamen Bürger das in ihrer Weise, aber ut desint vires tamen est laudanda voluntas. Sind wir noch nicht am Ziel? Wir müssen doch bald angelangt sein?"

„Nun dauert es wirklich nicht mehr lange. In einigen Minuten fahren wir in den Bahnhof ein."

Der Zug hielt. Heilwig sprang zuerst herab. „Vergessen Sie nur meine Jacke nicht," rief sie und war im Menschengewühl verschwunden.

Als eine der Ersten gelangte sie auf die andere Seite des Bahnhofsgebäudes. Dort erst erinnerte sie sich wieder ihres Begleiters. Sie schaute sich nach ihm um. Noch schwamm er in dem dichten Menschenstrom. Als er endlich bis zu ihr gedrungen war, winkte er einem Wagen, um mit Heilwig nach einem im Waldesgrün versteckten Gasthause zu fahren. Dort sollte das Frühstück eingenommen werden.

„Jetzt geht es also zum „Waldkater", sagte Heilwig und lehnte sich behaglich in die Polster zurück. Die Luft war weich und lind. Der Erdboden brodelte förmlich vor feuchter Wärme. Es war, als wäre das All erfüllt von unsichtbaren Keimen. Ringsherum blühendes üppiges Gedeihen, überall Vogelsang und gleißender, flimmernder Sonnenschein. Nicht ein leiser Windhauch regte sich. Kerzengerade stieg der blaue Rauch aus den Schornsteinen der kleinen Häuschen in die Höhe. Heilwig blinzelte ein wenig mit den Augen und nickte ihrem Begleiter stillschweigend zu. Das sollte heißen: „Störe mich nicht, unterbrich nicht die köstliche Stille. Es ist viel zu schön hier, als daß ich davon sprechen möchte."

Nach einer Weile war der Wagen am Waldrande angekommen, der Menschenstrom hatte sich nach der anderen Seite verlaufen, und die Beiden blickten hinein in die golddurchwirkte, grüne Dämmerung. Am Wege wuchsen Frühlingsblumen im Ueberfluß und schauten die Ankommenden aus ihren klaren Himmelsaugen unschuldsvoll an. Kein Ton aus der Außenwelt drang bis hierher. Eine unendlich feierliche Ruhe herrschte zwischen den uralten Bäumen. Nur Finkenschlag und das Hämmern des Spechtes war zu hören, das Rollen des Wagens erstarb auf dem weichen Waldboden. Ernest und Heilwig meinten den Athem der Gottheit zu fühlen. Es wurde ihnen ganz andächtig zu Muth.

Wollen wir vielleicht aussteigen und die Strecke bis zum „Waldkater" zu Fuß zurücklegen?" fragte Ernest.

Sie war damit einverstanden. Der Wagen wurde zurückgeschickt, und sie wandelten nun zu Fuß ihrem Ziel entgegen. Weit und breit war Niemand zu sehen. Sie konnten glauben das erste Menschenpaar zu sein, das in diese heimliche Frühlingswildniß eindrang. Welke Blätter raschelten unter ihren Tritten, aber daraus hervor drang tausendfältig frisches, sprossendes Leben.

Jetzt mußten sie in der Nähe des „Waldkaters" angekommen sein. Es roch nach Rauch, und Hundegebell und Hühnergackern, vermischt mit dem Klange einer holzspaltenden Axt drang an ihr Ohr. Mitten auf dem Wege saß eine große, schwarze Katze. Sie rührte sich nicht. Scheu und feindselig hielt sie den Blick ihrer bösen grünen Augen auf die Ankömmlinge gerichtet.

„Das Wahrzeichen des Hauses empfängt uns," bemerkte Ernest.

„Hu, der Unglücksbote, den müssen wir verjagen. Die Katze darf uns nicht über den Weg laufen."

Und laut in die Hände klatschend, daß es ringsum widerhallte, scheuchte Heilwig das Thier. Mit hoch erhobenem Schwanze verschwand es im Walde.

„Sind Sie abergläubisch, Fräulein von Utstütz?"

„Wie jeder Gebildete heutzutage," entgegnete sie lachend. Sie hatten deutsch gesprochen wie meistens, wenn sie allein waren.

Im „Waldkater" waren erst wenige Gäste. Heilwig und Ernest verzehrten in Eile ein kaltes Frühstück, bestellten einstweilen ihre Mittagsmahlzeit und setzten, nachdem sie ein wenig geruht und sich gestärkt hatten, ihre Wanderung fort.

Auf engem Fußpfade, quer durch den Wald schritten sie dem Meer entgegen. Der Weg war so schmal, daß sie nicht neben einander bleiben konnten. Heilwig ging voraus. Ihr Kleid wurde von Zeit zu Zeit von einer muthwilligen Dornenhecke zurückgehalten, und Ernest mußte sie aus ihrer Gefangenschaft befreien. Mit Entzücken betrachtete er dann ihre zierlichen Füße, lauschte dem leisen Rauschen ihrer Gewänder. Gleich einer Bachstelze munter und froh hüpfte sie vor ihm her und plauderte dabei wie ein Sprachmeisterlein. Von tausend nichtigen Dingen redete sie, erzählte kleine komische Erlebnisse und freute sich über Ernests Lachen, das so gutmüthig, sorglos und lebensvoll klang. Nach einstündiger Wanderung lichteten sich die Bäume, und plötzlich lag es vor ihnen, das weite, unendliche Meer in seiner urewigen, göttlichen Schönheit.

Sie standen auf einem Kreidefelsen, der steil und schroff nach der Seeseite hin abfiel. Seinen Fuß umspülten die Wogen mit sanftem, eintönigem Plätschern. Die Berührung des Wassers mit dem Kreidefelsen trübte seine Klarheit und gab ihm ein milchiges Aussehen. In weitem Bogen machte sich der Einfluß der abgeschwemmten Kreide geltend. Auf den milchigen Streifen folgte ein chrysoprasgrüner, der klarer und klarer

werdend, in dem reinsten Azurblau, der Farbe der ganzen kolossalen Fläche verlief. Am Horizont hoben sich die einzelnen fernen Segel als kleine weiße Punkte ab. Sie waren kaum zu unterscheiden von den Möven, die schwingenden Fluges sich über den Fluthen wiegten, darin sie ihre Fittiche netzten. Nicht weit vom Ufer kroch ein Dampfer durch die beinahe unbewegte See. Eine lange Furche bezeichnete seinen Weg.

Stumm blieben die Beiden in Anschauen versunken. Jedes von ihnen fürchtete sich davor, die erhabene Stille durch ein banales Wort zu unterbrechen. Das dauerte lange Zeit. Heilwig begann endlich zuerst:

„Noch nie habe ich den Gedanken an die Ewigkeit so deutlich und tief empfunden wie in diesem Augenblick. Was sind Jahrtausende im Vergleich zu dem Alter des Meeres, und was bedeutet in diesen Jahrtausenden ein Menschenleben? Sicherlich nicht mehr als ein Sandkorn da unten am Strande. Ich komme mir so klein vor, winzig klein. Und doch drückt mich dieser Gedanke nicht nieder, im Gegentheil, bin ich glücklich darüber, ein einziges Theilchen dieser ganzen, großen, wunderschönen Schöpfung sein zu dürfen. Ich wünschte mir Flügel, um hoch und immer höher fliegen zu können, dem Tagesgestirn entgegen. Und wenn ich dann nahe, ganz nahe bei ihr, der Allerhalterin, Allerweckerin angekommen wäre, möchte ich mich auflösen in Millionen wärmender, leuchtender, belebender Atome."

Sie hatte bei den letzten Worten die Arme aufgehoben und sie sehnsüchtig der Sonne entgegengestreckt. Voll trafen die heißen Strahlen ihr nach oben gewandtes, von feinem Roth übergossenes Gesichtchen. Wie eine Seherin stand sie am Rande des Felsens.

„Und wo bliebe ich?" fragte ihr Gefährte langsam, als sie geendet hatte.

„Sie? — Nun, sie könnten mir nachfliegen, wenn es Ihnen Vergnügen machte."

„Ich fürchte, die Kraft meiner Schwingen würde bald erlahmen. Ich bin ein Erdenkind und nicht geschaffen für solch' schwindelnden Flug. Vergesse ich dies zuweilen, so erinnert mich das Schicksal gewöhnlich recht unsanft an meine irdische Abstammung. Mit jähem Ruck reißt es mich dann zu Boden."

„Wie ernst das klingt. Es will, scheint mir, wenig zu Ihren sonstigen Anschauungen und Ihrem heiteren Temperament passen."

„Und doch ist es so. Uebrigens lasse ich mich dadurch nicht hindern, im gegebenen Augenblick einen recht tiefen Trunk aus dem Freudenbecher des Lebens zu thun. Auch diesen herrlichen Tag will ich ganz genießen. Ich bin so glücklich darüber, daß ich Sie veranlaßt habe, hierher zu kommen. Nicht wahr, Sie fühlen sich auch wohl und bereuen es nicht, meinen Bitten Gehör geschenkt zu haben?"

„Wie sollte ich? So schön hatte ich mir den Frühling hier draußen ja gar nicht vorgestellt. Ich hätte mich sicherlich schwer geärgert, wenn ich zu Hause geblieben wäre.“

„Ja, Ihr Heimatland ist wunderschön. Dieser Ausblick hier hält den Vergleich mit vielen gepriesenen Landschaftsbildern des Südens aus. Ueberhaupt liegt heute etwas von südlichem Glanz, südlicher Helligkeit und Milde in der Luft.“

Heilwig folgte mit den Augen dem Gaukelspiel zweier Schmetterlinge, die im warmen Sonnenschein wie bunte Blumenblätter um einander kreisten.

„Fangen Sie mich,“ sagte sie plötzlich übermüthig, raffte ihr Kleid zusammen und sprang leichtfüßig waldeinwärts. Lachend huschte sie zwischen den Bäumen hin, mit warmen Reflexen zitterten die Sonnenstrahlen auf ihrem goldblonden Haar. Die dunklen, großen Augen blitzten vor Schelmerei, und ein unwiderstehlicher Zauber von Anmuth und Jugendlust strömte von ihr aus.

Der junge Mann strengte sich nicht ernstlich bei ihrer Verfolgung an. Es mußte ihm ja doch bald gelingen, sie zu erhaschen. Neckend ließ sie ihn in ihre Nähe kommen, um ihm schließlich durch eine geschickte Wendung doch wieder zu entschlüpfen. Sie erschien ihm wie eine Dryade, die ihn in's Waldinnere locken wollte. Willig folgte er ihr, sich dabei den Anschein gebend, als könnte er sie nicht fangen. Seine vollendet ebenmäßige Gestalt, die Kraft und Geschmeidigkeit seiner Bewegungen boten der Fliehenden ein Bild außergewöhnlicher Grazie dar. Weiter und weiter huschte sie vor ihm her. Durch einen geschickten Seitensprung bemächtigte er sich schließlich ihrer Person und fing die Ueberraschte in seinen Armen auf. Dicht, dicht zog er sie an sich heran. Er fühlte einen Augenblick ihr Herz an dem seinen pochen. In nächster Nähe sah sie seine brombeerschwarzen Augen über sich, in die sie mit dem Ausdruck eines gefangenen Vögelchens starrte.

„Sie haben gesiegt,“ stammelte sie verwirrt, als sie sich wieder frei fühlte.

„Ja, und es war sehr edel von mir, daß ich meinen Sieg nicht mehr ausgenützt habe.“

Ihr vom Laufen erhitztes Gesichtchen wurde noch röther. Sie fächelte sich mit dem Taschentuch frische Luft zu. Er brach einige Blätter ab und kühlte damit ihre heißen Wangen.

„Wo sind wir denn eigentlich?“ fragte Heilwig, sich scheu umblickend. „Wir werden uns doch wieder zurechtfinden?“

„Ein wenig vom Wege abgekommen sind wir jedenfalls. Aber das schadet nichts, ich werde Sie wohl glücklich aus dem Walde bringen. Eigentlich wollte ich mit Ihnen eine Strecke längs des Meeres gehen, doch finde ich mich auch von hier aus wieder zurecht. Der „Waldkater“ muß meiner Ansicht nach in jener Richtung liegen. Schreiten wir nur tapfer darauf los.“

Mitten durch die tiefste Waldeinsamkeit gingen sie über Baumwurzeln und Gestein. Feine Vogelstimmchen tönten aus allen Zweigen. Fliegen und Käfer summten an den Wandernden vorbei, und Farrnkraut und Moose bildeten einen Wald im Walde. Ein Reh äugte nach den Beiden hin und wurde flüchtig, als sie in seine Nähe kamen. Heilwig bückte sich fortwährend, um Blumen zu pflücken, die sie zum anmuthigen Strauße wand. Mit wundersüßem Duft erfüllten keusche Maiglöckchenblüthen die Lüfte. Von Zeit zu Zeit bog das Mädchen den Nacken und vergrub sein Gesicht in den kühlenden Blüthen, um nach Herzenslust den frischen, erquickenden Geruch einzuathmen. Dann mußte Ernest seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, daß er Heilwig nicht in seine Arme schloß und ihren Hals mit Küssen bedeckte.

Endlich kamen sie wieder auf gebahnten Weg und bald darauf zum „Waldkater". Etwas entfernt vom Hause, unter zwei mächtigen alten Buchen war den Beiden in ihrer Abwesenheit der Tisch gedeckt worden. Das weiße Tuch sah sauber und einladend aus, Heilwig verzierte die Tafel mit ihrem Strauß, und so erwarteten Beide in bester Stimmung und mit vortrefflichem Appetit das Mahl. Der Kellner hielt sie für ein Ehepaar und erkundigte sich bezüglich des Weines nach den Wünschen der gnädigen Frau. Das brachte Heilwig ein wenig in Verlegenheit, während es dem Franzosen ein großes Vergnügen bereitete. Mit Mühe blieb er so lange ernst, bis sich der Kellner entfernt hatte. Dann lachte er auf mit seinem wohlklingenden, leisen, herzlichen Lachen.

„Haben Sie gehört, Mademoiselle Heilwig, was meinen Sie zu Ihrer neuen Würde?" Er nannte sie zum ersten Male bei ihrem Vornamen und sagte „Eilwik". „Ich für meinen Theil sähe es sehr gern, wenn das, was der Mensch da annimmt, auch in Wirklichkeit zuträfe."

Heilwig gerieth immer mehr in Verlegenheit. „In jedem Falle wäre ich doch zu alt für Sie," sagte sie stockend.

„Alt? — Nun, ich meine, Sie sind nicht älter als ich. So viel ich weiß, sind wir in demselben Jahre geboren."

„Das schon, aber eine Frau muß immer jünger sein als ihr Mann. Wir altern so viel rascher. Aber das ist es nicht allein, ich fühle mich auch viel älter als Sie."

Er lachte wieder. „Nun, das habe ich vorhin bei der Jagd durch die Bäume gerade nicht bemerkt. Da erschienen Sie mir ausgelassen wie ein Kind und gaben mir gewiß nichts nach."

„Nein, da nicht. Ueberhaupt heute nicht. Heute bin ich eine Andere, als sonst im Alltagsleben. Aber gewöhnlich bin ich viel, viel älter als Sie. Sie ahnen ja nicht," schloß sie mit einem Seufzer, „wie jung, wie beneidenswerth jung Sie sind. Felix war niemals so."

Ernest ergriff sein Glas und erhob es. Der rothe Wein darin glühte und feuerte in der Sonne wie Rubin.

„Es lebe die Jugend," rief er. „Nicht die Jugend der Jahre, sondern die Jugend des Herzens. Die echte Jugend, die thatkräftige, die sich bis in's Alter hinein bewahrt und erhält. Die Jugend, deren Blut roth und leichtflüssig, heiß und lebensvoll durch die Adern rinnt, die offenen Auges, offenen Herzens alles Schöne genießt. Die Jugend, die an Ideale glaubt und den Staub des Alltagslebens mühelos von sich abschüttelt. Sie, die Phantasie besitzt und Luftschlösser baut, die einzig wahre, die göttliche Jugend, sie lebe!"

Er hatte mit Begeisterung gesprochen. Als er zu Ende war, klangen die Gläser mit tiefem, vollem Klang aneinander. Darauf wurden sie von Beiden bis zum Grunde geleert. Ernest schleuderte das seine in weitem Bogen an den nächsten Baum, daß es klirrend zerschellte, dann sandte er Heilwigs nach.

„Warum thun Sie das?" fragte sie bestürzt.

„Aus Uebermuth. Außerdem aber auch deshalb, weil ich keinen Anderen mehr für würdig halte, den Rand des Glases mit seinen Lippen zu berühren, aus welchem wir Beide in einem feierlichen Augenblick getrunken haben."

Er ließ frische Gläser kommen und schenkte von Neuem ein. Heilwig betrachtete ihn dabei erstaunten Blickes. Zum ersten Mal bemerkte sie die Schönheit seiner Züge.

„Wie hübsch Sie sind, Monsieur Eclair," sagte sie unwillkürlich.

„Hübsch, ich?" Er ergriff ihre Hand. „Wenn Sie es finden, macht mich das sehr glücklich. Aber von keinem Anderen würde ich das als etwas für mich Schmeichelhaftes auffassen. Im Allgemeinen hat die Schönheit beim Manne sehr wenig Werth."

„Nur ein schöner Mann zu sein, ist allerdings das banalste, was man sich denken kann. Mir ist solch' ein Mensch geradezu unerträglich. Und dennoch ist die Schönheit ein Göttergeschenk, für das Jeder, der es besitzt, alle Ursache dankbar zu sein hat. Nur muß man sie eben als Geschenk und nicht als ‚Verdienst' hinnehmen. Sie darf der Natürlichkeit nicht den mindesten Eintrag thun, alberne Eitelkeit entwerthet sie vollständig. Doch kann man sich, meine ich, ruhig ihrer freuen."

Heilwig schaute Ernest dabei voll in's Gesicht. Sie glaubte das Blut in seinen Wangen unter der gebräunten Haut fließen zu sehen. Ihre Blicke trafen sich liebkosend, küßten sich und versanken dann in einander. Eine unendliche Zärtlichkeit quoll in dem Herzen des jungen Mannes auf. Heilwig konnte sich der Gewalt seiner strahlenden, leuchtenden Augen nicht entziehen. Sie schüttelte sich, wie um den Zauber von sich abzustreifen, und kehrte mit einer gewaltsamen Anstrengung in die Wirklichkeit zurück. Endlich sagte sie:

„Und jetzt will ich mein Glas auf das Wohl meines unübertrefflichen Reisemarschalls leeren, dessen Unternehmungen meine vollste Zufriedenheit

und meinen ungetheilten Beifall gefunden haben. — Wollen Sie mich so weit in Ihre Pläne einweihen, daß Sie mir unser nächstes Reiseziel verrathen?"

Unser Nachmittagsspaziergang soll einem kleinen Binnensee gelten, der schwermüthig im tiefsten Waldversteck träumt. Er wird nur selten besucht, und wir können mit Sicherheit darauf rechnen, dort allein und ungestört zu sein."

Sie plauderten noch eine Weile. Aber als ein Vorübergehender Heilwig zudringlich betrachtete, schoß Ernest das Blut in's Gesicht. Er beugte sich zu ihr und fragte sie, ob sie sich zum Aufbruch fertig machen wolle. Als sie es bejahte, ging er in's Haus, um die Rechnung zu begleichen. Nach einigen Minuten schimmerte sein weißer Anzug wieder durch die Bäume. Auch Heilwig war bald bereit.

An die Karte, die sie ihrem Bräutigam hatte schreiben wollen, dachte sie nicht mehr.

Von Neuem betrat das Paar den kirchenstillen Wald. Doch mit anderen Gefühlen als am Morgen zogen sie darin ein. Die heiligen Schauer waren einer leichten Mattigkeit, einem satten, körperlichen Behagen gewichen. Heilwig ließ es geschehen, daß ihr Begleiter seine Hand um ihre Taille legte. Sie lehnte sich während des Gehens leicht an seine Schulter.

„Ich bin so müde," sagte sie zur Entschuldigung.

„Jetzt schon?" fragte er darauf. „Wir haben noch ein tüchtiges Stück Weges bis zum See, und dann wollen wir weiter. Werden Sie die weite Strecke laufen können?"

„Ach gewiß, nur dürfen Sie jetzt nicht zu sehr eilen und keine großen Ansprüche an meine Unterhaltung stellen."

„Manchmal ist Schweigen die beste Unterhaltung; auch dann, wenn sich zwei Menschen lieb haben. Fräulein Heilwig, haben Sie mich denn ein wenig, ein ganz klein wenig gern?"

„Ein wenig, ja," nickte sie.

Durch diese kurze und offene Erklärung schien er nicht ganz zufriedengestellt. Er hatte etwas Anderes erwartet. Aber es nützte nichts, er mußte es dabei bewenden lassen.

Wenn er nur ein einziges Mal das wundervolle Haar oder den einer rothen Nelke gleichenden Mund hätte küssen dürfen! Er kannte keinen anderen Gedanken mehr als sie. Die Liebe hatte von ihm Besitz ergriffen. Wie eine Sturmfluth, vor der es kein Entrinnen mehr giebt, die jeden Widerstand mühelos hinwegschwemmt, war sie über ihn hereingebrochen. —

Auch hier war der Boden mit Blumen bedeckt. Heilwig pflückte alle, die sie nur irgend erreichen konnte, und Ernest mußte ihr dabei helfen.

„Ehe Sie die Blumen nach Hause bringen, werden sie ja aber alle verblüht sein," wagte er einzuwenden. Davon wollte sie jedoch nichts hören.

„O sie erfrischen sich wieder, sobald ich sie in's Wasser stelle. Ich will doch eim sichtbares Erinnerungszeichen an unseren schönen Ausflug haben. Ueberhaupt sind lebende Blumen für mich der schönste Zimmerschmuck. Ich weiß mir nichts Lieberes. Und wenn Sie schön artig sind, bekommen Sie auch ein paar davon ab."

Es war fast noch wärmer als am Vormittag. Kein erfrischender Hauch wehte, selbst hier nicht unter den Bäumen und in der Nähe des Meeres. Die Luft stand schwül und treibhausartig. Heilwig nahm ihren Hut ab und benützte ihn als Blumenkorb. Einen Strauß steckte sie an ihre Brust.

Endlich schimmerte das Wasser des Sees durch die Bäume. Er machte auf Heilwig nicht den von Ernest erwarteten Eindruck. Sie fand ihn „sehr hübsch", aber nachdem sie heute früh das Meer in seiner gewaltigen Schönheit bewundert hatte, vermißte sie bei der Fläche von so geringer Ausdehnung die Großartigkeit. Nachdem die Beiden den See eine Weile betrachtet hatten, breitete Ernest seinen Mantel über einen großen, moosbedeckten Stein, so sorglich einen Ruheplatz bereitend.

Heilwig setzte sich hin und lehnte den Rücken an den Stamm einer uralten Buche.

Er streckte sich neben ihr aus, ihr zuschauend, wie sie die Blumen zu ordnen begann. Nicht einen Blick verwandte er von den schlanken, zierlichen Fingern, die sie geschickt gebrauchte. Die Sonnenstrahlen fingen sich in ihrem Verlobungsringe und ließen den Diamant darin in allen Regenborgenfarben aufblitzen.

„Können Sie Kränze winden?" fragte der Franzose.

„Freilich kann ich das. Soll ich es Ihnen zeigen?"

„Bitte thun Sie's. Wenn Sie erlauben, bin ich Ihnen ein wenig dabei behilflich." Und er reichte ihr die Blüthen, die ihm am schönsten dünkten. Sie hatte ein Röllchen Garn aus der Tasche gezogen und wand den Faden eifrig um die Stiele. Als das Werk vollendet war, streckte sie es ihm lächelnd hin.

„Nun müssen Sie den Kranz aber auch aufsetzen, Fräulein Heilwig."

Sie nahm ihn ohne Ziererei und wollte ihn in ihrem Haar befestigen, fand aber nicht den rechten Platz dafür auf ihrer Frisur.

„Es geht nicht, lassen wir's lieber."

„Wie schön würde der Kranz in Ihrem aufgelösten Haar aussehen. Bitte, bitte seien Sie lieb und lassen Sie es mich machen, wie ich's mir vorstelle."

Willenlos überließ sie ihm ihr Köpfchen. Er nahm vorsichtig eine Nadel nach der anderen heraus und entfesselte dann die goldene Fluth, die bis zur Erde wallte und Heilwig mit einem gleißenden Mantel umhüllte. Einen Theil des herrlichen Schmuckes ließ er über die eine Seite der Brust

herabfallen, das Uebrige breitete er über ihren Rücken aus. Dann nahm er den Kranz und drückte ihn vorsichtig auf ihr Haupt. Die Blätter der Buche flüsterten leise. Huschende Sonnenlichter tanzten ihren leichten Reihen über das blüthenbeschüttete Mädchen, und neugierig betrachtete eine Eidechse aus sicherer Felsspalte das fremdartige Treiben der beiden Menschen.

Voll des höchsten Entzückens schaute Ernest auf das liebliche Bild.

„Schöne, schöne Maienkönigin," sagte Ernest verträumt. „O, wer das malen könnte." Und wieder versank er in Anschauen.

Vor seinen brennenden Blicken schlug sie die Augen nieder. In ihrer Verwirrung wurde sie noch holder, noch lieblicher.

„Geben Sie mir zur ewigen Erinnerung an diese Stunde den Strauß von Ihrer Brust, Heilwig," flüsterte er mit erregter Stimme dicht an ihrem Ohr.

Ganz Hingebung, reichte sie ihm in rührender Hilflosigkeit die Blumen. Es war, als hätte ein Liebestrank sie verzaubert.

„Denken Sie aber nichts Schlechtes von mir," bat sie leise.

Er barg die Blumen mit der rechten Hand auf seinem Herzen, mit der linken ergriff er Heilwigs Haar und führte es an seine Lippen.

„Vous êtes une sainte, et je vous adore," rief er leidenschaftlich, dann vergrub er sein Haupt in ihren Schooß. Selbstvergessen schaute sie in's Weite und ließ ihre Finger liebkosend über sein Haar gleiten. Als er sich wieder aufrichtete, gewahrte er Thränenspuren in ihren Augen. Behutsam erfaßte er mit beiden Händen ihren Kopf, zog ihn zu sich nieder und sog mit seinen Lippen die feuchten Perlen ein.

„Du darfst nicht weinen, nicht jetzt, noch jemals wieder."

Ein fernes Geräusch ließ Heilwig zusammenschrecken. Es klang wie Lachen und Rufe menschlicher Stimmen, auch Ernest horchte auf.

„Es kommt Jemand, um unsere Einsamkeit zu stören," sagte er mit einem Seufzer.

„Um Gotteswillen, wenn man uns so hier fände!"

„Aengstigen Sie sich nicht, der Schall dringt erst schwach zu uns herüber. Die Leute müssen noch weit entfernt sein. Wenn Sie sich ein klein wenig beeilen, so sind Sie wieder gänzlich comme il faut, ehe die lästigen Eindringlinge hier sind."

Heilwig zitterten die Hände, die Finger versagten ihr den Dienst, und kaum konnte sie das Haar zum Knoten drehen. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen.

„Sind Sie aber ein kleiner Hase!" sagte Ernest, der seine Fassung nicht verlor. „Schlimmsten Falles retten wir uns in's Dickicht, und Niemand fände uns dort."

„Bin ich ordentlich?" fragte sie, die letzten widerspänstigen Löckchen zurückstreifend.

„Vollkommen, und wenn Sie mir es nicht glauben, so überzeugen Sie sich selbst davon."

Er legte den Arm um ihre Schulter und führte sie dicht an den Rand des Sees, aus dessen klarer Fluth ihnen ihr Bild entgegenstrahlte. Sie beugten sich vor, um noch besser sehen zu können.

„Wie gut wir zu einander passen," sagte Ernest, „und welch wunderbaren Hintergrund der grüne Wald dem Bilde giebt."

Die Stimmen kamen näher. Eilig sammelte Heilwig die verstreuten Blumen. Ernest nahm ihr den Kranz, mit dem er sie vorhin geschmückt hatte, aus der Hand. Gewandt wie eine Katze kletterte er damit an dem Stamm der Buche empor, in deren Schatten sie vorhin geruht hatten. Als er hoch genug gekommen war, um von unten nicht mehr gesehen zu werden, hängte er den Kranz an einen vorspringenden Ast.

„Das Schönste opfern wir der Gottheit dieses Waldes," rief er Heilwig zu. „So ist die Stätte geweiht für alle Zeiten."

Sie schlugen einen anderen Pfad als den, auf welchem sie vorhin gekommen waren, ein. Der Weg beschrieb einen langen Bogen und mündete schließlich in der Eisenbahnstation. In entgegengesetzter Richtung blieb der „Waldkater" liegen. Bald verstummte das Geräusch, welches sie aufgeschreckt hatte, und nur der wilden Tauben Gurren war noch zu hören.

Nach einer Weile verließen die Beiden den Wald und kamen auf eine mit hohen Blumen bewachsene Wiese. Inzwischen war der Nachmittag hereingebrochen, der scheidende Tag neigte sich dem Abend entgegen. Schräg fielen die Sonnenstrahlen, lange Schatten werfend, herab. Ein unendlicher Frieden lagerte über der Welt. Mit leisem Luftzug trug ihn der Wind vom Meere her, weit fort über das frühlingsmüde Land. Schweren, unbeholfenen Fluges kehrten die Bienen von ihrem Beuteflug zu den Stöcken zurück, und die Vögel suchten einzeln und in Schaaren ihre Nester auf. Müde ließen die Blumen ihre Köpfchen hängen. Sie erwarteten sehnsuchtsvoll den erquickenden Abendthau. Noch einmal sahen Ernest und Heilwig das Meer. In völliger Klarheit lag es vor ihnen, und ungehindert konnte der Blick so weit schweifen, bis es sich als ein blauer Duft in der Ferne verlor. Lange standen sie und betrachteten die wechselnden Beleuchtungen, dann wandten sie sich landeinwärts. Mit ihrem Taschentuch wehte Heilwig dem Meere wie einem lieben Freunde Abschiedsgrüße zu, wieder und immer wieder, so lange sie noch ein Stückchen davon sehen konnte. Als es gänzlich verschwunden war, ergriff Ernest ihre Rechte, und Hand in Hand schritten die Beiden dahin durch wogende, duftende Wiesen, an blühenden Kornfeldern entlang, in denen die Grillen zirpten und das Rebhuhn lockte. Es war ihnen so leicht und frei zu Muth wie Kindern. Mit den Vögeln um die Wette hätten sie ihr Abendlied zum Himmel emporsingen mögen. Ver-

sunken war Vergangenheit und Zukunft, sie lebten nur dem gegenwärtigen seligen Augenblick. Kaum merkte Heilwig die Müdigkeit in ihren Füßen, erst als Ernest sie danach fragte, kam sie ihr wieder zum Bewußtsein. Aber aus ihren Augen verschwand der Glanz nicht, die Lippen behielten ihr feuchtes Roth, und sie lächelte glücklich vor sich hin.

Noch ehe die Dunkelheit völlig hereingebrochen war, erreichten sie die Bahnstation. Es war noch Zeit bis zur Abfahrt des Zuges, und Ernest bestellte Wein und ein Abendbrot.

„Trinken Sie, Heilwig, das wird Ihnen gut thun."

Sie leerte das Glas auf einen Zug. Wie Feuer fühlte sie es durch ihre Adern rieseln.

„Ach, das wärmt, bitte, noch ein Glas."

„Nein, nicht so schnell. Essen Sie lieber erst etwas Ordentliches, der Wein ist schwer."

Seinem Geheiß folgend, führte sie ein paar Bissen zum Munde, dann schob sie den Teller bei Seite.

„Ich habe keinen Appetit und bin ganz rechtschaffen müde. Es ist gut, daß wir jetzt nicht noch einmal denselben Weg machen müssen."

Und wieder führte sie ihr Glas zum Munde.

„Im Eisenbahnwagen können Sie sich dann ausruhen. Vielleicht haben wir soviel Platz, daß Sie sich ein wenig legen können."

„Das ist heute am ersten Pfingstfeiertag kaum anzunehmen. Sind Sie denn garnicht angegriffen? Wir waren doch den ganzen Tag von früh an im Freien und sind tüchtig marschirt."

„Mir ist wohl wie einem Fisch im Wasser. Auch nicht die kleinste Abspannung vermag ich zu spüren."

„Wir Frauen sind eben doch, trotz aller Emancipationsgedanken, das schwächere Geschlecht. Und ich muß gestehen," fügte sie, das Köpfchen in die Hand stützend, hinzu, „ich lasse es mir sehr gern gefallen, wenn der Mann mit seiner größeren Kraft mir zu Hilfe kommt und mich ein wenig verhätschelt. Den Ehrgeiz, es ihm auch in körperlicher Beziehung zuvor, oder mindestens gleich zu thun, besitze ich nicht. Trotzdem bin ich auch für mein Geschlecht eine große Freundin von körperlichen Bewegungen und Leibesübungen.

„So fühlen Sie also nicht den Beruf zur kühnen Reiterin oder ausgezeichneten Jägerin in sich?"

„Sicher nicht. Wie Sie heute schon einmal zu bemerken Gelegenheit hatten, bin ich ein ganz entsetzlicher Hasenfuß. Ein Maikäfer kann mich in die Flucht schlagen."

„Und dennoch haben Sie sich einen eigenen Beruf gewählt, stets selbstständig gehandelt und sich Ihren Weg durch's Leben sehr energisch gebahnt."

„Das gehört in das Gebiet des moralischen Muthes, den besitze ich allerdings in weit höherem Maße."

Das Abfahrtssignal ertönte, und die Beiden sahen dem heransausenden Zuge entgegen. Er war dicht besetzt. Lachen und Singen, Lärmen und Schreien drang daraus hervor.

In einem dicht besetzten Fahrraum bekamen Ernest und Heilwig die letzten Plätze. Nichtsdestoweniger dauerte es nicht lange, so schlief Heilwig ein, gewiegt von dem eintönigen Geräusch und der gleichmäßig schaukelnden Bewegung. Ernest saß neben ihr und beobachtete, ohne sie zu stören, wie ihr Köpfchen tiefer und tiefer sank. Fürsorglich zog er den blauen Schleier über die Lampe. In langen, regelmäßigen Athemzügen hob und senkte sich ihre Brust. Sie neigte sich mehr und mehr nach der Seite und war eben im Begriff, einem neben ihr sitzenden Fremden an die Schulter zu sinken, als Ernest sie mit schnellem Griff umfaßte und an seiner Brust bettete. Von der jähen Bewegung war sie aus ihrem tiefen Schlaf erwacht, doch befand sie sich noch in jenem süßen Zustand des Halbschlummers, in dem der Körper sein Gewicht verloren zu haben scheint, und der Geist fessellos das All durchfliegt. Sie vernahm die Geräusche um sich herum, ohne jedoch die Kraft zu besitzen, sich völlig zu ermuntern. In unendlichem Wohlgefühl blieb sie geschlossenen Auges an ihrem Platz.

Ernest wagte sich nicht zu rühren, aus Furcht, sie könne darüber erwachen. Er hielt sich für den Glücklichsten aller Sterblichen, so schön dünkte es ihm, der Beschützer des schlafenden Mädchens zu sein, über ihrer Ruhe zu wachen und ihren Kopf an seinem Herzen zu fühlen. Es kam ihm gänzlich unerwartet, als elektrisches Licht und ein ausgedehntes Schienennetz die Nähe der großen Stadt verkündeten. Er mußte Heilwig nun wecken, deshalb zog er sie sanft an sich und sagte auf französisch:

„Heilwig, mein Liebling, Sie müssen jetzt aufwachen, wir sind gleich zu Hause.

Wie einem verschlafenen Kinde setzte er ihr den Hut auf, zog ihr die Jacke an und belud sich mit ihren Blumen. So warteten sie schweigend, bis sie aussteigen konnten.

Auf den Hauptstraßen, durch die sie dann im offenen Wagen fuhren, herrschte trotz des späten Abends reges Leben und Treiben. Dichte Menschenmassen wogten in der noch immer lauen Luft darüber hin. Aus grünlichem Himmel goß der Vollmond sein glänzendes Licht über die Stadt, als wollte er mit der Straßenbeleuchtung wetteifern. Selbst einer riesigen elektrischen Lampe gleichend, hing er am Firmament und spottete über die Erfindung der Menschen, die ihn entbehrlich machen sollte. In den stilleren Gegenden aber war er Alleinherrscher, denn einige spärliche Gasflammen verschwanden vor seinem Licht zu nichts. Dort zeigte er seine alte Zauberkunst und hüllte Kirchen und Bäume, Häuser und Gärten in überirdische Schönheit, verlieh ihnen riesige, phantastische Formen. Das Wasser ver-

wandelte er in eitel Silber. Leise rauschten die glitzernden Wellen, und aus den Büschen am Ufer scholl mit langgezogenen Flötentönen der weiche, schluchzende Gesang der Nachtigall zu ihm empor.

Heilwig war nun wieder völlig wach. Dicht an Ernest geschmiegt, saß sie im Wagen. Trotz der milden Wärme breitete er seinen Mantel über ihre Kniee.

„Welch' eine märchenhafte Nacht," sagte sie, zu den Sternen aufschauend, „man möchte heut am liebsten gar nicht zu Bett gehen, um auch nicht einen einzigen dieser wonnigen Augenblicke zu verlieren, sondern sie alle, alle zu genießen."

„Ja, das Dasein ist schön und werth gelebt zu werden, was auch Pessimisten und Stiefkinder des Glückes Gegentheiliges behaupten mögen. Nur schade, daß uns eine volle Glückseligkeit so selten vergönnt wird. Es geht uns wie den frommen Büßern, nur in der höchsten Ekstase sehen wir den Himmel offen."

„Sie haben Recht. Und wohl Jedem, der sich in diesen Zustand zu versetzen weiß. Es muß etwas unsäglich Klägliches sein um so ein Maulwurfsdasein, das stets nur in der Tiefe gräbt und wühlt und das Dasein der Sonne leugnet, weil es sie nicht kennt."

Sie hatte ihm ihre glänzenden Augen zugewandt und seine Hand ergriffen.

„Wie schön Du so vom Mondlicht überstrahlt aussiehst, aber auch wie bleich, wie geisterhaft bleich. Du fühlst Dich doch wohl, wirst nicht etwa krank werden?"

„Mir ist nichts," sagte sie, sich von ihm abkehrend. „Es ist wohl nur der Schein des Mondes, welcher mein Aussehen verändert."

Der Wagen hielt vor ihrem Hause. Heilwig nahm Ernest die Blumen ab, damit er die Thür öffnen könne. Als er sie von innen wieder schloß, lehnte sie regungslos an der Wand.

„Komm nun," sagte er.

Sie rührte sich nicht. Er trat dicht vor sie hin und sah ihr in's Antlitz. Ihr Körper bebte vor verhaltener Leidenschaft. Einer geheimnißvollen Gewalt gehorchend, drückte sie sich fest an ihn, umschlang seinen Hals und bot ihm den durstigen Mund, an dem er sich festsaugte. Ihre Lippen verschmolzen in einem heißen, nicht endenwollenden Kuß.

Endlich schob er sie von sich, schöpfte einen Augenblick Athem, um sie gleich darauf von Neuem an seine Brust zu ziehen und mit Küssen fast zu ersticken. Dann hob er sie vom Boden auf und trug sie die Treppe empor. Sie war beinahe leblos und ließ es willenlos geschehen. Geschlossenen Auges hing sie in seinen Armen. Die Blumen entfielen eine nach der anderen ihren Händen.

„Sieh, Geliebte, wie Du unsern Pfad mit Blüthen bestreust," flüsterte er dicht an ihrem Ohr. Er erhielt keine Antwort.

Oben angekommen, ließ er sie behutsam zur Erde gleiten. Ein kellerartiger, stockender Geruch erfüllte das Haus und drang ihnen überall entgegen. Sanft entwand er ihr den Schlüssel zu ihrem Zimmer.

Voll fluthete der Mondschein da hinein und zeichnete die Fensterkreuze und das Muster der Gardinen als wunderschöne Arabesken an die Decke. Es war fast taghell im Gemache. Deutlich konnte man jeden Gegenstand unterscheiden.

Ernest ging an's Fenster und öffnete beide Flügel weit, dann drückte er Heilwig in einen Sessel, der davor an ihrem Schreibtisch stand, und kniete zu ihren Füßen nieder.

„Mein Lieb, meine Braut, mein süßes Weib, nun verlasse ich Dich nicht mehr. Ich bleibe bei Dir, heute und ewig. Heilig ist mir diese Stunde und heilig mein Versprechen.“

„Deine Braut?“ — Wie aus einem schweren Traum erwachend fuhr sich Heilwig über die Stirn. Ihr Blick fiel zufällig auf das vor ihr stehende Bild ihres Bräutigams. Entsetzt starrte sie es an. Mit einem Schlage wurde sie den Abgrund gewahr, an dessen Rande sie bis jetzt ahnungslos dahingetaumelt war.

„Felix,“ schrie sie auf.

„Laß ihn jetzt aus dem Spiel. Wir wollen keine Gespenster sehen. Du liebst mich, und mir gehörst Du an, immer und ewig sollst Du die Meine bleiben. Wer weiß, ob Du ihn jemals wirklich geliebt hast.“

„Bei dem Andenken an meine Mutter, bei Allem, was mir jemals lieb und theuer war,“ rief sie in Verzweiflung, „schwöre ich es, meine Seele gehört Felix und nur ihm allein.“

„Aber Kind, Geliebte, besinne Dich doch. Der ganze heutige Nachmittag, Deine Thränen, Deine Küsse waren Zeichen Deiner Liebe zu mir. Konnte ich sie denn anders deuten? Du hast mich so glücklich dadurch gemacht. Und nun willst Du mir Alles wieder nehmen?“

„Ich weiß selbst nicht, wie Alles so kam. Die Freude, die Sonne, die Luft. Der Frühling hatte mich wohl berauscht. Darüber bin ich sehr, sehr unglücklich. Aber jetzt in meiner gewohnten Umgebung fällt es wie Schlacken von mir ab, und ich vermag wieder klar zu denken. Mehr denn je liebe ich Felix. Nur fürchte ich, daß ich ihn für immer verloren habe.“ —

Er näherte sich ihr, wollte ihre Hand erfassen und sie beruhigen. Mit einer Geberde des Abscheues stieß sie ihn von sich. Sie sprang vom Stuhle auf und ging erregt im Zimmer hin und her. Sein Gesicht nahm eine aschgraue Färbung an. Er mußte sich an dem Tisch festhalten, um nicht zu fallen. Traurig schüttelte er bei ihren Worten den Kopf, als könnte er sein Unglück nicht fassen.

„Und nicht eher,“ fuhr sie in ihrer Rede fort, „werde ich wieder Ruhe finden, als bis ich meinem Bräutigam Alles gebeichtet und versucht

haben werde, seine Verzeihung zu erhalten. Ganz will ich die Folgen meiner Handlungsweise tragen."

„Ich bitte, ich beschwöre Sie, thun Sie nur das nicht. Vous qui êtes le soleil de mes jours et la lune brillante de mes nuits solitaires, strafen Sie mich denn nicht hart genug, indem Sie mich von sich stoßen? Warum wollen Sie das Verderben über uns Drei heraufbeschwören?"

„Es giebt in jedes Menschen Brust ein Etwas, das man das Gewissen nennt. Das ist ein unerbittlich Ding, es nagt und frißt, wenn man etwas Böses gethan hat, mit scharfem Zahn am Lebensmark, und das thut weh, unerträglich weh. Nicht eher wird das meine zur Ruhe kommen, als bis mein Vergehen gesühnt ist."

„Aber so nehmen Sie doch Vernunft an, es handelt sich doch schließlich nicht um Sie allein, zum mindesten auch um das Wohl Ihres Bräutigams. Ganz zwecklos wollen Sie ihm das Vertrauen zu Ihnen rauben. Wenn meine Person auch keinen Werth für Sie hat," fügte er mit dem Versuch eines Lächelns hinzu. „Sie sind auch nicht die allein Schuldige, ich war es, der Sie zu diesem unglückseligen Ausflug überredete. In dem Glauben, Sie liebten mich mit derselben heißen, verzehrenden Liebe, wie ich Sie, nützte ich die Situation aus. Und weil ich an Ihre Liebe glaubte, machte ich mir daraus keine Vorwürfe. Ich sehe ein, daß ich mich auf's Bitterste getäuscht habe, und Alles, was ich thun kann, um mein Vergehen wieder gut zu machen, will ich thun. Auf mein Ehrenwort verspreche ich Ihnen, mich aus Ihrer Nähe zu verbannen, Ihren Weg nie mehr, hören Sie, nie mehr im Leben kreuzen zu wollen. Heute noch verlasse ich dieses Haus, und nachdem ich nur das Nöthigste hier geordnet habe, kehre ich in meine Heimat zurück. Nur schweigen Sie, schweigen Sie um unser Aller willen. Mit der Zeit werden Sie ruhiger über die Ereignisse des heutigen Tages denken lernen. Sie haben ja schließlich auch nicht etwas so gar Schlimmes gethan."

Sie zog die Mundwinkel verächtlich herab und sagte herb:

„Das Aeußerste ist mir allerdings glücklicherweise noch erspart geblieben. Dadurch wird aber die Last meines Gewissens keineswegs erleichtert, mein Entschluß davon nicht im mindesten beeinflußt."

„So haben wir uns wohl nichts mehr zu sagen, Fräulein Heilwig, es ist Zeit, daß ich Sie verlasse. Kaum erträglich ist für mich das Bewußtsein, Ihr Lebensglück durch meine Liebe vielleicht zerstört zu haben. Aber auch Sie schlugen mir heute eine Wunde, die wohl so bald nicht heilen wird. Leben Sie wohl, und vergeben Sie mir, wie ich Ihnen vergebe.

Heilwig neigte zum Abschied stumm das Haupt.

„Wollen Sie mir nicht wenigstens noch einmal die Hand reichen, müssen wir denn als Feinde scheiden? Bedenken Sie doch, es ist ein Abschied für ewig."

Ohne ihn anzublicken, reichte sie ihm die Fingerspitzen. Er beugte sich darüber und küßte sie. Ein warmer Tropfen fiel auf ihre Hand.

Dann war er verschwunden. Sie hörte ihn die Treppe hinunter gehen, die Hausthür öffnen und schließen. Ein müder, schleppender Schritt entfernte sich durch die nächtlich stille Straße.

Heilwig schrieb die ganze Nacht hindurch. Stundenlang knirschte die Feder in rasender Eile über das Papier. Nach Tagesanbruch trug sie den Brief selbst in den Postkasten. Ihr Bett hatte sie vorher nicht berührt.

* * *

Bestaubt und müde kehrt Felix in seiner fernen Garnison vom Dienst zurück. Auf dem Tische liegt ein Brief seiner Braut. Als er ihn sieht, überzieht ein strahlendes Lächeln das ernste Gesicht des Offiziers. Liebevoll betrachtet er die Aufschrift, ehe er ihn öffnet.

„Von ihr." Mit diesen Worten setzte er sich bequem in der Sophaecke zurecht, um recht gut lesen zu können.

Nachdem er die ersten Zeilen überflogen hat, scheint sich ein Schleier über seine Augen zu breiten. Er streicht mit der Hand darüber hin, wie um ihn fortzuwischen. Dann zuckt er heftig zusammen. Die Buchstaben beginnen vor seinen Blicken zu tanzen, mühsam gelangt er bis an's Ende. Einige Minuten starrt er vor sich hin. Von Neuem beginnt er darauf zu lesen. Als er merkt, daß keine Sinnestäuschung ihn äfft, sondern das, was in dem Briefe steht, kalte grausame Wirklichkeit ist, sinkt sein Kopf auf die Tischplatte. Ein heftiges Schluchzen erschüttert den Körper des Mannes. So liegt er eine zeitlang, haltlos, gebrochen. Nachdem er seine Fassung einigermaßen wiedergewonnen hat, steht er auf und drückt seine glühende Stirn an die kalte Fensterscheibe. In seinem Kopfe jagen sich die Gedanken.

Wie war es nur möglich?! Seine Heilwig! Sein Kleinod, sein Glück, sein Kind, sein Alles. Sie, deren Andenken ihn auch nicht einen Augenblick verlassen hat, für die er Mangel und Entbehrung jahrelang willig trug. Sie war ja sein Stab und seine Stütze in der Wüste des Lebens. O, wie stolz er auf ihren Besitz gewesen ist, wie unbändig stolz. Für ihre fleckenlose Reinheit hätte er willig seine Hand in's Feuer gelegt. Und nun? —

Er wird von einem unsäglichen Ekel erfaßt, der sich ihm mit bitterstem Geschmack auf die Zunge legt.

Heilwig in blinder, frevelhafter Lust an dem Herzen eines Anderen: Wenn dieses Mädchen trügen konnte, dann zum Teufel Vertrauen, Achtung, Nächstenliebe. Alles nur Lüge, gemeine, niederträchtige Lüge, erfunden, um die Dummen, die daran glauben, desto sicherer zu hintergehen. Es war zum Wahnsinnigwerden.

Aber gab es nicht doch vielleicht einen Entschuldigungsgrund für sie? Nicht etwas, das ihre Sünde in milderem Licht erscheinen ließ? Ihr Brief

zeigt, daß sie noch nicht völlig gesunken ist. Doch wer konnte wissen, ob sie ihm wahrheitsgetreu Alles mitgetheilt hat. Er sinnt und sinnt. War er selbst vielleicht ihr gegenüber nicht ganz frei von Schuld? hatte er in dem ständigen Gedanken an strenge Pflichterfüllung und den Ernst des Lebens, ihrer Jugend, ihrer Phantasie und ihrem Lebensdrang zu wenig Rechnung getragen?

Ihm schwindelt bei dieser Vorstellung.

Konnte er für Heilwig vielleicht Milderungsgründe finden, so gab es in seinen Augen doch keine Entschuldigung für ihren Verführer. Wer war jener Elende, der es gewagt hatte, sie an sich zu reißen? O, er kannte ihn nur zu gut, auch ohne daß Heilwig ihm seinen Namen nannte. Indem sie diesen verschwieg, bewies sie, sie liebte seinen Träger noch, bangte und zitterte vielleicht für sein Leben. In verdammenswerther Vertrauensseligkeit hatte er den Verkehr mit diesem Franzosen geduldet. Nun bekam er seinen Lohn dafür. Heilwig will er nie mehr wiedersehen, aber an ihm will er sich und seine eigene Ehre rächen. Für sie Beide, Ernest und Felix, war kein Platz mehr auf dieser Welt. Nur ein Lebender sollte sich rühmen dürfen, Heilwig von Utstütz in den Armen gehalten zu haben.

* * *

Tage waren vergangen, Heilwig hatte noch immer keine Nachricht von ihrem Bräutigam. In qualvoller Ungewißheit verfloß ihr die Zeit, ihr Zustand schwankte beständig zwischen Furcht und Hoffen. Was bedeutete sein Schweigen? Würde er am Ende selbst kommen und die reuige Sünderin in seine Arme nehmen? Ihr Herz jubelte bei diesem Gedanken. Wenn er verzieh, so konnte schließlich doch noch Alles gut werden. Durch die hingebendste, selbstloseste Liebe und Treue wollte sie ihm dann das ungeheuere Opfer lohnen, das er ihr brachte. Gleich darauf verfiel sie wieder in tiefe Muthlosigkeit. „Es ist ja nicht möglich, daß er mich entschuldigt. Er ist mir wirklich unwiederbringlich verloren. Eine solche Beleidigung, wie die, die ich Felix anthat, verzeiht ein Mann nie. Nimmer, nimmermehr kann er mich wieder lieb haben!"

Sie ging nicht aus und genoß fast keinen Bissen, sondern horchte nur nach der Thür, ob nicht der Briefträger käme und ihr die ersehnte Nachricht brächte. Ohne einen Augenblick Ruhe finden zu können, durchmaß sie ihre Wohnung fortwährend von einem Ende zum anderen. Die Qualen der Ungewißheit folterten ihre arme Seele. Und als dann der Abend kam, warf sie sich angekleidet auf ihr Lager, um auch in der Nacht gerüstet zu sein, falls Felix depeschirte. Immer nur den einen Gedanken in ihrem Hirn wälzend, lag sie und starrte wachen Auges an die Decke. Mit überreizten Sinnen horchte sie auf jedes leise Geräusch. Der Schlag der alten Stutzuhr, die mit heiserem, dünnem Stimmchen Mitternacht verkündete, ließ sie zusammenschrecken.

Es klang ihr wie das Läuten eines Sterbeglöckchens. Endlich gewann der übermüdete Körper den Sieg über die verzehrende Unruhe und das Grausen der Seele. Heilwig verfiel in einen unruhigen Schlaf. Aber auch da verfolgten sie, in Gestalt von quälenden, fürchterlichen Träumen, die Ausgeburten ihrer erregten Phantasie. Stöhnend und ächzend warf sie sich von einer Seite auf die andere.

Ihr träumte, sie stünde wieder am Ufer des stillen Waldsees, aber allein und in der Nacht bei hellem Mondlicht. Die krystallhellen Fluthen hatten sich in dunkelrothes Blut, das sich dickflüssig und schwer bewegte, verwandelt. Bis zu ihr hin spritzten die rothen Wellen und bedeckten ihr Gesicht und Kleid mit Flecken. Sie wollte das Blut fortwischen, aber so sehr sie auch rieb und rieb, es verschwand nicht. Nun theilten sich die Wogen, und bleiche, gespenstische Arme streckten sich ihr anklagend entgegen. Alle hielten zuckende Menschenherzen zwischen den Fingern. Ein gräßliches Klagegeschrei erfüllte die Lüfte, und die Baumwipfel neigten sich zu einander und rauschten: „Mörderin, Mörderin.“

Entsetzt fuhr Heilwig in die Höhe. Sie stand auf, um den Tag außer Bett zu erwarten.

Noch war die Nacht nicht völlig gewichen. Es herrschte die kalte, graue Dämmerung, die dem Erscheinen des Lichtes vorausgeht. Am bleichen Himmel verschwanden die letzten Sterne, und die Erde erschauerte, als ihr der frische Hauch des Windes das Herannahen des Morgens verkündete! Verschämt hüllte sie ihr Haupt in dichte Nebelschleier.

Draußen im Walde erwachten die Vögel. Erst ließ einer, dann mehrere ihr Stimmchen ertönen. Die Blumen hoben ihre thaubeschwerten Köpfchen und schüttelten den Schlaf aus den Augen. Und dann kam sie selbst, die Sonne, in ihrer ganzen majestätischen Pracht. Verstohlen küßte sie zuerst die höchsten Wipfel und Spitzen. Aber bald vergoß sie, ihre Strahlen tiefer und tiefer sendend, ihr rosiges Licht in verschwenderischer Fülle über den ganzen Wald. In vollen Chören jubilirten ihr die Vögel entgegen, wie Millionen Diamanten glänzte der Thau im Moos, am Laub und auf den Stämmen. Geschäftig begannen Ameisen und Käfer ihr Tagewerk, und das Reh zog langsam und friedlich zur frischen Quelle.

Da erscheint der Mensch und zerstört durch seine Leidenschaften die feierliche Waldesruhe.

Das Rollen von Wagen wird hörbar, Männerstimmen, die zählen und kurze Commandoworte rufen. Gleich darauf ertönt ein scharfer Knall, vom Widerhall mehrfach zurückgegeben. Erschreckt halten die Vögel in ihrem Lobgesang inne, flieht das Wild in das dunkelste Dickicht. Die Wagen entfernen sich, und wieder ist Alles still wie vorher.

Doch wovon sind die weißen Blumen so roth, wer zertrat die thauigen Halme, daß sie sich nicht mehr erheben können?

Auf dem moosigen Waldboden lag vor Kurzem die Leiche eines jungen Mannes.

Die Kugel seines Gegners hat ihm das Herz durchbohrt, das heiße, stürmisch klopfende, liebevolle Herz. Muthig bot er es seinem Gegner dar, als dieser Genugthuung forderte für den ihm angethanen Schimpf. Dem Glück eines Frühlingstages brachte er sein Leben zum Opfer.

* * *

Gegen acht Uhr Morgens stürzt Heilwigs Wirthin zu dieser in's Zimmer. Sie kann vor Schluchzen kaum sprechen. Das Mädchen richtet seine von tiefen schwarzen Ringen umgebenen Augen auf die fassungslose Frau. Ahnend, daß das Verhängniß nun über sie hereinbricht, wagt Heilwig keine Frage hervorzubringen, den Mund nicht zu öffnen. Endlich beginnt die Frau von selbst:

„Monsieur Eclair, Monsieur Eclair, der arme, liebe Herr," jammert sie und vergräbt ihr Gesicht in der Schürze.

„Was ist's mit ihm?" stößt Heilwig zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor.

„Todt ist er, todt, im Duell erschossen. Soeben waren die Herren vom Gericht hier, um seine Sachen zu versiegeln. Weiß Gott, wie das kam. Der krümmte doch sicherlich Niemandem ein Härchen, immer so gut, immer lustig und wohlgemuth. Mir war's stets, als ginge die Sonne auf, wenn ich in sein liebes, freundliches Gesicht sah. Und nun ist er nicht mehr, wird seine glänzenden Augen nie mehr öffnen."

Heilwig war einer Ohnmacht nahe.

„Ja, wenn ich hätte denken sollen," fuhr die Wirthin, immer noch weinend, fort, „ich sähe ihn, als er mit Ihnen am Pfingstfest ausging, zum letzten Mal. Vor meinem Fenster hörte ich noch deutlich sein Lachen. Und dann ist er wohl garnicht mehr nach Hause gekommen. Ich fand sein Bett unberührt, und er schickte am nächsten Tage nach einigen Kleidern, die ich ihm in's Hôtel schaffen lassen mußte. Hat's etwa zwischen Ihnen Beiden Etwas gegeben, Fräulein von Utstütz?"

„Nein," sagte Heilwig hart und fest.

„Ach, Gott sei Dank, daß Sie mir das sagen. Es müßte ja fürchterlich für Sie sein, mit solch' einer Last auf dem Gewissen herumzulaufen, nein, lieber gleich in's Wasser. Aber ein Frauenzimmer hat sicherlich seine Hand dabei im Spiele. Wenn der Teufel ein Werkzeug braucht, so sucht er sich allemal ein Weib dazu aus. Das ist eine alte Geschichte."

Heilwig gab keine Antwort, und die Frau entfernte sich, um ihre Nachricht weiter zu tragen.

Als sich die Thür hinter ihr schloß, sank die Gequälte zusammen. Sie kniete am Boden und krallte sich mit den Nägeln in dem Polster der Möbel fest, als wollte sie von den leblosen Dingen Mitleid erflehen, bei

ihnen den Anhalt suchen, welchen sie bei keinem Menschen fand. Leise, wie ein kleines Kind wimmerte sie stundenlang, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können. Sie hatte nur das dumpfe Gefühl eines ungeheuren, entsetzlichen Unglücks.

Unter ihrem Fenster zog ein Leichenzug vorüber. Die schaurig' schönen Klänge des Chopin'schen Trauermarsches drangen bis zu ihr empor. Sie hielt sich beide Ohren zu, um nicht hören zu müssen, und rannte wie wahnsinnig durch das Zimmer. Die Musik ließ sich nicht betäuben. Durch die düsteren, feierlichen Töne kam ihr das Furchtbare in seiner ganzen Tragweite zum Bewußtsein. Sie stieß einen markerschütternden Schrei aus.

„Hilf Himmel, erbarme Dich meiner. Ich trage die Schuld an Ernests Tode."

Das also ist Felix' Antwort gewesen. An dem Genossen ihrer Schmach nahm er tödtliche Rache, und sie ließ er frei ausgehen. Er that dies wohl nicht, weil er ihr verzieh, sondern weil er sie keines strafenden Wortes, keines Blickes mehr für würdig hielt. Und sie hatte ihn so lieb, so von ganzer Seele lieb, auch jetzt noch, trotz Allem und Allem. Sein Thun war gerechtfertigt, wenn sie auch nicht geahnt hatte, daß es so kommen würde, als sie ihm ihre Schuld beichtete. Das hatte sie nicht erwartet, das gewiß nicht. Wie sagte die Wirthin vorhin? „Lieber in's Wasser, als solche Last auf dem Gewissen mit herumtragen."

Ja, der Tod sollte ihr willkommen sein. Sie, die so gern gelebt, wollte ihr Dasein opfern zur Sühne für ihr Vergehen. Ihr graute vor der entsetzlichen Leere und Oede ihres zukünftigen Lebens. Ohne daß sie die bleierne Last würde von sich abschütteln können, mußte sie von dieser täglich, stündlich zu Boden gerissen werden.

Die letzten Klänge des Trauermarsches erstarben in der Ferne. Heilwig schwang sich auf das Fensterbrett, um sich hinabzustürzen. Aber als sie die gähnende Tiefe unter sich sah, verließ sie der physische Muth. Schwindelnd klammerte sie sich an's Fensterkreuz und sprang dann wieder in's Zimmer zurück. Sterben will sie. Dieser Entschluß steht deutlich und unverrückbar in ihr fest. Doch nicht als formlose, unkenntliche Masse will sie enden, auch nicht im Wasser, aus dem man sie möglicherweise noch retten würde. Ihr Blut war es, das sündigte, mit ihrem Blute will sie den Frevel sühnen. Vielleicht lernt Felix sie wieder achten, wenn er sieht, daß sie unter dem Bewußtsein ihrer Schuld zusammengebrochen ist.

Mit voller Ueberlegung trifft sie die Vorbereitungen für ihren Tod. Dabei beruhigt sich ihr Gemüth. Sie schreibt einen Abschiedsbrief an ihren Bräutigam, legt ihn auf ihren Nachttisch und daneben ein scharfes Messer. Dann entkleidet sie sich, wie zum Schlafengehen, begiebt sich in's Bett und läßt Felix' Bild auf ihrem Herzen ruhen. Friedlich, beinahe freudig nimmt sie das Messer und durchschneidet damit die Pulsadern.

Ihr wird so leicht, so frei zu Muth, während ihr Lebensblut dahinfließt. Mit verklärtem Antlitz erwartet sie den Tod. Eine wohlige Mattigkeit bemächtigt sich der Sterbenden mehr und mehr. Nun ist sie losgelöst von allem Irdischen, sie lächelt mild und versöhnt, und wie ein Licht verlischt, oder ein Duft verhaucht, so sinkt sie zurück in das Nichts, aus dem sie gekommen ist.

* * *

Das Gerücht von Heilwigs Tod durchlief mit Geschwindigkeit die Stadt. Es drang auch zu den Ohren ihres Bräutigams und trieb ihn mit zwingender Gewalt in ihre Nähe. So schnell ihn seine Füße tragen wollten, eilte er nach ihrer Wohnung. Seine Pulse pochen und hämmern, die Brust arbeitet und keucht beim Athemholen. Auf der Treppe begegnete ihm die Wirthin.

„Sie wissen's schon," sagte sie mit einem Blick in sein verstörtes Gesicht.

Er nickte stumm mit dem Kopf.

Die Frau wollte ihn zu der Todten führen.

„Lassen Sie mich allein mit ihr," bat er. Da zog sie sich discret zurück. —

Leise, behutsam, als fürchte er, ihren Schlaf zu stören, betrat er das Sterbezimmer. Man hatte die Blutspuren entfernt und Heilwig aufgebahrt. In weichen Falten legten sich weiße Stoffe um den wundervollen Körper. Die jungfräuliche Myrtenkrone und den Schleier trug sie auf dem Haupt, und ihre Finger hielten Felix' Bild umspannt. So lag sie da, kalt und schön, ein todter Frühling. Unruhig flackerte der Schein einer einsamen Kerze über ihren Zügen, deren friedlichen Ausdruck der Tod noch vertieft hatte.

Lange, lange stand Felix, ohne sich zu rühren, und sah sie unverwandt an. Sein Blick trübte sich mehr und mehr. Schneller und schneller fielen die Thränen in seinen Bart. Mit ihnen zog es wie Erlösung in sein Herz. Sanft und lind träufelten sie Balsam auf seine wunde Seele. Wie anders waren sie, als die Thränen der Verzweiflung, die ihn beim Empfang der Unglücksbotschaft in wildem Schmerz geschüttelt hatten!

Er kniete nieder und drückte einen langen Kuß auf Heilwigs marmorkalte Stirn.

„Mein Mädchen, mein geliebtes, herrliches, tapferes Mädchen," sagte er leise. Der Lichtschein flackerte und tanzte. Lächelte die Todte? Felix nahm den Brief, den Heilwig kurz vor ihrem Tode geschrieben hatte. Sein Inhalt bewegte ihn in tiefster Seele.

„Ja, ich verzeihe Dir, mein armes, verirrtes Lamm, von ganzem, ganzem Herzen verzeihe ich Dir. Du hast genug gelitten und schwer gebüßt. Lebend warst Du mir verloren, jetzt bist Du wieder ganz die meine. Dein Tod hat Deine Schuld gesühnt, Du gabst mir durch ihn den Glauben an die Menschen wieder."



Die chinesische Kunst vom Ende der Han-Dynastien bis zum 19. Jahrhundert n. Chr.

Von

K. Woermann*).

— Dresden. —

I. Die chinesische Kunst bis zum Ende der Yüan-Dynastie.

(221—1368 n. Chr.)

Dieser große Zeitraum der chinesischen Cultur und Kunstgeschichte steht unter dem Zeichen des Buddhismus. Schon im ersten Jahrhundert war die „Lehre der Selbsterlösung" vom Ganges nach China verpflanzt worden; aber erst nach dem Erlöschen der zweiten Han-Dynastie hatte sie sich im Reiche der Mitte so weit verbreitet, daß sie das Geistesleben der Gebildeten beherrschte. Weï-Hië, der erste chinesische Maler, der Buddhabilder malte, wird um 300 n. Chr. angesetzt. Als der Kaiser Hiao-U-ti dem Fo, wie Buddha in China genannt wurde, um 381 einen Tempel in Nanking errichtete, lag ganz China dem Heiligen zu Füßen. Im 6., 7. und 8. Jahrhundert blieb der Foismus die herrschende Lehre in China. Während der Herrschaft der T'ang-Dynastie, gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts, aber setzten die Anhänger der alten chinesischen Religionen seine Unterdrückung durch. An 45 000 buddhistische Tempel und Klöster sollen damals zerstört worden sein; und erst vierhundert Jahre später erhob die indische Lehre, die niemals völlig verdrängt gewesen, in China von Neuem siegreich ihr Haupt.

Niemals vielleicht hat eine neue Lehre die Kunst eines Landes ausgiebiger befruchtet als der Buddhismus die chinesische Kunst. Sind die meisten der zahlreichen indischen Originalwerke — Buddhastatuen jeder Größe, buddhistische Gemälde und Geräthe, die in den ersten Jahrhunderten nach unserer Zeitrechnung in China eingeführt wurden — auch in den Stürmen des neunten Jahrhunderts zu Grunde gegangen, so haben sie doch vorbildlich die buddhistisch-chinesische, ja mittelbar die gesammte chinesische Kunst umgestaltet.

---

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz nebst den beigefügten Illustrationen mit freundlicher Erlaubniß der Verlagshandlung der „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker" von Prof. Dr. Karl Woermann (Leipzig, Bibliographisches Institut), deren erster Band soeben erschienen ist. Er behandelt die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Kunstgeschichte nicht unter dem Zwange irgend eines Systems, sondern um ihrer selbst willen darzustellen, und das Hauptgewicht auf die Entwicklung der künstlerischen Motive als solcher und auf die Hervorhebung des entwicklungsgeschichtlichen Moments gelegt. In seinem Werke findet auch zum ersten Mal die Kunst der Ur- und Naturvölker, vor Allem auch deren Ornamentik, die ihr gebührende zusammenhängende Behandlung. — Der erste Band enthält 615 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 35 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung. Er kostet, in Halbleder gebunden, 17 Mk. D. R.

An der Hand ihrer indischen Meister lernten die Chinesen die Natur mit immer aufmerksamerem Auge, mit immer innigerem Sinne anschauen; und jene früheren hellenistischen Einflüsse vermählen sich jetzt mit den indischen, um den Chinesen nicht nur Menschen und Thiere, sondern auch die Pflanzenwelt in immer künstlerischerer Gestalt zu zeigen. Aber schon jetzt wußten die chinesischen Künstler alle die fremden Elemente ihrem angeborenen Geschmack anzupassen und auch ihren Geräthen und Gefäßen aus Thon, Nephrit und Bronze bei reineren Verhältnissen und reicheren Formen doch ein besonderes chinesisches Gepräge zu lassen.

Die Baukunst wird, ohne ihren chinesischen Grundcharakter zu verlieren, durch jene neun- bis dreizehnstöckigen „Pagoden"-Thürme bereichert, die in ganz China buddhistischen Ursprungs sind. Sie haben sich, wie besonders die Uebergangsformen in Nepal beweisen, aus den oberen Aufsätzen der indischen Stupas entwickelt. In seiner ersten Gestalt gehörte der nachmalige „Porzellanthurm" von Nanking, der nur einer von tausenden war, schon dem 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an.

Die chinesische Großbildnerei schwang sich zu vollrunden, wenn auch nur für den Anblick von vorn berechneten Götter- und Heiligendarstellungen in Stein oder in vergoldeter Bronze auf. Die dem 8. Jahrhundert angehörigen chinesischen Bildsäulen, die aus dem lebendigen Fels fast in völliger Rundung herausgehauenen Riesenstatuen von Hang-tschóu und Sintschang (Provinz Tsche-kiang), von denen die eine zwölf, die andere über zwanzig Meter hoch ist, geben buddhistische Heilige wieder. Von größter Wichtigkeit für das Verständniß der Stellung der zahlreichen bronzenen chinesischen Buddhastatuen in der Entwickelungsgeschichte der Kunst der Menschheit aber ist der von Grünwedel erkannte Zusammenhang der Formen und Typen der buddhistisch-chinesischen Kunst mit denjenigen der Gandharaschule an der Nordwestgrenze Indiens. War es überhaupt in religiöser Beziehung die nördliche, zum Theil mit brahmanischen Elementen verquickte buddhistische Lehre Indiens, die in China Aufnahme fand, so erklärt sich auch, daß in künstlerischer Beziehung die von der Formenwelt Griechenlands oder doch Roms beeinflußte Gandharaschule ihre Formensprache nach China verpflanzte. So gewiß wir freilich auch den Grundtypus der Buddha-Darstellungen der Gandharaschule für indischen, nicht für griechisch-römischen Ursprungs ansehen mußten, so gewiß erscheinen uns auch alle jene zahlreichen, mit untergeschlagenen Beinen in streng frontaler Haltung auf dem Lotoskelche thronenden Buddhagestalten der chinesischen Kunst als indischer, nicht griechischer Abstammung; aber Alles, was sich an freierem Fluß der Gewandung, manchmal auch der Haarbehandlung, an größerer Bestimmtheit der menschlichen Formengebung, an klarerem Zusammenschluß der Handlungen in der Gandharaschule als griechisch-römische Kunstsprache erkennen läßt, findet sich in plastischen und mehr noch in malerischen Darstellungen der chinesischen Kunst wieder und weist demnach trotz aller chinesischen Umgestaltungen und Zuthaten auch hier vielfach noch deutlich auf griechisch-römische Erfindungen zurück. Der manchmal auch stehend dargestellte Buddha ist der eigentliche Idealtypus der chinesischen Kunst. Ihre hauptsächlichste weibliche Jealgestalt aber ist Kuan-yin, die Göttin des Erbarmens, die mit dem Kinde an der Hand oder auf dem Schoße manchmal an die christliche Madonna erinnert und für eine solche gehalten worden ist. Gerade mit ihrer fast arischen Formenbildung und ihrem still-seelischen Gesichtsausdruck nehmen diese Gestalten eine Sonderstellung in der chinesischen Kunst ein.

Die buddhistische Malerei dieses Zeitraumes wurde hauptsächlich von den Bonzen in den Klöstern geübt. Auf langen Seidenrollen wurden die Legenden Buddhas sauber und empfindungsvoll dargestellt. Weltliche Würdenträger versuchten sich daneben schon seit dem 7. Jahrhundert im Bildniß, im Thierstück, in der Landschaft. Auch die berühmtesten chinesischen Maler der Folgezeit waren in der Regel zugleich Beamte, Schriftsteller oder Musiker.

Eine eigenthümliche Blüthe hatte die chinesische Civilisation unter dem Einflusse des Buddhismus auf diese Weise in den ersten Jahrhunderten der T'ang-Dynastie (618—907) erreicht. Eine fein sinnlich angehauchte Schöngeisterei beherrschte das Gesellschaftsleben Chinas. In der Kleinkunst herrschten immer noch Bronze und Nephrit. Nephrittassen, Nephritbüchsen, Räucherfäßchen, Pinsel- und Blumenhalter aus Nephrit werden in den

weichsten und zierlichsten Formen gebildet. Lotosblüthen, Feigenblätter, Zwillingsfische, einschalige Muscheln und alle anderen heiligen Symbole des Buddhismus werden zart und natürlich als Zierrathen am harten Stein wie an der Bronze angebracht. Den altchinesischen Fabelthieren gesellen sich die heiligen Thiere des indischen Buddhismus, besonders Elephanten und Löwen. Der „Löwe des Fo“, der in seiner seltsam verschnörkelten Gestalt manchmal einem Hunde ähnlicher sieht als einem Löwen, spielt als Tempelwächter, Altarhüter oder Schmuckstück des Hausrathes seit dieser Zeit eine Hauptrolle in der chinesischen Bronze-, Stein-, bald auch in der Porzellanbildnerei. Das urweltliche und indische heilige Hakenkreuz, die svastika, chinesisch Uan (Wan), hält neben buddhistischen Blüthensternen seinen Einzug in die chinesische Kunst und wird hier nicht selten zur Grundlage einer verwickelteren Hakenkreuzornamentik.

Alles in Allem vertritt die buddhistische Kunst in China neben dem Idealismus zugleich den ausländischen Classicismus. Es ist daher natürlich, daß der taoistische Rückschlag im ganzen Geistesleben Chinas, der sich seit der Mitte des neunten Jahrhunderts geltend macht, auch in der chinesischen Kunst eine Rückkehr zu nationaleren und realistischeren Gestaltungen bedeutet. Das specifisch Taoistische läßt sich dabei nicht immer leicht von dem Nationalchinesischen unterscheiden. Der taoistische Haupttheilige bleibt Loo-tse, der im vollsten Gegensatze zu Buddha als bärtiger Kahlkopf mit mächtigem Schädel lebhaft bewegt auf einem Rinde oder Hirsche reitend dargestellt wird. Häufig wurde er als Gott der Langlebigkeit aufgefaßt, wie sich dem Mangel einer wirklichen, dem Volksglauben entsprungenen Mythologie gegenüber überhaupt das Bedürfniß, Begriffspersonificationen zu vergöttlichen, geltend machte. Auch bedeutende Menschen wurden Jahrhunderte nach ihrem Tode göttlich gesprochen, Kuan-ti, ein großer Feldherr der Han-Dynastie, stand als Kriegsgott wieder auf, und die vielgenannten, allerdings erst im nächsten Zeitraum dargestellten, an besonderen Attributen kenntlichen acht Weisen — Pa-sien — Chings erscheinen als Hauptgestalten des chinesischen Heiligenhimmels. Als taoistische Sinnbilder, die der ganzen chinesischen Kunstsprache einverleibt wurden, gelten ferner der Pfirsichbaum, dessen Frucht, Blüthe oder Zweig, unzählige Male als Schmuckform verwerthet, ein langes Erdenleben verheißt, der durch eine S-förmig gebogene Linie in eine dunkle und helle Hälfte getheilte Kreis, der den Gegensatz der Geschlechter versinnlichen soll, nach einigen auch die Fledermaus, die freilich von anderen ihres an Fo erinnernden Namens wegen gerade als buddhistisches Sinnbild aufgefaßt wird. Genug, als gegen Ende der T'ang-Dynastie, um die Mitte des 9. Jahrhunderts, der Buddhismus vorübergehend seine Vorherschaft wie im chinesischen Geistesleben, so auch in der chinesischen Kunst verlor, fehlte es schon längst nicht an nationalchinesischen Gestalten, Sinnbildern und Zieraten, die künstlerischer Verwerthung harrten.

Die Malerei der T'ang-Dynastie (618—907), bei der wir verweilen müssen, kennen wir fast nur aus chinesischen Schriftquellen und deren Abbildungen. An der Spitze der buddhistischen Malerei erscheint jetzt I-söng, der aus dem indischen Grenzgebiet stammte und eine besondere, fremdartige Malweise in China gepflegt haben soll, die deshalb entwicklungsgeschichtlich nicht unwichtig ist, weil die koreanische Malerei auf I-söng zurückgeführt wird, die altjapanische Malerei aber sich an die koreanische anschloß.

Die nationalchinesische Malerei hingegen wies schon im 7. und 8. Jahrhundert eine nördliche und eine südliche Schule auf. In beiden wurde die Landschaftsmalerei gepflegt, und wohl zum ersten Male, so lange die Erde kreiste, wurde die Landschaftsmalerei jetzt zum Spiegelbild empfindungsvoller menschlicher Stimmungen. Der Landschaftsmaler der nördlichen Schule Li-Ssï-sün lebte von 651—716. Er vertrat die farbige Richtung und in ihr den goldgrünen Ton. Der Landschaftsmaler der südlichen Schule, der ein halbes Jahrhundert später lebte, war der berühmte Wang-Weï (japanisch O-i), der Erfinder der Schwarzweißmalerei, die einfach mit schwarzer Tusche auf weißem Grunde arbeitet. Alle berühmten späteren Maler dieser Richtung bekannten sich zur Nachfolge Wang-Weïs. Die Fr. Hirth'sche Sammlung in München besitzt die Darstellung einer

Banane im Schnee, die als beglaubigte Nachbildung nach einem Original Wang-Weïs gilt. Gerade durch die innere Gegensätzlichkeit, wie in Heines Lied vom Fichtenbaum und der Palme, wird hier die Stimmung erzeugt. Einer von Wang-Weïs ersten Nachfolgern, U-tao-tse, japanisch Godoshi (um 720), wird fast noch häufiger genannt als er. U-tao-tse zeichnete sich durch Berglandschaften mit buddhistischen Legendendarstellungen und Tempelscenen aus. Sein „Nirwana Buddhas", das sich in einem Tempel zu Kioto auf Japan erhalten hat, zeigt die Anklänge an die Gandharareliefs, die in den Compositionen dieser Schule fortleben. Als Vervollkommner der chinesischen Thiermalerei aber gilt Han-Kan (um 750).

Als die eigentliche Blüthezeit der nationalchinesischen Malerei gilt dann die Zeit der großen Sung-Dynastie (960—1278). Je vollständiger die buddhistische Malerei während dieser Zeit in Verfall gerieth, desto herrlicher erblühte die Landschafts-, die Blumen- und Thiermalerei. Auf die Farbe wird jetzt weniger Gewicht gelegt als auf die Zeichnung. Die schwarz-weiß getuschte Breitmalerei, der Stolz der Meister der Sung-Dynastie, ist aber auch malerisch genug in ihrer Art. Die Umrisse werden in ihr oft wirklich fortgelassen. In der einfachen Technik werden Naturbilder von ergreifender Größe und Wahrheit hervorgezaubert. Li-tscheng (Li-ying-kieou), das Haupt der nördlichen Schule (um 1000), wird als ein Landschafter von solcher Feinheit der Beobachtung gepriesen, daß seine Hintergründe „sieben Meilen" zurückzugehen scheinen. Kou-hi (japanisch Kivakki) wird als Meister der Darstellung melancholischer Winterlandschaften geschildert. Auf Tung-Yüan (um 1000 n. Chr.) geht eine Berglandschaft der Hirth'schen Sammlung zurück, die uns weißwallende Nebel am Fuße hoher Bergriesen und im Vordergrund ein baumreiches Flußthal veranschaulicht. Als Copie nach einem Bilde des Kaisers Huitsung selbst, dessen Regierungszeit (1101—1126) Fr. Hirth als das mediceische Zeitalter der Malerei und die Blüthezeit der Museologie" in China bezeichnet, aber gilt der „weiße Falke" derselben Sammlung, der in seiner äußerlich ruhigen, innerlich lebendigen Art mit einfachen Farbenmitteln kräftig hingesetzt ist.



Porzellanvase der Sung- oder Yüan-Dynastie.
Sammlung Fould, Paris.
Nach Du Sartel.

Gegen Ende der Sung-Dynastie aber soll die echt chinesische Kunstübung begonnen haben, nahe gelegene Einzelheiten aus der Natur herauszugreifen und „Vordergrundstudien" zu selbstwerthigen Kunstwerken zu gestalten. Es scheint, daß mit den in China von jeher beschwerlich gewesenen, aber aus religiösem Eifer zum Besuchen einsamer Buddhistenklöster dennoch geübten Gebirgsreisen der Künstler auch ihr Sinn für große, ganze Landschaftsbilder erlosch. Der gebildete Chinese sah die Natur fast nur noch in seinem Hausgarten. Daher die feine Auffassung und Wiedergabe der einzelnen Bäume, der Zweige, der Blüthenbüsche der Päonien, Nelken und Chrysanthemum, der Vögel und Schmetterlinge, die er in seinem Garten beobachten konnte. Wenn wir die Brüder Ma-yüan und Ma-K'uei, die um 1180 Tannen, Cypressen, Cedern und Felsen malten, wenn wir Su-sche, Uen-t'ong und Yiu-k'ien T'sien-tun, die die Darstellung des Bambusrohres zu einer künstlerischen Besonderheit erhoben, wenn wir Hoeï-tsong, den Maler wilder Gänse, Mao-y (um 1170), den Maler zahmer Enten und Tauben, und Mu-h-ki, den vielseitigen Thiermaler, nennen, so haben wir nur einige Künstlernamen mehr von den achthundert hervorgehoben, die die künstlerischen Jahrbücher der Sung-Dynastie verzeichnen. Erhalten hat sich von alledem, wie auch Fr. Hirth uns schreibt, außerordentlich wenig.

Einig aber sind alle Kenner sich darin, daß die Chinesen während der Zeit dieser Dynastie wenigstens in der Malerei allen Völkern Europas überlegen gewesen sind.

Der Sung-Dynastie gehören, worin Hippisley und Hirth mit Grandidier und Bushell, den besten neueren Kennern und Schriftstellern auf dem Gebiete der chinesischen Porzellankunde, übereinstimmen, auch die ältesten erhaltenen Porzellanarbeiten Chinas an. Von früheren porzellanartigen Arbeiten erzählen die chinesischen Schriftsteller freilich Wunderdinge; aber wie weit es sich hier um wirkliches Porzellan als harte, tönende, durchscheinende Thonwaare handelt, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Die Porzellane der Sung-Dynastie waren so gut wie ausschließlich einfarbig glasirt, höchstens in einigen Farben geflammt. Ihre manchmal einfach gerieften, manchmal auch aus Blattmotiven oder thierischen Sinnbilden bestehenden Zieraten pflegen unter der Glasur in leicht erhabener Plastik modellirt oder mit der Schablone eingedrückt zu sein. Ihre Hauptformen sind der älteren Bronzegefäßbildnerei entlehnt; doch dienen manchmal auch bereits Naturproducte, ein Thier, eine Pflanze, eine Frucht, eine alte Menschenschädelschale, als formengebendes Vorbild. Unsere Abbildung S. 396 stellt ein der Sung- oder (wahrscheinlicher) der Yüan-Dynastie angehörendes Porzellangefäß dieser Art aus der Sammlung L. Fould aus Paris dar. Schon jetzt spielte aber das haarsprüngige (gekrackte, krackelirte) Porzellan eine Rolle. Die durch zufälliges Reißen der Glasur entstandenen unregelmäßigen Netzmuster ahmte man bald, aus der Noth eine Tugend machend, als künstlerisches Motiv nach, indem man die Haarrisse absichtlich entstehen ließ. Berühmt war das Ting-Yao, das in der Regel weiß, manchmal auch purpurroth oder schwarz war. Erhalten aber hat sich vor allem das grau-, blau- oder olivengrün derbe Porzellan (Yao) von Lungch'üan, das als „Seladon“ bekannt ist. Seinen Formen und seiner Farbe nach trägt es die Nachahmung des allmächtigen Nephrits zur Schau, das es ersetzen will, zeigt also in lehrreicher Weise, wie künstlerische Besonderheiten sich durch Uebertragung entwickeln können. Gerade wegen seiner Derbheit aber hat es sich in China wie in Japan, im Ostindischen Archipel wie am Rothen Meer und am Golf von Persien erhalten, und seine Fundstätten bezeichnen, wie Friedr. Hirth und A. B. Meyer nachgewiesen haben, zugleich die Wege des chinesischen Welthandels jener Tage.

Gewaltsam war das Ende, das Kubilai-Khan, der Enkel Dschingis-Khans, des großen tatarisch mongolischen Welteroberers, um 1260 der Sung-Dynastie bereitete; und gewaltig war abermals der Umschwung, den dieser Dynastiewechsel im ganzen Geistesleben Chinas hervorrief. Kubilai oder Hu-pi-lie, wie die Chinesen ihn nannten, war ein Herrscher von weitem Blick. An seinem Hofe zu Peking versammelten sich Gesandte, Gelehrte und Künstler der ganzen Welt. Die religiöse Beschränktheit der letzten Jahrhunderte machte weitgehender Duldsamkeit Platz. Der Islam breitete sich in China aus. Die Eroberer selbst aber bekannten sich zu jener Abart des Buddhismus, die, von Tibet ausgegangen, als Lamaïsmus sich dem Foïsmus an die Seite stellte. Ihr geistliches Oberhaupt, der Dalaï-Lama, residirte damals wie heute in Lasa, der Hauptstadt Tibets. Der Großlama in Peking aber gewann rasch einen herrschenden Einfluß in China. Der Lamaïsmus brachte ein Heer von Halbgöttern und Heiligen in's Land, wie es uns in den dreihundert Abbildungen der wichtigsten und populärsten dieser Gestalten, die Eugen Pander als „Pantheon des Tschangtscha Hutuktn“ (Großlamas in Peking um 1800) veröffentlicht hat, entgegentritt. Im Wetteifer mit dem Lamaïsmus suchten nun auch der Foïsmus und der Taoïsmus ihren Heiligenhimmel immer ausgiebiger zu bevölkern. Kurz, es bildete sich durch alle diese Zusammenflüsse jetzt die überaus reiche chinesische Ikonographie aus, mit deren Erforschung und Ausnutzung die Wissenschaft erst im Begriff ist zu beginnen.

Aus der Yüan-Dynastie, wie diese mongolische Welterobererdynastie, die von 1260 bis 1368 China beherrschte, genannt wird, haben sich bereits einige Bauwerke erhalten, namentlich Stadtmauern und Thore, unter denen die um 1274 entstandenen, freilich um 1409 umgebauten Thore von Peking schon ihrer Wölbung wegen unter den Bauten Chinas beachtenswerth sind. Besonders lehrreich ist in dieser und anderer Hinsicht das Bogen-

thor im Nankaupaß hinter der großen Mauer (s. die untenstehende Abbildung). Einerseits ist seine echte Wölbung, dem chinesischen Geschmack entsprechend, von innen wieder winkelig zugeschnitten; andererseits sind seine Verzierungen in halb erhabener Arbeit echt indischer Art. Die Pflanzengewinde gehen oben in Schlangenmenschen (Nagas) über, zwischen denen am Schlußstein ein Garuda seine Flügel ausbreitet.

Indische und persische Einflüsse machen sich auch in den schlankeren, langhalsigeren Formen, hier und da selbst in den Verzierungen der Bronze- wie der Porzellangefäße dieser Zeit bemerkbar. Vom Westen her bringt die Zellenschmelztechnik, die die einzelnen Farbenfelder der Darstellungen mit Metalldrähten einfaßt, zunächst in die Verzierungskunst der Bronzen ein; und kein Volk hat es nachmals den Chinesen in dieser Technik gleichgethan. Das Kobaltblau aber, das die Araber schon im 10. Jahrhundert nach China gebracht haben sollen, wird jetzt zu einfarbiger Glasur von Porzellangefäßen verwendet. Die kaiserliche Porzellanfabrik von King-te-schin, die schon 1005 gegründet sein soll, trat jetzt in den Vordergrund. Im Ganzen aber wird von Grandidier und Bushell auch das Porzellan dieser Periode noch zur Vorblüthe gerechnet.


Das Bogenthor im Nankaupaß. Nach Fergusson.

In der eigentlichen Malerei Chinas, heißt es, habe sich unter der Yüan-Dynastie der fremde Einfluß kaum bemerkbar gemacht. Doch sei in der großen und kleinen Naturmalerei an die Stelle der großartigen Breite und schlicht geschmackvollen Färbung der klassischen Malerei der Sung-Dynastie eine spitzere und kleinlichere Durchführung und eine buntere Farbengebung getreten. Eine selbstverständliche Folge der Wiedergeburt des Buddhismus in China aber sei die Neubelebung der religiösen Malerei gewesen, die, vom Foïsmus und Lamaïsmus gleich begünstigt, sich in einem wesentlich erweiterten Darstellungsgebiet bewegte. Als ihr Hauptvertreter in dieser Zeit gilt Yen-hoeï, dessen Blüthezeit in die letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts fällt.

Zu den berühmtesten Malern der nationalchinesischen Richtung, die aus der Sung- in die Yüan-Dynastie hinüberreichen, rechnet Fr. Hirth den 1322 gestorbenen Hofmaler Tschau-Möng-fu, von dessen lebendigen Pferdebildern zahlreiche Copien und Nachahmungen vorhanden sind, auch in der Hirth'schen Sammlung, der ein echtes Bild: „Hahn, Heuschrecken und Blumen", von Tschan-Möng-fus etwas älterem Zeitgenossen Tschien-Schun-tschü (vom Jahre 1264) gehört. Das British Museum aber besitzt aus der Blüthezeit der Yüan-Dynastie das Bild einer Tigerin mit ihren Jungen von Tschau-tau-lin, der sich als ein anderer tüchtiger Thiermaler erweist. In der Landschaftsmalerei werden vier Meister dieser Zeit genannt, die an Wang-Wei wieder anknüpfen. Von einem von ihnen, I-Tschuan, besitzt die Hirth'sche Sammlung eine Darstellung abgestorbener Bäume. Die Freude an derartigen Gemälden der „Trauer" in der Natur

ging mit dem Geschmack an den einfachsten Darstellungsmitteln Hand in Hand. Es ist erstaunlich, mit wie einfachen Mitteln die chinesischen Künstler ihre Naturbildchen auf die Fläche bannen durften, ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, Unfertiges für fertig auszugeben.

II. Die chinesische Kunst seit der Ming-Dynastie.
(1368 bis zum 19. Jahrhundert n. Chr.).

Nicht viel länger als ein Jahrhundert dauerte die Herrschaft der tatarisch-mongolischen Yüan im himmlischen Reiche. Noch hatte China Lebenskraft genug, ganz zu seinen nationalen Ueberlieferungen zurückzukehren; und diese verkörperten sich nunmehr in Hung-wu, dem Sohne eines einfachen Arbeiters, der der Begründer der ruhmreichen und berühmten Ming-Dynastie (1368—1644) wurde. Die Ming-Dynastie war besonders in ihrer ersten Hälfte eine Blüthezeit aller Künste und Wissenschaften. Das 15. Jahrhundert war, wie in Europa, so auch in China, ein Zeitalter der Wiedergeburt und der Weiterentwickelung.

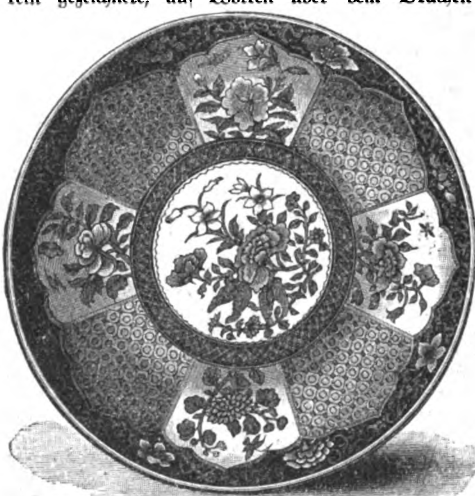
Die chinesische Baukunst scheint freilich schon seit dieser Zeit keine sonderlichen Fortschritte mehr gemacht zu haben. Aber gerade von dieser Zeit an haben sich zahlreiche Gebäude in China erhalten; und gerade von ihnen gilt Alles, was zur Charakterisirung der chinesischen Baukunst gesagt worden ist. Vom Jahre 1421 stammt der hauptsächlich aus offener Terrassenanlage bestehende Tempel des Himmels, vom Jahre 1425 der mit zwei Dächern übereinander geschmückte Gedächtnißtempel des Kaisers Yun-lo zu Peking; in die Jahrzehnte von 1428—78 fallen die Neubauten des ausgedehnten kaiserlichen Tempels Ta-chüeh-sy („des großen Erkennens") bei Peking, der durch Heinr. Hildebrands Aufnahme und Beschreibung bauwissenschaftlich besser bekannt geworden ist als irgend ein anderes Gebäude Chinas. In einem baumreichen Park am Abhange eines Berges reihen sich in symmetrischer Anlage die Einzelbauten aneinander. Die vier eigentlichen Tempel liegen in der Mittelachse des von Westen nach Osten gerichteten Gesammtrechtecks hintereinander. Alle Einzelgebäude beherrscht auch hier jenes „Motiv einer im Holzbau hergestellten offenen Säulenhalle, deren Oeffnungen — gleichsam erst nachträglich — durch zwischen die Stützen gesetzte Felder aus Mauerwerk geschlossen wurden". Die Holzsäulen, die nur gemalte Andeutungen von Fuß- und Kopfstücken zeigen, bestehen aus natürlichen Stämmen. An den Marmorbrüstungen der Tempelterrassen finden sich neben indisch geschweiften Verzierungen vertieft eingeschnittene echte und verkümmerte Mäander.

In's 15. Jahrhundert fällt auch die Errichtung des fünfmal geöffneten und fünfmal überdachten Steinthors am Eingang der Gräber der Ming-Dynastie; und demselben Zeitraum gehört auch die Erbauung des massiven Glockenthurmes zu Peking und der Neubau des berühmten Porzellanthurmes zu Nanking an, von dessen Trümmern eine gut glasirte Porzellankachel mit gelbem Blattschmuck sich z. B. in der Dresdener Porzellansammlung befindet.

Auch die Bildnerei nahm in der Ming-Dynastie neue Anläufe. Wenigstens tritt in den überlebensgroßen Menschen- und Thierfiguren, die den Weg zu den Ming-Gräbern bezeichnen, ein gewisses Streben nach Würde und Feierlichkeit zu Tage; aber um so deutlicher zeigen auch gerade sie in der nüchternen Alltäglichkeit ihrer Durchbildung, daß dieses Streben bei den Chinesen verlorene Liebesmühe war; und alle späteren Götterbilder und Reliefdarstellungen an Thorbogen, Tempeln und Thürmen bestätigen uns, daß den Chinesen der Sinn für plastische Formensprache im Sinne monumentaler Großkunst fehle.

Kaum anders lag es auch auf dem Gebiete der Malerei. So umfangreich die großen, zum Aufhängen an den Wänden bestimmten Gemälderollen der berühmten chinesischen Maler manchmal waren, und so klar, fein und geschmackvoll die Darstellungen innerhalb des chinesischen Stils durchgeführt sein mochten: dieser Stil, dem bei uns im Placatwesen nachgestrebt wird, war doch mehr ein kunstgewerblich-decorativer als ein großkünstlerisch-malerischer Stil. Die chinesische Malerei und die chinesischen Kleinkünste, die die Hauptträger der Weiterentwickelung der chinesischen Kunst sind, gehen immer enger Hand in Hand.

Für die chinesische Malerei war besonders die erste Hälfte der Ming-Dynastie ein Zeitalter vielseitiger und reicher Nachblüthe. Die Maler zeichneten sich weniger durch Eigenart als durch völlige Beherrschung der Darstellungsmittel und der Darstellungsgebiete ihrer Kunst aus. Am individuellsten aufgefaßt aus dieser Zeit sollen die kleinen Naturbilder von Tsch'en-schou (Tsch'en-tsche-tien) und Pien-Wën-ssin (Pien-king-tschao) sein. Zu den vielseitigsten und größten Meistern der Zeit aber wurden T'ang-Yin (T'ang-Liuju), Tschou-Ying (Sche-tschou), Tai-Tsin, Siou-Wën, Lin-Leang und U-Wei gerechnet. Als den berühmtesten von Allen bezeichnet Fr. Hirth den 1523 gestorbenen T'ang-Yin, einen Zeitgenossen Raffaels von Urbino. Von seiner Hand sieht man im Grassi-Museum zu Leipzig eine klar und hell getönte, rein gezeichnete, auf Wolken über dem Drachen schwebende Himmelsgöttin mit einem Kinde hinter sich, während die Hirth'sche Sammlung in München wenigstens eine Copie nach seinem Gemälde der Amazone Mu-Lan besitzt, die in der Uniform ihres erkrankten Vaters statt seiner Soldatendienste that.



Chinesischer Porzellanteller der Periode Kien-long.
(Sammlung Messager, Paris.) Nach Du Sartel.

In der zweiten Hälfte der Ming-Dynastie ging die Frische, Natürlichkeit und Unmittelbarkeit der Malerei der früheren Zeit allmählich verloren. Die Zeichnung wird absichtlicher, kälter, manierirter, die Pinselführung ängstlicher, geleckter, herkömmlicher. Die Künstler beschränken sich immer mehr auf besondere Fächer. Die Stilllebenmalerei, die Blüthenzweige, Blumen, Vögel und Schmetterlinge umfaßt, beherrscht die Kunst. Lu-ki, Wang-ipang und Tschóu-tsche-wan gelten als die besten Meister dieses Faches, denen sich Uang-Li-Pen anreiht.

In die Ming-Dynastie fällt aber auch die Blüthezeit der chinesischen Porzellanerzeugung. Seit ihr entwickelte die Porzellanfabrikation sich zur eigentlichen Nationalkunst der Chinesen, zu der Kunst, die unbestritten von ihnen erfunden worden und in der sie ebenso unbestritten, niemals übertroffen worden sind. Die plastische Götter-, Menschen- und Thierbildnerei in kleinem Maßstabe ging auf diesem Gebiete von nun an regelmäßig neben der Gefäßbildnerei her. Für die Entwickelungsgeschichte sind besonders die manchmal plastisch hervortretenden, in der Regel aber gemalten Verzierungen der Porzellanvasen maßgebend geworden. Die Verzierung mit Blumen, Vögeln, Schmetterlingen bleibt, dem Charakter der damaligen Malerei entsprechend, im Vordergrunde stehen. Päonien, Chrysanthemum, Magnolien, Lotosblumen, die Blätter blühender Zweige der Mume, Pfirsich- und Kirschblüthenzweige, vor allen Dingen auch das beliebte Bambusröhricht, geben vielfach den Grundton an. Die flächenhafte Stilisirung ist in der Regel meisterhaft, aber ohne Pedanterie, durchgeführt. Aus der wirklichen Thierwelt mischen sich, außer Vögeln und Insecten, besonders Fische, Taschenkrebse und kleinere Amphibien unter die Pflanzenwelt; aber auch die genannten symbolischen Fabelthiere werden in großem Umfange zum Vasenschmuck herangezogen. Götter- und Menschengestalten, Scenen aus dem täglichen Leben, aus Legenden, Novellen und Gedichten sowie Darstellungen geschichtlicher Vorgänge und zusammenhängende Landschaften treten erst nach und nach in bestimmten Vasengattungen hinzu. Das einmal Ge-

wonnene pflegt, soweit die Darstellungsmittel es zulassen, nicht wieder aufgegeben zu werden. Da spätere Nachahmungen sich auch auf die Kaisermarken (Nienhaos) zu erstrecken pflegten, so gehört ein durchaus geübtes Auge dazu, echt altes Porzellan von später nachgeahmtem zu unterscheiden.

Forscher wie Du Sartel, Grandidier und Bushell bezeichnen die Periode Siuan-te (1423—65), chinesischen Kennern folgend, als die eigentliche klassische Zeit der chinesischen Porzellanerzeugung. Maßgebend für die ersten Jahre dieses Zeitraums sind die Gefäße, die unter der Glasur auf hellem Grunde mit blauen Blumen, Thieren oder Sinnbildern bemalt sind. Dem Blau gesellt sich bald ein Kupferroth. Aber auch Vasen mit violetten Reliefdarstellungen auf türkisblauem Grunde und die weißen Tien-pe-Vasen gehören zu den Zierden dieses Zeitalters.

Die zweite Porzellanperiode der Ming-Dynastie wird nach dem Kaiser Tsching-hoa benannt. Sie reicht von 1465 bis 1522 oder, wenn man die Periode Kia-tsing hinzurechnet, bis 1579. Die große Neuerung, die diese Periode neben der blauweißen Malerei in der Porzellanfabrikation zur Geltung brachte, war die Bemalung der Gefäße mit „fünf“, d. h. nach chinesischem Sprachgebrauch auch mit vielen, nach ihrem Auftrag noch leicht einzubrennenden Farben. Grandidier meint, daß die Anfänge dieser Verzierungsweise schon in die Epoche Siuan-te zurückreichen, aber erst unter Tsching-hoa zur Vollendung gekommen seien. Damit war der Vasenmalerei der weiteste Spielraum gewonnen. Sie bemächtigte sich in größerem Umfang als bisher der menschlichen Gestalt und der Landschaft. Sie erzählte Geschichten und wetteiferte mit der Dichtkunst. Die Entwicklung der Farbensprache ging mit der Erfindung verwendbarer Farbstoffe Hand in Hand.

Die letzte Periode, die von 1573 bis zum Schluß der Ming-Dynastie reicht, hat ihren Namen, wie die vorigen, von ihrem ersten Kaiser, dem Kaiser Wan-Li, erhalten. Die blauweißen Vasen räumen den bunten jetzt fast vollständig das Feld. Das Grün tritt in den vielfarbigen Gefäßen dieser Zeit so in den Vordergrund, daß man die beliebtesten von ihnen als „grüne Familie“ bezeichnet. Die figürlichen Darstellungen oder Landschaften, die oft, wie in der vorigen Periode, als besonders umrahmte Bildchen mitten in der Blumendecoration sitzen, umziehen jetzt manchmal auch ununterbrochen den ganzen Hals oder Bauch des Gefäßes.

In Europa sieht man chinesische Porzellanvasen der Ming-Dynastie vor allen Dingen in englischen und französischen Privatsammlungen. Doch auch im British Museum und im South Kensington Museum, sowie im Kunstgewerbemuseum zu Berlin fehlt es nicht an hervorragenden Beispielen. In Amerika kommt vor allen Dingen die von Bushell klassisch beschriebene Sammlung Walters in Baltimore in Betracht.

* * *

Auf die Ming-Dynastie folgte 1644 die jetzt noch herrschende tatarische Tsing- oder Mandschu-Dynastie. Aeußerlich erhielten die Chinesen unter der neuen Dynastie ein neues Ansehen; sie wurden gezwungen, sich nach tatarischer Art die Köpfe zu rasiren und Zöpfe zu tragen. Innerlich gingen sie, obgleich die tatarischen Herrscher sich so rasch wie die früheren die chinesische Gesittung aneigneten, allmählichem Verfall entgegen. Christliche Missionare predigten seit dieser Zeit in China die Religion der Liebe. Europäische Einflüsse machten sich, bald zurückgedrängt, bald wieder zugelassen, niemals aber den Kern des Chinesenthums antastend, wie auf vielen Gebieten chinesischen Geisteslebens, so auch in der chinesischen Kunst geltend. Doch zeigt sich dies keineswegs in den Kunstwerken, die die Chinesen aus sich und für sich schufen, sondern einerseits nur in den niemals geglückten Versuchen einiger französischen Jesuitenmaler des vorigen Jahrhunderts, die Chinesen an europäische Perspective und europäisches Helldunkel zu gewöhnen, oder ihnen die Schmelzmalerei von Limoges beizubringen, anderseits in der Findigkeit der chinesischen Porzellanerzeuger, die, wie sie schon früher für den persischen Geschmack im persischen und für den siamesischen Geschmack im siamesischen Stil gearbeitet hatten, sich nunmehr, sowie sie für die Ausfuhr arbeiteten, in steigendem Maße den europäischen Bedürfnissen anpaßten.

Die chinesische Malerei auf Seide oder Papier ging allmählich ihrem Verfall entgegen. Unzählige Vorlagen- und Vorschriftenbücher für alle Einzelheiten der Darstellungen überhoben die chinesischen Künstler der Mühe selbst künstlerisch zu empfinden und zu erfinden. Die Technik allein interessirte noch; und diese erhielt sich allerdings bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf einer gewissen blendenden Höhe. Die Sicherheit und Feinheit des Vortrags täuscht manchmal noch über die Manierirtheit und Aeußerlichkeit der Darstellungsweise hinweg. An gefeierten Künstlernamen fehlt es der chinesischen Malerei von der Mitte des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auch noch keineswegs; und da gerade ihre Werke erklärlicherweise in größter Anzahl erhalten und auch für europäische Sammler zugänglich gewesen sind, so hat man sich gerade nach ihnen manchmal in irreleitender Weise, in Europa seine Ansicht über die ganze chinesische Malerei gebildet.

Als berühmteste Maler buddhistisch-religiöser Gegenstände gelten Tong-tai-tschuan in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, King-nong und Lo-ping im 18. Jahrhundert. In der Landschaftsmalerei des Gesammtzeitraums folgen Mei-Wen-ting, Wang-mu, Tschang-tschao, Hiang-mu-tsche und Tschen-pu-schu auf einander. Als große Maler von Blumen und Vögeln werden Yün-Schou-p'ing, genannt Tscheng-sü (1633—90), Li-fang-ing und Tschen-schu-piao hervorgehoben. Von dem ersten dieser Meister und seiner Adoptivtochter Yün-ping besitzt Dr. Friedrich Hirth in München bemerkenswerthe Blumenstücke.

Auf allen Gebieten der Kleinkunst aber haben die Chinesen im letzten Drittel des 17. und während des ganzen 18. Jahrhunderts noch die höchsten Triumphe gefeiert. Wenigstens unter den Kaisern Khang-hi (1662—1723), Yung-tsching (1723—36) und Kien-long (1736—96) entfaltete die echt chinesische Kunst, neben den Anläufen, dem Ausland gerecht zu werden, auf den Gebieten der Bronzeindustrie mit farbigem Zellenschmelzschmuck, der Lackarbeiten feinster Art, und vor allen Dingen der Porzellanerzeugung eine kaum übertroffene Kraft und Geschmeidigkeit. Die Periode Khang-hi wurde bis vor Kurzem von den besten Kennern geradezu als die höchste Blüthezeit der chinesischen Kleinkünste, besonders der Porzellankunst, bezeichnet. Zunächst wurde die Erzeugung des feinen weißen Porzellans wieder aufgenommen und, außer zur Herstellung von Geschirren und Gefäßen, zur Herstellung von Statuetten Buddhas, Kuan-Yins und anderer Heiliger verwandt, wie die Dresdener Sammlung ihrer eine erhebliche Anzahl besitzt. Sodann erreichte die sogenannte „grüne Familie“ der Vasen in diesem Zeitraum ihre höchste Entwicklung. In den mit Blumen, Vögeln, Schmetterlingen in der geschmackvollsten Raumausfüllung bedeckten Vasen dieser Gattung kommen neben dem vorherrschenden Grün ein kräftiges Rostroth und einige blaue, gelbe und violette Höhungen vor. Besonders beliebt waren aber auch die grünen Vasen mit großen historischen oder religiösen Darstellungen, bis diese 1677 durch einen kaiserlichen Erlaß verboten wurden. Auch die Anfänge der „rothen Familie“ fallen schon in diese Zeit. Daneben aber wurden wieder blauweiße Gefäße hergestellt, und ganz mit farbigem Ueberzug bedeckte Porzellangegenstände in größter Farbenpracht angefertigt: seladonartige, geflammte und türkisblaue, die, von violetten Tönen unterbrochen, einen eigenartig satten Reiz haben. Besonders Fo-Löwen oder Fo-Hunde wurden auf diese Weise hergestellt. Die Dresdener Sammlung, deren meiste Stücke überhaupt der Periode Kang-hi angehören, besitzt prachtvolle Beispiele dieser Art. In der Periode Kien-long (1736—96) tritt dagegen die „rothe Familie“ der Porzellanvasen und -teller und neben ihr das dünne, feine, fast ganz aus Glasur bestehende „Eierschalenporzellan“ in den Vordergrund. Einen Teller der „rothen Familie“ aus der Sammlung Messager in Paris zeigt unsere Abbildung auf S. 400. Waren die beiden genannten Porzellangattungen auch schon seit längerer Zeit angefertigt worden, so wurde ihre Herstellung doch jetzt erst zur Vollendung gebracht. Ueberladung mit Zierrathen aber kündete bald den Verfall an, der während des 19. Jahrhunderts anhielt; und fast scheint es, als sei von der Kunst, wie von der ganzen Gesittung Chinas, keine neue Erhebung mehr zu erwarten.



Illustrirte Bibliographie.

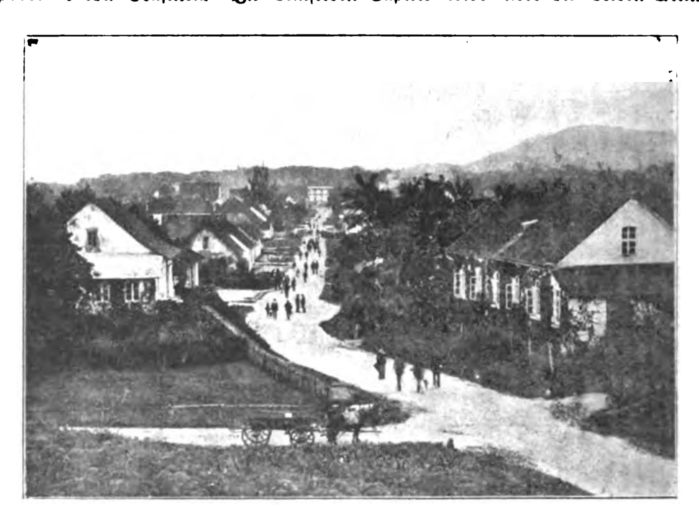
Dona Francisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Mustersiedelungen im südbrasilischen Staate Santa Catharina. Von Robert Gernhard, ehemaligem Redacteur der „Reform“ in Joinville (Brasilien). — Mit einer Karte, zwei Stadtplanskizzen und Illustrationen nach Originalskizzen von Paul Kutscha, sowie zahlreichen Abbildungen nach Photographieen aus den Ateliers von v. Zeska und Carlos Weise in Joinville, sowie Franz Scheidemantel und Alwin Seliger in Blumenau. — Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender.

Es ist bereits an dieser Stelle (August v. J.) in einer kurzen Ankündignng auf das Erscheinen dieses Werkes aufmerksam gemacht worden. Dasselbe liegt jetzt in einem stattlichen Bande vor. Es ist eine Festschrift zur Feier des 50 jährigen Bestehens der südbrasilischen Colonien Dona Francisca und Blumenau, die der Verfasser der gesammten Bewohnerschaft dieser beiden Ansiedelungen gewidmet hat. Was er während jahrelangen Aufenthalts in Südbrasilien im harten Kampfe um's Dasein erlebt und beobachtet, das hat er in diesem Buche in der Absicht niedergeschrieben, im deutschen Vaterlande „jenes warme Interesse für die südbrasilischen Landsleute auch in weiten Kreisen zu erwecken, welches diese wackern Pioniere deutscher Cultur in so hohem Grade verdienen“. Er ist von der Ansicht durchdrungen, daß das deutsche Volk mit seinem Handel große Interessen in Brasilien wahrzunehmen hat. Dem Deutschthum in Brasilien ist schon seit sieben Jahrzehnten der Weg vorgezeichnet, den es gehen muß: „gehorsam als gutbrasilischer Staatsbürger den Gesetzen des Landes und doch dabei deutsch vom Kopf bis zur Zehe.“ — Der Staat Santa Catharina bildet das eigentliche Centrum Südbrasiliens, begrenzt im Norden von Paraná, im Süden von Rio grande do Sul, im Westen von der argentinischen Provinz Corientes und im Osten vom Atlantischen Ocean. Er zählt etwa 400 000 Einwohner, darunter nach Abstammung, sowie nach Sprache und Sitte 100 000 Deutsche. In Folge des herrlichen Klimas hat man den Staat „das Paradies Brasiliens“ genannt, eine Bezeichnung, die er auch im Hinblick auf seinen großen natürlichen Reichthum und die außerordentliche Fruchtbarkeit gewissermaßen herausfordert. Dem Festlande von Santa Catharina sind noch einige Inselgruppen zuzuzählen. Mit der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens als Kaiserreich im Jahre 1822 begann auch die Colonisation für Südbrasilien Früchte zu tragen. Die Colonie Dona Francisca steht auf dem



Blick auf den unteren Theil von S. Francisca do Sul.

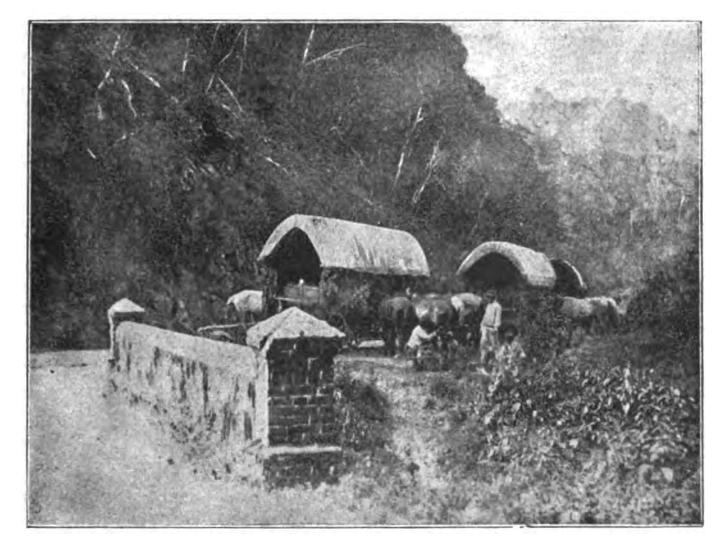
Wasserwege mit einem der schönsten Seehäfen der Welt, der Bai von St. Francisco do Sul in directer Verbindung. Die Stadt selbst liegt terrassenförmig am südlichen Ufer der Bai und macht einen unvergleichlich schönen Eindruck (s. Abbildung). Weniger entzückt ist man beim Betreten der Stadt von ihren engen und unsauberen Straßen. In sehr vortheilhafter Weise tritt das am Hafen gelegene schmucke deutsche Gasthaus hervor, wie auch das freundliche Entgegenkommen der Einwohner einen angenehmen Eindruck macht. Der Verfasser bespricht in diesem, den Staat St. Francisco betreffenden Capitel die Fahrt nach Brasilien seitens der verschiedenen Schifffahrtsgesellschaften. — Die Colonie erhielt ihren Namen nach der Prinzessin Francisca de Alcantara, einer Tochter des Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien. In demselben Capitel wird über die beiden Municipien



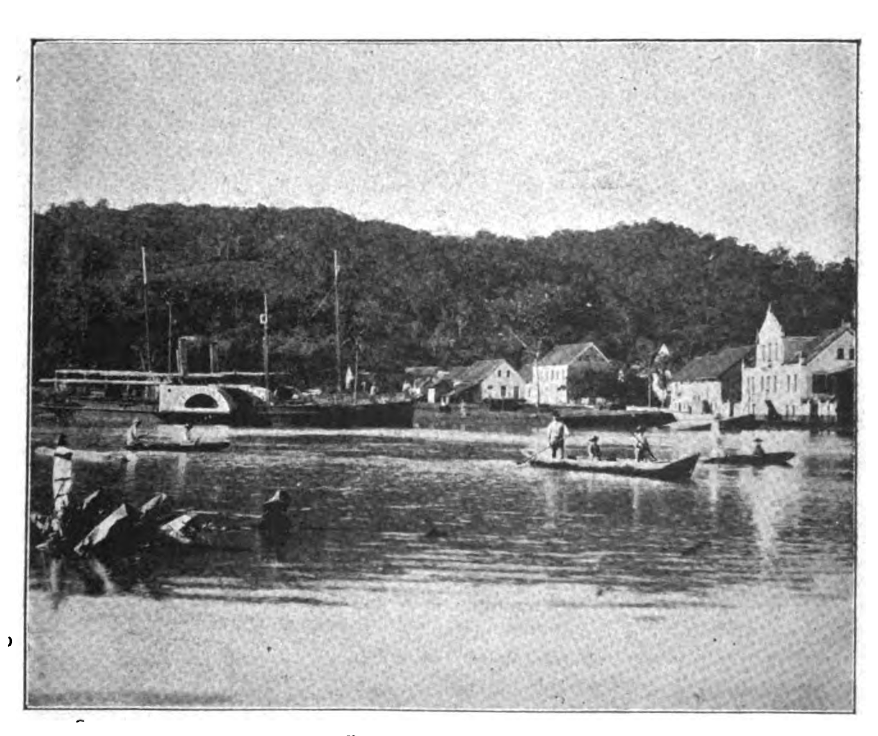
Prinzenstraße in Joinville.

Aus: R. Gernhard: „Dona Francisca, Hansa und Blumenau".

Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.



Frachtfuhrleute auf der Reise von Joinville nach S. Bento, auf der Hochebene Station machend.



Blumenau bei Hochwasser.

Aus: R. Gernhard: „Dona Francisca, Hansa und Blumenau".
Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Joinville und St. Bento eingehend berichtet. Die Gemeinde Joinville hatte sich bereits im Jahre 1852 gebildet. Auffallend ist die im Allgemeinen sehr regelmäßige Anlage von Joinville mit ihrem aus hartem Steinschlag versehenen Straßen und ihren einstöckigen, vielfach mit Giebel versehenen, weitläufig angelegten Häusern, so daß die Stadt vielmehr einer mit villenähnlichen Gebäuden versehenen Vorstadt gleicht (s. Abbildung). In sehr interessanter und recht eingehender Weise schildert der Verfasser das Leben und Treiben in Joinville. Eine Anzahl von Vereinen, namentlich die bereits 1858 gegründete Harmoniegesellschaft und der deutsche Turnverein sorgen für den geselligen Verkehr. Moral und gute Sitte stehen auf hoher Stufe, und der bekannte Weltreisende Dr. Hugo Zöller hat sehr wahr berichtet, wenn er 1881 an die Kölnische Zeitung schreibt, daß er in der Colonie Dona Francisca nichts Falsches und nichts Unwahres zu entdecken vermochte; was die Leute schienen, waren sie auch. Leider verbietet der Raum, so verlockend es auch ist, auf Details näher einzugehen; es muß in dieser Beziehung auf das Original verwiesen werden. Von Joinville aus führt die 90 Kilometer lange Serra- oder Dona Franciscastraße nach St. Bento, welcher Bezirk 800 Meter über dem Meere liegt. Eine wöchentlich einmal fahrende, von 4—5 Pferden gezogene Carriolpost vermittelt den Personenverkehr zwischen beiden Bezirken. Auf dieser Straße trifft man häufig zahlreiche Colonisten, welche mit Weib und Kind zur Stadt fahren. Sein charakteristisches Gepräge erhält dieser Straßenverkehr durch den schweren, mit 6—8 Pferden bespannten deutschen Planwagen, wie er vor der Zeit der Eisenbahn in Deutschland dem Verkehr gedient hat (s. Abbildung). Erwähnt mag noch hier ein in der dortigen Gegend wachsender eigenthümlicher Baum werden, der Matebaum, der einen gewissen wirthschaftlichen Werth besitzt, indem seine dünnen Zweige und Blätter zu einem Thee verarbeitet werden, der das Nationalgetränk der südamerikanischen Völker ist. Der Mate hat eine geradezu auffallende, durststillende Kraft, er stärkt und erfrischt den ganzen Körper, und man muß dem Brasilier Recht geben, wenn er sagt, daß der Mate den Körper vor mancherlei Krankheiten schützt, — wahrscheinlich eine Folge seines Gerbsäuregehalts. Unter den sämmtlichen deutschen Ansiedelungen Südbrasiliens ist die am Itajahy gelegene Colonie Blumenau unzweifelhaft die in Deutschland am meisten bekannte. Ihr Gründer ist der am 30. October 1899 in Braunschweig verstorbene Dr. Hermann Blumenau. Da der Itajahy ein Gebirgsfluß ist, so ist die Stadt Blumenau bei andauerndem Regenwetter Ueberschwemmungen ausgesetzt (s. Abbildung). In Blumenau sowohl, wie in Joinville hat es dem Verfasser außerordentlich gut gefallen. — Den Schluß des Buches bildet die Beschreibung der Colonie Hansa, die ein sehr gesundes Klima besitzt. Der Verfasser versteht vortrefflich und in's Detail eingehend zu schildern, so daß man seinen Darlegungen von Anfang bis zu Ende mit wirklichem Interesse folgt. — Das gut ausgestattete, mit zahlreichen Abbildungen versehene Buch, von denen vorstehend einige wiedergegeben sind, sei hiermit auf's Beste empfohlen. K.

Bibliographische Notizen.

Die Zukunft Englands. Von Leo Frobenius. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Diese in der Broschürensammlung „Freie Warte", Sammlung moderner Flugschriften, herausgegeben von Dr. Ludwig Jacobowski, erschienene culturpolitische Studie geht aus von einer dilettantischen Parallele, die der englische Historiker Professor Marshall im Jahre 1899 kurz vor Ausbruch des Burenkrieges zwischen der römischen Weltmacht und England zog. Mit Behagen stärkte sich die imperialistische Tendenz in England an diesem schmeichelhaften Vergleich, der das eigene Land zugleich als die einzige Culturmacht charakterisirte. Gegen eine so thörichte Spielerei mit geschichtlichen Analogieen wandte sich der Verfasser dieser Studie schon in den Beiträgen zur Colonialpolitik und Colonialwirthschaft. Hier begründet er nun seine Polemik, indem er, ab ovo ausgehend, zunächst den Begriff der Menschheitscultur beleuchtet und die mannigfachen Formen dieser Cultur bespricht. Nach solchen, für ein größeres Publicum etwas abstracten Erörterungen überläßt es der Verfasser den Lesern im Ganzen selbst, die praktischen Schlüsse zu ziehen, ihm kam es nur darauf an, die Factoren der Entwicklung festzustellen. Aber die Schrift klingt doch deutlich genug

aus; sie ist geschrieben unter dem Eindruck der ersten Burensiege und klingt aus in einer herzlichen Apostrophe an den deutschen Michel, sich zu nationalem Stolze zu besinnen. K. P.

Die Haager Friedens-Conferenz. Tagebuchblätter von Bertha von Suttner. Dresden, E. Pierson.

Dies Buch der unermüdlichen Vorkämpferin der Friedensidee ist so ganz von leidenschaftlicher Humanitätsschwärmerei und achtungswerthem Idealismus erfüllt, wie all' ihre Schöpfungen, aber auch ebenso von der Neigung, frei von aller historischen Grundlage aus abstracten Theorieen ein Wolkenkuckucksheim sich zu erbauen und über der allgemeinen Menschenliebe und dem Blicke in nebelhafte Fernen das zu vergessen, was im Augenblick noththut. Auch der Gegner der Friedensligen — und zu diesen Gegnern gehört wohl jeder im höchsten Sinne geschichtlich Gebildete — wird hier werthvolle zeitgeschichtliche Documente finden. Dem einen sind sie Symbole der weichlichen Decadence und krankhaften Verirrung, dem Andern Boten einer neuen, herrlichen Zukunft. Interessiren aber werden sie Jeden. K. P.

Die verfassungsrechtliche Vervollkommnung Oesterreichs. Von Alfred Freiherr von Offermann. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Der österreichische Politiker giebt in dieser Schrift zunächst eine historische Darstellung der österreichischen Verfassungsverhältnisse unter Heranziehung der analogen Institutionen Englands. Er will so, ohne Rücksicht auf Parteien und versteinerte Vorurtheile, die Ursachen der gegenwärtigen Unzufriedenheit und Verwirrung darstellen, um daraus die Mittel zur Besserung und Sicherstellung der Zukunft getreulich abzuleiten. Als solche Mittel findet er zunächst die Creirung eines ständigen Staatsrathes durch die Krone, dem englischen Privy Council entsprechend, dann aber eine zeitgemäße, von der Parlamentsverfassung längst geforderte, durchgreifende Selbstverwaltung, um das gelockerte Staatswesen dauernd zu festigen. Der Verfasser glaubt trotz des Nationalitätenhaders noch an das staatliche Gesammtbewußtsein der Einzelvölker; ob seine Reformen wirklich im Stande sein werden, die nationalen Leidenschaften zu bändigen und ein neues Oesterreich zu schaffen, mag dahingestellt bleiben. K. P.

Palermo und die Cultur in Sicilien. Von Giorgio Arcoleo. Aus dem Italienischen übersetzt von M. Nolte. Dresden, Carl Reißner.

Der Verfasser ist selbst Sicilianer, Professor an der Universität Neapel, Deputirter und Unterstaatssecretär, jedenfalls ein hervorragender, historisch wie nationalökonomisch durchgebildeter Kenner seiner Heimatinsel. Seine interessante Broschüre ist aus einem im Circolo Filologico zu Mailand gehaltenen Vortrage hervorgegangen und verdiente nach Form und Inhalt die Uebertragung in's Deutsche. Auf die modernen politischen und socialen Verhältnisse der wunderbaren Insel geht der Verfasser nicht näher ein, er blickt zurück in die Vergangenheit, vor Allem jene beiden Epochen der sikulisch-griechischen und der normannischen Zeit, wo durch Amalgamisirung fremder Einflüsse eine eigenthümliche sicilische Cultur entstand, deren künstlerischer Aeußerung Arcoleo eine besonders verständnißvolle Betrachtung widmet. Für die Zukunft aber erhofft er seiner Heimat noch eine größere und reichere Entwicklung durch Aufnahme von Bildungsfermenten, die aus derselben Völkerrace und demselben Vaterlande stammen. K. P.

Der Krieg in Südafrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte. Bearbeitet von Alfred von Müller, Oberleutnant im 1. Hanseat. Infant.-Regiment Nr. 75. Mit zahlreichen Karten, Skizzen und Anlagen III. u. IV. Theil — 2. unveränderte Auflage. Berlin, Liebel.

In diesen beiden Heften schildert der Verfasser die englischen Rüstungen im December 1899 und Januar 1900, den Tugelafeldzug des Generalleutnants Buller, die Kriegslage im Süden und Westen, den Entsatz von Kimberley und Ladysmith und seine Folgen, die Besetzung von Bloemfontein und die versuchte Friedensvermittlung, also die Ereignisse bis Mitte März 1900. Was bereits bei der Besprechung der beiden ersten Hefte gesagt worden ist, kann nur wiederholt werden. Die klare, anziehende Dastellungsweise des Verfassers, sowie die prägnante Kürze und Uebersichtlichkeit sind wiederum hervorzuheben. In sehr zutreffender Weise hebt der Verfasser im Hinblick auf die Kämpfe am Tugela hervor, daß „eine glücklich gewählte und geschickt durchgeführte Defensive wohl vorübergehende, bedeutende Erfolge bringen, nie und nimmer aber zu dem Endzweck einer Operations- und Kampfeshandlung, zur physischen und moralischen Vernichtung des Feindes führen kann." Daß die Buren z. B. am 27. Januar jedwede Verfolgung unterließen, war geradezu unverzeihlich. Nach der Uebernahme des Commandos durch Lord Roberts, dessen Verdienst zunächst darin bestand, die bis dahin gesammelten Kriegserfahrungen bei seinen Operationsplänen zu verwerthen,

gestaltete sich der weitere Verlauf des Krieges für die Buren ungünstig, freilich rächte sich nun auch ihr defensives und abwartendes Verhalten nach den Decembersiegen. Daß der Sturm auf Kimberley und Ladysmith, immer in der Sorge um zu große Verluste, unterlassen wurde, war ein großer Fehler; schon um Cecil Rhodes in die Hand zu bekommen, hätte sich der Sturm gegen Kimberley gelohnt, und er wäre sicherlich auch glücklich verlaufen. Die Gefangennahme Cronjes, die er durch sein ganzes Verhalten mit verschuldet hat, war für die Buren ein harter Schlag und wurde schließlich die Veranlassung, eine Friedensvermittlung anzubahnen, die jedoch von England zurückgewiesen wurde. — Karten, Skizzen und Anlagen dienen zur Erläuterung des Textes. Auch die vorliegenden beiden Hefte seien hierdurch warm empfohlen. K.

Die Amarna-Zeit. Aegypten und Vorderasien um 1400 vor Christus nach dem Thontafelfunde von El-Amarna. Von Carl Niebuhr. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

In diesem als zweites Heft der gemeinverständlichen Darstellungen aus dem Gebiete der Orientalistik, welche die Vorderasiatische Gesellschaft unter dem Sammeltitel „Der alte Orient“ herausgiebt, erschienenen populären Essay sind mit vielem Geschick, aber auch einer überaus blühenden Phantasie, die über die sicheren Resultate der Forschung weit hinausschweift, die Ergebnisse jener epochemachenden Funde dargestellt, die uns in inniger Wechselbeziehung zwei uralte Culturgebiete der Menschheit zeigen, und sogar in ganz persönliche Verhältnisse und individuelle Charakteristik uns einen überaus interessanten Einblick ermöglichen. Aber allerdings, etwas nüchternere Zurückhaltung wäre, so lockend das Problem auch sein mag, gerade in einer für weitere Kreise von gebildeten Lesern berechneten Darstellung am Platze gewesen. K. P.

Zwei Reisen in der Türkei. Von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane u. Co.

Im Fluge führt uns zunächst der Verfasser auf der anatolischen Eisenbahn von Constantinopel nach Konia, einundachtzig Stunden dauert die ganze Fahrt hin und zurück, aber ein Mann wie Rudolf Lindau, der zugleich über die Gabe künstlerischen Schauens und über die allseitige Durchbildung des praktischen Diplomaten verfügt, sieht in diesen wenigen Stunden mehr als andere Menschen; er erweitert auch solche vorübergehenden Reiseeindrücke und Momentaufnahmen zu einem ganzen Culturbild. Der größere Theil des Werkes ist der Schilderung eines Ausfluges nach den ägäischen Inseln gewidmet; wir besuchen mit dem Verfasser die großen und kleinen Sporaden von Tenedos bis nach Rhodos und kehren über das alte Halikarnaß (jetzt Budrum) und Smyrna nach Constantinopel zurück; überall aber bewundern wir die ruhige und anschauliche, wahrhaft plastische Schilderungskunst des feinsinnigen Erzählers. K. P.

Die Insel Zakynthos, Erlebtes und Erforschtes. Von Bernhard Schmidt. Freiburg i. B., Friedrich Ernst Fehsenfeld.

In seinem geographischen Theile beruht das Buch durchaus auf Autopsie; der Verfasser lebte in den Jahren 1861—63 auf dieser lieblichen Insel des ionischen Meeres und hatte Gelegenheit, Land und Leute während eines bedeutungsvollen Zeitabschnittes — es war die letzte Zeit des englischen Protectorates, während sich schon die Verschmelzung mit dem griechischen Königreiche vorbereitete — gründlich kennen zu lernen. Was er gesehen, versteht er auf's Anschaulichste in künstlerischer Plastik darzustellen. Aber er giebt zugleich eine eingehende wissenschaftliche Darstellung der geschichtlichen Entwicklung, der politischen, religiösen und socialen Verhältnisse; überall spricht der intimste Kenner der Dinge, so daß hier eine Monographie entstand, wie sie in gleicher erschöpfender Vielseitigkeit der Darstellung in der geographischen Litteratur selten zu finden ist. Und wenn auch der Zeitpunkt der Betrachtung um fast 40 Jahre zurückliegt, so hat der Verfasser doch auf's Eingehendste die Entwicklung bis zur Gegenwart in der Litteratur verfolgt, so daß sein Werk ganz dem jetzigen Stande der Verhältnisse entspricht. K. P.

Die Prä-Raphaeliten. Eine Episode englischer Kunst von W. Fred. Mit 6 Illustrationen. Straßburg, J. H. Heitz. 1900.

Dieses Buch bildet den IV. Theil der Sammlung „Ueber Kunst der Neuzeit“. Es ist eine gute Gabe für kunstbegeisterte Laien. Der Verfasser scheint sich lediglich die Forderung zur Richtschnur genommen zu haben, welche er selbst in seiner Einleitung an den Kunstkritiker stellt: „Man wird den Vielen den Serpentinenweg weisen müssen, der zu dem Gipfel führt, den der Schaffende auf geradem Höhenwege erklommen hat. Ein Lehrer der Liebe wird er sein müssen. Sein Herz wird weit sein, sein Ohr fein. Unmittelbar darauf heißt

es: „Er wird tausendmal ‚Ja' sagen, wenn er reine Absichten vermuthet, und einmal ‚Nein'. Und sein ‚Ja' wird jauchzen, daß dem Künstler neuer Muth erstehe, und den Genießenden Hoffnung künftiger Freuden". Diese Worte kann der Recensent des Fred-schen Buches auf sich selbst beziehen. Wenn man das ‚Ja' auch nicht berauscht in die Welt jauchzt, so wendet man es doch ganz gern tausendmal an, bevor man ein entrüstetes ‚Nein' über die Lippen bringt. Und dieses ‚Nein' auszusprechen, wird der Kunstwissenschaftler sich vielleicht veranlaßt fühlen, der aber doch nur ‚Einer' unter den ‚Tausend' ist. Er wird eine psychologische Erklärung der Sondererscheinung des Präraphaelismus vermissen, er wird wünschen, daß Fred die eigenartigen Ziele eines jeden Mitgliedes des „Pre-Raphaelite Brotherhood" scharf hervorgehoben, dabei aber eine charakteristische Entwickelung der Gesammt-Bewegung gegeben hätte. Das Fehlen eines innerlichen Zusammenhanges ist der Mangel des Buches. Es wirkt mehr wie eine Aneinanderreihung einzelner Essays über Ruskin, Holmann, Hunt, D. G. Rossetti u. s. w. Dies ist wohl auf die unpraktische Disposition des Buches zurückzuführen. Die künstlerische Potenz des Verfassers trifft darum noch kein Vorwurf. Denn wir merken nach wenigen Seiten, daß wir es mit einer Persönlichkeit zu thun haben. Es berührt uns sehr sympathisch, daß der Autor so — — sagen wir — „modern" ist, daß an die Stelle der leider so häufigen rückständigen Philistrosität aufrichtige Kunstbegeisterung getreten ist, aus der heraus Fred manches feine, geistvolle Wort über Kunst und Künstler findet. Hierbei ist er eben immer mehr Journalist als ein die Kunstgeschichte bereichernder Wahrheitsucher, mehr geistreicher Unterhalter als genialer Gestalter . . . Der Philologenstil ist ihm fremd. Manche Schwülstigkeiten und Unklarheiten sind wohl nur eine Folge der zahlreichen Druckfehler meines Recensionsexemplars. Sonst schreibt er wie der Kritiker, den er in seiner Einleitung fordert — wie Jemand, „der im tiefsten ergriffen von der Offenbarung des Schaffenden, eine so starke Empfindung der Schönheit, die da ist, hat, daß er die Arme ausbreiten möchte, ganz, ganz weit, und seine Stimme erheben, daß sie übermächtig sei und alle unreinen Laute übertöne, damit er es Allen sagen könne: Seht doch, wie schön!" Sein Essay über D. G. Rossetti ist ein Kleinod fein stilisirter Aphoristik.

Fred widmet sein Buch „jenen Frauen, die sind wie die Mädchen und Frauen, die Dante Gabriel Rossetti malte und Edward Burne-Jones". Ihnen schenkt er es, „die durch das Leben gehen, wie man durch sonnige Gärten wandelt, zart den Duft der Blumen einathmet und in der Seele festhält". Auch Mitglieder des auf die Kunstentwickelung weit einflußreicheren männlichen Geschlechtes mögen das Buch lesen, besonders aber die, welche über einen zelotischen „Laokoonismus" nicht hinausgekommen sind. P. Ri—. —

Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. Zum 100. Geburtstage von Ernst Ortlepp (1. August 1800 bis 14. Juni 1864) theilweise nach unveröffentlichten Handschriften und seltenen Drucken. Von F. Walther Ilges. München, Verlag der Deutschen Buchhandlung.

Walther Ilges sagt in der Einleitung: „Ortlepp ist nicht bekannt, er ist selbst seinen Zeitgenossen kaum bekannt gewesen — weder Gutzkow noch Menzel, weder Gottschall noch Mundt erwähnen ihn in ihren Litteraturgeschichten, und als der Vergessene am 13. Juni 1864 im Straßengraben bei Almerich ertrunken aufgefunden wurde, war das Prutz'sche „Museum", dem eine handschriftliche Biographie Ortlepps von geschätzter Seite zum Abdruck zugegangen war, an der Veröffentlichung derselben aus Rücksicht auf den Raum verhindert und brachte aus der dadurch uns verlorenen Arbeit nur einen dürftigen Auszug. — Ortlepp hat weit mehr als ein halbes Hundert Werke erscheinen lassen, und doch ist er heute verschollen; seine Gedichte und Romane, seine Broschüren und Flugschriften sind verloren, zerstreut, die Verleger haben die verstaubten Bände endlich als Maculatur verwendet oder einstampfen lassen, und alle deutschen Bibliotheken zusammen besitzen kaum dreiviertel dessen, was er geschrieben hat. Sollte es wirklich ganz unbedeutend sein, was Jemand in 64 Jahren geschafft und gewirkt hat, was er erlebte und dichtete, sollte es uns nicht eine kurze Stunde fesseln können?" Die vorliegenden Erinnerungsblätter wollen weder eine Kritik von Ortlepps Werken, noch eine Biographie, sondern eine einheitliche Nachdichtung seines Lebens und Dichtens sein. Diese nicht leichte Aufgabe wird gut und unparteiisch gelöst. Ehrlich verneint W. J. die Frage: War Ortlepp ein verkanntes Genie? versteht aber trotzdem warmherzig für den Verschollenen zu interessiren. Sein mit großem Fleiß und mit feinem Verständniß

zusammengestelltes Buch verschafft uns durch zahlreiche Citate die Annehmlichkeit, die besten Dichtungen jenes unglücklichen Poeten frisch von der Quelle, gleichsam mit der eigenen Seele des Dichters zu genießen.

N.

Macchiavelli. Von Richard Forster. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, E. Hauff.

G. Schmoller und O. Hintze haben es unternommen, unter dem Titel „Politiker und Nationalökonomen" eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen herauszugeben, die nicht nur Fachgelehrten, sondern auch gebildeten Männern und Frauen aus allen Lebenskreisen zugänglich sein soll. Auf's Würdigste wird diese Sammlung eröffnet durch eine eingehende Darstellung des großen italienischen Historikers und Patrioten Macchiavelli aus der Feder des Erlanger Gelehrten Richard Forster (Preis 2,50). Die Einleitung orientirt über das Problem, das hinter diesem großen Namen sich birgt, der noch jetzt, wo längst die Geschichtswissenschaft die Wahrheit gefunden, sprichwörtlich alle Sünden staatlicher Interessen- und Gewaltpolitik auf sich nehmen muß, gegen den einst Friedrich der Große seine erste Staatsschrift verfaßte, bis dann Herder die Rettung unternahm und im 19. Jahrhundert dieser Name des großen Florentiners zum Feldgeschrei der nationalen Einheitsbewegung in Italien wurde, auch so noch die ruhige Erkenntniß der Dinge hindernd. Nicht mit Villaris großer Macchiavellibiographie will der Verfasser concurriren, aber auch er hat alles Wesentliche aus dem Leben seines Helden besprochen, alle Seiten dieses reichen Geistes, der auch als Dichter wieder bei der Moderne zu Ehren gekommen ist, beleuchtet, vielfach in neuer Perspective und geistvoller psychologischer Forschung, so wenn er das Räthsel, wie so der klarblickende Staatsmann zu dieser Idealisirung seines Helden, Cesare Borgias, gelangt, durch die Geistesart Macchiavellis selbst erklärt findet. Auch dem Laien darf dieses Werk, das so viele wichtige Probleme der neueren Geschichte und Politik berührt, warm empfohlen werden.

K. P.

Saarbrücken—Rom über den St. Gotthard in 12 Tagen. Distanzritt von Spielberg, Rittmeister im Westfälischen Dragoner-Regiment Nr. 7. — Mit 26 Abbildungen und 13 Karten. — Berlin, Martin Oldenbourg.

In der gegenwärtigen Zeit blüht der Sport, wie dies die sich mehrenden Berichte über Kraftleistungen zu Pferde, auf dem Rade, beim Bergsteigen und Marschiren oder beim Rudern und Schwimmen ergeben. Der Nutzen derartiger in wohlerwogenem Maße ausgeführter Leistungen ist nicht zu verkennen; es verwandelt sich aber nur zu leicht der Nutzen in Schaden, wenn, wie es manchmal zu geschehen scheint, die Leistungen aus reinem Ehrgeiz unverhältnißmäßig hoch geschraubt werden und dadurch z. B. beim Reitsport das Leben von Reiter und Pferd direct bedroht wird. Beide — Reiter und Pferd — sind doch keine Maschinen, wozu also eine derartige Leistung verlangen, der Mensch und Thiere erliegen oder von der sie erheblichen Schaden davon tragen müssen. Eine derartige, knapp am Rande des Gelingens liegende eminente Leistung ist der vom Verfasser vorliegender Schrift ausgeführte Ritt von Saarbrücken nach Rom in einer Entfernung von 1360 Kilometern in 12 Tagen mit Uebersteigung des St. Gotthard, worin die Hauptschwierigkeit lag. Wie der Verfasser hervorhebt, hat er den Ritt, der ihm das größte Vergnügen bereitet hat, nur aus reiner Passion unternommen. Große Anerkennung verdient die Vorbereitung für den schwierigen Ritt durch einen Monate hindurch systematisch betriebenen Training, wodurch die Leistungen von Reiter und Pferd enorm gesteigert wurden. Die bei dem bekannten Berlin—Wiener Distanzritt gemachten Erfahrungen wurden hierbei in reichem Maße beherzigt. Das zum Ritt benutzte vorzügliche Pferd war eine bereits 15 Jahre alte englische Vollblutstute — Cherry — aus dem Gestüt zu Berezovica. Der Ritt begann am 3. Juni und endete am 15. Juni 1900 in Rom. Die Route ging von Saarbrücken über Straßburg, Basel, Stein a. Rh., Brunnen, St. Gotthard, Airolo, Lugano, Lodi, Parma, Apenninen, Sargana, Pisa, Civita vecchia nach Rom. Mit der Uebersteigung des Gotthard nahmen die Schwierigkeiten in erheblichem Maße zu. Konnte schon durch plötzlich eingetretene Unpassirbarkeit der Gotthardstraße das Gelingen des ganzen Rittes in Frage gestellt werden, so wurde weiterhin durch die hinter Lugano eintretende kolossale Hitze der Ritt auf's Aeußerste erschwert, und fast schien es einmal, als sollte die nervöse Abspannung bei Reiter und Pferd verhängnißvoll werden. Wie der Verfasser (S. 74) hervorhebt, bedurfte es am 14. Juni wirklich äußerster Energie, um zum vorgesehenen Zeitpunkt in Rom einzutreffen. Der ganze Distanzritt, der

Empfang in Rom sowie der Aufenthalt daselbst und speciell der Empfang beim Könige werden vom Verfasser in höchst anziehender und interessanter Weise geschildert. Das Buch ist vorzüglich ausgestattet und mit sehr guten Abbildungen versehen. Ganz besonders anzuerkennen sind die vom Verfasser über jeden Tagesritt entworfenen Skizzen mit Maßstab und stellenweisem Straßenprofil. Die ganze Darstellung ist nicht nur für jeden Reiter und Pferdeliebhaber hoch interessant, sondern verdient auch Beachtung über die fachmännischen Kreise hinaus. Zweifellos wird es auch, was in Anbetracht seines Werthes nur zu wünschen ist, einen großen Leserkreis finden. K.

Italische Städtesagen und Legenden. Von H. Wüscher-Becchi. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Der Verfasser hat es hier unternommen, mittelalterliche Ueberlieferungen, die in naiver Phantastik antike und christliche Traditionen zu seltsamen Fabelgeschichten combiniren, durch allerlei märchenhafte Zuthaten zu erweitern und dem modernen Leser genießbar zu machen. Der Vergleich mit dem ähnlichen Werke eines Großen, das vielleicht auch den Verfasser zu seinem Unternehmen anregte, mit Gottfried Kellers „Sieben Legenden" liegt nahe. Ein solches Werk von eigenthümlicher poetischer Kraft ist diese Sammlung nun freilich nicht, aber es finden sich doch manche sinnige Einzelzüge, die vielleicht den Leser interessiren können. Freilich ist die Ausbeute nicht allzu ergiebig; an sich haben jene ganz wahllos und zufällig zusammengetragenen aus gelehrten Reminiscenzen, nicht etwa dem schaffenden und sagenbildenden Volksgeiste geschöpften Motive kaum einen künstlerischen Werth; die Curiosität liegt in der ganz unbekümmerten Zusammenstellung des Heterogensten, und so wie man die Sachen ernsthaft nimmt, verflüchtigt sich das bischen Romantik zu eitel Hirngespinnsten. So darf man wohl fragen: Cui bono? K. P.

Capobianco. Von Dr. G. Alexis. Paderborn, F. Schöninghs Verlag.

Der Verfasser giebt uns in seinem Werk eine historische Erzählung aus der Geschichte Neapels zu Murats Zeiten. Wahrheit und Dichtung sind hier geschickt zu einem anmuthigen Ganzen verschmolzen, das Localcolorit erscheint echt und nach eigener Anschauung gezeichnet, und so darf diese Verschwörungsgeschichte aus jener vielbewegten Zeit wohl als anregende Lectüre empfohlen werden. K. P.

Italienisches Skizzenbuch. Von Friedrich Noack. 2 Bände. Stuttgart, Cottas Nachfolger.

Der Verfasser, langjähriger Correspondent großer deutscher Zeitungen in Rom, ist mit den intimsten Verhältnissen des italienischen Lebens vertraut. Er ist zugleich ein Praktikus, der den Dingen auf den Grund sieht, und dem nichts zu gering und zu unbedeutend ist, um es nicht in den Kreis seiner im Feuilletonstile gehaltenen Besprechungen zu ziehen. So gewinnt der Freund des italienischen Volkes, der nur flüchtig in seiner Mitte weilen kann, neue überraschende Einblicke in das Wesen desselben. Er lernt an der Hand des Skizzenbuchs ebenso die Geheimnisse der Vesuvreclame, wie die der „spesa" der römischen Köchin kennen. Aber auch für den, dem Land und Leute fremd sind, bietet das Buch viel des Interessanten, ja Ueberraschenden.

Freilich wird Mancher zu den Reformvorschlägen des Autors behufs Aufbesserung der Lage in Sicilien den Kopf schütteln, Mancher wird auch meinen, daß einige nur zur Zeit der Abfassung actuelle Artikel besser weggeblieben wären, — aber im Allgemeinen wird kaum Einer von der Lectüre des Noack'schen Buches unbefriedigt sein. L. S.

Fresken. Neue Dichtungen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Gottfried Keller leitet seine gesammelten Gedichte mit einem stimmungsvollen Spielmannslied ein, welches das bekannte biblische Gleichniß vom Sämann in origineller Weise verwerthet, dasselbe thut Heinrich Vierordt in seinen Fresken. Es sei ferne von uns, deshalb diesen hochgeschätzten Dichter eines Plagiats zu beschuldigen, denn die betreffenden Gedichte zeigen außer dem ihnen zu Grunde gelegten Gedanken nicht die geringste Uebereinstimmung, wir erlauben uns nur die bescheidene Frage: Wäre es nicht besser gewesen, wenn Herr Vierordt, dem doch wahrlich der neuen trefflichen Bilder genug zu Gebote stehen, als Eingangsgedicht eine weniger alte und verbrauchte Fabel gewählt hätte? Abgesehen von dieser kleinen Ausstellung bietet sein Buch meist Eigenartiges, Schönes und Rühmliches und zeigt den Dichter als Meister der modernen Ballade noch auf seiner früheren Höhe. Besonders hervorzuheben sind: Die Scholle. Paulus. Die Nachtläufer von Sylt. Eine Mutter. Das Lied vom einsamen König. Die Legende vom Stern. N.

Traumland. Zwei episch-lyrische Dichtungen von Constantin Masurin. Frei aus dem Russischen durch Richard Zoozmann. Mit Bildern und Vignetten von Wilhelm Roegge jr. Verlag von Otto Elsner. Berlin, S. 42.

Narrenchronik. Allerhand Schwänke, lustige Reimereien und Eulenspiegeleien. Von Richard Zoozmann. Verlag von Otto Elsner.

Goethe hinterließ in seiner Gedächtnißrede auf Wieland folgende treffliche Lehre: „Es giebt zwei Uebersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen stellt an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüberbegeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen." Den ersten Grundsatz, den auch Goethe für den besseren hält, befolgt Richard Zoozmann. Er vermittelte uns auf diese Weise bereits meisterhaft einen Band Lyrik und das größere Poem Masurins „Die Jugend". Dieser talentvolle russische Dichter spielt meist auf einer Saite. Er entlockt ihr weiche rührende Klagetöne der Trauer, des Weltschmerzes und der Todessehnsucht. Auch seine beiden neuen, unter dem Titel „Traumland" zusammengefaßten Dichtungen behandeln, wie schon ihre Namen „Testament" und „Selbstmord" andeuten, ernste, düstere Stoffe; ergreifen die Seele mit dem gespenstischen Schauer des Todes, entbehren aber auch nicht tiefer Lebenswahrheiten und tröstlicher Engelstimmen. Die künstlerischen Bilder und Vignetten von Wilhelm Roegge jr. gereichen dem Buche zu besonderer Zierde. Das Gegenstück dieses von überreizter Phantasie mit blutleeren Schatten und blutsaugenden Dämonen bevölkerten trüben Traumlandes ist die in den hellen Regenbogenfarben sonnigen Humors schillernde Narrenchronik von Richard Zoozmann. Sie wird eingeleitet durch eine längere launige Epistel, welche, wie auch das Büchlein selbst, Masurin gewidmet ist und mit dem Wunsche, jenen trübseligen Poeten zu heiterer Lebensanschauung zu bekehren, in den Zuruf ausklingt: „So laß Dir denn aus meiner Hand credenzen den Becher, angefüllt mit Uebermuth! Und mag auch Manches nicht besonders glänzen, wirkt nur die Arzenei, dann ist sie gut! Erkennen sollst Du, daß im frohen Lachen auch Geister walten, die man achten muß, — wie bunt und kraus es auch die Narren machen, sie tilgen freundlich Schwermuth und Verdruß." In der That ist das mit prächtigen Bildern von Wilhelm Roegge jr., Mila von Lüttich, F. Czabran u. A. fein ausgestattete Büchlein geeignet, auch dem griesgrämlichsten Hypochonder ein herzliches Lachen abzugewinnen. Aber nicht nur der Frohsinn und die schelmische Laune finden hier ihre Rechnung, sondern auch die Poesie und die Reimkunst kommen dabei nicht zu kurz. Dies beweisen besonders die beiden Abtheilungen: Vom Dorfe und Orientalisches. Nur eine Probe! Das Glück: Es huscht das Glück von Thür zu Thür, klopft zaghaft an: wer öffnet mir? Der Frohe lärmt im frohen Kreis und hört nicht, wie es klopft so leis'. Der Trübe seufzt: ich laß nicht ein, nur neue Trübsal wird es sein. Der Reiche wähnt, es poch' die Noth; der Kranke bangt, es sei der Tod. Schon will das Glück enteilen sacht, denn nirgends wird ihm aufgemacht. Der Dümmste öffnet just die Thür — da lacht das Glück: „Ich bleib' bei Dir!" X.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau.— **N. u. S.** = Nord und Süd. — **T.** = Türmer. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Zeit.**

Akademische Lesehalle, Die. Von H. Julius. Z. IX. 15.

Altes Testament. Die Schönheit d. A. T. in seinen poetischen Schriften. Von A. Wünsche. N. u. S. 1901. März.

An des Jahrhunderts Neige. Von A. Gelber. Z. IX, 13.

Arzt und Richter. Von A. Moll. Z. IX. 15.

Arzt. Rechte und Pflichten der Aerzte. Von Celsus. Zeit 329.

Beethoveniana, Neue. Von H. Welti. N. 1900. 12.
Böcklin, Arnold. Aus A. B. Werkstatt. Von P. Nathan. N. 1901. 16.
Buchdramen. Von W. Hirschbach. L. E. III. 8.
Charakter, Vom deutschen. Von E. Platzhoff. N. 1901. 15.
Chinesische Kunst vom Ende der Han-Dynastien bis zum 19. Jahrh. nach Chr., Die. Von K. Woermann. N. u. S. 1901. März.
Christliche Mission und die jetzige Mission in China, Die. Von A. Kamphausen. D. Re. 1901. Jan.
Dandler, Anna. Von A. Roessler. B. u. W. III. 8.
Das neunzehnte Jahrhundert in der Reihenfolge der Zeiten. Von K. Breysig. N. D. Ru. XII. 1.
Erzählung, Die Kunst der. Von J. Wassermann. N. D. Ru. XII. 1.
Erziehungsfrage, Meine Anregung zur. Von H. Dohm. Zeit 327.
Fichtes Socialismus. Von K. Jentsch. Zeit 327.
Friedrich der Grosse im Schlosse von Lissa am Abend des 5. Dec. 1757. Von A. von Boguslawski. D. Ru. 1901. Jan.
Goethe und die grossen Denker. Von R. Eucken. Z. IX. 17.
Goetheschriften. Von R. M. Meyer. L. E. III. 8.
Gorjki, Maxim. (Ein Dichter des Proletariats) Von G. Polonski. L. E. IV. 7.
Grube, Max. Berliner Bühnenkünstler XII. Von D. Duncker. B. u. W. III. 7.
Gruner, Justus von, Wirklicher Geheimer Rath und Unterstaatssecretär: Rückblick auf mein Leben. D. Ru. 1901. Jan.
Grün, Anastasius. Aus ungedruckten Briefen A. G. über Nicolaus Lenau. Von B. Frankl v. Hochwart. Zeit 328.
Gutheil-Schoder. Von M. Graf. B. u. W. III. 9.
Hamlet, Zur Darstellung des. Von L. Barnay. D. Re. 1901. Jan.
Hamsun, Knut. Von H. Benzmann. I. L. VIII 2.
Hervieu, Paul. Von A. Eloesser. Zeit 329.
Hohenzollernfürsten im deutschen Drama Von H. Stümcke. B. u. W. III. 8. 9.
Jacobowski, Ludwig †. Von R. Steiner. G. XVI. Dec. II.
Jacobowski, Ludwig. I. L. VII. 2.
Jahrbücher für's Haus. Von W. Wolff. L. E. III. 7.
Kaiser Wilhelm und die Entwicklung der Marine. Von Vice-Admiral a. D. Werner. D. Re. 1901. Jan.
Karl Alexander von Sachsen-Weimar, Grossherzog †. Von O. Franke. B. u. W. III. 8.
Keramik, Moderne. Von B. Rüttenauer. N. 1900. 12.
Kinkel, Johanna, in England. Von A. von Asten-Kinkel. D. Re. 1901. Jan.
Kowalewska, Das Tagebuch der. Von W. Natkowski. W. Ru. V. 2.
Kramer, Michael. Von A. Kerr. N. D. Ru. XII. 1.
Kulturgeschichtliches. Von G. Steinhausen. L. E. III. 7.
Kunst, Die Ziele der neuesten. Von R. Muther. Zeit 327.
Lavater. Von A. Lindner. W. Ru. V. 2.
Litterarischen Kritik, Ueber den gegenwärtigen Stand der. Von C. Mauclair. W. Ru. V. 2.
Macchiavelli und Nietzsche. Von S. Lublinski. Z. IX. 15.
Marie Antoinette. Von F. Funk-Brentano. D. Re. 1901. Jan.
Marx, Karl, als Journalist. Von F. Kriegel. Z. IX. 16.
Merlindichtungen. Von W. Holzamer. L. E. III. 8.
Memling. Von O. Levertin. W. Ru. V. 2.
Moser, J. J. Zu seinem 200. Geburtstag. Von R. Krauss. T. III. 4.
Müller, F. Max. Von Lady Blennerhasset. D. Re. 1901. Jan.
Musikwelt, Aus der Berliner 1900/1901. Von L. Schmidt. B. u. W. III. 7. 9.
Neera. Von A. F. Krause. N. u. S. 1901. März.
Nietzsche, Friedrich und Malvida von Meysenburg. Briefe und Erinnerungen. Herausgegeben von E. Förster-Nietzsche. N. D. Ru. XII. 1.
Oresteia des Aischylos auf der modernen Bühne, Die. Von H. Stümcke. B. u. W. III. 7.
Peele, George. Von H. Zschalig. N. u. S. 1901. März.
Pfau, Ludwig, Ftir. Von J. Proelss. L. E. III. 7.
Philosophisches. Von Th. Achelis. L. E. III. 7.
Pichler, Adolf, Zur Erinnerung an. Von B. Münz. N. u. S. 1901. März.
Pichler, Adolf, Zur Erinnerung an. Von P. Rosegger. T. III. 4.
Pyrenäen (Central-), Die. Von E. Strasburger· D. Ru. 1901. Jan.
Realismus und klassisches Alterthum. Von Th. Gomperz. Zeit 327.
Reformbühne, Die. Von Brandt. B. u. W. III. 8.
Relativismus. Von K. Lamprecht. Z. IX. 14·
Renaissance, Romantische. Von A. Dresdner· N. 1900. 12.
Rossetti, Die Dichtungen des. Von A. H. Swinburne. W. Ru. V. 1 u. 2.
Saharet. Von J. Meier-Gräfe. N. D. Ru. XII. 1.
Scholz, Wilhelm von. Von L. Greiner. G. XVII. Jan. II.
Schopenhauer-Denkmal, Ein. Von K. Peters. Z. IX. 17.
Secession-Bühne. Von J. Schikowski. Z. IX. 14.
Socialismus und Persönlichkeit. Von K. Breysig. Z. IX. 14.
Sorma, Agnes. Von M. Burckhardt. Zeit 326.
Stilwandlungen des neunzehnten Jahrhunderts. Von J. Gaulke. G. XVII. Jan. 1 u. 2.
Theater. Von den Berliner Theatern 1900/1901. VII. Von H. Stümcke u. Ph. Stein. B. u. W. III. 8. 9.
— Von den Wiener Theatern. V. Das Burgtheater. Von A. Lindner. B. u. W III. 9.
Ueberbrettl, Das. Von E. von Wolzogen. L. E. III. 8.
Vortragsmeister, Deutsche. Von K. Holm. B. u. W. III. 7.
Waarenhaus, Das. Von C. Bie. N. D. Ru. XII. 1.
(Wainewright.) **Griffel, Gold und Gift.** Von O. Wilde †. N. u. S. 1901. März.
Weltanschauungen, Zwei. Von J. Hart. Z. IX. 13.
Weltsprache, Das Problem der. Von H. Diels. D. Re. 1901. Jan.
Oskar Wildes. Zum Tode. Von R. Kassner. W. Ru. V. 1.
Wissenschaftliche Wandlungen. Von B. Weinstein. D. Re. 1901. Jan.
Zwischen Thier und Culturmensch. Von K. Lasswitz. N. 1901. 17.
1866. Von J. J. David. Z. IX. 17.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achleitner, Arthur, Das Postfräulein. Hochlandsroman. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchh.

Alte Gedanken neu gedacht und in Künstlerverslein gebracht für Jung und Alt zu mäss'gem Genuss von Till Eulenspiegel posthumus. Göttingen, Franz Wunder.

Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslandes. Elfter Jahrgang. 1901. Heft 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bernoulli, Carl Albrecht, Seneca. Novelle. Zürich, Schulthess & Co.

Birkmeyer, Dr. Karl, Die Codification des Verlagsrechtes. Kritische Bemerkungen zu dem im Reichsjustizamt ausgearbeiteten Entwurf eines Gesetzes über das Verlagsrecht. München, Theodor Ackermann.

Die Frage eines deutsch-niederländischen Postvereins. Mit genauer Berechnung der finanziellen Wirkungen für die beiderseitigen Postverwaltungen. Anhang: Ein Postverein mit der Schweiz. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Efendi, Dr. Mehemed Emin, Das neue Weltreich. (Ein Beitrag zur Geschichte des 20. Jahrhunderts.) Psychologische und politische Phantasieen mit erläuternden Anmerkungen versehen und in drei Theilen herausgegeben. München, Stegmeyr'sche Verlagshandlung. (Ant. Carl Stegmeyr.)

Engel, Georg, Die Furcht vor dem Weibe. Roman. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Kurowski, Ludwig, Menschenbilder. Erster Theil. Klosterneuburg b. Wien, Dr. Ludwig Kurowski.

Lamarque, Friedrich, Der Hochzeitskranz. Gedichte und Lieder. Berlin, Verlag Heureka, Lützowstr. 85.

Löwy, Emanuel, Eine Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst. Rom, Loescher u. Co.

Marsh, Richard, Der Skarabäus. Ein Mysterium in vier Büchern. Autorisirte Uebersetzung von R. O. Mahlo. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchh.

Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe. Lfg. 20. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchh.

Reimann, Heinrich, Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister. IX. Giuseppe Verdi von Carlo Perinello. Berlin, „Harmonie" Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst.

Ruskin, John, Die sieben Leuchter der Baukunst. Aus dem Englischen von Wilhelm Schoelermann. Mit 14 Tafeln (John Ruskin Werke Bd. I.) Leipzig, Eugen Diederichs.

— Sesam und Lilien. Aus dem Englischen von Hedwig Jahn. (John Ruskin Werke Bd. II. Leipzig, Eugen Diederichs.

Schieler, Dr. theol. C., Mein Austritt aus der katholischen Kirche. Worte zur Aufklärung und Mahnung. (Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags II.) Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Schultze, Th., Die Religion der Zukunft. Erster Theil: Das Christenthum Christi und die Religion der Liebe. Dritte stark vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Schurtz, Dr. Heinrich, Urgeschichte der Cultur. Mit 434 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendr., 15 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung und 1 Kartenbeilage. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Spielmann, Der, Monatsblätter für deutsche Dichtung herausgegeben von Ernst Wachler. Jahrgang 1901. Erstes Heft. Berlin, Fischer u. Franke.

Sprecher, v., Joh. Andr., Donna Ottavia. Historischer Roman aus dem ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts. Dritte Auflage. Basel, Adolf Geering.

Stöber, Fritz, Dämmerstrahlen. Ein Dichtbuch. Mit einem Vorwort von Peter Hille. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly.)

Tönnies, Ferdinand, Politik und Moral. Eine Betrachtung. (Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags. III.) Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.

Trepplin, Georg, Werden. München, August Schupp.

Verhaeren, Em., Petites Légendes. Bruxelles, Edm. Deman.

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 45. Jahrgang, Februar 1901. Heft 533. Braunschweig, George Westermann.

Witt, Dr. Otto N., Narthekion. Nachdenkliche Betrachtungen eines Naturforschers. Berlin, Mückenberger.

Zabel, Eugen, L. N. Tolstoi. (Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Dr. R. Lothar Bd. VI.) Leipzig, E. A. Seemann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Preis pro Heft 2 ℳ, pro Quartal (3 Hefte) 6 ℳ.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 ℳ. (Zeitungs-Preisliste No. 5460.)

Januar 1901.

Inhalt.

Seite

Anton Freiherr von Perfall in Schliersee.
König Wiglaf. Epische Erzählung 1

Maximilian Strack in Würzburg.
Ein moderner Frauenlob. Peter Altenberg 45

Sigmund Münz in Wien.
Das zukünftige Conclave 56

Joseph Joesten in Bonn.
Gottfried Kinkel und seine rheinische Heimat 78

Karl Blind in London.
England und die südafrikanischen Freistaaten. Ein zeitgeschichtlicher Rückblick mit persönlichen Erinnerungen 88

M. Beerel in Hirschberg.
Das verlorene Paradies 108

Bibliographie 130
C. Weichardt: „Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri." Leipzig, K. F. Koehler.

Bibliographische Notizen 133

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze von Ernst Weiland-Lübeck 136

Hierzu ein Portrait: Peter Altenberg.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilage zu diesem Hefte
von
Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau. (Gernhard, R., Dona Francisca, Hansa und Blumenau.)

KARLSBADER







Täglicher Versand



Quellen und deren Wärmegrade.

	°R
Sprudel . . .	58^0
Mühlbrunn .	38^4
Schlossbrunn .	39^2
Theresienbrunn	46^2
Neubrunn . .	47^2
Marktbrunn .	32^8
Felsenquelle .	47^8
KaiserKarls-Qu.	31^5
Kaiserbrunn .	38^8

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grösseren Städten aller Welttheile.



Preis pro Heft 2 ℳ, pro Quartal (3 Hefte) 6 ℳ,
pro Jahr (12 Hefte) 24 ℳ. (Zeitungs-Preisliste No. 5460.)

Inhalt.

	Seite
* * *	
Mein Freund Josef	277
August Friedrich Krause in Breslau.	
Neera	283
Heinrich Meyer in München.	
Auf den Hingang Arnold Böcklins	302
Oscar Wilde †.	
Griffel, Gold und Gift. Eine Studie in Grün. Frei nach dem Englischen von Wilhelm Schölermann	304
Bernhard Münz in Wien.	
Zur Erinnerung an Adolf Pichler	317
August Wünsche in Dresden.	
Die Schönheit des Alten Testaments in seinen poetischen Schriften.	326
Heinrich Zschalig in Dresden.	
George Peele. Ein Bild aus Shakespeares Werdezeit	346
Else Pohl in Breslau.	
Ein Frühlingsrausch	363
K. Woermann in Dresden.	
Die chinesische Kunst vom Ende der Han-Dynastien bis zum 19. Jahrhundert n. Chr	393
Bibliographie	403
Dona Francisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Mustersiedelungen im südbrasilischen Staate Santa Catharina. Von Robert Gernhard. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.	
Bibliographische Notizen	406
Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze von Ernst Weiland-Lübeck	412

Hierzu ein Portrait: Neera.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

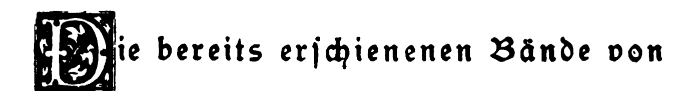
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilage zu diesem Hefte:
Wilhelm Friedrich in Leipzig. Etidorhpa oder das Ende der Erde.



An unsere Abonnenten!



Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band XCVI (Januar bis März 1901), wie auch zu den früheren Bänden I—XCV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 96. — März 1901. — Heft 288.

☞ Insertionspreis ☜

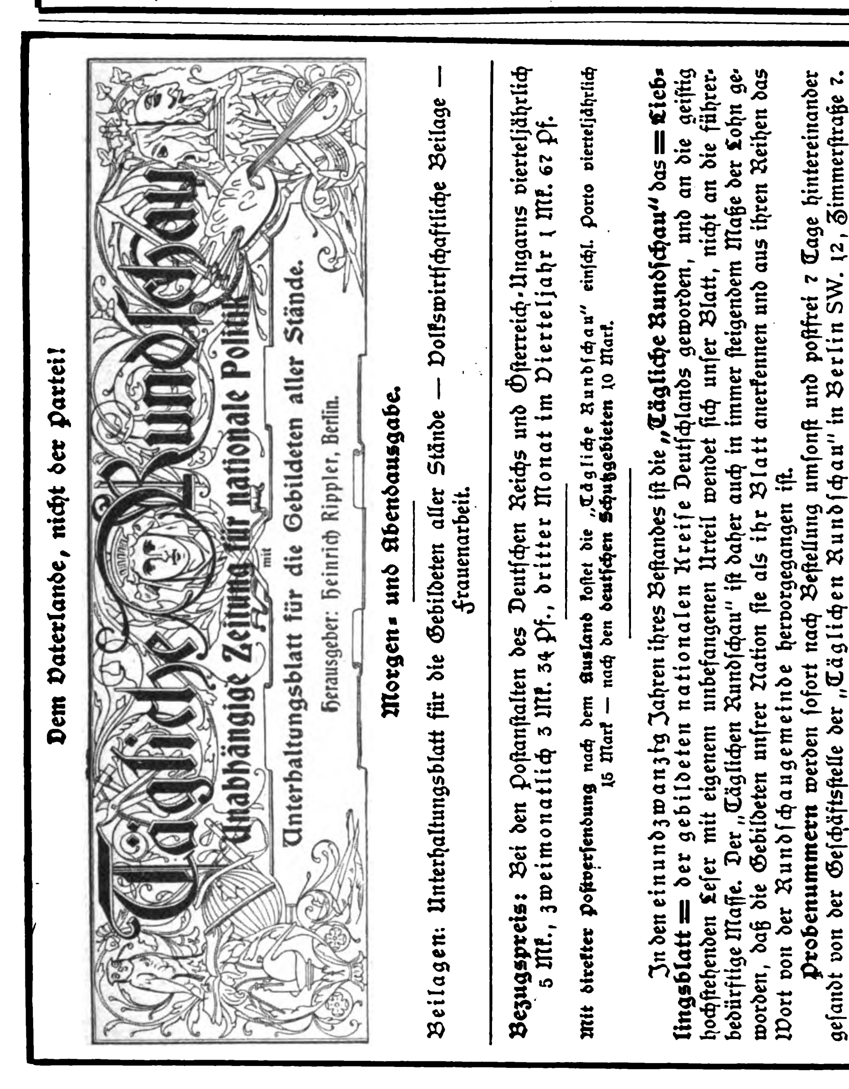
für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.

Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: Gebhard Wagner in Breslau.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochure über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben.

Bendorf am Rhein. *Dr. Carbach & Cie.*



Gegen Täuschung.

Jede Flasche und Schachtel ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer Karlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Prospekt

Etidorhpa

oder das Ende der Erde.

Von John Uri Lloyd

Mit vielen Illustrationen von J. August Knapp.

2 Bände.

Preis broschiert Mk. 8.—, eleg. gebunden Mk. 10.—



Es ist ein Werk, daß zweifellos berufen ist in Deutschland den größten Erfolg zu erzielen, denn es vereinigt in sich sowohl das Spannende eines Romans, wie auch das Lehrreiche eines geistreich-wissenschaftlich geschriebenen Werkes.

Um ein Urteil zu ermöglichen, lassen wir nachstehend einige Stimmen der in- und ausländischen Presse über

Etidorhpa

folgen:

„Etidorhpa" ist so fesselnd wie die vorzüglichsten Romane von Dumas, und so geheimnisvoll und Ehrfurcht einflößend wie die kühnen Gedankenflüge Vernés. Hugo schrieb nichts so aufregendes wie die entsetzlichen Kapitel dieses Buches, in welchen „Der-Mann-der-es-that" die Flüssigkeit aus der Pilz-Schale trinkt. Es gab bisher noch kein Buch, daß sich mit ihm vergleichen ließe.

Times-Star, Cincinnati.

. . . . Wir glauben, daß das phantastische, interessante, fesselnd geschriebene Werk gelesen, ja verschlungen werden wird.

Breslauer Morgen-Zeitung.

Mit „Etidorhpa" wird der deutsche Büchermarkt um eins der wundersamsten und interessantesten Bücher der Weltlitteratur bereichert etc.

Wiesbadener Tageblatt.

Das Werk steht so einzig in der Litteratur da, und besitzt eine so bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit von Gedanken und Ideen, daß wir wirklich in Verlegenheit sind, zur näheren Beschreibung einen Vergleich zu finden. Es kommt Dante gleich an Lebendigkeit und Excentricität des Entwurfes . . . Der ganze Ton des Buches ist erhebend. Es regt zum Nachdenken an über Alles, was veredelnd und läuternd wirkt.

Chicago Medical Times.

Ich bin geneigt „Etidorhpa" für das originellste, anziehendste und ganz einzig in seiner Art dastehende Buch zu erklären, welches wir in den letzten zehn Jahren eines nicht unfruchtbaren Jahrhunderts zu sehen bekommen haben.

John Clark Ridpath.

. . . . Eine glänzende Phantasie sucht die Kluft zwischen Erforschtem und Unerforschtem zu überbrücken und läßt uns Einblicke thun in die noch verborgen und geheimnisvoll-wirkenden Kräfte in der Natur. Der Eindruck der tief in die Geheimnisse der Erde eindringenden Schilderung wird durch eine große Anzahl von trefflich ausgeführten Illustrationen erhöht.

Fränkischer Kurier.



. . . . Welcher Ansicht man auch zuneige, ohne Interesse ist es nicht, dem Verfasser durch das Labyrinth wild verschlungener, immer zu neuen Abenteuern führenden Pfade zu folgen etc.

Ueber Land und Meer.

. . . . Die Phantasie des Verfassers ist eine fabelhafte, seine Sprache und Darstellung sind fesselnd etc. . . .

Berliner Fremden-Blatt.

. . . . Eine annähernde Verwandschaft hat das Werk mit den allbekannten Reisebeschreibungen von Jules Verné. Nur bleibt Jules Vernés doch schon reichlich kühne Phantasie noch himmelweit zurück hinter diesem Versuche, die zähmende Kluft zwischen Erforschtem und Unerforschtem zu überbrücken und den Schleier zu lüften von den tiefsten Geheimnissen des Weltalls etc.

Leipziger Zeitung.

„Etidorhpa" wird von allen jenen am besten gewürdigt werden, welche den Orient bereist und nach Licht und Wissen geforscht haben.

New-York World.

Unter den Gnomen im Untersberg.



Eine sonderbare Geschichte

von

Franz Hartmann.

Preis in elegantem Prachtband 7 Mark.

Im Untersberg im Salzburger Lande trägt sich die „sonderbare Geschichte" zu. Diese Erzählung von hohem poetischen Werte, hat sich der günstigen Aufnahme im Publikum erfreut. Und wie gern flüchtet man sich doch heute in der That einmal wieder „ins alte romantische Land".

Die Ausstattung ist entzückend: Mohnblumen umrahmen das Titelbild auf dem farbig. Celluloidbande.

Die Geheim-Philosophie der Indier.



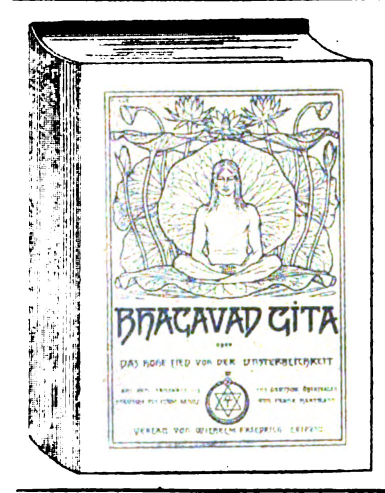
Von **Bramacharin Bodhabhikshu.**

Mit Portrait.

Preis Mark 2.—.



Die Lehren der indischen Philosophie haben eine immer weitere Verbreitung in der ganzen gebildeten Welt gewonnen. Die Größe und tiefe Poesie der indischen Geheimlehre und vor allem auch die Hervorhebung alles dessen, was sie mit der christlichen Religion gemeinsam hat, macht Bodhabhikshu's Schrift zu einem hochinteressanten Denkmal der indischen Philosophie. Die Lektüre wird jedem Gebildeten hohen Genuß bereiten.



Rudolf Gerstäcker, Leipzig







